

Gender und Raum

edition der
Hans **Böckler**
Stiftung 

Fakten für eine faire Arbeitswelt.

Sibel Vurgun (Hrsg.)

Gender und Raum

**Ein transdisziplinärer
Sammelband, einschließlich
der Tagungsdokumentation
der 11. Wissenschaftlerinnen-
Workstatt der Hans-Böckler-
Stiftung**

edition der Hans-Böckler-Stiftung 152

© Copyright 2005 by Hans-Böckler-Stiftung

Hans-Böckler-Straße 39, 40476 Düsseldorf

Buchgestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal

Produktion: Setzkasten GmbH, Düsseldorf

Printed in Germany 2005

ISBN 3-86593-029-8

Bestellnummer: 13152

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des öffentlichen Vortrages,
der Rundfunksendung, der Fernsehausstrahlung,
der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

EINLEITUNG	9
<i>Sibel Vurgun</i>	
I. ECHO-RAUM	19
DIE WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT 2004 –	21
über das »Auf-sich-selbst-und-seine-eigenen-Spiel-und- Handlungsräume-schauen«	
<i>Christiane Mattieson/Melanie Stadermann/Cornelia Weigand</i>	
»RÄUME FÜR UNS SCHAFFEN«	25
Ersteilnehmerinnen-Bericht zur 11. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt vom 19. bis 21.09.2004 im Frauenlandhaus Charlottenberg	
<i>Patricia Gozalbez Cantó</i>	
ZEITTRÄUME – ODER DAS BEFLÜGELNDE VERHÄLTNIS VON WISSENSCHAFT UND KUNST –	27
Doktorinnenehrung und Kultur am Abend des 20.09.2004 in Charlottenberg	
<i>Judith C. Enders</i>	
AUFGEREGT, UNEINGEWEIHT, BEEINDRUCKT, ÜBERWÄLTIGT, ERLEICHTERT, ERMUTIGT...	31
Von der Stipendiatin Grethe zur Referentin Dr. Herzog Sechs Jahre Werkstatt – Begegnungen und Begebenheiten	
<i>Margarethe Herzog</i>	
WARUM EINE WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT? ODER: WOZU NOCH FEMINISMUS?	39
<i>Christine Kirchhoff</i>	
GENDER MAINSTREAMING – WIE ALLES BEGANN...	45
<i>Birgit Bachmann</i>	

ZEITRÄUME: DARF EINE WISSENSCHAFTLERIN LIEBESKUMMER HABEN?	49
<i>Luzia Vorspel</i>	
KÖRPERRÄUME	63
<i>Christa M. Heilmann</i>	
WAS HEISST AUTHENTISCH REDEN?	77
Über männliche Sprache und weibliches Sprechen	
<i>Bettina Kremberg</i>	
II. GENDER UND SOZIALER RAUM	91
GENDER IM (INTER)KULTURELLEN BERUFLICHEN HANDLUNGSRAUM	93
Wechselseitige Wahrnehmungen und kommunikative Konstruktionen des sozialen Geschlechts im deutsch-ukrainischen Arbeitskontext.	
Eine Interviewanalyse.	
<i>Galina Leontij</i>	
KONSTRUKTION UND WAHRNEHMUNG VON ARBEIT UND RAUM	139
Die Gebäranstalt am Sinngrün	
<i>Marion Stadlober-Degwerth</i>	
RAUMANEIGNUNG BERUFSBEDINGTER BAHNFAHRERINNEN IM ZUG	159
<i>Angela Poppitz</i>	
DIE KONSUMENTIN IN DER GROSSSTADT	177
<i>Monica Neve</i>	
RÄUME SCHAFFEN – RÄUME ERHALTEN	197
Thermodynamische und geschlechtsspezifische Überlegungen zum Erhalt des »Umweltraums« am Beispiel Klimaschutz	
<i>Judith C. Enders</i>	

RÄUME FÜR UNS SCHAFFEN IM CYBERSPACE	207
<i>Jinae Park</i>	
GEFANGENSCHAFT UND OSTRaumMYTHOS	227
Gender, Raum und Gattung in Werken Edwin Erich Dwingers und Maria de Smeths	
<i>Polly Kienle</i>	
III. GENDER-RAUM-KONSTELLATIONEN IN DER LITERATUR	273
IM NETZ DER SCHICKSALSWEGE – GRENZÜBERSCHREITUNGEN IN DEN TEXTEN VON ANNEMARIE SCHWARZENBACH	275
<i>Agnieszka Vojta</i>	
RÄUME SCHAFFEN – RÄUME BELEBEN	287
Die Entgrenzung des Ethnisch-Nationalen und Eröffnung des Intim-Privaten im Schreiben von Frauen in der Karibik oder mit der Karibik in den USA	
<i>Margarethe Herzog</i>	
RÄUME BEGEHEN – GRENZEN ÜBERSCHREITEN	299
Konstruktionen von Raum und Geschlecht in vier aktuellen Romanen von Hispanoamerikanerinnen in den USA	
<i>Margarethe Herzog</i>	
DIE HÖHLE/HÖLLE IM »PARADIES«	335
Geschlechts- und Raumkonstruktionen in Martin Walsers Roman <i>Brandung</i>	
<i>Ana-Maria Palimariu</i>	
RAUMSEMANTIK IN DER LITERATUR	363
Der Zusammenhang von Geschlecht und Raum in Fawzia Zouaris Roman <i>Ce pays dont je meurs</i>	
<i>Sibel Vurgun</i>	

LES SŒURS D'ARMES –	383
Formen weiblichen Widerstands im Konzentrationslager <i>Anne-Berenike Binder</i>	
IV. FREI-RAUM	409
DEM ETHISCHEN »RAUM« GEBEN	411
Motiviertes Unbehagen an der Zuweisung symbolischer und sozialer Orte <i>Mechthild Hetzel</i>	
LERNRÄUME FÜR STUDIERENDE SCHAFFEN – SCHREIB- FÖRDERUNG AN AMERIKANISCHEN UNIVERSITÄTEN	427
Ein Reisebericht <i>Katrin Girgensohn</i>	
METHODOLOGISCHER FELD- UND SUBJEKTZUGANG MIT DER REFLEXIVEN PROZESSBEGLEITUNG	445
am Beispiel eines organisationsinternen Führungskräfte- Entwicklungsprogramms <i>Cornelia Weigand</i>	
AUTORINNENVERZEICHNIS	463
SELBSTDARSTELLUNG DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG	475

Einleitung

Wieder ist fast ein Jahr vergangen und das Datum der nächsten, traditionell im September stattfindenden Wissenschaftlerinnen-Werkstatt rückt näher. Der vorliegende Sammelband verbindet die vergangene mit der nächsten insofern, als die Veröffentlichung für September geplant ist und den Teilnehmerinnen der 12. WiWe zugleich einen Eindruck von der 11. WiWe vermitteln soll.

Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Hans-Böckler-Stiftung ist ein Forum von und für Promotionsstipendiatinnen und Frauen in der Wissenschaft. Die Stiftung stellt den finanziellen Rahmen zur Verfügung und die Organisation wird von jährlich neu gebildeten Vorbereitungsgruppen übernommen. So erhält die WiWe eine immer wieder frisch entworfene Architektur, deren Konkretisierung diverse Formen annimmt. Die Nutzung dieses Werkstatt-Raums bleibt jedoch konstant:

Es wird im wahrsten Sinne des Wortes »gesponnen«: sowohl fachliche als auch interdisziplinäre oder persönliche Netze.

Es wird konstruiert: die aktuelle Situation der Frauen in der Wissenschaft wird im Fokus verschiedener Perspektiven hinterfragt und alternative Konstrukte werden entworfen.

Es wird ausgeleuchtet: berufliche und private Perspektiven werden diskutiert und erörtert, sowohl auf konkret inhaltlicher als auch auf theoretischer Ebene.

Es wird schließlich »gebaut«, damit alle etwas in die Hand bekommen: die Teilnehmerinnen können direkt oder indirekt mit der Tagung in Verbindung stehende Artikel veröffentlichen, die in der vorliegenden Form publiziert werden.

Die letztjährige Tagung fand vom 19. bis 21. September 2004 statt und war mittlerweile die elfte Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Die Vorbereitungsgruppe, bestehend aus Christiane Mattiesson, Melanie Stadermann und Cornelia Weigand, hatte das beschaulich gelegene Frauenlandhaus Charlottenberg bei Frankfurt als konkreten Raum für die Veranstaltung gewählt und nach und nach reisten am Sonntagnachmittag die Teilnehmerinnen an: Referentinnen, Promotions- und Alt-Stipendiatinnen, Kinder und Babysitter.

Die Vorbereitungsgruppe leistete Beachtliches, zumal sie nur aus drei Frauen bestand – aus eigener Erfahrung ist mir die Leistung sehr wohl bewusst, die es zu

würdigen gilt. Hinzu kommt, dass sie mit Widrigkeiten konfrontiert wurden, die der Alptraum jeder Tagungsleitung sind: zwei der Referentinnen mussten kurzfristig absagen und es galt, das Programm spontan zu modifizieren. Sie haben jedoch die Nerven behalten und Christa M. Heilmann war so freundlich, statt der beiden parallelen Workshops einen spontanen Vortrag über die Geschichte des Feminismus zu halten, der in eine Diskussion über die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt und die Situation als Frau in der Wissenschaft mündete.

Die Tagung stand unter dem Motto »Räume für uns schaffen« und wurde für die Publikation zu »Gender und Raum« abgeändert. Das erschien sinnvoll, um das Thema möglichst weit zu fassen und damit allen Interessierten die Möglichkeit zu geben, ihren teils persönlichen, teils fachlich-theoretischen Blick darauf mitzuteilen.

Es folgt ein kurzer Überblick über die hier versammelten Artikel, die durch sehr verschiedene Fach-Räume führen und die Gender-Raum-Thematik in unterschiedlichsten Nuancen aufgreifen.

Im ersten Teil des Bandes, im »Echo-Raum«, sind die Texte zusammengefasst, die im direkten Zusammenhang mit der 11. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Hans-Böckler-Stiftung entstanden sind und gewissermaßen als Echo die Nachklänge vom September 2004 vermitteln.

Die Ideen zu den Texten in den anderen Hauptkapiteln sind zum Teil ebenfalls auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt entstanden bzw. haben dort anregende Wirkung und vielleicht Hinweise auf bislang übersehene Perspektiven erhalten. Ein anderer Teil entstand durch die Verschmelzung des Themas Gender und Raum mit dem eigenen Forschungsgegenstand. Schließlich gehen einige der Artikel auf Autorinnen aus dem Konstanzer Netzwerk ausländischer (Post-)Doktorandinnen zurück, die sich thematisch – wie die Beiträge zeigen – ebenfalls transdisziplinär mit der Hauptthematik der hier versammelten Texte Gender und Raum befassen. Ich habe mir als Herausgeberin diese Freiheit genommen, da sich mir damit nicht nur eine Gelegenheit bot, die Bandbreite der Artikel bereichernd zu erweitern, sondern zudem aktives Netzwerken zu betreiben – ein Anliegen, das der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt von Anfang an essentiell wichtig war. Damit bietet der vorliegende Band insofern mehr als die Echos der Tagung, als er zugleich die Materialisierung der Vernetzung von Wissenschaftlerinnen verschiedener Disziplinen und Hintergründe darstellt.

Den Einstieg bildet der Bericht der Vorbereiterinnen *Christiane Mattiesson, Melanie Stadermann* und *Cornelia Weigand*: »Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2004 – über das ›Auf-sich-selbst-und-seine-eigenen-Spiel-und-Handlungsräume-schauen‹«.

Ausgehend von einer Interessenserhebung, die den Bedarf nach der Reflexion der eigenen Situation als Frau in der Wissenschaft aufzeigte, kristallisierte sich das Thema »Räume für uns schaffen« heraus, um das herum die Themenblöcke der WiWe 2004 angeordnet waren. Die Autorinnen erläutern »Raum finden«, »Körper als Raum, aus dem ich forsche«, »ZeitRäume von Arbeit und Leben«, »Zeit(T)räume« sowie »Schaffensräume«.

Im Anschluss daran berichtet *Patricia Gozalbez Cantó* als Erstteilnehmerin an einer Werkstatt, wie sie die Tagung erlebte. Sie hat dabei den Workshop »... und der Körper redet immer mit. Körper und Kommunikation« von Christa M. Heilmann und – den feierlichen Höhepunkt jeder Wissenschaftlerinnen-Werkstatt – die Doktorinnenehrung besonders hervorgehoben.

Dieses Ereignis ist nicht nur für die geehrten Frauen bedeutsam, weil sie ihre Dissertationen fertig gestellt haben, sondern auch für diejenigen, die das Ende ihrer Arbeit noch anstreben und somit stärker motiviert werden, diesen Moment ebenfalls bald zu erleben. Zu diesem Abend gibt es einen gesonderten Beitrag von *Judith C. Enders*, in dem der feierliche Rahmen skizziert wird, der von den Vorbereiterinnen zur Ehrung der Meisterschülerin Silke Koch erdacht worden war. Klavierspiel und Rezitation gaben dabei den Ton an.

Einen weiter gefassten Blick zurück auf vergangene Wissenschaftlerinnen-Werkstätten wirft *Margarethe Herzog* in einem Beitrag, der im Titel eine Bandbreite der Emotionen nennt, die sie mit der Tagung verbindet: »Aufgeregt, uneingeweiht, beeindruckt, überwältigt, erleichtert, ermutigt ...«.

Christine Kirchhoff hingegen fragt in ihrem Artikel provozierend »Warum eine Wissenschaftlerinnen-Werkstatt? Oder: Wozu noch Feminismus?« und erörtert kritisch die Entwicklung, die sie sowohl im Feminismus als auch in der jährlichen Tagung der HBS-Promovendinnen ausmacht: weg vom lilafarbenen Image hin zur Nabelschau und Wohlfühlveranstaltung.

Der darauf folgende Beitrag wirft einen eher historischen Blick auf den Feminismus. Christa M. Heilmann hatte sich auf der Tagung spontan bereit erklärt, einen kurzen Vortrag zur Frauenbewegung, über die Anfänge bis zum aktuellen Gender Mainstreaming zu halten, um einen wegen Krankheit ausgefallenen Workshop zu ersetzen. Die wichtigsten Phasen und die Tendenzen der anschließenden Diskussion zeichnet *Birgit Bachmann* in ihrem Bericht nach: »Gender Mainstreaming – Wie alles begann ...«.

Luzia Vorspel erörtert in ihrem Artikel »ZeitRäume: Darf eine Wissenschaftlerin Liebeskummer haben?« die Problematik von Wissenschaft als Beruf. Ausgehend von den Bedingungen, welche die Arbeit in der Forschung bestimmen, begreift sie die

Promotionsphase als Berufstätigkeit und stellt sie anderen Berufen gegenüber, um Aspekte des Zeitmanagements aufzuzeigen. Den Abschluss eines Promotionsvertrags – vergleichbar der Zielvereinbarung der HBS, jedoch weit reichender – zwischen Hochschule, BetreuerIn und DoktorandIn, sieht sie als eine Möglichkeit der Unterstützung. Sie geht weiterhin auf die Unvorhersehbarkeit privater Krisen ein, die bei der Durchführung des längerfristigen Projekts, das die Promotion darstellt, unvermeidlich sind und ebenfalls berücksichtigt werden müssen, um abschließend doch die Bedeutung der Promotion zu relativieren. Denn das Leben besteht doch aus mehr als aus Arbeit: »Was sind Ihre Zeitfresser und welche davon lieben Sie?«

Christa M. Heilmann greift in ihrem Beitrag »KörperRäume« die auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt beleuchteten Themenblöcke auf, um sie auf den Körperausdruck in sprechsprachlichen Kommunikationssituationen zu beziehen. Der Raum einnehmende Körper wird als solcher reflektiert, ebenso wie die Interaktivität und das Prozesshafte der Raumfindung in der Kommunikation. Den Körper als Raum, aus dem geforscht wird, begreift sie als zurückverweisend auf die eigene Körperlichkeit. Dabei ordnet sie zum einen die Bedeutung des Körpers im Kontext der Sprechsituation ein und präsentiert zum anderen die Wahrnehmung des Gegenübers in seiner Komplexität. Die Zusammenhänge zwischen Zeit, Arbeit und Leben bezieht sie auf Körperausdrucksphänomene und stellt fest, dass sich »Zeit als Entwicklungs- und Veränderungsdimension« nicht als objektiv messbare Einheit darstellt, »sondern als konstituierender Faktor je spezifischer Körperkonzepte«. Ferner verfolgt Heilmann die Idee, Körper selbst schaffen zu können, sowohl im Fiktionalen als auch im Virtuellen, was neben einer Fragmentarisierung der Identität ebenso in Beliebigkeit der eigenen Leiblichkeit und Anonymität im Cyber-Raum resultiert. Das bildet den Übergang zu den Schaffensräumen, worunter sie das »computeranimierte Multiversum« fasst, das nahezu unbegrenzte Machbarkeit verspricht insofern als die zahlreichen Wahlmöglichkeiten – Geschlecht, Alter, Aussehen – die Kreation scheinbar perfekter Identitäten erlaubt, welche die Logik von Zeit und Raum verfälschen. Zum Abschluss hält sie fest: »Schaffensräume im Sinne körperlicher Setzungen bedeuten geschlechtsbezogene körperhafte und körperausdrucksbestimmte Figurationen zu gestalten, wahrzunehmen und in ständig wechselnden kommunikativen Situationen interaktiv veränderbar zuzulassen.«

Die Tagungsinterventionen *Christa M. Heilmanns* veranlassten *Bettina Kremberg* zu ihrem Artikel »Was heißt authentisch reden? Über männliche Sprache und weibliches Sprechen«. Darin setzt sie sich kritisch mit dem Konzept der »wechselseitigen Figuration« in Kommunikationsprozessen auseinander, das die Referentin vorgestellt hatte. Sie zeichnet die theoretischen Argumentationslinien nach und kom-

mentiert, durch eigene Reflexionen ergänzt, die Zusammenhänge zwischen Männlichkeit, Weiblichkeit, Sprache und Kommunikation.

Im zweiten Teil »Gender und sozialer Raum« sind die Beiträge zusammengestellt, die die Gender-Thematik im meist konkreten Raum behandeln, wobei dieser zugleich durch soziale Grenzen charakterisiert und bestimmt wird. Es handelt sich hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, um sozialwissenschaftliche Aufsätze.

Der erste Artikel dieses Abschnitts stellt eine Verbindung zu den letzten Texten des vorherigen dar, weil es auch hier um männliches und weibliches Sprechen geht – allerdings im konkreteren Sinn, als *Galina Leontij* in ihrer Interviewanalyse die Konstruktion von Gender im (inter)kulturellen beruflichen Handlungsraum betrachtet, oder genauer: »Wechselseitige Wahrnehmungen und kommunikative Konstruktionen des sozialen Geschlechts im deutsch-ukrainischen Arbeitskontext«. Sie untersucht und belegt durch angeführte Gesprächstranskriptionen, wie Rollenvorstellungen von Gender im interkulturellen Kontext erzeugt, aufrecht erhalten und bedingt werden, wie die Eigen- und Fremdwahrnehmung sowie die Selbstreflexion erfolgt. Ihr Ziel ist es, die Konstruktion von Rollen- und damit verbundenen Kommunikations- und Handlungsmustern aufzudecken.

Marion Stadlober-Degwerth beschäftigt sich ebenfalls mit Gender im beruflichen Kontext, aber sowohl in einer anderen Perspektive als auch in einem anderen historischen Rahmen. In ihrem Beitrag »Konstruktion und Wahrnehmung von Arbeit und Raum. Die Gebäranstalt am Sinngrün« präsentiert sie die Anfeindungen, denen die Regensburger Hebammen und ihre Kindbettstuben zu Anfang der 1820er Jahre ausgesetzt waren. Die sachlich wenig überzeugenden Vorwürfe gingen von dem Arzt Alois Ziegler aus, der, in erster Linie aus Eigeninteresse, auf eine zentrale öffentliche Gebäranstalt drängte. Stadlober-Degwerth schätzt den Fall als beispielhaft für den Übergang von der »begleiteten Geburt« zuhause oder in Kindbettstuben zur »verwalteten Geburt« in einem funktionalen, zentralen Gebäude ein. Zugleich wurde den schwangeren und neugeborenen Körpern ein neuer, zentralisierter Raum zugewiesen, was die Geburt »damit endgültig zu einem »Spezialfall« von Krankheit, die gesondert und abgesondert behandelt und verwaltet werden musste« machte.

Mit der Rauman eignung berufsbedingter Bahnfahrerinnen im Zug beschäftigt sich *Angela Poppitz*. An zwei Beispielen arbeitet sie heraus, wie individuelle Raumerlebnisse und Raumarrangements bestimmt werden, zum einen durch den Alltag im Zug, zum anderen durch die Lebensführung der Einzelnen. »Den Ausführungen liegt

die Auffassung zugrunde, dass Räume als soziales Konstrukt nicht per se vorhanden sind, sondern erst durch menschliches Verhalten an Form gewinnen, um dann wiederum als Strukturen soziales Handeln von Menschen zu steuern.« Die Erschließung des Zugraums kann etwa durch Abgrenzung von Mitreisenden als willkommener Freiraum im Gegensatz zum sonstigen Alltag gelten. Die Möglichkeiten, die der Raum bietet, können dabei von speziellen Zugzeiten und -räumen abhängen, die wiederum auf die Lebensführung zurückzuwirken vermögen. Gefestigte Raumstrukturen werden geschaffen oder verändert und »wirken handlungsstrukturierend auf die Akteure zurück«.

In einem anderen, ebenfalls konkreteren Raum bewegt sich *Monica Neve*, die sich mit der »Konsumentin in der Großstadt« zu Beginn des 20. Jahrhunderts auseinandersetzt. Sie untersucht, wie sich der Konsum zu einer weiblichen Freizeitaktivität entwickelte und dadurch der Frau zugleich den Zugang zur Stadt und zur öffentlichen Sphäre ermöglichte, einen bis zu dem Zeitpunkt vorrangig männlichen Raum, in dem sie sich fortan autonom bewegen konnte. Das Warenhaus als »halb-öffentliche Sphäre« spielte in diesem Prozess eine wichtige Rolle, indem es in haus-eigenen Zeitschriften die Rolle der verantwortungsbewussten Konsumentin prägte und »dadurch eine kulturelle Narrative der Einstellungen gegenüber dem Konsum, des Vergnügungseinkaufs, der Frauen und der Stadt« entwarf.

Judith C. Enders behandelt einen weit größeren Raum, nämlich den Umweltraum, zu dessen Erhaltung sie geschlechtsspezifische Überlegungen anstellt. Sie bedient sich des Beispiels des Klimaschutzes, um aufzuzeigen, dass für die sinnvolle Umsetzung individuelles verantwortliches Handeln beider Geschlechter notwendig ist, denn ohne grundsätzliche Änderungen des Lebensstils sei keine Verbesserung zu erwarten. Sie geht dabei von theoretischen Überlegungen zur Thermodynamik über die Endlichkeit des zur Verfügung stehenden Umweltraums aus, die sie mit einer These über die praktische, geschlechtsabhängige Dimension des Klimaschutzes verknüpft. Sie plädiert für eine ausgeprägtere Aufklärung, welche die Lebensräume als männliche/weibliche Konnotationen berücksichtigt.

Um den virtuellen Raum des Internets geht es in *Jinae Parks* Beitrag »Räume für uns schaffen im Cyberspace«, der zunächst die vergleichsweise rasante Verbreitung dieses Mediums nachzeichnet sowie im Speziellen Aspekte der neu entstandenen und sich weiterhin entwickelnden Kommunikationskultur darstellt. Was MUDs, MOOs, Blogs etc. sind, kann hier unter anderem nachgelesen werden, aber darüber hinaus geht es Park um die Besonderheiten des Internets als Kommunikationsmittel: neben Anonymität und Globalität geht sie auf den simultanen und interaktiven Charakter des dezentralen Mediums ein, das längst die Grenzen zwischen wissenschaftlichem,

administrativem und privatem Informationsaustausch, Unterhaltung und Konsum gesprengt hat. Park sieht in diesem sehr gestaltbaren Raum eine Chance insbesondere für Frauen, »nicht zuletzt deshalb, um den ›Raum‹ nicht den Gegnern einer offenen und emanzipatorischen Zukunftsgestaltung zu überlassen.«

Polly Kienle untersucht im letzten Beitrag des Kapitels »Gender und sozialer Raum« mit dem Titel »Gefangenschaft und Ostraummythos«, literarische und journalistische Texte von Maria de Smeth und Edwin Erich Dwinger in kulturwissenschaftlich-historischer Perspektive. Sie arbeitet wichtige Elemente der nationalsozialistischen Ostpolitik heraus und betont die genderspezifische Raumerfahrung, die sich in der Analyse herauskristallisiert. Ihr Anliegen ist zu verdeutlichen, dass »die Entwicklung der Raum- und Gendervorstellungen in den Werken gleichsam als Spiegel wie als Motor der Entwicklung kultureller Muster zu Raum und Gender in der deutschen Gesellschaft von 1922 bis in die 1960er Jahre hinein« wirken.

Der dritte Teil »Gender-Raum-Konstellationen in der Literatur« vereint Beiträge, die geschlechtsspezifischen Aspekten in literarischen Texten nachgehen. Die Bandbreite der behandelten Texte ist sehr groß und bietet auch fachfremden Leserinnen einen Einblick in die Gender-Thematik unter dem literaturwissenschaftlichen Blickwinkel.

Im »Netz der Schicksalswege«, dem ersten Beitrag dieses Teils, präsentiert *Agnieszka Vojsa* Grenzüberschreitungen in den Texten von Annemarie Schwarzenbach. Die Evozierung von Freiräumen betrachtet sie unter zwei Gesichtspunkten: zum einen zieht sie die Androgynie als Zwischenraum zur Verweigerung der Geschlechterzuschreibung(en) heran, zum anderen deutet sie die Orientlandschaft als Projektionsfläche der Seele. Im Schreiben verknüpfte Schwarzenbach Freiraum und Fremdsein und es gelang ihr, sich geschlechtliche und geografische Freiräume im Fiktionalen zu schaffen.

Margarethe Herzog skizziert in ihrem Artikel »Räume schaffen – Räume beleben« die »Entgrenzung des Ethnisch-Nationalen und Eröffnung des Intim-Privaten im Schreiben von Frauen in der Karibik oder mit der Karibik in den USA«. Indem sie außer- und inner-karibischen Ansichten nachgeht, reißt sie verschiedene Themen der zeitgenössischen hispano-amerikanischen Literatur an und unterstreicht die literarische Produktivität. Dabei ist das Exil ebenso von Bedeutung wie die Sexualität oder die Sprache. Neben dem interkulturellen Kontext nimmt auch das Schreiben das Thema der Verortung bzw. Entgrenzung auf und resultiert in selbstreflexiven Aussagen.

In einem weiteren Beitrag, »Räume begehen – Grenzen überschreiten«, untersucht wiederum *Margarethe Herzog* fiktionale Texte von vier hispano-amerikanischen Autorinnen auf »Konstruktionen von Raum und Geschlecht« hin. Die Handlung aller Prosatexte ist in einem interkulturellen Rahmen kontextualisiert, der mindestens zwei, eher noch mehr Kulturen verknüpft und über Nordamerika hinaus Asien, Europa und die Karibik umfasst. Herzog gibt die drei Stränge des roten Fadens an, an dem sie sich bei der Analyse orientiert: erstens die Gestaltung der lokalen Bindungen sowie der globalen Beziehungen, zweitens die Bewegungsmöglichkeiten und Lebenswirklichkeiten, die sich für die ProtagonistInnen fiktionaler grenzüberschreitender und transnationaler Lebensgeschichten abzeichnen und schließlich drittens die Frage, inwiefern in den Prosatexten besondere Räume von bzw. für MigrantInnen, GrenzgängerInnen und transkulturelle Subjekte geschaffen werden. Ihrer Auffassung nach sind insbesondere die »Differenzen bzw. Kongruenzen von Handlungs- und Geschlechterräumen« zu betonen, da die teils traditionell, teils progressiv gezeichneten Figuren bestimmten Räumen zugeordnet werden.

Ana-Maria Palimariu zeigt mit der »Höhle/Hölle im ›Paradies‹« ebenfalls Geschlechts- und Raumkonstruktionen auf, und zwar in Martin Walsers Roman *Brandung*. Sie arbeitet dabei die geschlechtsspezifischen Inszenierungen dichotomisch als weibliche Herrschaft gegenüber männlicher Knechtschaft heraus, weibliche Raubtiere versus männliche Beutetiere sowie die Inszenierung der Frauenfiguren zu »Göttinnen« und Männern, die zu »Brandopfern« werden. Ferner stellt sie die Höhle/Hölle als Verschränkung der Raum- und Geschlechterproblematik dar, um abschließend die weibliche Schrift zum einen vom männlichen Leser, zum anderen vom männlichen Dichter abzugrenzen: »ragt innerhalb des Verkehrs zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit, oder zwischen Leser/Dichter und ›weiblichem‹ Text, der leere weibliche Körper/Buchstabe über den männlichen Geist hinaus, so wird die ein ›Paradies‹ verheißende Höhle (der Raum, der die geistig-männliche Fortpflanzung verheißt) zur Höhle/Hölle im ›Paradies‹«.

Der Zusammenhang von Geschlecht und Raum schlägt sich völlig anders nieder im Roman der tunesischstämmigen Fawzia Zouari *Ce pays dont je meurs*, den *Sibel Vurgun* in ihrem Beitrag zur »Raumsemantik in der Literatur« vorführt. Auch hier werden die Gender-Raum-Konstellationen im Interkulturellen analysiert, unter Einbeziehung der Identitätsproblematik. So durchleben die ersten Einwanderergenerationen – zwischen den verschiedenen besetzten kulturellen Territorien – Geschlechtsverlust, Travestie und Refeminisierung respektive Remaskularisierung. Die Folgegenerationen der Einwanderung hingegen erleben weniger ihre Sexualität als problematisch als vielmehr ihre identitäre Konstitution.

Anne-Berenike Binder schließt dieses Kapitel mit einem ebenfalls romanistischen Beitrag: »*Les soeurs d'armes* – Formen weiblichen Widerstands im Konzentrationslager«, in dem sie den autobiographischen Bericht Béatrix de Toulouse-Lautrecs sowie die als literärästhetische Biographie verfassten Erinnerungen Charlotte Delbos untersucht. Ausgehend von Überlegungen zum karzeralen Raum des Lagers legt sie verschiedene Formen weiblicher Gemeinschaften dar, die sie mit Hilfe der ausgewählten Texte rekonstruiert: Frauensolidarität, Mutter-Tochter-Beziehung sowie parafamiliäre Strukturen einschließlich ihrer Varianten. Darüber hinaus zeigt sie die Freiräume auf, die sich die Frauen durch den Bezug zu Räumen außerhalb des Lagers eroberten. Die »Aktivierung des kulturellen Gedächtnisses« erfolgte etwa über Literatur, Musik (auch gemeinsames Singen), Rituale wie die Weihnachtsfeier oder die Lektüre und Inszenierung von Molière-Stücken.

Der vierte und letzte Teil des Sammelbandes, »Frei-Raum«, ist auch als solcher gedacht. Er versammelt Aufsätze, die keine geschlechtsspezifischen Aspekte untersuchen, sondern ist der Ort für darüber hinausgehende Themen. Dennoch findet sich der Raumaspekt, häufig in anderer Ausprägung, wieder.

Das trifft etwa auf den ersten Beitrag in diesem Teil zu, der von *Mechthild Hetzel* stammt: »Dem Ethischen ›Raum‹ geben: Motiviertes Unbehagen an der Zuweisung symbolischer und sozialer Orte«. Sie reflektiert aus dem philosophischen Blickwinkel das Verhältnis von Ethik und Gesellschaftskritik vor dem Hintergrund des ›praktisch‹ motivierten Unbehagens. »Mit ethischen Situationen geht eine (prinzipielle) Unentscheidbarkeit einher. Das Ethische taucht genau dort auf, wo begriffliche Unterscheidung zugleich notwendig und unmöglich ist.« Der Ausgrenzung und Herabsetzung von Menschen, »die als ›abweichend‹ identifiziert werden, entsprechen Einstellungen und Verhaltensbereitschaften im Referenzrahmen von Normalität und Ausnahme.« Das Ethische suggeriert dabei die Möglichkeit, »nach Maßgabe eines Kriterienkatalogs oder Checkhefts«, das menschliche Zusammenleben frei von Unbehagen – begriffen als Fähigkeit Reaktion zu zeigen – zu gestalten.

Mit Lernräumen beschäftigt sich *Katrin Girgensohn* in ihrem Aufsatz, in dem sie ihre Forschungsreise präsentiert, auf der sie die Schreibförderung an amerikanischen Universitäten näher erkundete. Sie stellt verschiedene Programme und Schreibzentren vor, die den Erfolg belegen und eine vergleichbare Entwicklung in Deutschland, den hiesigen Studienstrukturen und Textsorten angepasst, für wünschenswert erscheinen lassen. Besonders hebt sie die Schreibzentren hervor, in denen die Studierenden selbst Verantwortung für das Lernen übernehmen.

Cornelia Weigand schließlich erläutert in ihrem Beitrag den bisher im deutschen Raum wenig beachteten methodologischen Zugang der »Reflexiven Prozessbegleitung«, der sowohl in der Ethnomethodologie als auch in der *Grounded Theory* verankert ist. Sie bedient sich einer Einzelfallanalyse, bei der sie die beteiligten Akteure eines internen Führungskräfte-Entwicklungsprogramms sowie dessen Konsequenzen im Blick hat, um die Bestandteile exemplarisch zu definieren. Hierzu gehören Retrospektivbetrachtungen und Momentaufnahmen, die aus der Sicht der an der Untersuchung Beteiligten erfasst werden. Zudem wird die Methode durch ihre »explorativen, prozessorientierten sowie reflexiven Merkmale« ausgezeichnet, die über den gesamten Zeitraum beschrieben werden, und »die es aus der Forscherperspektive zu berücksichtigen gilt«.

Darauf folgt das *Autorinnenverzeichnis*, in dem alle Autorinnen des Sammelbandes aufgeführt sind. Ich will an dieser Stelle jeder Einzelnen meine Anerkennung aussprechen, da die vorliegenden Beiträge nicht nur hinsichtlich des wissenschaftlichen Anspruchs bestechen, sondern zudem das vielfältige Spektrum aufzeigen, in dem wir uns als Wissenschaftlerinnen engagieren.

Den endgültigen Abschluss bildet die *Selbstdarstellung der Hans-Böckler-Stiftung*, die nicht nur das Zustandekommen der Tagung, sondern ebenfalls die Entstehung dieses Bandes überhaupt erst ermöglicht hat, nicht zuletzt in finanzieller Hinsicht. Denn was Virginia Woolf über schreibende Frauen sagte, trifft ebenso gut, noch heute, auf forschende Frauen zu: *A woman must have money and a room of her own if she is to write.*

Mein herzlicher Dank gilt Iris Henkel und Werner Fiedler, die als Vertreter der Stiftung im Referat Promotionsförderung die Ansprechpartner für die Planung der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt sind. Als Herausgeberin danke ich darüber hinaus besonders Gunther Begenau im Referat Öffentlichkeitsarbeit, der bei der Entstehung des vorliegenden Bandes neben seiner Erfahrung vor allem Geduld bewiesen hat.

Damit wünsche ich allen eine anregende Lektüre ...
Paris, im Juli 2005

I.

Echo-Raum:

**Die 11. Wissen-
schaftlerinnen-
Werkstatt**

**der Hans-Böckler-
Stiftung**

DIE WISSENSCHAFT- LERINNEN-WERKSTATT 2004 –

ÜBER DAS »AUF-SICH-SELBST- UND-SEINE-EIGENEN-SPIEL-UND- HANDLUNGSRÄUME-SCHAUEN«

*Christiane Mattieson/Melanie Stadermann/
Cornelia Weigand*

Seit 11 Jahren existiert sie nun schon: die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Hans-Böckler-Stiftung.

Sie dient als Austauschmöglichkeit für Wissenschaftlerinnen, die teils mit der Stiftung verbunden sind, teils aber auch das erste Mal mit ihr in Kontakt kommen. Sie bietet dabei einerseits Themen, die uns als Wissenschaftlerinnen tangieren, und die in Form von Workshops, Diskussionen oder Vorträgen erarbeitet werden. Andererseits stellt sie aber auch den Raum für das gegenseitige Kennen lernen von Frauen in der Wissenschaft und deren wertvollen persönlichen Ressourcen zur Verfügung.

Wie kann solch eine Werkstatt organisiert und gemanagt werden? Der finanzielle Rahmen wird von der Hans-Böckler-Stiftung abgesteckt, doch bezüglich der inhaltlichen Konzeption ist dem Organisationsteam großer gestalterischer Freiraum gelassen.

Im Zentrum der Wissenschaftlerinnen-Werkstätten der letzten Jahre standen überwiegend abstraktere gender- und politische Fragestellungen im Vordergrund, die bei den Teilnehmerinnen jeweils auf ein großes Interesse stießen. So war etwa 2002 das Thema »Forschen mit Geschlecht? Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft« und 2003 »Gender-Mainstreaming: Ist Frauenpolitik gescheitert? Jetzt geht es auch um Männer!«.

Unser Ziel als diesjähriges Organisationsteam bestand darin, die Teilnehmerinnen selbst in den Fokus zu nehmen. Das sollte in erster Linie den Austausch unter Wissenschaftlerinnen verschiedener Disziplinen mit dem Ergebnis der Netzwerkbildung und -förderung bedeuten. Zur Vorbereitung der genauen Inhalte der Tagung erhoben wir die aktuelle Interessenlage potenzieller Teilnehmerinnen durch einen Fragebogen. Denn, wie kann von einer teilnehmerorientierten Tagung die Rede sein, wenn diese selbst keine Mitgestaltungsmöglichkeiten haben? Aus der Erhebung ging ein bestimmter Blickwinkel auf die Gender-Thematik hervor: Nicht mehr die

abstrakt-intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Thema stand im Zentrum, sondern vielmehr eine praxisnahe Herangehensweise. Es ging vielen Befragten darum, ihre individuelle und direkte Betroffenheit zu thematisieren. Sie schienen auf der Tagung aktiv werden zu wollen, weg von der sonstigen Schreibtischarbeit und hin zu einer aktiven Auseinandersetzung mit sich selbst.

Deshalb sahen wir unsere Aufgabe darin, innerhalb der Tagung den Fokus auf ein »Auf-sich-selbst-und-seine-eigenen-Spiel-und-Handlungsräume-schauen« zu legen.

Auf diesem Weg wurde der Tagungstitel »Räume für uns schaffen« mitsamt seiner Konzeption ins Leben gerufen. Der Raum-Begriff resultierte dabei aus dem Gedanken, dass Räume nicht durch greifbare Wände abgeteilt sein müssen. Sie finden sich in den verschiedensten Formen in den Bereichen Leben und Arbeit. Die Kategorie »Raum« wird heute in den Wissenschaften vor allem als eine »soziale Konstruktion« aufgefasst.¹ »Denn Raum kann nicht unabhängig von sozialen Verhältnissen verstanden werden, da räumliche und soziale Praktiken voneinander nicht separierbar sind.«²

So war es ein Ziel der Tagung, die Beschaffenheit und Bedeutung verschiedener Räume zu beschreiben und zu bestimmen, in denen Frauen ihren Einfluss zur Geltung bringen. Das bedeutete, die beteiligten Wissenschaftlerinnen für ihren eigenen Raum, d.h. für ihre Rolle in der Wissenschafts-Community, in der sie sich bewegen, aber auch für ihre Rolle im Privatleben zu sensibilisieren.

Dies sollte mit fünf zentralen Themenbausteinen erreicht werden:

Der erste Baustein »Raum finden« beinhaltete zum einen den Vortrag über die Historie und Entwicklung der Wissenschaftlerinnen-Werkstätten von Margarethe Herzog.³ Zum anderen konnte sich durch den von Ulrike Heise gestalteten Workshop über die eigene Herkunft und Entwicklung ausgetauscht werden. Dabei wurde versucht, die familiären und geographischen sowie wissenschaftlichen Wurzeln bewusst zu machen. Ziel war es hier, sowohl sich und seine Lebensgeschichte selbst »einzuordnen« als auch sich gegenseitig kennen zu lernen und auszutauschen mit der zugrunde liegenden These »Zukunft braucht Herkunft«.

1 Vgl. Nierhaus, Irene u. Konecny, Felicitas (Hrsg.): Räumen. Baupläne zwischen Raum, Visualität, Geschlecht und Architektur. Wien: 2002. S. 16.

2 Alexander Hamedinger: Raum, Struktur und Handlung als Kategorien der Entwicklungstheorie. Eine Auseinandersetzung mit Giddens, Foucault und Lefébvre. Frankfurt a.M.: 1998. S. 179.

3 Vgl. hierzu auch Margarethe Herzog: »Spieglein, Spieglein von zehn Wissenschaftlerinnen-Werkstätten«. In Herzog, Margarethe (Hrsg.): Gender Mainstreaming. Düsseldorf: 2004. S. 231–255.

Unser nächster Themenkomplex umfasste den »Körper als Raum, aus dem ich wahrnehme«. In der Auseinandersetzung mit der eigenen Körpersprache wurde ein Perspektivenwechsel von außen nach innen mit der Frage vorgenommen: Wie nehme ich mit meinem Körper Raum ein und was lösen die eigenen Bewegungen in mir aus?

Parallel dazu wurde ein Workshop zur Systemischen Aufstellung angeboten. Es handelte sich hierbei um ein Verfahren der systemischen Familientherapie: Durch unterschiedliche räumliche Anordnungen von Stellvertretern aus einem System – wie etwa das der Familie – werden bei diesen Körperempfindungen ausgelöst, durch die neue Einsichten und Entwicklungsmöglichkeiten auf das System stimuliert werden können. Dies bedeutete in der konkreten Aufstellung der Subsysteme »Arbeitsumfeld« und »Familie« einer Teilnehmerin wie für die aufgestellten Stellvertreterinnen, inne zu halten, bewusst zu reflektieren und sich mit sich selbst auseinander zu setzen.

Als einem weiteren Themenkomplex wurde sich »Zeiträumen« gewidmet. Dies ist für jede Wissenschaftlerin ein nicht aus den Augen zu verlierendes Thema, wenn sie den Lebensalltag planen und strukturieren muss. Häufige Fragen sind hier: Wie viel Raum nimmt welches Thema in meinem Leben ein? Wie viel Zeit investiere ich in meine Arbeit und wie viel Erholungszeit brauche ich dann, um mich wieder zu regenerieren? Die Referentin Luzia Vorspel fragte zugespitzt: »Darf eine Wissenschaftlerin Liebeskummer haben«?

Im anschließenden »Erzählforum: Berufs- und Lebensräume von Frauen« teilten erfahrene Wissenschaftlerinnen und Praktikerinnen zentrale Ereignisse und bewegende Bruchstellen ihres persönlichen Berufs- und Privatlebens mit. Über Rückfragen der Zuhörerinnen zu den verschiedenen Biographien ergab sich ein spannendes generationenübergreifendes Gespräch.

Im Abendprogramm »Zeit(T)räume: Ein Pianist und eine Sprecherin« konnte den Gedanken in Phantasieräumen freier Lauf gelassen werden: Hierbei wurde sich thematisch neben ZeitRäumen auch konkreten ZeitTräumen zugewandt und damit erholsamen und nachdenklichen Momenten mit Klaviermusik und Textrezitationen.

Am letzten Tag sollte es wieder um das Produzieren von »Handfestem« gehen. Geplant war das Erarbeiten von Forschungsideen und das Schreiben von Texten; es ging um »Schaffensräume«. Leider musste dieser Themenkomplex durch äußere Umstände ausfallen. In einer spontanen Programmänderung, der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Gender-Thema von Christa Heilmann und der anschließenden Diskussion, welche konkrete Anregungen für weiterführende Wissenschaftlerinnen-Werkstätten gab, wurde nicht nur ein guter Ersatz gefunden,

sondern eine wichtige inhaltliche Abrundung der Tagung. Diese bestand letztlich in der *Frage nach der Bedeutsamkeit, Aufrechterhaltung und Unterstützung der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt*. Mit dem letzten Thema spannte sich der Bogen wieder zurück zum Ursprung der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, nämlich der Gender-Debatte. Unter anderem wurde die These diskutiert, ob es an der Zeit sei, künftig auch das männliche Geschlecht an dem Forum zu beteiligen. Diese Diskussion wurde kontrovers geführt und eher contra entschieden, da die Vorteile in der Aufrechterhaltung des reinen »Frauen-Raums« als überwiegend gesehen wurden.

Die Abschlussdiskussion beschäftigte sich mit der Frage, inwieweit sich Wissenschaftsbewegungen der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt verändern müssen: So wurde darüber diskutiert, ob über die Grenzen der Tagung hinweg dafür gesorgt werden kann, dass »Gender Mainstreaming« auch zu einem gesellschaftlichen Thema wird und nicht ausschließlich in der Wissenschaft bleibt. Diesbezüglich wurde herausgearbeitet, dass das Forum der Wissenschaftlerinnentagung für viele Teilnehmerinnen vor allem einen »Schutzraum« bietet, in dem durch zahlreiche Diskussionen zunächst die eigene Position und Argumentation gefunden werden kann, ohne dabei bereits in der Öffentlichkeit zu stehen. Dies erscheint vor dem Hintergrund eines wohl durchdachten wie geschlossenen Verständnisses elementar, das in wissenschaftliche, aber langfristig vor allem auch in gesellschaftliche Kontexte getragen werden muss.

Wie das Letztere schließlich passieren kann, muss in künftigen Wissenschaftlerinnen-Werkstätten erarbeitet werden. Die Themenfelder und der Diskussionsbedarf dazu sind weit reichend. Das kann auch nach der diesjährigen Wissenschaftlerinnen-Werkstatt konstatiert werden.

Bei der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt handelt es sich um einen Prozess, den wir als Organisationsteam über einen kleinen Zeitabschnitt hinweg mitgestalten und -erleben konnten. Der Wissenschaftlerinnen-Werkstatts-Raum ist demzufolge nicht abgeschlossen, sondern steht weiterhin offen! Es kann und muss also weitergehen, aber nur mit der Anstrengung jeder Einzelnen!

»RÄUME FÜR UNS SCHAFFEN«

ERSTTEILNEHMERINNEN-BERICHT ZUR 11. WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT VOM 19. BIS 21.09.2004 IM FRAUEN- LANDHAUS CHARLOTTENBERG

Patricia Gozalbez Cantó

Das Thema der WiWe 2004 motivierte mich dazu, an dieser nur für Frauen bestimmten Tagung teilzunehmen: »Räume für uns schaffen«, dies klang in jeder Hinsicht nach einem viel versprechenden Unternehmen und so meldete ich mich kurzerhand an. Ich sollte nicht enttäuscht werden, denn die ersten Räume, die für uns geschaffen bzw. zur Verfügung gestellt wurden, waren die im Frauenlandhaus in Charlottenberg. Diese wunderschöne Tagungsstätte in einem winzigen Dorf in der Nähe von Frankfurt bot nicht nur was die Zimmer betraf »Wohlfühlkomfort«, sondern darüber hinaus einen wunderschönen allmorgendlichen Ausblick auf die Lahn, ein nebelbedecktes Tal. Zudem war die nicht vorhandene Geräuschkulisse ein echtes Erlebnis; man hörte morgens einfach gar nichts. Absolute Stille. Noch nicht einmal Vogelgezitscher. Das muss ein Stadtmensch erst einmal aushalten!

Doch zurück zu den Räumen: Wie ich bereits betonte, hat mir die Tagungsstätte sehr gut gefallen und dies nicht zuletzt deshalb, weil die beiden Betreiberinnen es verstanden, eine einladende Atmosphäre zu schaffen und uns kulinarisch mit vegetarischen Köstlichkeiten zu verwöhnen. Aber nicht nur sie sorgten dafür, dass wir uns rundum wohl fühlten, auch die Organisatorinnen der diesjährigen WiWe, Christiane Mattiesson, Melanie Stadermann und Cornelia Weigand, gaben sich große Mühe, dass alle zufrieden waren. An dieser Stelle noch einmal meine große Bewunderung für euer Organisationstalent! Ihr wart ein super Team! Nur schade, dass zwei Referentinnen wegen Krankheit ausfallen mussten. Das Programm war zwar insgesamt sehr interessant, doch hatte ich mich noch auf vielseitigere Beiträge zum Thema gefreut. Besonders neugierig wäre ich auf das Seminar »Schreiben – rund um den Bauchnabel der Wissenschaftlerin« gewesen.

Im Folgenden möchte ich kurz auf zwei Programmpunkte der WiWe eingehen, die mich besonders angesprochen haben und mir nachhaltig in Erinnerung geblieben sind.

Als Erstes wäre da der Vortrag von PD Dr. Christa M. Heilmann aus Marburg, bei dem es um Körpersprache bzw. um Kommunikationsformen des Körpers ging. Frau

Heilmann versuchte zunächst über mehrere praktische Übungen, die Aufmerksamkeit auf unseren eigenen Körper zu richten. In Partnerarbeit sollte man jeweils die Körpersprache seines Gegenübers spiegeln, ohne näher auf das von ihm Gesagte einzugehen. Dies führte verstärkt zu verwirrenden und durchaus komischen Situationen, da der wild gestikulierende Sprecher sich zum Schluss ziemlich verloren vorkam; ohne Feedback vom Gegenüber funktioniert Kommunikation eben nicht. Und wenn anstatt einer nickenden Zustimmung nur »Nachgeäffe« kommt, kann man ziemlich aus dem Konzept gebracht werden. Fazit dieses Seminars war, dass man eine möglichst authentische Form der Körpersprache finden sollte, die keine Gestikulationen anderer kopiert, sondern eine, die die eigene Persönlichkeit unterstreicht.

Abschließend möchte ich auf das für mich beeindruckendste Erlebnis der WiWe zu sprechen kommen: Die Doktorinnenehrung!

Diese sei, so war ich vorher informiert worden, das wichtigste Ritual der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Denn hier wird bereits seit einigen Jahren die Möglichkeit geboten, diejenigen Doktorandinnen, die ihre Dissertation erfolgreich abgeschlossen haben, als »Heldinnen« zu feiern. Dieses Jahr durfte sich die übergläckliche Silke auf ein Podest heben und umjubeln lassen. Ich bin mir nicht sicher, ob es der Akt der Ehrung als solcher war, der mich so faszinierte, oder die Tatsache, dass dieser Zeremonie ein gesamter Abend mit Rahmenprogramm gewidmet wurde. Fest steht, dass mich dieses Erlebnis tief berührt hat und ich meinerseits so richtig Lust bekommen habe meine Dissertation zu beenden, obwohl ich noch nicht einmal angefangen habe zu schreiben. Aber das spielt keine Rolle. Wichtig ist für mich zu wissen und miterlebt zu haben, wie schön dieser Moment des Abschließens sein kann. Natürlich freue ich mich insgeheim auch darauf, irgendwann einmal so gefeiert werden zu dürfen und für die ganze langjährige Arbeit auf diese Weise Anerkennung und Würdigung zu erhalten. Zudem gibt die WiWe und vor allem die Zeremonie der Doktorinnenehrung gerade den am Anfang-Stehenden wie mir einen unglaublichen Energieschub. Schließlich möchte man auch in den Genuss kommen, nach erfolgreicher Beendigung der Dissertation auf diese Weise geehrt zu werden. Übrigens war das zur Ehrung gehörende musikalisch-literarische Abendprogramm von Dipl. Sprechwissenschaftlerin Dorothea Karagiorgos und Musiker Alexander Reitenbach ein absolutes Erlebnis.

Zusammenfassend möchte ich noch einmal unterstreichen, dass ich die Arbeitsatmosphäre der Tagung als sehr angenehm und anregend erlebt habe. Ich halte es für ausgesprochen wichtig, weiterhin einen solchen Raum für Wissenschaftlerinnen der Hans-Böckler-Stiftung zu schaffen und freizuhalten, damit diese die Möglichkeit erhalten, sich auch besonders über frauenspezifische Thematiken innerhalb der Wissenschaftlerinnen-Welt auszutauschen.

ZEITTRÄUME – ODER DAS BEFLÜGELNDE VERHÄLTNIS VON WISSENSCHAFT UND KUNST –

**DOKTORINNENEHRUNG UND
KULTUR AM ABEND DES 20.09.2004
IN CHARLOTTENBERG**

Judith C. Enders

Ins Träumen kann frau schon geraten, auf dem Weg ins Frauenlandhaus in Charlottenberg und Zeit sollte auch genügend mitgebracht werden für den Weg, mit der »Bimmelbahn« durchs verträumte Lahntal. Die sanften Hügel des Westerwalds erheben sich links und rechts der Bahnlinie, die direkt an der Lahn entlangführt. Die Spätsommersonne scheint auf die schon leicht verfärbten Baumkronen des dichten Waldes, welcher die Hügel säumt. Eine wahre Traumlandschaft. Ortschaften wie Nassau, die an den Prunk europäischer Königshäuser erinnern, und die etwas verfallene Bäderarchitektur von Bad Ems, die sich lieblich an die Berge schmiegt, und ggf. die eine oder andere an Halsschmerzen denken lässt, säumen den Weg.

Ausgerüstet mit Zeit und angeregt zum Träumen führte uns nach zwei Tagen konzentrierten Arbeitens auf der 11. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt unser kultureller Abend auf eine Reise durch Raum und Zeit auf poetische Art. Bei Kerzenschein und mit Blümenträumen aus dem hauseigenen Garten auf den Tischen lauschten wir dem Klavierspiel von Alexander Reitenbach und genossen ernsthaft, inspiriert oder belustigt die Darbietungen von Dorothea Karagiorgos, einer Künstlerin des Rezitierens.

Eine zierliche hübsche junge Frau mit einem charmanten Babybüchlein, einer klangvollen Stimme und ausdrucksvoller Mimik versetzte uns mit ihrer Sprechkunst in Dornröschenträume oder überraschte mit beeindruckend vorgetragenen linguistischen Raffinessen zu Zeit und Raum aus Brockhaus und Duden. Nachdenklich stimmte uns Kant, depressiv fast Kierkegaard und euphorisch Kurt Schwitters, dessen Text »Mein neues Hut« uns eine Reise durch Europa bescherte, die durch den Vortrag und das Bühnenspiel der Künstlerin mit osteuropäischem Akzent und in divenhafter Aufmachung mit Hut und Pelz eine Lebendigkeit und Witz gewann, die uns alle auf eine amüsierte Traumreise gehen ließ.

Spätestens bei der Präsentation von Martin Walsers »Frau auf dem Sockel« wussten wir alle, warum wir promovieren. Endlich auch einmal auf einem *eigenen* Sockel stehen. Die Zugauskunft von Peter Handke stimmte uns schon auf die für manche Teilnehmerin beschwerliche Rückreise ein und erinnerte uns an manch schönes eigenes Erlebnis mit der Bahn, an dessen Ende es auch manchmal Stock-dunkel war.¹

Auch Reisekostenunterstützung der Böckler-Stiftung bei Auslandsaufenthalten bekam durch Christian Morgenstern² eine ganz neue Dimension (siehe unten). Ebenso, dass Räume nicht immer durch Zäune abgegrenzt werden müssen und auch eine promovierte Architektin in unseren Reihen mal schön wäre, wurde uns durch Morgenstern klar:

Christian Morgenstern: Der Lattenzaun

Es war einmal ein Lattenzaun,
mit Zwischenraum, hindurchzuschauen.

Ein Architekt, der dieses sah,
stand eines Abends plötzlich da –

und nahm den Zwischenraum heraus
und baute draus ein großes Haus.

Der Zaun indessen stand ganz dumm,
mit Latten ohne was herum.

Ein Anblick grässlich und gemein.
Drum zog ihn der Senat auch ein.

Der Architekt jedoch entfloh
Nach Afri- od- Ameriko.

Abgesehen von der Kunst, die uns erfreuen und unterhalten sollte, fand auch die Doktorinnenehrung ganz im Zeichen der Kunst statt. Seit langem galt es wieder einmal eine Meisterschülerin zu ehren, also eine Künstlerin, die das Äquivalent eines Dokortitels, den wir »restlichen« Frauen in der trockenen Wissenschaft anstreben, für die Künste erworben hat: *Silke Koch* ist seit September 2003 nach drei-

1 Peter Handke, »Zugauskunft«. In: Ders.: Prosa, Gedichte, Theaterstücke, Hörspiel, Aufsätze. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1969.

2 In: »Das schönste von Christian Morgenstern« Gütersloh: Sonderausgabe für Bertelsmann 1989.

jähriger Arbeit an vier verschiedenen Kunstprojekten und einer Disputation unter dem Thema:

Die Kunst des Erinnerns – Erinnern in der Kunst.

Repräsentation von Gesellschaft in privaten und öffentlichen Räumen.

Meisterschülerin in der Meisterklasse Prof. Astrid Klein
an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig.

Wir feierten dieses Ereignis mit Sekt und Rosen und vor allem auch mit drei wunderbaren Sahnetorten, die allen Anwesenden, inklusive der geehrten und der auftretenden KünstlerInnen wunderbar schmeckten. Mit Musik und Gesprächen in fröhlicher Runde klang der Abend in den frühen Morgenstunden dann aus.

AUFGEREGT, UNEINGEWEIFT, BEEINDRUCKT, ÜBERWÄLTIGT, ERLEICHTERT, ERMUTIGT ...

VON DER STIPENDIATIN GRETHE ZUR
REFERENTIN DR. HERZOG

SECHS JAHRE WERKSTATT –
BEGEGNUNGEN UND BEGEBENHEITEN

Margarethe Herzog

Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ... schon im stipendiatischen Aufnahmegespräch hatte ich von Annette mit großem Interesse von diesem selbstorganisierten Forum in der HBS gehört ... und war sofort wild entschlossen hinzufahren, als sich mir – als glücklich in die Promotionsförderung aufgenommene Stipendiatin – die erste Gelegenheit bot. Das war 1998 in Oberursel: »Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!« warben die Organisatorinnen für die fünfte WiWe. Was ich als angehende Wissenschaftlerin brauchte, war ganz pragmatisch: die Internet-AG! Im Vorfeld der Tagung hatte ich dem Programm und dem Reader entnommen, dass neben Diskurs- und Forschungstheorien, neben Promotions-Abschluss- und Anschlussförderungsfragen auch hier eine Präferenz liegen konnte: bei den ganz praktischen aber auch kritischen Belangen im Umgang mit dem Internet.¹

Aufgeregt war ich, was ich zu erbringen hätte. *Uneingeweiht* war ich noch bei der Ankunft im Waldhaus über die eventuellen Feinheiten der Zimmervergabe. *Beeindruckt* war ich von der ersten großen Runde zur Eröffnung, *erleichtert* dabei auf andere »Orchideen« zu treffen: Geistes- und Literaturwissenschaftlerinnen meines Zeichens, ja sogar Lateinamerikanistinnen. *Überwältigt* fühlte ich mich immer wieder von der Professionalität auf der Tagung: Die Frauen des Vorbereitungsteams schienen beispielhafte Wissenschaftlerinnen zu sein. Auf dem Podium zu Fragen der Forschungsfinanzierung saßen sie mit den durchweg die hohen Ränge und

1 Von der Entstehungsgeschichte des Internet bis zur informatisch-handwerklichen Erstellung einer HTML-Seite finden sich Informationen aus der AG in: Herzog, Margarethe (1999): AG »Internet – Arbeitspraxis und Reflexion«. Die Welt in der Kiste? In: Henninger, Annette (Hrsg.) (1999): Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!? Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf. S. 63-70.

Chargen jener Stiftungen Vertretenden, die für mich kleine Promovendin (noch) in unerreichbaren Höhen schwebten: VW-, DFG-, HBS-Repräsentantinnen sowie eigene Forschungsinstituts-Gründerinnen. Bei letzteren immerhin war eine, die mir *Mut* machte: sie hatte beschlossen sich nicht als ewige »Kofferträgerin« im Wissenschaftsbetrieb anzudienen, sondern gleich nach der Promotion dafür zu sorgen, dass gute Forschungsarbeit und ForscherInnen anständig bezahlt würden. Das schien mir ein essentielles Anliegen, ein zukunftsweisender Ansatz.

Dann geriet ich irgendwie in die »Promoviert und dann AG«. Eigentlich ging das einen Schritt zu weit für mich, stand ich mit meiner Doktorarbeit doch noch ganz am Anfang. Aber wir waren nur drei Teilnehmerinnen und das versprach einigermaßen gut aufgehoben zu sein. Doch die Schicksale der anderen machten mich betroffen: die eine war als frisch gebackene Doktorin gerade in die Niederungen des Sozialamtes gefallen, die andere arbeitslos mit diversen Stellenbewerbungs-Misserfolgen. Jenseits beider fand ich beim Basteln meiner symbolischen »Promotionstüte« mit collagierten offenen und verborgenen Wünschen Puzzleteile eines neuen Selbstverständnisses als Promotionsstipendiatin auf dem langen Weg zur späteren Titelträgerin.

Das Drumherum und Zwischendrin der Werkstatt-Tage hatte für mich sehr ähnliche Anteile wie der programmatische Tagungs-Teil: ich war *aufgeregt* bei jedem Gespräch, das sich mit anderen Stipendiatinnen entspann; *uneingeweiht* in die Querelen unter den Vorbereitungsfrauen wie auch in den Missmut über eine »geschlossene« AG; *beeindruckt* von den vielen Frauen, die sich hier bereits mit anderen herzlich wiedertrafen; *erleichtert* durch Neulinge wie mich auf der einen Seite, die sich am Rande bewegten, *erleichtert* durch alte Häsinnen des Unibetriebs auf der anderen Seite, die wie ich so ihre Bedenken über die institutionellen Wissenschaftlerinnen-Gebaren hatten; *überwältigt* vom »Damenabend mit Ehrung«, bei dem auf kongeniale Weise ein »Kleines Rotes« mit langstieligen Rosen als Inbegriff von (Natur-)Wissenschaft, Weiblichkeit und Leidenschaft aufeinander traf. Sekt und Duett kamen kunstvoll neben Tränen der Rührung zum Einsatz – und es war wiederum Annette, meine ehemals stipendiatische Gutachterin, die hier für die Abgabe ihrer Diss geehrt wurde. Gegen ihr soziales Umfeld hatte sie ihre Doktorarbeit durchgekämpft und wollte es fortan bis zur Professorin bringen. Das rief bei mir Zwiespälte hervor: einerseits Zweifel, ob ich mich als zukünftige Professorin sehen konnte, andererseits Vertrautheit seit Jugend mit dieser Losung, das scheinbar Unerreichbare, Ungreifbare, Utopische zu versuchen. Schließlich sah ich mich *ermutigt* von all dem hier auf der Werkstatt und von all den einzelnen Frauen auf der Werkstatt, mit denen ich etwas vertrauter geworden war, im Promotionsprozess weiter Vernetzung

und Austausch zu suchen. So kam es einerseits – angesprochen durch die Internet-AG-Leiterin Britta – zur Gründung einer privaten Postmoderne-AG in der Folge der WiWe, und damit zu zeitweisen Freundschaften durch die Wissenschaften. Andererseits kam mit der Begeisterung über diese erste Werkstatt meine Bereitschaft, die nächste selbst mit zu organisieren.

So saß ich bei der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 1999 in Niedersfeld »Im Netz der Wissenschaft – (mit) Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb« bzw. -treiben. Ich war *aufgeregt* an der Stirnseite des Tischkarrees als Mitorganisatorin mit den anderen des Orga-Teams, ob denn alles klappen würde: die Ausschmückung der Räume mit Blick auf das Vernetzungsthema, die Anreise aller Angemeldeten sowie Angekündigten, die Konzeption und Durchführung der Tagung mit all ihren AGs, die Koordination und Zuständigkeit im Team miteinander, das rekreative und gesellige Rundherum in alter Manier unserer Frauen-Werkstätten, die Doktorinnen-Ehrung und die Disco ... *Uneingeweiht* waren wir in den Usus wohl häufiger vorkommender Referentinnen-Absagen, die uns einigermaßen ins Schleudern brachten.² *Beeindruckt* war ich dann von der Umsetzung von Einladungen und persönlicher Zusammenkunft mit Referentinnen und Teilnehmerinnen; *überwältigt* von dem sehr produktiven Miteinander im Gespräch an Tischen und Stühlen, im Stehen und Gehen, ob mit Stift und Papier oder Weinglas und Gummitierchen ausgerüstet; *erleichtert* als Moderatorin auf dem Podium wie auch als »Technik-Checkerin« mit der DJ-Frau etwa ob der Mithilfe Aller vom Hauskoch in der Begegnungsstätte bis zum Hausherrn unseres Promotionsförderungsreferats, denen es um das Gelingen der Tagung angetan war. *Ermutigt* war ich schließlich dank der entstandenen schönen Kontakte und Unterstützung so mancher Mitstreiterinnen (derer die dereinst arbeitslose Ingrid nun in Kunstbetrachtungen vertieft an meiner Seite lustwandelte), die Dokumentation anzugehen und die Tradition weiterzutragen, die Werkstatt in all ihren Teilen weiterzuempfehlen.

Auf der nächsten Werkstatt, meiner dritten, »Lost in Space« 2000 in Oer-Erkenschwick, der »eigenen wissenschaftlichen Verortung in und außerhalb von Institutionen« gewidmet, konnte ich mich dann so richtig zurücklehnen. Zwar war ich *aufgeregt*, was denn dieses Mal geboten würde, wie es dieses Mal sein würde, wen ich dieses Mal hier (wieder) treffen würde – aber ich war eben auch *erleichtert* von vorn-

2 Vgl. dazu meinen Bericht »Macht in Wissenschaft und Wirklichkeit – Kämpfe im Vorfeld der Werkstatt, Ernüchterung am Podium« in: Herzog, Margarethe (Hrsg.) (1999): Im Netz der Wissenschaft? Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb. Machtstrukturen – Bedeutungsnetze – Handlungsmöglichkeiten. Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf. S. 77-92.

herein, da ich beide Seiten der Werkstatt – die der Teilnehmerin wie die der Organisatorin – kannte. Dieses Mal war ich sozusagen frei, Kontakte zu suchen, Informationen einfach mitzunehmen. Mich als Wissenschaftlerin begreifend, bereits in der Abschlussphase des Promotionsprozesses, kam die auf der Werkstatt angebotene Forschungssupervision genau recht. Hier traf ich unter anderem Heike, die später mit mir Geehrte. Der ehemals arbeitslosen Ingrid, vormals neben mir in Niedersfeld Lustwandelnden, durfte ich dieses Mal in die kunstgeschichtlichen Tiefen und Parallelen von Leben und heimlichen Liebschaften folgen.³ Ich hatte Lust mitzudiskutieren, zu kritisieren und mich einzubringen, konnte bis in die Puppen an der Bar stehen, und mit einer der am Anfang entdeckten und nun bekannten anderen »Orchideen«, Susanne, über Politik und Privates, über das Promovieren und die Perspektiven sinnieren und parlieren. So tat ich es und genoss es. Und wie es der Zufall wollte, durfte ich ad hoc auch noch Laudatorin auf eine viel geschätzte Psychologin sein.

Dann setzte ich eine Werkstatt aus – urlaubsbedingt. Und wie es die Weltgeschichte fügten, war genau diese die Werkstatt um den 11. September 2001. »Perspektive Global!« hieß es, als sei das Nomen das Omen. Obgleich von den Geschehnissen und der Abreise mancher Teilnehmerinnen unterbrochen, warf die Tagung und wirft der Tagungsband doch ein interessantes Licht auf »Internationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und -forschung«.⁴

Meine vierte WiWe, im »Open Space« – »Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft« 2002 in Magdeburg stand eigentlich ganz in meinem Zeichen. »Open Space« war gerade ein rechtes Motto für mein Leben, da ich *erleichtert* um meine Diss war, abgegeben hatte, allerdings noch mit Auflagen meines Doktorvaters zur Publikation versehen war. Die diesjährigen Vorbereitungsfrauen *ermutigten* mich, mich ehren zu lassen. Aber »Open Space« hieß als Lebensmotto auf dieser Werkstatt für mich auch, mich meinem nun fast einjährigen Sohn zu widmen. Also war ich *aufgeregt*, wie es denn mit der Kinderbetreuung klappen würde. Und ich war mehr als *erleichtert*, dass ich die erfahrene Charlie (vom »betreuten Kind« zur Kinderbetreuerin in der HBS, wie sie so schön sagte) und Jenny schon für die Zugfahrt zum Kennenlernen mit meinem kleinen

3 Siehe den Beitrag »Er findet mich wieder gar nicht so häßlich und möchte mich als Modell wiedersehen. Edouard Manet und Berthe Morisot« von Ingrid Sedlacek in: Mohr, Dunja M. (Hrsg.) (2001): *Lost in Space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen. Dokumentation der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 2. bis 5. November 2000.* Düsseldorf. S. 125-137.

4 Siehe Ostermann, Ingrid (Hrsg.) (2003): *Perspektive: GLOBAL! – Internationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und Forschung. Dokumentation der achten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung.* Düsseldorf.

lason gewonnen hatte. lason hintertrieb auf der WiWe mein wissenschaftliches Ansinnen wirkmächtig, hielt mich und die beiden Mädels auf Trab, da er die große Holztreppe im Hause als seine Herausforderung ansah. Und so nutzte ich im »Open Space« vor allem meine »Schmetterlingsflügel«⁵ zum Rein und Raus zwischen Arbeitsgruppe und Treppenhaus. Aber uneingeweiht wie ich war, hat mich die Methode des »Open Space« doch sehr *beeindruckt*. *Überwältigt* hat mich im Nachhinein auch die Vielzahl der Arbeitsgruppen, die vermittels dieser Methode entstanden sind und die sehr differenzierten Fragestellungen und Anschauungsmomente der Arbeit und des Alltags von uns promovierenden Frauen, Forscherinnen, Wissenschaftlerinnen, Feministinnen, Müttern usw. zwischen Ansprüchen und Wirklichkeit, Wahrnehmung und Gegebenheiten zutage förderten. Im Nachhinein, noch einmal, denn am zweiten Abend – mit meinem Notebook im Flur zwischen den Kinderzimmertüren postiert – packte mich der Ehrgeiz, die Publikation meiner Diss voranzutreiben. So reiste ich vorzeitig ab: ohne Ehrung, weder mit Leckereien der Weisen verköstigt, noch mit Hexenbesen oder Doktorinnenhut versehen.

So gab es mindestens diesen einen Grund, nunmehr als Altstipendiatin auch zur zehnten WiWe zu fahren – abgesehen von der Wiedersehensfreude mit alten und neuen Stipendiatinnen und abgesehen vom Netzwerken auf der Werkstatt, abgesehen vom Nutzen traditioneller Angebote für die Postdoc-Phase und abgesehen von der spannungsvollen Erwartung des neuen Programms: um in den späten Genuss der Doktorinnen-Ehrung zu kommen! Allerdings war ich nicht ganz zufällig auch wieder anderweitig in die WiWe 2003 »Gender Mainstreaming: Ist Frauenpolitik gescheitert? Jetzt geht es auch um Männer!« involviert: Manu hatte mich als Unterstützerin für das Vorbereitungsteam angeworben. Als spezielle Aufgabe übernahm ich die Herausgeberschaft der Dokumentation. Ein Strohalm für mich, um nach der Diss und meinem zweiten Kind nahe an der Wissenschaft bleiben zu können. »Gender Mainstreaming« war nicht gerade mein Steckenpferd, eher *uneingeweiht* war ich in die Tiefen der Theorie und die Details der Trainings. Um so mehr *beeindruckt* haben mich auf dieser zehnten Werkstatt aufs neue die Promovendinnen und Praktikerinnen, die uns in ihren Arbeitsgruppen und Vorträgen mit der Materie vertraut gemacht haben. *Erleichtert* war ich ob der wunderbar aufgeteilten Verantwortlichkeiten im großen Organisationsteam, was mir eine Konzentration auf

5 Vgl. Bleil, Nadja (2003): »Einsatz von Großgruppenmethoden auf Tagungen im Wissenschaftsbereich am Beispiel der Open Space Technology (OST)« in: Wahler, Charlotte (Hrsg.) (2003): Open Space: Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf. S. 27-40.

meine Parts als Eröffnungsrednerin, Herausgeberin und nicht zuletzt Mama eines Klein- und eines Stillkindes erlaubte. *Ermutigung* erfuhr ich rundherum, mich so im »Multitasking« auf die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt begeben zu haben. Und so kam der krönende Abschluss: Die Doktorinnenehrung. Ich war schrecklich *aufgeregt*, denn obwohl ich den Vorbereitungstreffen und -korrespondenzen beigewohnt hatte, hatte ich doch immer geflissentlich über diesbezügliche Teile in der Mail-Versandigung hinweggelesen – wie mir geheißen wurde. Nun saß ich da neben Karin im Rampenlicht (Karin, mit der ich zuletzt die Erfahrung der Forschungssupervision auf der siebten WiWe geteilt hatte) – Sternenhimmel, Seherinnen, Büfett, Tombola ... alles war geboten. Laudationes und Applaus. Nie hatte ich eine Ehrung als so *überwältigend* empfunden.⁶

So viele Rollen hatte ich nun in all den Jahren auf den Wissenschaftlerinnen-Werkstätten bekleidet: die der neu aufgenommenen stipendiatischen Teilnehmerin und die der Altstipendiatin, die der Mitorganisatorin und die der Herausgeberin, die der Eröffnungsrednerin und die der Moderatorin, die der Laudatorin und die der Doktorin ... nun fehlte noch die eine: die der Referentin. Eh ich mich's versah, war ich die, die als Dr. Margarethe Herzog in einer Einladung angeschrieben, im Reader und auf der elften Werkstatt 2004 vorgestellt wurde. »Räume für uns schaffen« war das Motto im Frauenlandhaus und es war mir eine Ehre vor Euch Stipendiatinnen ans Rednerinnenpult treten zu dürfen.⁷ Noch einmal überwältigten mich die Gefühle dieser besonderen Begegnungen und Begebenheiten, von denen eine jede Wissenschaftlerinnen-Werkstatt geprägt ist: *Aufgeregt* vor dem, was kommt und geboten wird, *uneingeweiht* in die Riten der Rednerin, *beeindruckt* vom Gegenüber der interessiert lauschenden Runde, *überwältigt* von den erfolgreichen Mühen der Vorbereitenden, *erleichtert* durch die Unterstützung von so Vielen in allen Belangen; schließlich *ermutigt* im Teilen und Mitteilen von Wissen und Erfahrungen aus dem Geiste und der Tradition der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt heraus.

6 Vgl. auch Meyer-Schoppa, Heike (2004): Geehrt mit Glanz und Glo(oo)ria. Danksagung. In: Herzog, Margarethe (Hrsg.) (2004): Gender Mainstreaming – Von der Frauen- und Geschlechterforschung zur Forderung nach neuen Geschlechterverträgen. Dokumentation der zehnten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf. S.279.

7 »Spieglein, Spieglein von zehn Wissenschaftlerinnen-Werkstätten ... von Frauengeschichte(n) über feministische Forschung zu Geschlechterverhältnissen und Gender Mainstreaming«, so der Titel meines Vortrages auf dieser elften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Nachzulesen unter demselben Titel in: Herzog, Margarethe (Hrsg.) (2004): Gender Mainstreaming – Von der Frauen- und Geschlechterforschung zur Forderung nach neuen Geschlechterverträgen. Dokumentation der zehnten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf. S. 231-255.

LITERATUREMPFEHLUNGEN

- Henninger, Annette (Hrsg.) (1999): *Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!?* Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. edition der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 16, Düsseldorf.
- Herzog, Margarethe (Hrsg.) (1999): *Im Netz der Wissenschaft? Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb. Machtstrukturen – Bedeutungsnetze – Handlungsmöglichkeiten.* Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. edition der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 27, Düsseldorf.
- Dies. (Hrsg.) (2004): *Gender Mainstreaming – Von der Frauen- und Geschlechterforschung zur Forderung nach neuen Geschlechterverträgen.* Dokumentation der zehnten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. edition der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 126, Düsseldorf.
- Mohr, Dunja (Hrsg.) (2001): *Lost in Space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen.* Dokumentation der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 2.-5.11.2000. edition der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 51, Düsseldorf.
- Ostermann, Ingrid (Hrsg.) (2003): *Perspektive: GLOBAL! – Inter-nationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und Forschung.* Dokumentation der achten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. edition der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 75, Düsseldorf.
- Wahler, Charlotte (Hrsg.) (2003): *Open Space: Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft.* Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. edition der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 83, Düsseldorf.

Bestellung der Dokumentationen über die HBS Abt. Publikationen, Gunther Begenau, Hans-Böckler-Str. 39, 40476 Düsseldorf bzw. Gunther-Begenau@boeckler.de. Oder über den Verlag: Setzkasten GmbH, Kreuzbergstr. 56, 40489 Düsseldorf, mail@setzkasten.de.

WARUM EINE WISSEN- SCHAFTLERINNEN- WERKSTATT? ODER: WOZU NOCH FEMINISMUS?

Christine Kirchhoff

Diese beiden Fragen hatte ich nach der Teilnahme an der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2004 im Kopf. Sie haben mich bewogen, diesen kurzen Artikel zu schreiben. Eine Antwort habe ich nicht gefunden, aber vielleicht regen meine Gedanken ja zur Diskussion an. Ich war trotzdem gerne auf der WiWe, mir geht es auch nicht darum, die Veranstalterinnen zu kritisieren. Wenn ich es einfach nur doof gefunden hätte, würde ich mir bestimmt nicht auch noch Arbeit mit diesem Thema machen.

Nach der letzten WiWe, von deren unpolitischem Programm ich dann doch etwas überrascht war, habe ich mich gefragt, ob die Vernetzung von promovierenden Frauen überhaupt politisch sein soll, ob die beiden Fragen aus dem Titel heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, da Feminismus ziemlich altbacken daherkommt, auch wenn frau nicht gleich an die sagenhaften lila Latzhosen und unvorteilhafte Gesundheitsschuhe oder asymmetrische Haarschnitte denkt, überhaupt noch etwas miteinander zu tun haben. Sollten sie das?

Aber ist denn nicht Feminismus – war das nicht das mit der einen Differenz? – hoffnungslos veraltet, in Zeiten der Postmoderne und der bunten Vielfalt queerer Lebensentwürfe – zumindest für einige wenige Privilegierte – überholt? Wozu heute noch Feminismus? Zurück in die 70er? War das nicht irgendwie auch peinlich, lustfeindlich und verkniffen? Die Assoziationen zu diesem Thema sprudeln und ich stelle fest, auch wenn ich feministische Politik nach wie vor für notwendig halte, es sind keine positiven Einfälle. Ein bisschen angestaubt scheint mir das alles. Trotz oder gerade wegen der andauernden Aktualität klassisch feministischer Themen wie Chancengleichheit, Gewalt gegen Frauen, Unvereinbarkeit von Kind und Karriere.

Und zu den Zeiten, in denen politische Korrektheit zumindest in einigen Kreisen die Tendenz hatte, das Denken und Diskutieren zu unterbinden, möchte ich auch nicht zurück. Aber Familienaufstellung nach Bert Hellinger, wie auf der WiWe praktiziert, methodisch äußerst fragwürdig und, was das dahinter stehende reaktionäre Weltbild angeht schwer zu überbieten, muss tatsächlich auch nicht sein.

VON HÜHNERN UND FRAUEN

1974 geboren und aus einem liberalen Elternhaus stammend – meine Mutter legte viel Wert darauf, dass mein Bruder und ich beide putzen mussten – machte ich die ersten einschlägigen bewussten Erfahrungen mit dem Geschlechterverhältnis und seinen Folgen in der Schule, vielleicht besonders, weil ich die letzten vier Jahre Gymnasium in einer baden-württembergischen Kleinstadt am schönen Bodensee verbracht habe, dort wo die SPD unter dem Verdacht steht, linksradikal zu sein und Martin Walser sich wohlfühlt.

Vielleicht, weil dort in der 10. Klasse alle Jungs die Palette der damals verfügbaren Alkoholika durchprobierten und die Mädchen selbstverständlich Cola tranken, Lehrer ohne Konsequenzen behaupten konnten, dass Mädchen kein Physik könnten oder sich im Ethikunterricht mit dem Spruch »Hühner legen Eier, Frauen kriegen Kinder« profilieren konnten. Und so weiter. Vielleicht wegen dieser Normalität, die mich als aus der Großstadt »Neig'schmeckte« (Zugezogene) Pubertierende so überrascht und empört hat, fand ich Feminismus dann, als er zu mir durchsickerte (durch den schulischen Besuch der Frauenliteraturabteilung in der Stadtbibliothek der nächst größeren Stadt mit der wegen solcher Aktivitäten als Emanze geltenden Deutschlehrerin) irgendwie konsequent.

An der Uni wurde es dann subtiler. Kein Oldschool-Sexismus à la Südbaden, aber es waren dann doch meist die Jungs die mit (nicht gelesener) Theorie protzten und je mehr ich mich in Gesellschaftstheorie und Philosophie einlas, desto mehr war ich allein unter Männern, desto weniger Frauen gab es, die in Diskussionen den Mund aufmachten, in Publikationen schrieben oder überhaupt noch in den entsprechenden Seminaren waren. Nach einer Hochphase feministischen Engagements zu Beginn meines Studiums bin ich inzwischen eher damit beschäftigt, meinen Kram zu machen, mich dort durchzusetzen, wo es mir wichtig ist, mich mit dem zu beschäftigen, was mich interessiert. Dabei blende ich auch gerne mal aus, dass manches, was ich erlebe, mehr mit meinem Geschlecht und weniger mit meiner Qualifikation zu tun hat, als mir lieb ist – im Positiven wie im Negativen.

FRAUENBEWEGUNG NUR WENN SIE SCHÖN RHYTHMISCH IST ...?

Und ab und zu wundere ich mich. Über mich selbst und darüber, wie wenig traditionsbewusst Frauen meiner Generation mit der Geschichte umgehen, die zum Teil

auch ihre ist, da hier die Voraussetzung geschaffen wurde für vieles, mit dem sich Frau heute nicht mehr auseinandersetzen muss – mit der Geschichte der Frauenbewegung. Sicherlich war dies keine revolutionäre Bewegung im Sinne der Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, sondern eine bürgerliche Emanzipationsbewegung, nicht mehr – aber auch nicht weniger. Und eine nicht vollendete Bewegung, auch wenn, was die rechtliche Gleichstellung angeht, sicherlich – zumindest in einigen Teilen der Welt – vieles erreicht ist.

Wieso ist es für Frauen so schwierig, sich auf die eigene Geschichte zu beziehen, sich gar damit zu identifizieren? Weil es kränkend ist? Weil gerade die Generation, die mit den Errungenschaften der Frauenbewegung selbstverständlich aufgewachsen ist, nicht daran erinnert werden möchte, wie wenig selbstverständlich diese sind und wie verhältnismäßig kurze Zeit es erst her ist, dass z.B. der Ehemann seiner Frau die Berufstätigkeit erlauben musste? Weil es sich so schlecht mit dem postmodernen Selbstbewusstsein verträgt, immer wieder auf die Kategorie Frau zurückgeworfen zu werden, was aber nach wie vor der gesellschaftlichen Realität entspricht?

Und damit komme ich auf die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Ich war nicht sonderlich überrascht, als ich erfahren habe, dass sie in den Anfängen, also vor 10 Jahren, eine heißbegehrte und gutbesuchte Veranstaltung war, die heute mit etwas über 20 Teilnehmerinnen vor sich hindümpelt und gefährdet ist, eventuell gar nicht mehr stattzufinden, wenn der Abwärtstrend so weiter geht. Mir scheint das symptomatisch. Ich kenne viele selbstorganisierte Frauenprojekte: Infoläden, Buchläden, Cafés, Kneipen, Frauenräume an der Uni etc., bei denen es ähnlich aussieht. Sie haben schon dicht gemacht oder vegetieren nur noch, dafür gibt es unglaublich viele Selbsterfahrungs-, Therapie- und spirituelle Finde-deine-Mitte-Angebote von Frauen für Frauen. Nichts gegen das Finden des Selbst oder der Mitte, was und wo immer die auch sein mögen – aber warum ist diese z.T. krass antiaufklärerische Individualisierung gesellschaftlicher Probleme das, was übrig geblieben ist?

»ICH UND MEIN BAUCH« STATT »MEIN BAUCH GEHÖRT MIR«

Ich denke, zum einen hängt dies mit dem Niedergang der in Folge der so genannten »Neuen sozialen Bewegungen« entstandenen Projekte – ob autonom oder eher alternativ – zusammen, der nicht nur die Frauenprojekte betrifft und der auch in der gemischten Szene einen ähnlich esoterischen Nachklapp hinterlassen hat.

Auch wenn ich ganz persönlich finde, dass es um vieles aus der »alten« Frauenszene nicht schade ist, allein schon wegen der szenetypischen Borniertheiten und

Verhaltenscodes, ich Frauenbuchläden wegen der unerträglichen Fülle an Esoterik eher meide, frage ich mich doch, ob das alles plötzlich überflüssig geworden ist. Braucht es keine Gegenkultur mehr? Hat sie sich überholt? Sind die Bewegungen im Mainstream angekommen? Letzteres sicherlich, das beweist nicht zuletzt die grün-alternative Beteiligung an der derzeitigen Regierung. Und wenn vieles vom Alten schlicht nicht mehr interessiert oder es sich auch gut darauf verzichten lässt, wo bleibt dann das Neue?

Nun aber wieder zurück zur Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Als ich als hoffnungsvolle Neu-Stipendiatin im Intranet auf die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt stieß, hatte ich zugegebenerweise Vorurteile, die sich dann übererfüllten: etwas zum Wohlfühlen. Bingo. Ich fühle mich auch gerne wohl, wenn auch lieber ohne Metaplan-Wölkchen, aber ich frage mich schon lange, ob die Beschäftigung mit sich, den eigenen Gefühlen, Unsicherheiten wirklich alles ist, was Wissenschaftlerinnen, die sich extra als reine Frauengruppe treffen, umtreiben sollte. Muss Feminismus durch Wohlfühlveranstaltungen ersetzt werden?

DAS POLITISCHE IST PRIVAT?

Ich will damit nicht sagen, dass das überflüssig ist, gerade für Frauen im Wissenschaftsbetrieb und wenn es das Bedürfnis danach gibt, dann ist das erst mal zu akzeptieren.

Sicherlich ist es wichtig, dass Frauen den Raum haben, sich auszutauschen, sich gegenseitig Anerkennung zu geben und auch mal gemeinsam über das eigene Fühlen und Handeln, die eigene Biographie nachzudenken, ohne gleich Ergebnisse liefern zu müssen, ohne Verwertbares schaffen zu müssen. Dies muss nicht unpolitisch sein, wird es aber, wenn, wie auf der letzten WiWe die Reflexion darüber, warum wir hier mit diesem Programm sitzen, warum es ein Bedürfnis danach gab, aber dennoch nur ein Bruchteil der Promotionsstipendiatinnen gekommen ist, fast ganz ausfällt. Natürlich ist es ermutigend, Frauen kennen zu lernen, die ihren Weg gemacht haben, aber was nützt mir das, wenn die Strukturen, die das überhaupt zum Topos machen, weiter fortbestehen und noch nicht mal thematisiert werden?

Ich denke, dass die zunehmende Zentrierung auf das eigene Erleben und Wohlergehen, samt des lange geboomt habenden Marktes für allen möglichen Wellness- und Eso-Schnickschnack für Frauen voll im gesellschaftlichen Trend zur Individualisierung struktureller Probleme liegt. Nicht erst Hartz IV lehrt uns, dass Arbeitslose zu faul zum Arbeiten sind und auf jeden Fall selbst dafür verantwortlich, sich

weiter zu qualifizieren, sei es auch durch Parkfegen. Auch wenn Hartz IV zuerst einmal Auswirkungen auf die unmittelbar Betroffenen hat, wirkt es auch auf diejenigen, die – noch – beschäftigt sind, macht Angst und scheint weniger zur dringend notwendigen Kritik an Lohnarbeit als Form gesellschaftlicher Reproduktion (Marx lesen!) zu führen, als dazu, dass alle sich noch mehr anstrengen, selber bloß niemals zu den Betroffenen zu gehören. Es ist dies eine Entpolitisierung des Sozialen, die den Einzelnen nicht anzulasten ist, aber dennoch kritisiert gehört.

Dementsprechend kann die Antwort auf die nach wie vor bestehenden Nachteile von Frauen auf dem Arbeitsmarkt nicht nur in den gemeinsamen Bemühungen bestehen, sich individuell fit für die Konkurrenz zu machen. Wenn sich ein Treffen von Nachwuchswissenschaftlerinnen darauf beschränkt, ohne dieses Bedürfnis und seine gesellschaftlichen Ursachen zu reflektieren und letztere zu kritisieren, dann ist das nicht nur unpolitisch sondern affirmiert die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse samt des Geschlechterverhältnisses. Vielleicht wäre das genau das, was anstünde und was zu einer Repolitisierung führen könnte: die kritische Reflexion der fortschreitenden Privatisierung und Individualisierung struktureller Probleme. Vielleicht doch noch Feminismus?

GENDER MAINSTREAMING – WIE ALLES BEGANN ...

Birgit Bachmann

PD Dr. Christa Heilmann gab einen kurzen Abriss über die Entwicklung des Blickes auf Männer und Frauen und die Entwicklung des Gender Mainstreaming.

Am Anfang war die *Defizithypothese*. Die Fragen, die im Vordergrund standen waren: Was können Frauen nicht, was Männer können? Warum und wieso sind Frauen anders? Frauen nahmen das Vorankommen von Männern wahr und empfanden es als Defizit, selbst nicht die gleichen Chancen zu haben. Sie erlebten die unter Männern bestehenden Netzwerke und Bündnisse, ohne daran jedoch partizipieren zu können. Erstmals Anfang des 20. Jahrhunderts, nämlich 1905, gelang es einer Frau an einer deutschen Universität zu promovieren. Es gab noch keine männliche oder weibliche Norm, Norm ergab sich vielmehr aus der ausschließlich männlichen Präsenz. Frauen blieben im Hintergrund – kommunizierten jetzt aber ihre Unzufriedenheit mit der Situation. Nicht zuletzt diese Wahrnehmung führte zum Feminismus, der Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre in den USA begann und über Holland schließlich auch nach Deutschland kam.

Die nächste Phase in den 1980er Jahren war durch die *Differenzhypothese* gekennzeichnet. Andersartigkeit wurde nicht länger als defizitär empfunden, sondern Frauen wurden sich der Unterschiede bewusst. Sie fühlten sich nicht länger als defizitäres Pendant zur öffentlichen Norm, die männlich war. Bedeutsam wurde nun nicht das Nachholen, sondern die Herausarbeitung der Unterschiede. Weiblichkeit und Männlichkeit wurden als zwei unabhängige Kategorien hinterfragt: Welche Differenzen gibt es? Wie sind die Bereiche bestimmt? Handelt es sich wirklich um unterschiedliche Kategorien oder um verschieden verteilte Dominanzen in den gleichen Kategorien? Mitte der 1980er war etwa im öffentlichen Wissenschaftsdiskurs klar, dass Männer und Frauen gemeint waren, wenn von Personen die Rede war, das konnte (und kann) jedoch nicht ohne weiteres auf die Gesellschaft übertragen werden.

Diese Entwicklungen leiteten zum *Gender Doing* über. Ausgangspunkt war die Feststellung, dass es Frauen gab, die sich wie Männer verhielten. Das implizierte die Möglichkeit, von einer Kategorie in die andere zu wechseln, Code Switching zu betreiben. Es konnte also Bewegung geben. Mit anderen Worten, die Kategorien lösten sich auf. Das Geschlecht wurde nicht mehr als biologische Kategorie begriffen, sondern als sozio-kulturelle: erkannt wurde die Abhängigkeit von der jeweiligen Kul-

tur, in der es sich entwickelt und in der es gelebt wird. Gender erschien als das Ergebnis sozialer Prozesse.

Darauf folgte die *Konstruktion von Geschlecht*. Es handelte sich nicht länger um feststehende Kategorien, sondern diese wurden als gestaltbar wahrgenommen. Geschlecht hatte keine festen Grenzen. Das zeigt die Möglichkeit auf, die Kategorien zu entwickeln. Daher galt es zu hinterfragen, wodurch das jeweilige Geschlecht bestimmt wird und wo im Einzelnen die Stärken liegen. Dem biologischen, unveränderbaren Geschlecht, manifestiert im Körper, stand also das konstruierbare Geschlecht gegenüber, das dem in einer Kultur herrschenden Bild von Weiblichkeit entgegengesetzt geformt werden konnte.

Der Phase der Konstruktion von Geschlecht folgte die der *Dekonstruktion*. Das beinhaltet die Auflösung von Konstrukten und Konstruktionen und ging von der Einsicht aus, dass Geschlecht nicht die zentrale Kategorie sein kann, an der alles gemessen wird. Das führte dazu, die Kategorie des Geschlechts immer wieder neu zu definieren. Andere Kategorien wurden wichtig, es kam zur »Relevanzgraduierung« (nach der Linguistin Helga Kotthoff): Abhängig von dem jeweiligen Lebensabschnitt haben andere Kategorien neben dem Geschlecht Relevanz, dabei kann es sich etwa um Bildung oder Herkunft handeln. Frauen in Führungspositionen sind etwa Männern in vergleichbaren Positionen ähnlicher als Kassiererinnen im Supermarkt. Dekonstruktion von Geschlecht bedeutete demnach nicht, alles zu verwerfen, was vorher gesagt wurde, sondern die Kategorien, darunter die des Geschlechts, in der jeweiligen situativen Relevanz wahrzunehmen.

Die daran anschließende Entwicklung führte zum *Gender Mainstreaming*, in der das sozio-kulturelle Geschlecht in allen Lebensbereichen ständig präsent zu sein hat und mitgedacht werden muss. Es hat Bedeutung für alle Lebensbereiche, von der Städte- und Gebäudeplanung über den ÖPNV und die Konstruktion von Autos etwa. Nach wie vor sind dazu jedoch geschützte Räume notwendig, in denen analysiert wird, bevor darüber öffentlich diskutiert und über die Umsetzung sowie die Frage nachgedacht wird, wie die Gesellschaft dazu gebracht werden kann, Geschlecht immer mitzudenken. Entscheidend ist dabei, dass Untersuchungsergebnisse fehlerhaft werden, wenn sie nicht unter Berücksichtigung von Gender-Aspekten gewonnen werden. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass es im Gender Mainstreaming nicht darum geht, Frauen zu fördern, weil sie Frauen sind, sondern jeweils den Teil der Gesellschaft zu fördern, der in seiner selbstverständlichen Entwicklung nicht adäquate Möglichkeiten hat.

Gleichzeitig entwickelte sich die Queer-Forschung, in der, bildlich gesprochen, eine Skala gedacht wurde, deren Pole die »ganze Frau« und der »ganze Mann« dar-

stellten, deren dazwischen liegende Übergangsmodalitäten aus weniger scharf ausgeprägten Kategorien gebildet wurden. Die Überlegungen zum Gender Mainstreaming sowie zur Relevanzgraduierung gingen dabei mit ein.

In der sich daran anschließenden regen Diskussion wurde deutlich, dass Geschlecht nicht die einzige Kategorie sein kann, da es Relevanz in anderen soziokulturellen Gegebenheiten hat. Vielmehr muss es in situativer Relevanz wahrgenommen werden, andere Kategorien, wie z.B. die soziale Rolle, können in den Vordergrund treten. Es kann nicht in Kategorien Weiblichkeit/Männlichkeit gedacht werden, sondern die Kategorie muss darauf untersucht werden, ob sie in einer bestimmten Situation adäquat oder inadäquat ist. Das ist konstruktiv für ein Bemühen um ein Miteinander, darf aber auch wettbewerbsorientiert verstanden werden. Es kann nicht sein, dass bestimmte Begriffe und Stärken sowie Schwächen an der Kategorie Geschlecht festgemacht werden.

Ein weiterer Schwerpunkt in der Diskussion lag auf dem geschützten Raum, den die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt bietet. Die Teilnehmerinnen wünschen sich dessen Fortbestand, um in Hierarchiefreiheit diskutieren zu können, obgleich bei den Treffen auch Konkurrenz zwischen Frauen bestehen kann.

ZEITRÄUME: DARF EINE WISSENSCHAFTLERIN LIEBESKUMMER HABEN?

Luzia Vorspel

Für Sören (11),
einem allerliebsten Zeitfresser

»Ich sah mein Leben so verzweigt vor mir wie den grünen Feigenbaum in der Erzählung. Am Ende jedes Zweiges winkte und blinzelte wunderbare Zukunft wie eine fette purpurfarbene Feige. Die eine Feige war ein Mann und ein glückliches Heim und Kinder, und die andere Feige war eine berühmte Dichterin, und die nächste Feige war eine brillante Professorin, und eine andere Feige war E.G., die großartige Redakteurin, und eine andere Feige war Europa und Afrika und Süd-amerika, und eine andere Feige war Constantin und Sokrates und Attila und eine Menge anderer Liebhaber mit komischen Namen und ausgefallenen Berufen, und eine andere Feige war eine Olympiasiegerin, und unter und über diesen Feigen hingen noch viel mehr Feigen, die ich nicht genau erkennen konnte. Ich sah mich in der Gabelung des Feigenbaumes sitzen, ich verhungerte, nur weil ich mich nicht entschließen konnte, welche Feige ich nehmen sollte. Ich wollte jede einzelne, aber eine auszuwählen hätte bedeutet, alle anderen zu verlieren, und während ich dort saß und nicht fähig war, mich zu entscheiden, begannen die Feigen schrumpelig zu werden und schwarz, und eine nach der anderen fiel auf den Boden, mir vor die Füße.«

Silvia Plath: *Die Glasglocke*

Diese eher pessimistische Sichtweise beschreibt gut das Spannungsfeld des Lebens, in dem sich Lebensentscheidungen und Prioritätensetzung auswirken. Als Frauen, die zumindest für einen bestimmten Zeitraum dem Beruf Wissenschaftlerin nachgehen, haben wir uns für einen Lebensabschnitt entschieden, der eine berufliche Situation mit sich bringt, die sich von vielen anderen Berufen unterscheidet.

WISSENSCHAFT ALS BERUF

Der Beruf als Wissenschaftlerin im deutschen Hochschulsystem ist gekennzeichnet durch die zentralen Aufgaben in Forschung, Lehre und akademischer Selbstverwaltung. Dazu kommen als weitere Aufgaben Interessenvertretung, Netzwerke schaffen – im weitesten Sinn – und Drittmittelorganisation.

Der Beruf ist aber auch gekennzeichnet von einer systematischen Bevorzugung männlicher Kollegen, die nur mühsam aufzubrechen ist. Geschlechtszugehörigkeit ist nach wie vor ein wichtigeres Kriterium als Leistung. Dies drückt sich aus in Ämter-, Stellen- und Stipendienvergabe, in Bezahlung und in der Vergabe von Wissenschaftspreisen. Von familiengerechten Betrieben sind die deutschen Hochschulen in der Regel noch weit entfernt.

Wissenschaft als Beruf unterscheidet sich von anderen Berufen in vielen Punkten:

- Bei einer hohen intrinsischen Motivation befinden sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler häufig bis Mitte des fünften Lebensjahrzehnt in äußerst prekären Arbeitsverhältnissen, die gekennzeichnet sind durch Kettenverträge von jeweils kurzen Vertragslaufzeiten, die von Phasen unbezahlter Tätigkeit (Erwerbslosigkeit) durchbrochen sein können, durch Vertragsverhältnisse ohne Tarifverträge¹, durch unbezahlte Überstunden, durch erzwungene Teilzeitarbeit, durch erhöhte Abhängigkeiten von den Vorgesetzten, die gleichzeitig die Qualifikationsphasen betreuen.
- In der Regel ohne fest strukturierte Arbeitszeiten, stehen Wissenschaftlerinnen wie Wissenschaftler vor dem Problem immer wieder selbst entscheiden zu müssen, wann sie genug gearbeitet haben, und beurteilen zu müssen, ob sie weit genug gekommen sind. Freizeit und Arbeitszeit werden selten unterschieden, arbeitsfreie Wochenenden gibt es nur, wenn Partner oder Partnerin anders strukturierte Arbeitsabläufe haben und auf Gemeinsamkeit bestehen.²
- Solange Elternzeit nicht annähernd von beiden Geschlechtern gleich wahrgenommen wird, sehen sich alle Frauen, egal ob sie Kinder wünschen oder nicht, damit konfrontiert, dass sie allein aufgrund ihrer Möglichkeit, schwanger und Mutter zu werden, benachteiligt werden hinsichtlich Stellenbesetzungen, Sti-

1 Z.B. Studentische (SHK) und Wissenschaftliche (WHK) Hilfskräfte, Honorarkräfte, Lehrbeauftragte etc.

2 Häufig ist es auch nicht möglich, eine Tätigkeit eindeutig der Kategorie Freizeit oder Arbeitszeit zuzuordnen. Ist die Lektüre eines Romans, der neben vielen in einer Dissertation bearbeitet werden soll, Freizeit oder Arbeitszeit? Ist die Lektüre eines Artikels in einer Fachzeitschrift, den ich mit großer Spannung erwartet habe, der aber nicht direkt zum engen Themenkreis gehört, Freizeit oder Arbeitszeit?

pendenzzuweisung und Beförderungen – unabhängig davon, ob sie das selbst so empfinden.

- Für Wissenschaftlerinnen mit Kinderwunsch kommt erschwerend hinzu, dass die Phase der Etablierung in den Beruf über möglichst intensive Forschungstätigkeit (Promotion, Post-Doc-Projekte, Habilitation) in die Phase fällt, in der sie Kinder bekommen müssen, wenn sie nicht ganz darauf verzichten wollen.
- Obwohl es sich bei Hochschulen meist um größere Betriebe mit Hunderten bis Tausenden von Beschäftigten handelt, gibt es zumindest im wissenschaftlichen Bereich an kaum einer Hochschule systematische Personal- und Organisationsentwicklung.

PROMOTION ALS BERUFSTÄTIGKEIT

Die Phase der Promotion, auf die ich mich im Folgenden als einem Teil des Berufslebens in der Wissenschaft³ konzentrieren will, lässt sich in verschiedene Lebensphasen einordnen und wird wie andere Lebensphasen auch von verschiedenen Lebensrhythmen geprägt.

In der Regel sind Kindheit und Jugend abgeschlossen, während das Alter noch weit entfernt vor einem liegt. Mit diesen Lebensphasen sind auch die stark strukturierten, in gesellschaftlicher Verantwortung liegenden Bildungsphasen zum größten Teil abgeschlossen. Die Promotion ist nach den Bildungsphasen⁴ Kinderkrippe, Kindergarten, Schule, Berufsausbildung und Studium die Phase, die einen in mehrfacher Hinsicht ambivalenten Charakter hat. So vereint sie in sich den Charakter einer (häufig) ersten Berufstätigkeit nach dem Studium und den einer Bildungsphase.

Dabei sind im Allgemeinen dieser ersten Berufstätigkeit verschiedene Berufsphasen vorausgegangen, aus denen zwar wertvolle Erfahrungen geschöpft werden, die aber in erster Linie dem Zweck der Finanzierung der jeweiligen Bildungsphase dienen. So arbeiten viele Menschen regelmäßig in der Schulzeit stundenweise, jobben zwischen Abitur und Ausbildung sowie neben dem Grundstudium. Mit Glück

3 Der Vortrag, der hier verschriftlicht wurde, wurde auf einer Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Hans-Böckler-Stiftung vor und für eine Zielgruppe gehalten, die aus Promotionsstipendiatinnen bestand.

4 Selbstverständlich durchläuft nicht jeder Mensch alle diese Phasen, und vor allem nicht in dieser Reihenfolge: So spielte zum Beispiel der so genannte zweite Bildungsweg vor allem bei Frauen aus bildungsfernen Schichten in den siebziger und achtziger Jahre eine große Rolle. Dieser Weg erhielt nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten seit den neunziger Jahren bis jetzt (eine Ende ist naturgemäß absehbar) eine andere Bedeutung, indem er von Menschen beschritten wurde, die im Osten häufig aus politischen Gründen nicht das lernen und studieren konnten, was sie wollten.

wird man während des meist fortgeschrittenen Studiums Studentische Hilfskraft und nach einem ersten Hochschulabschluss Wissenschaftliche Hilfskraft oder Wissenschaftliche Angestellte.⁵

Auch in Hinblick auf Wissenschaft als Beruf hat die Promotion einen doppelten Charakter: Sie ist einerseits das »Gesellenstück«⁶ der Wissenschaftlerin und des Wissenschaftlers und kann damit den Eintritt⁷ in die Wissenschaft darstellen. Andererseits ist sie der letzte der eher polyvalent ausgerichteten Bildungsabschlüsse, denen spätestens dann in der Regel nur noch berufsbezogene Abschlüsse⁸ folgen.

Die erwähnten Besonderheiten der Promotionsphase finden sich dann auch in Bedingungen wieder, die sich von anderer Berufstätigkeit unterscheidet. So sind die Vorgesetzten häufig gleichzeitig Beurteilende von Qualifikation, eine Situation, die bei Auseinandersetzungen zwischen Vorgesetzten und MitarbeiterInnen häufig zum Abbruch der Dissertation führt, mindestens aber zum zeitaufwändigen Wechsel des Betreuers oder der Betreuerin. In vielen Fachkulturen ist isoliertes Arbeiten in der Forschung noch weit verbreitet, die Arbeit findet häufig über längere Zeiträume ohne irgendein Feedback statt. Werden durch die letzten beiden Bedingungen die sozialen Aspekte von Arbeit schon stark vernachlässigt, so stellt die hohe Fluktuation der Kolleginnen und Kollegen eine weitere Belastung für die scheidenden wie die bleibenden Kolleginnen und Kollegen dar. Zum einen müssen immer wieder neue Kolleginnen und Kollegen in das Arbeitsteam integriert werden, d.h., sie müssen in die Tätigkeit eingearbeitet werden und man muss sich kennen lernen. Die hohe Fluktuation stellt zudem eine permanente Aufforderung dar, möglichst schnell fertig werden zu müssen. Dies wird zum Teil auch als lähmende Bedrohung empfunden, sieht man doch häufig genug Fälle, in denen die Vertragsdauer die Dauer der Promotion nicht abdeckt. Dass die Vertragslaufzeit sogar eine angemessene Zeit nach Abschluss der Promotion für die Drucklegung der Dissertation und für die Bewerbung für die weitere Berufstätigkeit umfasst, ist eher die Ausnahme als die Regel. Eine weitere Belastung durch die hohe Fluktuation ist dem emotionalen Moment zuzuschreiben. Je kürzer die Verträge, umso weniger lässt man sich auf die KollegInnen emotional ein. Gerade aber in einer Phase, in der die Freizeit für die

5 Eine Stelle als SHK oder WHK erhalten zu haben, ist häufig ein Grund für die Entscheidung zu einer Promotion. Zum einen wird durch die Tätigkeit Interesse geweckt, zum anderen erhofft man sich durch die forschungsnahe Tätigkeit Synergieeffekte.

6 Zum zünftigen Charakter der Universitäten vgl. u.a. Siegfried Bär.

7 Vgl. auch den Begriff »Inauguraldissertation«.

8 Z.B. Habilitation im deutschsprachigen Wissenschaftssystem, diverse Vorbereitungsdienste für Berufe im staatlichen Sektor (Lehramt, Richteramt, Facharzt Ausbildung, Bibliotheksdienst etc.) und Berufseinstiegsprogramme der Industrie und Wirtschaft.

Pflege der Sozialkontakte nur reduziert zur Verfügung steht, gewinnt der Faktor kollegiale Beziehungen an Bedeutung.

Die Promotionsphase selbst deckt Teilbereiche der allgemeinen Aufgaben von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ab. Neben der Forschung für die Dissertation und gegebenenfalls einigen Artikeln als prioritäre Aufgabe steht die Finanzierung dieser Bildungsphase durch Stipendium⁹, durch eine Tätigkeit als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler in Hochschule oder Forschungsinstitut oder durch eine Tätigkeit außerhalb des Wissenschaftsbetriebs. In Abhängigkeit davon stehen weitere Aufgaben an, z.B. in der Lehre¹⁰ oder in der Akademischen Selbstverwaltung¹¹. Selbst wenn man auf Grund einer Drittmittelstelle oder eines Stipendiums keine Lehrverpflichtung hat, so ist es dennoch günstig, falls man im Wissenschaftsbetrieb bleiben möchte, die Promotionsphase für erste Lehrerfahrungen zu nutzen, zumal dies von den Instituten gern gesehen wird.

Gleichzeitig darf die eigene Weiterbildung für den Kompetenzerhalt oder den -erwerb¹² für einen (Wieder-)Einstieg in den Arbeitsmarkt nicht vernachlässigt werden. Die Promotionsphase ist zu lang, um sich nicht, wenn auch in reduziertem Maße, auch in diesen Bereichen auf dem Laufenden zu halten.

Eher seltener werden Aufgaben in der Interessenvertretung wahrgenommen, wie z.B. als Gleichstellungsbeauftragte, Mitglied eines Personalrats oder in der Gewerkschaftsarbeit. DoktorandInnen sehen ihren Verbleib auf Grund der Vertragssituation in der Hochschule häufig als vorübergehend an und betrachten ein Engagement in diesen Bereichen als nicht lohnenswert. Bei einem Anteil von 80 Prozent befristet Beschäftigter hat diese Haltung inzwischen einen großen Einfluss auf die Wahrnehmung von Interessenvertretung, aber auch auf die akademische Selbstverwaltung¹³. Die Identifikation mit dem Fach, dem Wissenschaftsgebiet ist stärker als die mit der Institution, so dass die Idee einer Corporate Identity und der Arbeit für diese Institution ins Leere läuft.

9 Auch Stipendien kosten Zeit, wenn auch nicht so viel wie die beiden anderen Finanzierungsmöglichkeiten: Anträge, Zwischenberichte, Gespräche mit VertrauensdozentInnen, Teilnahme und Engagement bei Veranstaltungen der Stiftungen etc.

10 Entsprechend der Lehrverpflichtung oder als Lehrbeauftragte.

11 Z.B. Senat, Fakultät, Berufungskommission, als eine oder einer der vielen Beauftragten (für Gleichstellung, Sicherheit, Datenschutz, Strahlenschutz, Sucht, Erste Hilfe etc.).

12 EDV, Fremdsprachen, Kommunikation und Präsentation, Führungskräfte training, Selbstmanagement und Zeitorganisation etc.

13 So liegt der Altersdurchschnitt von Mitgliedern zentraler Hochschul- und Interessensvertretungsgremien um die 50. In den institutsnahen Gremien arbeiten eher auch befristet Beschäftigte und damit Jüngere mit.

Der immer auch unter zeitlichen Gesichtspunkten häufig unterschätzten Pflege von Netzwerken und der Einübung in wissenschaftsspezifische Kommunikationsformen, dient neben dem wissenschaftlichen Austausch die Teilnahme an Tagungen und Workshops.

DIE ZEIT IN DER PROMOTIONSPHASE

Die Besonderheiten der Promotionsphase im Wissenschaftsbetrieb führt auch zu zeitlichen Besonderheiten. So werden Arbeitszeiten als Zeiten an der Promotion selten strikt festgelegt. Dies kann den Vorteil, aber auch den Nachteil einer relativ freien Zeiteinteilung haben, falls diese nicht von anderen Bedingungen¹⁴ vorgegeben werden. Genauso wenig wird der Arbeitsumfang festgelegt. Hier stellt sich den DoktorandInnen immer wieder die Frage, wie viel man arbeiten sollte, und wann am besten für welche der anstehenden parallel zu bewältigenden Aufgaben. Da selten kurzfristige Ergebnispräsentationen vereinbart werden, besteht die Gefahr des Aufschiebens¹⁵ zugunsten der zeitlich stärker strukturierten Aufgaben. Nachdenken ist zeitintensiv. Wie wird das Ergebnis des Nachdenkens im Verhältnis zur benötigten Zeit gesetzt und wie wird es bewertet?

Die Dissertation als ein Forschungsprojekt lässt sich vereinfachend in die folgenden Phasen¹⁶ einteilen, die unter dem Aspekt der Zeit unterschiedlich eingeschätzt werden.

1. Forschungsprojekt planen
2. Forschungsprojekt organisieren
3. Informationen beschaffen (auch physisch)
4. Informationen aufnehmen
5. Informationen verarbeiten und bearbeiten
6. Ergebnisse entwickeln
7. Ergebnisse darstellen
8. Ergebnisse veröffentlichen

Untersuchungen zum Zeitaufwand der jeweiligen Phasen gibt es meines Wissens nicht. Dennoch kann festgehalten werden, dass die Phasen 4 bis 5, Information aufnehmen, verarbeiten und bearbeiten, sowie die Phasen 6 und 7, Ergebnisse ent-

14 Z.B. Kindererziehung und andere familiäre Aufgaben.

15 Zum Problem der Verschleppung oder auch Procrastination bei zu erledigenden Aufgaben, vgl. auch die Studie(n) von Opitz und Patzelt, Universität Münster 2004.

16 Selbstverständlich laufen die Phasen nicht linear nacheinander ab, sondern es kommt zum wiederholten Durchlaufen der Phasen auf einer höheren Ebene wie bei einer Spirale.

wickeln und darstellen, häufig als die eigentliche Forschungsarbeit angesehen wird. Dementsprechend werden die anderen Phasen in Hinblick auf den Zeitaufwand in der Regel massiv unterschätzt.

Aber auch bei Phasen wie Informationen aufnehmen, z.B. durch Lesen, also einer Tätigkeit, bei denen die DoktorandInnen durch ihr vorangegangenes Studium auf einen sehr großen Erfahrungsschatz zurückgreifen können, ist das Wissen über den persönlichen Zeitbedarf gering. Wer weiß schon, obwohl leicht nachprüfbar, wie lange sie oder er durchschnittlich für das Lesen einer Seite Primärliteratur oder für das Lesen einer Seite Sekundärliteratur in Abhängigkeit diverser Sprachen benötigt. Dies könnte aber Grundlage für eine realistische Informationsbeschaffung und damit auch für eine realistische Projektplanung sein.

Wird das Forschungsprojekt, in das sich die Dissertation einbindet, häufig von anderen, von der Instituts- oder Projektleitung geplant, so sollte die Dissertation sehr genau von den DoktorandInnen selbst, wenn auch mit Unterstützung, geplant werden. Dort, wo diese Unterstützung nicht von allein angeboten wird, sollte sie selbstbewusst eingefordert werden, zum einen direkt bei der Betreuerin oder dem Betreuer¹⁷, zum anderen aber auch bei hochschulinternen wie -externen Institutionen wie Abteilungen für Personalentwicklung, Personaldezernate, Gleichstellungsbeauftragte, Verantwortliche für die Förderung des wissenschaftlichen »Nachwuchses«¹⁸ oder VertrauensdozentInnen von Stiftungen. Eine Möglichkeit der Unterstützung besteht darin, die Planung und Umsetzung einer Dissertation über einen Promotionsvertrag¹⁹ abzusichern, in dem die Hochschule, die Doktorandin und die Betreuerin oder der Betreuer ihre Ziele, Maßnahmen, Pflichten und die Vereinbarungen zu ihrer Überprüfung mit einem Zeitplan festlegen.

Vor der Planung tritt die Analyse der eigenen Situation. Für die Promotionsphase lassen sich in Hinblick auf die Zeit grob die vier wichtigsten Fallgruppen²⁰ unterscheiden: zum einen DoktorandInnen, die während der Promotion nicht erwerbstätig sein müssen, weil sie anderweitig Geld erhalten²¹, und zum anderen Dokto-

17 Eine gute Betreuung nützt auch den BetreuerInnen. So erhalten sie wissenschaftliche Anregungen durch die Diskussionen mit den DoktorandInnen, und ihr Ruf als HochschullehrerIn mehrts sich, wenn viele ihrer DoktorandInnen die Dissertation erfolgreich abschließen.

18 Häufig über Aufgabenzuschreibungen in Abteilungen der Hochschulleitung (Prorektorat, Vizepräsidium) verortet.

19 Hiermit ist nicht ein Arbeitsvertrag gemeint, der in der Regel befristet ist und den Sinn hat, die Qualifikationsphase zu finanzieren.

20 Ich beziehe mich hier angesichts der Zielgruppe vor allem auf typisch weibliche Lebensläufe und -planungen. Wollte man das Geschlecht als Unterscheidungsmerkmal hinzuziehen gäbe es die doppelte Anzahl von Gruppen.

21 Stipendium, Erbe, Unterhalt, evt. mit geringfügiger Beschäftigung bis etwa 10 Stunden pro Woche.

randinnen, die in einem beträchtlichen Umfang²² arbeiten müssen. Diese beiden Fallgruppen lassen sich jeweils in Doktorandinnen mit oder ohne (Klein)Kinder unterscheiden. Kurz typisiert als:

1. Die Ungebundene, z.B. Stipendiatin ohne Kind
2. Die Erwerbstätige ohne Kind(er)
3. Stipendiatin mit Kind(ern)
4. Die Doktorandin im Nebenberuf, z.B. erwerbstätig mit Kind(ern)

Die äußeren Bedingungen wirken sich auf das Forschungsvorhaben aus: Kann eine Doktorandin aus der ersten Fallgruppe bis zu 40 Stunden pro Woche und mehr in ihre Dissertation investieren, so hat eine Doktorandin der vierten Fallgruppe grob nur ein Viertel der Zeit zur Verfügung – und das nur bei guter Organisation des Alltags und diszipliniertem Herangehen. Würde jene in drei Jahren abschließen, so müsste diese zwölf Jahre ansetzen, um rein rechnerisch den selben Arbeitsumfang zu leisten. Da dies aus verschiedenen Gründen nicht sinnvoll sein kann, müssen die Lebensbedingungen in die Planung einbezogen werden und die Forschungsarbeit diesen Bedingungen entsprechend beschränkt werden.

Zur Planung der Dissertation gehört aber auch die zeitlichen Faktoren einzubeziehen, die für die Pflege der notwendigen sozialen Beziehungen nötig sind. Der Bedarf an Kontakten ist zwar individuell sehr unterschiedlich und lässt sich phasenweise auch bis zu einem bestimmten Grad reduzieren, aber insbesondere Doktorandinnen, die nicht in irgendeinen Arbeitsprozess oder in Arbeitsgemeinschaften wie z.B. Graduiertenkollegs eingebunden sind, merken wie einsam die Phase der Dissertation sein kann. Diesem entgegenzusteuern, (Freizeit)Kontakte bewusst und ohne schlechtes Gewissen einzugehen, erhält langfristig die Arbeitsmotivation und Fähigkeit.

Leisten wir uns also – als eigentlich intrinsisch motivierte Wissenschaftlerin – einen Blick auf den Output, sollten wir uns fragen, warum promoviere ich? Will ich ausschließlich den Doktor-Titel oder habe ich ein thematisches Interesse oder will ich damit einen bestimmten Karriereschritt vollziehen? Sowohl in Abhängigkeit davon, aber auch von anderen Faktoren, wie der Länge eines Stipendiums oder der Vertragslaufzeit, sollte die Länge der beabsichtigten Promotionsphase bestimmt werden. Will ich mich etwa drei Jahre mit dem Thema – oder länger oder sogar kürzer – befassen? Diese äußeren Bedingungen können dann auch die Tiefe bestimm-

22 Beträchtlicher Umfang ist ein fließender Begriff, bei einer Doktorandin, die eine Familie (zu versorgen) hat, kann dies weniger Stunden umfassen als bei einer Doktorandin, die allein wohnt; grobe Messlinie: ab 15 bis 20 Stunden Erwerbstätigkeit pro Woche und mehr soll beträchtlich heißen.

men, mit der ich mich in das Forschungsgebiet einarbeiten kann. Auch die Auswahl der Themen lässt unterschiedliche zeitliche Spielräume zu. So lassen sich Themen, die zur Mainstream-Forschung gehören, in der Regel leichter und schneller bearbeiten. Literatur, die ich im Inland anfordern kann, ist leichter und preiswerter einsehbar als Literatur aus dem Ausland.

DAS LEBEN GEHT WEITER – AUCH WÄHREND EINER PROMOTION

Jede mehrjährige Lebensphase wird von Lebensrhythmen²³ geprägt, die sich sehr individuell auf die Arbeitsfähigkeit und auf die Arbeitsleistungen auswirken können. Diese Lebensrhythmen über einen längeren Zeitraum zu ignorieren und dagegen anzuarbeiten kann Unzufriedenheit, Krankheit und Arbeitsstörungen hervorrufen.

Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit tritt in einer mehrjährigen Lebensphase auch mindestens eines der Ereignisse²⁴ ein, das eine Krisenzeit auslösen kann. Lassen sich die Lebensrhythmen, sowohl die individuellen wie auch die kulturell bedingten, ohne großen Aufwand durch Beobachtung kennen lernen und in die Planung einbeziehen, so sind die Krisen²⁵ auslösenden Ereignisse aufgrund ihrer mangelnden Vorhersehbarkeit weniger gut planbar, sondern nur durch flexibles Reagieren und Anpassung an die neue Situation zu integrieren.²⁶

In Hinblick auf die Einbeziehung von Lebensrhythmen lassen sich die oben aufgeführten vier Fallgruppen ebenfalls nutzen.

Die »Ungebundene« kann sich den Luxus leisten, den Einfluss der unterschiedlichen Lebensrhythmen auf ihre Arbeitsfähigkeit zu beobachten und auszuprobieren, wann sie am leistungsfähigsten ist. Andere notwendige Tätigkeiten können um

23 Z.B. Jahreszeiten, Arbeits- und Feiertage, Schlafen und Wachen, Mahlzeiten, Menstruationszyklus, Biorhythmus, Muße und Tätigkeit.

24 Verlieben, Liebeskummer, Todesfall, Geburt von Kindern, Pubertät der Kinder, Trennung von der Partnerin oder dem Partner, Verlust des eigenen Jobs, Arbeitslosigkeit der Partnerin oder des Partners, Umzug, Krankheit, Gewalterfahrung, Unfall etc.

25 Krise ist hier als Wendepunkt im Leben eines Menschen gemeint. Auch gemeinhin als positiv empfundene Ereignisse wie das sich Verlieben in einen anderen Menschen können Krisen auslösen.

26 An dieser Stelle möchte ich der Herausgeberin dieses Bandes danken für die Geduld, die sie mir in den letzten drei Monaten entgegenbrachte. Ich habe mich eben nicht rechtzeitig an meine eigene neue Situation angepasst und meine Projekte nicht rechtzeitig neu geplant, als sich mein Privatleben durch eine mehrmonatige Phase als alleinerziehende Stiefmutter und Umzug ins Ausland stärker änderte als ich es selbst zunächst wahrhaben wollte, weil die Veränderungen nur das Privat-, aber nicht das Arbeitsleben zu betreffen schienen.

die für die Promotion besten Stunden und Tage herum verlagert werden. Auch die »Erwerbstätige ohne Kind« sollte sich ihre besten Stunden für die Dissertation aussuchen. Hier bedarf es jedoch der Absprache bzw. der Verhandlung mit dem Arbeitgeber. Wer zum Beispiel bei einer Teilzeitstelle mittags müde wird, zu müde etwa, um an der Dissertation weiter zu arbeiten, sollte überlegen, ob die bezahlte Arbeit nicht auf den Nachmittag oder in die Abendstunden gelegt werden kann: Wer für die Dissertation zu müde ist, ist nicht unbedingt zu müde für die Erwerbsarbeit. So benötigt man für die Erwerbsarbeit in der Regel weniger Disziplin, weil die vorgegebenen Strukturen das Arbeiten erleichtern. Allein schon die Disziplin aufzubringen, die Arbeit an der Dissertation fortzusetzen, kann aber so anstrengend sein, dass man es sein lässt.

Die Doktorandinnen mit Kindern, ob zusätzlich noch erwerbstätig oder nicht, sind in Hinblick auf die zeitlichen Umstände in erster Linie von den Lebensrhythmen der Kinder (Mittagsschlaf, abendliche Bettruhe) oder den Betreuungsstrukturen (Krabbelstube, Kindergarten etc.) abhängig und müssen die Anpassung an ihre eigenen Lebensrhythmen zu einem großen Teil zurückstellen. Hilfreich kann es in diesem Fall sein, sich wenigstens von Zeit zu Zeit mehrstündige Arbeitsphasen ohne Unterbrechungen zu organisieren. Dies kann über Blocken der (Teilzeit)Erwerbstätigkeit bei gleichzeitiger Inanspruchnahme von Hilfe von Dritten für die Kinder geschehen. Hilfreich kann es aber auch sein, in die Bewertung der Arbeit an der Dissertation die besonderen Bedingungen einzubeziehen. Eine Seite geschrieben zu haben, obwohl das Kind gerade zahlt oder man nachmittags wegen eines Sturzes vom Baum zum Kinderarzt muss, kann eine größere Leistung sein, als fünf Seiten in ungestörter Ruhe geschrieben zu haben.

SICH FÜR MEHR ALS EINE FEIGE ENTSCHEIDEN

Die Gegenwart nimmt im Bewusstsein einen größeren Raum ein als die nahe Vergangenheit oder die nahe Zukunft, diese wiederum einen größeren Raum als die ferne Vergangenheit oder die ferne Zukunft. Dementsprechend messen viele der Gegenwart größere Bedeutung bei. Die Promotionsphase, so man in ihr steckt, kann daher ein sehr großes Gewicht erhalten, zumal nach ihrer Beendigung häufig eine wichtige Entscheidung für die nahe – und häufig auch für die ferne Zukunft ansteht. Hält man sich andererseits vor Augen, dass sie nur etwa ein $1/27^{27}$ der Lebenszeit

27 Angenommen: drei Jahre Promotion bei einer Lebenserwartung von 81 Jahren.

und etwa ein 1/8²⁸ des Aufenthalts in Bildungsinstitutionen einnimmt, relativiert dies die Bedeutung, und es fällt vielleicht leichter, mit Genuss, obwohl man eigentlich arbeiten wollte oder müsste, Sport zu treiben, ein Konzert zu besuchen oder sich einfach nur mit Freunden zu treffen und zu klönen. Es gibt Zeitfresser, die man eben nicht abschaffen sollte.

Was sind Ihre Zeitfresser und welche davon lieben Sie?

LITERATUR:

Bär, Siegfried: Die Zunft. Das Wesen der Universität dargestellt an der Geschichte des Professorwerdens und des professoralen Liebeslebens, Schwanau 2003.

Eine unterhaltsame Geschichte der Universität am Beispiel des Werdegangs ausgewählter Berühmtheiten – wohl nicht immer ganz ernst gemeint, aber lehrreich.

Bourdieu, Pierre: Homo academicus, Frankfurt ²1998 (O: 1984).

Im »Homo academicus« wird der »Klassifizierer unter Klassifizierenden« eigenen Wer-tungen unterworfen, eine soziologische Analyse der universitären Welt.

Harding, Sandra: Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissen-schaft und sozialem Geschlecht. Hamburg 1990 (O: 1986).

Im Spannungsfeld die androzentrierte Wissenschaft kritisieren zu müssen und gleich-zeitig als »andere« ein Teil der selben zu sein, geht Harding der Frage nach, wie neue Konzeptionen für wissenschaftliche Objektivität und Forschung jenseits von Rassen, Klassen und Geschlechtern entwickelt werden können.

Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt ¹⁴1997 (O: 1962, 1970).

Ein Klassiker der Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte. Kuhns Begriff der wissenschaftlichen Revolution beschreibt den Vorgang von Paradigmenwechseln in der Wissenschaft.

Levine, Robert: Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen, München ⁶2001, (O: 1997).

Eine internationale, vergleichende Studie über den unterschiedlichen Umgang mit der Zeit in Abhängigkeit der jeweiligen Kulturen und Lebensumstände wie z.B. die unterschiedlichen Lebenssituationen in der Stadt und auf dem Land, hochinteressant.

Nadolny, Sten: Die Entdeckung der Langsamkeit, München ²⁹1998 (O: 1987).

Ein Roman über den englischen Seefahrer und Nordpolforscher John Franklin. Lei-denschaftliches Plädoyer für die Gleichwertigkeit von langsamen und schnellen Men-schen. Empfehlenswert.

28 Angenommene Bildungszeit: drei Jahre Kindergarten, dreizehn Jahre Schulzeit, fünf Jahre Studium, drei Jahre Promotion.

Opitz, Inga: Arbeitsstörungen bei Studierenden- Aufschieben, Versagens- und Bewertungsangst. Unveröff. Diplom-Arbeit, Münster 2004.

Patzelt, Julia: Arbeitsstörungen bei Studierenden: Aufschieben, Perfektionismus und Alltagsfehler. Unveröff. Diplom-Arbeit, Münster 2004.

Watzlawick, Paul: Anleitung zum Unglücklichsein, München ¹⁹1999.

Wenn man das Gegenteil von dem tut, was anhand von amüsant beschriebenen Beispielen zum Unglücklichsein empfohlen wird, wird man vielleicht glücklich.

KOMMENTIERTE RATGEBER-LITERATURLISTE ZUM UMGANG MIT ZEIT:

Gesterkamp, Thomas: gutesleben.de. Die neue Balance von Arbeit und Liebe, Stuttgart 2002.

Der gewerkschaftsnahe Autor zeigt am Beispiel einiger Berufsgruppen in den Bereichen elektronische Medien und Computerwelt, Funk und Fernsehen die Veränderung der Arbeitsgestaltung und welche Bedeutung dies auf die Aushandlungsfähigkeit der Arbeitsbedingungen, aber auch auf das Privatleben hat. Dies setzt er in Bezug zum Verhältnis der Geschlechter, dessen Wandel durch Ungleichzeitigkeiten geprägt ist. Das Buch will Mut machen, sich bewusst zu einer Lebensweise zu entscheiden. Zielgruppe scheinen eher Männer als Frauen zu sein, wobei dieses Buch auch für Frauen anregend sein kann.

GEW-Praxishilfen: siehe Krüssmann und Lenniger.

Hochschild, Arlie/Machung, Anne: Der 48-Stunden-Tag. Wege aus dem Dilemma berufstätiger Eltern, München 1993 (O: 1989).

Ganz im US-amerikanischen Stil der populärwissenschaftlichen Sachliteratur werden anhand von acht ausführlichen Fallbeispielen verschiedene Beziehungsmuster von Paaren mit Kindern im Umgang mit der Zeit vor dem Hintergrund ausführlicher sozialwissenschaftlicher Forschungen dargestellt und mögliche Wege der persönlichen wie der gesellschaftlich notwendigen Veränderungen aufgezeigt.

Hütter, Heinz: Zeitmanagement. Zeitfresser erkennen, Planungsinstrumente erfolgreich anwenden, Berlin 2004.

Das Pocket-Buch behandelt in neun Kapiteln die Fragen nach der Notwendigkeit von Zeitplanung, nach der Analyse des eigenen Umgangs mit der Zeit und nach der Einführung von Methoden und ihrer Hilfsmittel. Für den Bereich Arbeitsleben für viele Berufe hilfreich, für wissenschaftliche Tätigkeit und für ein ganzheitliches Herangehen von Beruf und Privatleben nur bedingt.

Koenig, Detlef/Roth, Susanne/Seiwert, Lothar J.: 30 Minuten für optimale Selbstorganisation, Bonn, Offenbach 2001.

Kurze Einführung in das Thema der Selbstorganisation durch Vorstellung von fünf »Prinzipien«: Kein Aufschieben, Abstand vom Perfektionismus, Unterschied zwischen

dringenden und wichtigen Tätigkeiten, Vorhaben vorbereiten, durchführen und nachbereiten, Schriftlichkeit bei der Planung.

Kosack, Gabriele: Patchwork-Leben und Karriereplan. Lebensgestaltung in mobilen Zeiten, Bern, Stuttgart, Wien 2000.

Das Buch ist eine Sammlung autobiografischer Anekdoten, sortiert nach dem Alter der Schreibenden, zu ihren Lebensplänen, Träumen, Erwartungen und Enttäuschungen. Besonders beeindruckend sind die Sichtweisen der Kinder und der Alten. Das Buch, das als »Buch für Suchende und Findende, für alle, die sich neu orientieren wollen« auf dem Klappentext beschrieben wird, gibt keine konkrete Hilfestellungen und Tipps, aber es kann Denkanstöße geben.

Krüsmann, Gabriele: Zeitmanagement. Feierabendgarantie für junge Lehrerinnen und Lehrer, GEW Praxishilfen, 2. Aufl., Essen 2003.

Die Autorin stellt mögliche Stressquellen für junge Lehrerinnen und Lehrer dar und gibt Tipps zu ihrer Bewältigung und zur Prioritätensetzung im Alltag. Sehr berufsspezifisch.

Küstenmacher, Werner Tiki: Simplify Your Life, einfacher und glücklicher leben, 10. Aufl., Frankfurt, New York 2003.

Über die Philosophie des Buches mag man sich streiten, aber es enthält nützliche Anregungen und Tipps, vor allem in den ersten Kapiteln. Bedenkenswert, wenn auch nicht unbedingt übernehmenswert ist die Übertragung von Zeitmechanismen auf zwischenmenschliche Beziehungen.

Leger, Elke: Zeitmanagement im Alltag, Herausgegeben von der Verbraucher-Zentrale Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2002.

Dieser Ratgeber richtet sich an Hausfrauen und Hausmänner, mit und ohne Kinder, die auch berufstätig sein können. Hier wird von vornherein ein ganzheitlicher Ansatz von Zeitaufteilung, nämlich für Beruf, Gesundheit, soziale Kontakte und Sinn des Lebens verfolgt.

Lenniger, Isolde Maria: Raus aus dem Stress. Wege zu mehr Lebensfreude, Gesundheit und Wohlbefinden, GEW Praxishilfen, Essen 2004.

In drei Kapiteln zu Stress, Stressbewältigung und Zielsetzung gibt Lenniger Ratschläge insbesondere für Lehrerinnen und Lehrer, die aber teilweise auch auf andere (lehrende) Berufe übertragen werden können.

Oesch, Emil: Die Kunst, Zeit zu haben. Ratschläge für den Umgang mit dem kostbarsten Gut, Zürich 2004.

Bei dem Buch handelt es sich um eine in der Begrifflichkeit überarbeitete Neuauflage eines Textes des 1974 verstorbenen Verlagsgründers und Unternehmensberaters Oesch. Es überrascht, wie alt die zurzeit gehandelten Zeitmanagementtipps sind, dennoch sind modernere, insbesondere spezifischere Zeitmanagementbücher zu empfehlen. Nette literarische und historische Zitate am Anfang der Kapitel.

Schlote, Axel: Du liebe Zeit! Erfolgreich mit Zeit umgehen, Weinheim, Basel 2002.

Der Autor entlarvt manche Zeitmanagement-Tipps als Stresserzeuger und plädiert für eine Entschleunigung durch Innehalten, Gestalten von Übergängen, Genießen von Zeitdieben, die er als Bereicherung empfindet. Gute Literaturangaben.

Seiwert, Lothar J.: 30 Minuten für optimales Zeitmanagement, Offenbach 2002, (O: 1998).

Die fünf Schritte des »klassischen« Zeitmanagements – von der Analyse der Zeitdiebe, über motivierende Ziele finden und Prioritäten setzen, diese umsetzen durch effektive Delegation und Kontrolle – werden in aller Kürze nahe gebracht.

Seiwert, Lothar J.: Mehr Zeit für das Wesentliche. Besseres Zeitmanagement mit der SEIWERT-Methode, Frankfurt 2003 (O: 1984).

Das Buch gibt grundlegende Informationen und Anleitung zum effektiveren Umgang mit Zeit im durchschnittlichen beruflichen Alltag; nur bedingt auf den Wissenschaftsbereich zu übertragen.

Seiwert, Lothar J./Müller, Horst/Labaek-Noeller, Anette: 30 Minuten-Zeitmanagement für Chaoten, Offenbach 2000.

Als Ergänzung zum »klassischen« Zeitmanagement mit strikten Regeln wird eine Art erste Hilfe für Menschen, die »anders« funktionieren und arbeiten (z.B. Frauen?), entwickelt. Beruhigend für die Gruppe, die lieber viele Dinge gleichzeitig machen oder machen müssen, anstatt ein Ding erst anzufangen, wenn das andere beendet wurde. Einige gute Überlegungen. Ob jedoch Mind Mapping als Arbeitstechnik zu empfehlen ist, sollte jede und jeder selbst ausprobieren.

Verbraucher-Zentrale Nordrhein-Westfalen: siehe Leger, Elke.

Christa M. Heilmann

*»If all bodies are mediated bodies. What kind of body do I
produce? Do I bring? Do I propose?
What body do we need? How do I uncondition myself?
(impossible). Degrees of unconditioning – reconditioning.
Appearances of body happen as if linking into something.
There might be a circulation of bodies I link into.
A body that passes through images,
constantly deconstructs/reconstructs itself. ...
Body without image. A surface. A potential.
An open proposition.«*

(Nora Heilmann, Spunk.Concept)

Der Körper als offene Proposition, als Deutungsvielfalt, als Performanz, die des Gegenübers und der eigenen Intentionalität bedarf, um im Prozess von Konstruktion und Dekonstruktion Annäherungen zur Figuration vom Selbst zu finden, ehe er in der Zirkulation des Dialogischen die Konturiertheit gleichsam wieder verliert: Dieses konstruktivistische Körperkonzept sperrt sich gegen Präskriptionen, gegen Ein-Deutigkeit und gegen Wiedererkennung und natürliche Verfasstheit und gerät im Kontext sprechsprachlicher Kommunikation zur Provokation.

Körper betreten einen Raum, sie nehmen Raum ein, sie schaffen sich Raum, es wird ihnen Raum genommen – Imagination und Realität fließen ineinander und bedingen sich – die Entfaltung verharrt in der kommunikativen Bedeutungslosigkeit, bis sie von einem weiteren Körper wahrgenommen wird. Erst in der Realisierung der Dialogizität, der Wechselseitigkeit eröffnet sich die Performanz von imaginativer Konstruktion und Dekonstruktion von Körperbildern.

1 Der Text dieses Aufsatzes ist entstanden im Bezug auf einen Workshop, welchen die Autorin auf der 11. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Hans-Böckler-Stiftung am 20.09.04 geleitet hat. Die Tagung begleiteten fünf Themenkomplexe, die sich hier als Unterkapitel wiederfinden: Raum finden; Körper als Raum aus dem ich forsche; Zeiträume von Arbeit und Leben; Zeit(T)räume; Schaffensräume. Im Rahmen der Tagung wurden diese Schwerpunkte unter sehr differenten Aspekten fokussiert, in der vorliegenden Arbeit werden sie ausschließlich auf den Körperausdruck in sprechsprachlichen Kommunikationssituationen bezogen.

Mit Butlers ausschließender Annahme (1991, 26), dass Körper in ihrer Darstellung diskursiv bestimmt seien, wurden sie als reale Leiblichkeit verdrängt, gewonnen diskursive Unabhängigkeit.²

Indem die Körper in ihrer Re-Aktion die vorangegangene Aktion deuten, ihr eine Be-Deutung zuerkennen, begrenzen sie Deutungs-Offenheit, vermindern sie Vagheit und konkretisieren sie die Aussage. In diesem Prozess der Ver-Eindeutigung offenbart sich die Schnittstelle zwischen Arbitrarität und Konventionalisierung, Individualität und Normativität, zwischen Attribution und Darstellung.

Sowohl künstliche/künstlerische Körper-Welten als auch die Symbiose von Technologie und Schönheitsmythos und zusätzlich die virtuelle digitale Repräsentation eines körperhaften, jedoch körperfernen Ichs als so genannten »Datenkörper« (Thomas 2000, 12), beeinflussen und verändern das Verständnis von Körperkonzepten in konkreten mündlichen Kommunikationsprozessen. Die virtuelle Ent-Natürlichung menschlicher Körper einerseits führt andererseits zu einem stärkeren Vergewisserungsbedürfnis konkreter Körperwahrnehmung und -erfahrung.

Körper auch als Ort von Unverfügbarkeit (Mersch 2000) hat in diesen konstruktivistischen Theorien keinen Platz.

Kühn (2002) sieht unterschiedliche Ebenen, indem sie zwischen einer primären Ebene der Körperlichkeit, die Aufnahme-, Verarbeitungs- und Vermittlungsleistungen umfasst und einer sekundären Körperlichkeit, die den wahrgenommenen Körper des Gegenübers als Erkenntnisobjekt begreift, unterscheidet. Erst auf dieser Ebene wird Körperlichkeit im Miteinander, in der reziproken Dialogizität, im gegenseitigen Wahrnehmen und Aufeinander-Reagieren erzeugt.

Das Verhältnis von Unverfügbarkeit und Figuration ist noch wenig erforscht und bedarf weiterer sorgfältiger Klärung, denn »[...] gerade die auf den ersten Blick so einleuchtende Vorstellung von gender als ›soziokultureller Konstruktion [...]‹ scheint davon auszugehen, »[...] dass es so etwas gibt wie ›den‹ Körper oder ›die‹ Sexualität, d.h. etwas, das vor der Konstruktion existiert – der Körper sozusagen als *tabula rasa*, auf dem dann kulturelle Einschreibungen vorgenommen werden.« (Hof 1995, 23) In dieser nachgeordneten Dichotomie fehlt der reziproke Aspekt, ist die gegenseitige Durchdringung ausgeschlossen und bleibt der Einfluss einer möglichen Vorverfasstheit auf die Art und Weise soziokultureller Einschreibungen, auf die Potenzialität der Einschreibungsmöglichkeiten unbeachtet. Die Vorstellung von

2 Nachzufragen wäre hier nach den realen Leib-Körper-Erfahrungen von Frauen in Krankheiten, Zykluserlebnissen, Schwangerschaften und Geburten, aber besonders auch in Gewaltsituationen.

gesellschaftlichen Einschreibungen im Sinne einseitig-aktiver, einseitig-gerichteter Prozesse vermag dieser sensiblen und noch nicht ausdifferenzierten Thematik in seiner Komplexität daher nicht gerecht zu werden.

1. RAUM FINDEN

Körperausdruck, Körperwahrnehmung und Körperkommunikation sind im Zusammenhang mit sprechsprachlicher Kommunikation an konkrete Räume und Distanzen gebunden. Indem sich Körper im Raum verhalten, verändern sie den Raum. Sie positionieren sich zu den Raumgrenzen, den Gegenständen des Raumes und weiteren Personen (Körpern). In diesem Beziehungsgeflecht konstruieren sich die Körper, sie figurieren Beziehungen und konstituieren also Kommunikation.

Dieses *Finden des eigenen Raumes* gelingt nur interaktiv und führt zu keinem stabilen Ergebnis, sondern perpetuiert Veränderung, Dekonstruktion und Neukonstruktion, Bezüglichkeit.

Das Positionieren im Raum und das Beanspruchen von Raum gestalten sich als kommunikativer Akt, der für die jeweils anderen sowohl Aspekte informativer Darstellung als auch des Appells und der Beziehung, ganz intensiv jedoch auch Züge der Selbstoffenbarung trägt (vgl. Schulz v. Thun 1994). Indem der Körper im Raum anwesend ist und von anderen wahrgenommen wird, erfüllt er eine Darstellungsfunktion, übermittelt er Informationen und ermöglicht Sachaussagen. Durch die konkrete Weise, in welcher er sich im Raum positioniert, verbindet er möglicherweise auch einen Appell an die außer ihm Beteiligten, z. B. die geschaffene Distanzzone nicht zu unterschreiten, seinen Raum nicht zu verletzen, den er sich geschaffen hat, oder vielleicht signalisiert er gerade, seinen Raum zu betreten, sich ihm zu nähern, weil er sich selbst zu einer Distanzverringerung möglicherweise nicht in der Lage sieht. Die Aufstellung im Raum, die Grenzziehung eigener Räume im Gesamt- raum, die dadurch entstehenden Konstellationen sind immer auch Ausdruck von Beziehungen der Anwesenden zueinander. Körperausdruck, so intentional er situativ auch gestaltet sein mag, verbleibt jedoch als Ausdruck der Persönlichkeit, als Bild- geber der eigenen Emotionen, im Spannungsfeld von innen und außen weithin auf der Ebene der Selbstoffenbarung.

Wie viel Raum sich eine Person nimmt, welche Nähe sie zu anderen herstellt, in welcher Weise sie sich dem Gegenüber zuwendet sind Ausdrucksformen des Ichs und eröffnen im kommunikativen Raum Deutungsparameter und diagnostische Ansätze.

Den eigenen Raum in Bezug auf andere zu finden kann als lebenslanger Prozess oder aber als situativ-aktualisierter Vorgang verstanden werden.

2. KÖRPER ALS RAUM AUS DEM ICH FORSCHE

Körper als Raum in dem ich forsche fragt nach der eigenen körperlichen Identität. Im Kontext des konstruktivistischen Diskurses schließt sich eine natürliche Vorverfasstheit aus, weil sich (vgl. Butler 1991) das Erzeugen von Identitäten, auch geschlechtlicher Identitäten, nur über das Einüben sozialer und geschlechtlicher Rollen vollzieht. Gemäß dieser konstruktivistischen Annahme besitzt der Körper »...demnach keine dem Kulturationsprozess vorgängige Identität, sondern erwirbt diese erst im Akt der Aneignung.« (Stephan 1999, 38).

Diese »Entkörperung des Subjekts« (Duden 1993) negiert Leibhaftes, wie es für kommunikative sprechsprachliche Prozesse unabdingbar ist: Sowohl die peripheren Aufnahmeleistungen wie sehen und hören als auch die zentralen Verarbeitungsleistungen im Sinne des Verstehens von Gesehenem und Gehörtem verbinden sich gleichermaßen damit wie auch die Potentialität des sprechenden Körpers als Ausdrucksmedium. Darunter sind sowohl die Fähigkeiten zu Artikulation und Stimmerzeugung als auch die Bewegungsmöglichkeiten des Körpers und seiner einzelnen Glieder zu verstehen.

Nur auf diesem Portfolio der Materialität kann »Gesellschaft auf den Leib geschrieben« (Rohr 2004 nach Laqueur 1992) und können kulturelle Einschreibungen figuriert werden, die oben bereits dargestellten Wechselbezüge mit einbegreifen.

Das Was der Verstehensleistungen ist begreifbar auf dem Hintergrund einer materiellen Verfasstheit, das Wie beruht auch auf soziokulturellen Erfahrungen und interaktiven Figurationen.

Die individuelle körperliche Ausdrucksfähigkeit hat Teilhabe an der Vermittlung von Konzeptionalisierungsprozessen und überschreitet so die Grenzen zwischen innen und außen und dem Selbst und dem Anderen oder als leibliche Richtung betrachtet »aus der Enge in die Weite«, vom »eigenleiblichen Spüren« zur »entfalteten Gegenwart« (Schmitz 1985, 83).

Der Körperausdruck kann im Sprechprozess nach Scherer (1976) die Äußerungen unterstützen und verstärken (Amplifikation), indem er sprechbegleitend rhythmisiert, gliedert und syntagmische Einheiten bindet und strukturiert. Er kann das Gesprochene auch vollständig ersetzen (Substitution), sofern er Leerstellen füllt. Körperausdruck kann Gesagtes auch verändern (Modifikation) oder direkt in sein

Gegenteil überführen (Kontradiktion). Diese Funktionen werden im Zusammenhang mit der Konzeptionalisierung und Äußerungsgestaltung im Denk-Sprech-Prozess übernommen, sowohl als aktiver Vorgang im Sinne bewussten Einsatzes körperlicher Ausdrucksmittel als auch unwillkürlich im Verständnis sprechbegleitender Motorik und Selbstoffenbarung emotionaler Beteiligung.

Im Zusammenhang mit dem Körper als Raum aus dem ich forsche steht auch die Frage nach geschlechtstypischen (bei einem Geschlecht dominant vorhandenen) bzw. geschlechtsspezifischen (nur bei einem Geschlecht auffindbaren) Merkmalen (Degenhardt 1979) des sprechenden Körpers.

Die über Jahrzehnte verbreitete Annahme, dass es einfache Geschlechtszuschreibungen gäbe und dass Frauen bezogen auf Männer auf Grund unterschiedlicher Sozialisation defizitär oder different, mit einem anderen Code oder mit anderen sozialen Bedürfnissen kommunizieren, kann wie Kotthoff betont, »... heute in dieser Schlichtheit nicht mehr vertreten werden« (1996, 9).

Die Körper, aus denen heraus und mit denen wir kommunizieren, sind, wie oben dargestellt, die Vermittlungsinstanz von inneren Prozessen nach außen, sie sind das Medium, das Konzeptualisierungsprozesse für andere wahrnehmbar macht, sie konstituieren auch gleichzeitig die Grenze zum Außen. Benthien bezeichnet die Haut als Begrenzung des eigenen Körpers, als »...Ort, an dem die Welt beginnt und zugleich das Selbst endet.« (1999, 274)

Die Art und Weise, in der wir unser Selbst präsentieren, ist mitgeprägt vom Bild von Männlichkeit und Weiblichkeit, das in einer Gesellschaft existiert, das Individuen über Erziehungsprozesse internalisiert haben und das Kommunikationsgemeinschaften als Identitätskategorien zugrunde legen (vgl. Heilmann 2003, 187). Das trifft auch für die Gender-Konstruktionen zu, die »...das Ergebnis zweier Leistungen – von Attribution und Darstellung (sind), und beides vollzieht sich im komplementären Wechselspiel sozialer Interaktionen« (Heintz 1993, 32).

Körper als Raum aus dem ich forsche gewinnt seinen Bezug demnach aus dem eigenen Körper, gleichzeitig ist die Fokussierung aus dem eigenen Körper heraus auf die Körper der anderen vorstellbar: Der wahrgenommene Körper des Gegenübers als Erkenntnisobjekt, wie es Kühn (2002) als sekundäre Körperlichkeit beschreibt.

Um die Positionierungen des Gegenübers aufnehmen und verstehen zu können, um in der Lage zu sein, zu re-agieren, um ein gemeinsames Sinn-Konstituieren entstehen lassen zu können, bedarf es einer entwickelten Wahrnehmungsfähigkeit, einer Sensibilität in dem eigenen Körper als Raum mit dem und aus dem heraus ich agiere.

Der eigene Körper als Kontaktfläche und Grenzfläche gleichermaßen, genauer die eigene Haut (Benthien 1999) als Sensor für das Ich und das außerhalb des Ichs Existierende.

Die Wahrnehmungen am Gegenüber können auf unterschiedlichen semiotischen Ebenen stattfinden, differierend je nach ihren Bestimmtheitsgraden (vgl. Heilmann 2004a): Zunächst vermittelt sich die Potentialität von Körperbewegungen auf einer primären Ebene, d.h. wir können wahrnehmen, in welcher Weise sich Bewegungen überhaupt vollziehen können. Ein höherer Bestimmtheitsgrad ermöglicht das Erkennen von Körperausdrucksbewegungen als Anzeichen für etwas, das wir deutend aufnehmen und zu verstehen glauben. Es handelt sich um die Ebene der Konkretheit, d.h. aus einem Kontinuum von Bewegungen werden konkrete Muster herausgelöst und aus der individuellen Erinnerung bzw. Erfahrung oder aus dem kollektiven Gedächtnis heraus mit bestimmten Bedeutungen verknüpft. Diese kommunikativen Aufladungen und diagnostischen Leistungen unterliegen einem großen Maß an Irrtumswahrscheinlichkeit und es haftet ihnen eine hohe Verstehensambivalenz an. Nichtsdestotrotz sind überindividuelle Verstehensleistungen möglich.

Auf einer dritten Ebene, der Ebene der Konventionalisierung, erfahren wir konventionalisierte Bewegungen, die in einer Kommunikationsgemeinschaft einem vereinbarten oder einem entstandenen Deutungsmuster unterliegen. Dieser Ebene sind einerseits konventionalisierte Zeichen zuzuordnen (wie z.B. das Kopfschütteln als Verneinung), andererseits Symbole und Symptome, die sich durch vielfache Wiederholungen herausgebildet haben, z.T. auch in der Abbildung realer Referenzobjekte (z.B. die gespreizten Finger am Ohr als Abbild des Telefonhörers und als Zeichen des Telefonierens).

In dieser Differenziertheit können die Körperausdrucksbewegungen des Gegenübers zwar wahrgenommen werden, in den realen kommunikativen Prozessen jedoch fließen sie ineinander über. Das Verhältnis von Eigenfigurationen und Fremdfigurationen auf allen Ebenen, die Durchlässigkeit der Ebenen untereinander, der Grad an soziokulturellen Einschreibungen und der Anteil an sinnlicher Spezifik körperlicher Setzung entzieht sich bisher konkreter Wahrnehmungs-, Differenzierungs- und Darstellungsmöglichkeiten (vgl. Heilmann 2004b). Der Diskurs darüber hat erste Ansätze ermöglicht, die Verstehensambivalenz jedoch, da sie von wechselseitiger Subjektivität getragen ist, wird bestehen bleiben (müssen) und macht neben der Qual der Missverständnisse auch den Reiz intersubjektiver Kommunikation aus.

3. ZEITRÄUME VON ARBEIT UND LEBEN

Kommunikative Prozesse sind räumliche und in der Zeit verlaufende Vorgänge. Die jeweils Beteiligten begeben sich in diese Dialogsituationen mit ihren Lebensbiographien, aber auch mit ihren kommunikativen Erfahrungen, die sie über die vergangenen Jahre erworben haben, mit ihrer jeweiligen »Kommunikationsbiographie« (Geißner 1983, 12). Mit diesen unterschiedlichen ZeitRäumen und LebensRäumen als Vor-Verfasstheit begegnen sich die Kommunizierenden im aktuellen LebensRaum und ZeitRaum in einer konkreten, soziokulturell bestimmten Situation, die einerseits bezogen auf die Gesamtlebensprozesse wie ein Standbild oder zumindest wie eine Zeitlupenaufnahme wirkt, andererseits selbst ein im Zeitverlauf stattfindender Vorgang ist.

Bezogen auf ZeitRäume in der Kommunikation spielen immer auch das individuelle und das gemeinschaftliche Gedächtnis eine Rolle, die im interaktionalen Prozess erinnert, aktiviert und mit verarbeitet werden und so in ihrer je spezifischen Konstituiertheit in den KommunikationsRaum hinein wirken.

Zeiträume von Arbeit und Leben sind natürlich immer auch historische Zeiträume, und bezogen auf Körpersprache stellen sie sich dar als Veränderungen eines Körperkonzepts im Verlaufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden: »Unser Körper ist selbst durch verschiedenste Aushandlungsprozesse geprägt und generiert gleichzeitig einen Bereich des Bedeutungsknotenpunktes, den wir als Identität bezeichnen können und an dessen Konstitution auch unser leibliches Empfinden und unsere gesellschaftliche, technische und historische Situierung beteiligt ist.« (Rohr 2004, 43)

Diese Aussage trifft nicht nur auf die heutige Zeit und ihre aktuellen Setzungen zu, sondern ist gültig für die je unterschiedlichen gesellschaftlichen, technischen und historischen Setzungen, wobei eben unter genau diesen Setzungen historisch und soziokulturell divergente, ähnliche oder in spiralförmigen Wiederkehrungen stattfindende Wesenheiten entstehen.

Zeiträume von Arbeit und Leben, bezogen auf Körperausdrucksphänomene, stehen demnach im Verstehensparadigma des Zusammenhangs von Körper und Geist, der Relation von Leib und Körper, innen und außen und Körpergrenzen als kulturellen Grenzen. Zeit als Entwicklungs- und Veränderungsdimension stellt sich damit nicht als objektive Skala gleich dimensionierter Einheiten dar, sondern als konstituierender Faktor je spezifischer Körperkonzepte.

4. ZEIT(T)RÄUME

Körperträume finden sich in unterschiedlichen Zeiten und den verschiedensten Kulturen seit Jahrhunderten. Die Träume unterscheiden sich scheinbar fundamental, folgen jedoch einem gemeinsamen Muster: Die Veränderbarkeit und Verfügbarkeit des menschlichen Körpers wird einerseits gewünscht und andererseits gleichermaßen gefürchtet.

Der eine (mitteleuropäische) Menschheitstraum bezieht sich auf die Hoffnung, dass der Mensch den Göttern ähnlich, nach-*gebildet* werden könne, wobei die *Götter-Bilder*, die zum Vergleich (Ebenbild) herangezogen werden, menschliche »Kopfgeburten« (Grass 1987) darstellen, wie im Beispiel des Titanen-Sohnes Prometheus:

*Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich –
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!*

(Johann Wolfgang von Goethe: Prometheus)

Eine zweite Variante dieses Menschheitstraumes vom Eingreifen in nicht akzeptierte natürliche Verfasstheit nimmt seinen Ausgang in frühen Science-Fiction-Romanen (Jules Verne, Stanislaw Lem u.v.a.m.) und schreibt sich fort in die heutige Cyber-Welt, in welcher die Figuren Grenzssetzungen auf Grund körperlicher (beschränkter/schrankenetzender) Beschaffenheit nicht mehr zu erdulden haben.

Dieser Gedanke, Körper (auch den eigenen) in phantasievoller Kreativität selbst schaffen zu können, ohne an die Konsequenzen gebunden zu sein, die mit einem derartigen Körper in der Realität verbunden wären, prägt die virtuelle Kommunikationswelt. Jeder Chat-Room hat seine eigenen Kommunikationsregeln, aber welchen Körper ich für diese Kommunikationswelt konstruiere bzw. ob ich meine Äußerungen überhaupt mit einer für die anderen erkennbaren Körperlichkeit ausstatte, ist der Beliebigkeit überlassen. Diese im Miteinander-Kommunizieren ungewohnte Vagheit (wir können lügen, unsere Stimme verstellen, unsere Mimik und Gestik kontrollieren – aber unseren Körper bringen wir in die realen sprechsprachlichen Kommunikationssituationen immer mit) eröffnet ungewohnte Räume für Wahrhaftigkeit einerseits, entzieht andererseits Möglichkeiten der sozialen (auch der

geschlechtsbezogenen) Orientierung. Die Möglichkeit einer soziokulturellen Zuordnung, einer geschlechtsbezogenen Wahrnehmung, einer Wiedererkennung kommunikativer Handlungskategorien stützt das menschliche Sicherheits- und Orientierungsbedürfnis (Goffman 1971). Fehlt diese Orientierungsmöglichkeit, werden verschiedene Räume und Zeiten mit unterschiedlichen Identitäten verbunden, so »[...] konstatiert man allgemein eine ›Identitätskrise‹ und spricht von Entwurzelung, Dezentrierung und Fragmentierung des Selbst.« (Bahl 2002, 10).

Diese Fragmentierung des Selbst führt zur gleichzeitigen Freiheit und auch Beliebigkeit der eigenen Leiblichkeit und Körperlichkeit, zu einer fehlenden »Offen-sichtlichkeit« (Bahl 2002, 29) für das Gegenüber, aber letztlich auch für die Identitätswechsler selbst. Das gemeinschaftliche kulturelle Wissen, das Kommunizierende in konkreten Situationen nutzen, um sich zu orientieren, wird auf diese Weise fragwürdig, die in der Sozialisation erlernte soziale Wahrnehmungsfähigkeit wird irritiert.

»Für Begegnungen im virtuellen Raum reicht die herkömmliche Definition von Anonymität nicht mehr aus, sondern muss erweitert werden. So kann einer nur über das Netz geführten Beziehung zwischen zwei Menschen, die einander zwar namentlich kennen und auch sonst viel voneinander wissen, sich aber noch nie offline gegenübergestanden haben, aufgrund der Bedingungen computergestützter Kommunikation ein gewisser anonymer Charakter nicht abgesprochen werden. Der Grad der Anonymität wird allerdings noch potenziert, wenn die Interaktionspartner einander nicht nur weder sehen noch hören können, sondern auch sonst nichts von ihrer sozialen Identität preisgeben, weil sie sich entschieden haben, die private Offline-Welt auszuklammern und sich nur auf ›unverfängliche‹ bzw. allein das Spiel betreffende Gespräche einzulassen.« (Bahl 2002, 81)

Dem steht entgegen, dass in einem virtuellen Kommunikationsraum, wenn die wahre Körperlichkeit/Identität nicht bekannt ist, vorurteilsfrei Meinungs-austausch stattfinden kann, der sich nur an der konkreten Äußerung orientiert, ohne durch zuordnende Assoziationen, hervorgerufen über das äußere Erscheinungsbild, beeinflusst zu sein. Gerade die Verunsicherung bezüglich konventioneller Strukturen, Kategorien und Normen vermindert Attributionen und könnte offene Kommunikation ermöglichen.

Der Reiz dieser Losgelöstheit vom Körperlichen besteht sowohl für diejenigen, die ihren eigenen Körper in der vorgefundenen Verfasstheit schlecht annehmen können, als auch für jene, in denen Grenzüberschreitungen Kreativität auslösen. Eigene Körper-»Bausteine« chirurgisch modellieren zu lassen, erweist sich dann als Rückgriff auf die Materialität aus der Virtualität, aber unter deren Gesetzen von Spiel,

Verwandlung und Maskerade, allerdings ohne Transfermöglichkeit in die vor-befindliche Identität.

Indem die Kommunizierenden sich für unterschiedliche Chat-Rooms differente Körper-Konstruktionen figurieren können, besteht die Möglichkeit und Gefahr, in voneinander getrennten Parallelwelten mit verschiedenen Ich-Identitäten zu existieren, zu agieren und zu kommunizieren. Die Auseinandersetzung mit einem konturierten Selbst, das als authentisches Ich in eine kommunikative Situation mit eingebracht wird und damit ein bestimmtes Maß an Unverfügbarkeit hervorruft, mit dem sich die anderen in Beziehung bringen müssen, wird in diesen Situationen ausgesetzt.

»Allerdings ist es dem Menschen in seiner *linearen* Geschichte auch immer wieder gelungen, sich von diversen Universalismen zu distanzieren. Wie der freie Wille sich in [...] vernetzter Welt entwickelt, scheint dementsprechend offen, da das Imaginationspotential überhaupt nicht abzusehen und [...] ja auch die Negativentwicklung genauso wahrscheinlich ist.« (Nörenberg 2002, 35; Hervorhebung Nörenberg)

5. SCHAFFENSRÄUME

»Jenseits aller sozialer, politischer und letztendlich kultureller Grenzen lockt ein computeranimiertes Multiversum, in dem nach Thomas (1994) der transhumane Mensch Material, Form und Beschaffenheit des Körpers selbst wählen kann. Sei es real unter Zuhilfenahme computergenerierter Chirurgie oder virtuell als digitale Repräsentation eines körperfernen Ichs; als ein so genannter Datenkörper, der sich ›frei‹ im Internet bewegt, ›ohne Mangel und Behinderung‹ (Žižek 1997), ein Phantasma unbegrenzter Machbarkeit und letztendlich Autonomie.« (Laszig 2003, 1)

Es handelt sich in diesem »computeranimierten Multiversum« in der Tat um ein Phantasma nahezu unbegrenzter Machbarkeit: Geschlechter sind frei wählbar, Alter ist beliebig verschiebbar, Schönheit vermag computergeneriert erzeugt zu werden. Krankheit, Behinderung, kleine »Schönheitsfehler« der Gestalt, Leistungsgrenzen, Ermüdungsprozesse und emotionale Belastungsgrenzen sind virtuell auflösbar. Der Kreativität für die »Erschaffung« des Körpers eines »körperfernen« eigenen Ichs scheinen keine Beschränkungen auferlegt, die *Schaffensräume* scheinen nicht mehr der Logik von Zeit und Raum und seinen Grenzen zu folgen.

Die nach Laszig damit gleichzeitig verbundene Autonomie scheint der Autorin eine phantasmatische Utopie: Der frei generierende Akt erhält sein Rolling out durch

ein körpernahes, körpergebundenes Ich, das in seiner Auseinandersetzung mit situativen Gegebenheiten, Körperbildern einer soziokulturell geprägten Gruppe, religiösen und epistemologischen Normen Wertmaßstäbe übernommen und selbst gebildet hat. Jede freie Schöpfung im virtuellen Raum entsteht in Akzeptanz oder Kontradiktion dieser komplexen Matrix. Ikarus Traum vom Fliegen bewegte sich in der gleichen Dimension: Losgelöstheit von Begrenzungen.

Das Körper-Ich als Verfasstheit anzunehmen, die Gestaltungsräume zulässt, *Schaffensräume*, denen das Ich in eigener Verantwortung begegnen kann und in denen das Ich seine Identität verortet und aus denen heraus der Ich-Körper sich der Anstrengungen kommunikativer Begegnungen auszusetzen vermag, lässt gestaltete und verantwortete Autonomie entstehen. Diese in kritischer Reflexion entstehende Autonomie ist die substantielle Entwicklung des individuellen Körper-Ichs, weit entfernt von modisch wechselnden Schönheitsmythen, virtueller Beliebigkeit und ent-natürlichten Datenkörpern.

So wenig davon auszugehen ist, dass es einen »vorkulturellen unbeschriebenen« Leib gibt, auf welchen kulturelle Einschreibungen zum Prozess der Individualitätswendung führen, so wenig ist in gleicher Weise anzunehmen, dass gesellschaftliche Einschreibungsprozesse keines Leibes bedürfen, sondern in freie Virtualität gebracht werden können.

Schaffensräume im Sinne körperlicher Setzungen bedeuten geschlechtsbezogene körperhafte und körperausdrucksbestimmte Figurationen zu gestalten, wahrzunehmen und in ständig wechselnden kommunikativen Situationen interaktiv veränderbar zuzulassen.

LITERATUR

- Bahl, Anke (2002): Zwischen On- und Offline. Identität und Selbstdarstellung im Internet. München: KoPäd-Verlag.
- Benthien, Claudia (1999): Haut. Literaturgeschichte, Körperbilder, Grenzdiskurse. Reinbek: Rowohlt.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Degenhardt, Annette (1979): Geschlechtstypisches Verhalten über die Lebensspanne. In: Degenhardt, Annette u. Trautner, Hanns Martin (Hrsg.): Geschlechtstypisches Verhalten: Mann und Frau in psychologischer Sicht. München: Beck, S. 26-49.

- Duden, Barbara (1993): Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. In: *Feministische Studien: Kritik der Kategorie »Geschlecht«*. 11(1993), 2, S. 24-33.
- Geißner, Hellmut (1983): Therapeutische Kommunikation zwischen Reparaturgesinnung und Allmachtsphantasie. In: Allhoff, Dieter W. (Hrsg.): *Mündliche Kommunikation. Störungen und Therapie. Sprache und Sprechen Bd. 10*, Frankfurt/M.: Scriptor, S. 9-20.
- Goethes Werke. Hrsg. v. Müller-Freienfels (1923): Berlin: Wegweiser-Verlag. Bd. 9: Lyrische und epische Dichtungen, S. 239-240.
- Goffman, Erving (1971): Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum. Gütersloh: Bertelsmann.
- Grass, Günter (1987): Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Heilmann, Christa M. (2003): Wer schreit hat Recht? In: Dingel, Irene (Hrsg.): *Feministische Theologie und Gender-Forschung*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, S. 179-196.
- Heilmann, Christa M. (2004a): Das Konzept Körper in der Rhetorik aus semiotischer Sicht. In: Fohrmann, Jürgen (Hrsg.): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. DFG-Symposium 2002. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 267-282.
- Heilmann, Christa M. (2004b): Das Konzept Körper in der Gesprächsforschung. In: Rohr, Elisabeth (Hrsg.): *Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben*. Königstein/Taunus: Helmer, S. 236-248.
- Heintz, Bettina (1993): Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Bühler, Elisabeth; Meyer, Heidi; Reichert, Dagmar u. Scheller, Andrea (Hrsg.): *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. Zürich/Dortmund: eFeF-Verlag, S. 17-48.
- Hof, Renate (1995): Die Entwicklung der Gender Studies. In: Bußmann, Hadumod u. Hof, Renate (Hrsg.): *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Kröner, Stuttgart, S. 2-33.
- Kotthoff, Helga (1996): Die Geschlechter in der Gesprächsforschung. Hierarchien, Theorien, Ideologien. In: *Der Deutschunterricht*. Heft 1/1996: Differenzen – diesseits und jenseits von Geschlechterfixierungen, hrsg. v. Kublitz-Kramer, Maria u. Neuland, Eva, S. 9-15.
- Kühn, Christine (2002): Körper-Sprache. Elemente einer sprachwissenschaftlichen Explikation non-verbaler Kommunikation. Frankfurt/M.: Lang.
- Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt/M./New York: Campus.

- Laszig, Parfen (2003): Deus ex Multimedia – Körperlichkeit im digitalen Raum. <http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~iy0/texte/koerper/htm>, S. 1-6, updated 18.02.2003. (Originalbeitrag: Laszig, Parfen (1998): Deus ex Multimedia – Körperlichkeit im digitalen Raum. *Psychoanalyse im Widerspruch*, 10(1998), 19, S. 93-98).
- Lem, Stanislaw (1977): *Phantastik und Futurologie*. Frankfurt/M.: Insel.
- Lem, Stanislaw (1985): *An den Grenzen der Science Fiction und darüber hinaus*. Wimmer: Corian.
- Mersch, Dieter (2000): Körper zeigen. In: Fischer-Lichte, Erika; Horn, Christian u. Warstat, Matthias (Hrsg.): *Verkörperung. Theatralität 2*. Tübingen/Basel: Francke, S. 75-91.
- Nörenberg, Malte (2002): Flusser im Netz – Die Gegenwart der Zukunft. Über einen Versuch, die Phantasie zu retten. In: Glasenapp, Jörn (Hrsg.): *Cyberfiktionen. Neue Beiträge*. München: Fischer, S. 31-56.
- Rohr, Elisabeth (Hrsg.) (2004): *Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben*. Königstein/Taunus: Helmer.
- Rohr, Jascha (2004): Netzwerke und Gestaltenwandler. Zur Situierung von Körper und Identität. In: Rohr, Elisabeth: *Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben*. Königstein/Taunus: Helmer, S. 32-46.
- Scherer, Klaus (1976): Die Funktion des nonverbalen Verhaltens im Gespräch. In: Wegner, Dirk (Hrsg.): *Gesprächsanalysen*. Hamburg: Buske, S. 275-297.
- Schmitz, Hermann (1985): Phänomenologie der Leiblichkeit. In: Petzold, Hilarion (Hrsg.): *Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven*. Paderborn: Junfermann, S. 71-106.
- Schulz von Thun, Friedemann (1991): *Miteinander reden*. Bd. 1: Störungen und Klärungen. Hamburg: Rowohlt.
- Stephan, Inge (1999): »Frau und Körper gehören untrennbar zusammen«. Zur Bedeutung des Körpers in aktuellen Gender-Debatten und bei Elfriede Jelinek. In: *Figurationen* Heft 0, 1999, S. 36-49.
- Thomas, Wolfgang. (1994): *NanoCyborgs*. *Mondo 2000*, 1(1994), S. 12.
- Verne, Jules (1966): *20.000 Meilen unter Meer*. Zürich: Diogenes.
- Verne, Jules (1969): *Reise um den Mond*. Zürich: Diogenes.
- Žižek, Slavoj (1997): *Die Pest der Phantasmen. Die Effizienz des Phantasmatischen in den neuen Medien*. Wien: Passagen Verlag.

WAS HEISST AUTHENTISCH REDEN?

ÜBER MÄNNLICHE SPRACHE UND WEIBLICHES SPRECHEN

Bettina Kremberg

»Mit Zweien beginnt die Wahrheit«, schrieb Friedrich Nietzsche.¹ Er hatte Recht damit. Das bestätigen nicht nur Philosophen- und Dichterkollegen², sondern auch zunehmend mehr Sprech- und Sprachwissenschaftler³ sowie Gesprächstherapeuten⁴. Letztere versuchen u.a., Paaren im konkreten privaten Beziehungs- und Geschlechterkonflikt zu helfen, indem sie – Nietzsche gemäß – die Ehe als ein langes Gespräch verstehen und Zwiesgespräche der Partner zur wichtigsten Bedingung für den Erhalt der Liebe deklarieren. Sprach- und Sprechwissenschaftler verfolgen dagegen weniger anwendungsbezogene und direkt-therapeutische Ziele. Sie beschreiben vielmehr Gesprächsstile und Körpersprachen aus wissenschaftlicher Perspektive. Sprechwissenschaftlerin Christa Heilmann⁵ beispielsweise thematisierte das Ganze u.a. aus geschlechtsspezifischer Sicht als gegenseitige »reziprok-dialogische Kommunikationsfigurierung«. Sprachwissenschaftler schließlich abstrahieren vollständig von Anwendung und Empirie. Ihr Interesse richtet sich auf die Sprachstruktur im Allgemeinen. Alle drei Richtungen sind motiviert, Unterschiedlichkeiten im Auftreten, im Handeln, in der Sprache von Menschen zu beschreiben, zu erklären und verstehbar zu machen. Dies ist u.a. deshalb interessant, weil mit der unterschiedlichen Ausrichtung auch unterschiedliche Konsequenzen verknüpft sind, z.B. in Bezug auf die Betrachtung der gesellschaftlichen oder privaten Stellung von Personen, von Hegemonialansprüchen oder Ausgrenzungsverhalten, von individuellen oder kol-

- 1 Nietzsche, Friedrich, *Die fröhliche Wissenschaft*, Kritische Studienausgabe, hg. v. Colli, G. und Montinari, M., 3. Buch, Aphorismus 260. Vollständiges Zitat: »Ein Mal eins. – Einer hat immer Unrecht: aber mit Zweien beginnt die Wahrheit. – Einer kann sich nicht beweisen: aber Zweie kann man bereits nicht widerlegen.«
- 2 U.a. Platon, F. Hölderlin, E. Cassirer, J. Habermas, aber auch die sogenannte dialogische Philosophie, allerdings mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung.
- 3 Z.B. Heilmann, Christa M., *Das Konzept Körper in der Gesprächsforschung*, in: Rohr, Elisabeth (Hg.), *Körper und Identität, Gesellschaft auf den Leib geschrieben*, Helmer-Verlag, Königstein, S. 236-248.
- 4 Z.B. Möller, Michael Lukas, *Die Wahrheit beginnt zu zweit. Das Paar im Gespräch*, Reinbek bei Hamburg 1996.
- 5 Christa M. Heilmann ist Leiterin der Abteilung Sprechwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg. Sie forscht zur Konstitution von Körperlichkeit in der Dialogizität im Allgemeinen und zu geschlechtstypischem Kommunikationsverhalten im Besonderen.

lektiven psychischen Störungen usw. So wird aus den verschiedenen Richtungen z.B. gefragt, warum bestimmte Gesprächsstile zu Anerkennung, Prestige oder einer herrschaftlichen Position führen, andere aber nicht. Dabei wird die Differenziertheit oftmals noch immer im dominanten Rückgriff auf die verhaltens-biologischen Residuen unserer »tierischen Vorfahren« beschrieben, oder kognitiv-mentalistisch erklärt. Doch weder ein methodischer Individualismus noch kollektiver Mentalismus noch Neuro- oder Verhaltensbiologismus sind imstande, Sprache als spezifisch menschliche Praxisform⁶ und Sprechen als individuelle Aktualisierung dieser Form, und zwar als Sprechhandlung – und nicht als Sprechverhalten – umfassend verständlich zu machen.⁷ Dazu gehört es auch, die verschiedenen Konstitutionsbedingungen zu untersuchen.

I.

Als weibliches Mitglied der *scientific community* interessieren mich besonders die Konsequenzen dieser Verschiedenheit von Gesprächsstilen und Körpersprache vor allem unter geschlechtsspezifischen Aspekten, wobei empirische Studien den Blick für bestimmte Problemkonstellationen schärfen können. Christa Heilmanns Konzept der Wechselwirksamkeit von weiblicher und männlicher »Sprache« finde ich dabei besonders spannend. Es stellt das Phänomen der Geschlechterkonstitution nicht als ein für allemal gegeben und starr dar, sondern als ein komplexes und lebendiges Bedingungsverhältnis. Das, was als männlich gilt, und das, was als weiblich gilt, konstituiert sich gegenseitig u.a. über Zuweisungen, Ausgrenzungen, Bewertungen und Erwartungen.

- 6 Den Begriff Praxisform übernehme ich von Pirmin Stekeler-Weithofer: »Das Wort *Praxis* markiert [...] zunächst nur eine Differenz zur Idee einer Sprache als System, als innerer Gegenstand einer Theorie oder Darstellung. Man könnte statt *Sprachpraxis* auch *Sprachgebrauch* sagen, wenn man dann nur noch einen »absoluten« Gebrauch des Wortes *Gebrauch* von einem »relativen« unterscheidet: Im relativen Gebrauch wird etwas, ein Werkzeug z.B., oder ein System von Ausdrücken und Regeln, in besonderen Fällen *verwendet*. Im Unterschied zu diesem Begriff des Gebrauchs als *Verwendung* benutzt Wittgenstein, wie F. Kambartel bemerkt hat, das Wort *Gebrauch* zumindest manchmal absolut, und zwar ungefähr in dem Sinn, in welchem ich hier – zur Disambiguierung der Fülle – das Wort *Praxisform* gebrauchen möchte, zur Nennung einer Art »lokaler Institution« oder Gepflogenheit.«; zitiert aus: Stekeler-Weithofer, Pirmin, Sind Sprechen und Verstehen ein Regelfolgen? Probleme konventionalistischer und intentionalistischer Theorien der Sprache, in: Krämer, Sybille und König, Ekkehard, Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?, Frankfurt/Main 2002, S. 190-225; S.191f.
- 7 Vgl. z.B. Churchland, P.M., Neurophilosophy. Toward a Unified Science of the Mind/Brain, Cambridge/Mann 1986; Feigl, H., The »Mental« and the »Physical«, Minneapolis 1967.

Damit wird nicht nur die biologistische *Defizithypothese*, nach der Frauen – gemessen an männlichen Normen – defizitär sprechen, sondern auch die psychologische *Differenzhypothese*, nach der Männer und Frauen ewig geltende differente Sprachmuster bedienen, verworfen. Die sprachliche Konstitution von Geschlechtlichkeit ist vielmehr das Ergebnis eines komplementären Wechselspiels im Rahmen von sozialen Interaktionen, an dem neben der Geschlechtlichkeit auch andere Kategorien wie Alter, ethnische Zugehörigkeit, Profession, sozioökonomische Situation usw. beteiligt sind.

Unter dem Titel »... und der Körper redet immer mit. Körper und Kommunikation« hat Christa Heilmann auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2004 ihr Konzept der »wechselseitigen Figuration« in Kommunikationsprozessen vorgestellt. Mit uns gemeinsam war sie auf Spurensuche für eine Antwort auf die Frage, wie normierende und musterbildende Einschreibungen in den Körper und durch den Körper in dialogischen Gesprächen geschehen. Sie unterschied dabei zunächst zwei Ebenen der Teilhabe des *eigenen* Körpers an Gesprächsprozessen: den »wahrnehmenden Körper als Erkenntnissubjekt« und den »Körper in seiner Ausdrucksfunktion«. Im Unterschied dazu wird der Gesprächspartner vis-à-vis über seinen Zeichencharakter als Erkenntnisobjekt fokussiert. Kommunikative Wertungen entstehen erst in dieser dialogischen Wahrnehmung des jeweils Anderen.

Drei Entwicklungslinien, die historisch parallel verliefen und sich teilweise vernetzt vollzogen, lassen sich nach Heilmann als Vorgänger des heutigen Körperkonzeptes in der Gesprächsforschung skizzieren: eine rhetorische, eine physiognomische und eine sprachphilosophische Linie. Im Folgenden zeichne ich Heilmanns Argumentationslinien kritisch nach.

Seit der antiken Rhetorik befassen sich die Autoren mit der körperlichen Ausdrucksfähigkeit wie z.B. Mimik und Gestik in der Rede.⁸ Später wird Gestikulation nach unterschiedlichen Regionen des Körpers differenziert.⁹ Diese sogenannte Chironomie stand im Dienste einer regelhaften Hervorbringung des Sprechens. Bewegungen wurden als abhängig von der Situation des Sprechers (Ort und Zuhörerschaft) und von den einzelnen Redeteilen betont. Dies geschah nach Anpassung an einen bestimmten Maßstab. Seitdem kann man von einer Erforschung der Verbindung von der sogenannten »Rhetorizität des Körpers« mit der »Performanz der Rede« und der »situativen Konstitution in Form von Körperrhetorik und Sprachkör-

8 Cicero, Marcus Tullius, *De oratore* (Vom Redner), hg. v. Raphael Kühner, München o.J.

9 Quintilianus, Marcus Fabius, *Institutionis oratoriae* (Ausbildung des Redners). Zwölf Bücher, hg. v. Helmut Rahn, Darmstadt 1975.

per« reden. Die lange Rezeptionsgeschichte dieser Chironomie mit deren Grundsatz der Präskription, also der Normierung, von verbalem und non-verbalem Sprechen, führt bis in unsere Zeit.¹⁰

Erst Anfang des 20. Jahrhunderts geschieht eine Veränderung. Jetzt wird zwischen rednerischem Vortragsstil und schauspielerischer Darstellung bezüglich der körperlichen Ausdrucksformen strikt unterschieden. Es setzt eine Wende zur Individualisierung der Gestikulation ein. Dieser Wandel ist mit einer Gegenbewegung gegen die Tradition verbunden, nämlich mit einem Rückzug von Körpersprachnormierungen, also mit einem Rückzug von festen Vorschriften für Sprechhandlungen. Doch obwohl die Körpersprache den individuellen charakterlichen Ausdruck einer Person mehr betont als früher, erkennen wir auch heute durchaus noch signifikante (z.B. geschlechtsspezifische) Unterschiede im Ausdruckshandeln.

Zwar interessierte sich auch die Antike bereits für den Zusammenhang von Ausdrucksmöglichkeiten und Charakter einer Person, doch der zentrale Einfluss auf die Beschäftigung mit der Physiognomie kam erst im 18. Jahrhundert und ging von Johann C. Lavater aus.¹¹ Der zentrale Leitgedanke war die Annahme eines Zusammenhangs zwischen der äußerlich wahrnehmbaren Beschaffenheit und Proportion der Physiognomie und emotionalen bzw. charakterlichen Dispositionen von Personen. Von da ab wurde die Physiognomik Gegenstand der Ausdruckspsychologie. Neu war die Verschiebung des Augenmerks vom gestalteten Produkt (Text) zum gestaltbaren Prozess (Gespräch). Physiognomien wurden zunehmend nicht mehr als »angeboren« verstanden, sondern als ein sich in der Zeit vollziehender Einschreibungsprozess. Somit konnte nach und nach auch der sprechende Körper, sei es der eigene oder ein fremder, in den Fokus der Forschung rücken.

Historisch gesehen werden seit Platon Sprachursprungstheorien entwickelt, die immer auch körperliche Aspekte mit berühren. Ein tatsächliches Körperkonzept ist jedoch nicht überliefert: weder in der Philosophie noch Rhetorik noch der Psychologie. Da die Frage nach sprachphilosophischen Aspekten des Körperkonzepts immer vom Kontext der Körper-Geist-bzw. Leib-Seele-Debatte überschattet wurde, war Heilmann zufolge von hier aus nicht die Entwicklung eines Körpersprachkonzeptes zu erwarten.

10 Z.B. Gottsched, Johann Christoph, *Ausführliche Redekunst* (1759), Hildesheim 1973; Austin, Gilbert, *Chironomia or A Treatise on Rhetorical Delivery* (1818), ed. by Mary Margaret Robb/Lester Thonsson, Carbonale/Edwardsville 1966.

11 Lavater, Johann C. *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (1775) und *Von der Physiognomik* (1772); so zitiert bei Heilmann, Christa M., *Das Konzept »Körper« in der Gesprächsforschung*, in: Rohr, Elisabeth (Hg.), *Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben*, Königstein, S. 236-248; S.

Wie wir wissen, bedarf das Sprechen einerseits eines körperlichen Trägers, eines Sprechers, und andererseits der Leiblichkeit des Sprechens. Die leibliche Präsentation des Körpers ist dabei bi-funktional; sie wird zum Zeigenden wie Gezeigtem. Aus diesem Grunde erweist sich die begriffliche Trennung von körperlich mitkonstituiertem Sprechakt und sprachlich mitkonstituiertem *Körper* als konstitutives Bedingungsverhältnis. Körper sind nicht nur Material und Mittel zum Ausführen von Sprechhandlungen. Vielmehr ist der leibliche Vollzug ebenso eine Selbstpräsentation des Körpers wie der verbal ausgedrückte Gedanke. Dass nicht nur der Geist, sondern auch der Körper spricht, erweitert demzufolge die Bedeutungsdimensionen. Die Leiblichkeit des Sichausdrückens konnte nur zum Thema der Philosophie werden, indem das entkörperlichte System Sprache um die Dimension des Verstehens der Vielfalt menschlicher Kommunikation erweitert wurde. Dazu haben Feminismus und Genderforschung beigetragen, meint Heilmann.

Ebenso wie die Philosophie hat sich auch die Linguistik erst spät den dialogischen Prozessen von Sprache und Sprechen zugewandt. Lange Zeit standen hier Untersuchungen zur Syntax und Semantik des Sprachsystems im Allgemeinen im Vordergrund des Interesses. Erst in jüngerer Zeit wurden paralinguistische (stimmliche) und extralinguistische (körpersprachliche) Parameter des Gesprächs in die wissenschaftlichen Untersuchungen mit einbezogen. Die sprechwissenschaftliche Gesprächsforschung berücksichtigte zwar immer auch Körper- und Stimmausdruck, entwickelte jedoch nie eigens Körperkonzepte und methodische Untersuchungsansätze für deren Erforschung. Dies geschah erst in den letzten Jahren mit Untersuchungen über Pragmatik und Kontextualität der Sprache sowie der Thematisierung des Körpers jenseits der philosophisch geprägten Leib-Seele-Debatte.

Körper zeigen nicht nur die eigene Performativität, sondern figurieren auch das Gegenüber mit, ist die Hauptthese Heilmanns. Im Kommunikationsprozess geschieht ein Wechsel zwischen Bezeichnungen, Verweisungen, Zeigendem und Begleitendem, Bedeutung, Ausdruck und Eindruck. Ein Spannungsfeld entsteht zwischen dem Eigenen und dem Fremden, der Intentionalität und der Okkasionalität, der Eigenfiguration und der Fremdffiguration. So ist besonders in stark konfligierenden Gesprächssituationen ersichtlich, dass neben dem Sachverhalt, um den es geht, der eigene Standpunkt und die ganze Person hinterfragt wird, damit wird aber oft auch der Blick auf sich selbst und vom Anderen her antizipiert. Die Spanne zwischen verständnisvoller Einsicht und instrumenteller Manipulation ist dabei weit und noch nicht genug erforscht.

Die für die Ethik und ihre modernen Anwendungsbereiche hochbrisante Frage ist nicht, ob sich menschliche Körper vollständig und willkürlich konstruieren und

manipulieren lassen, sondern ob sich Menschen einen gewissen Grad von Unverfügbarkeit bewahren sollten, oder nicht? Dass sich offenbar Muster von Konventionalisierungsprozessen ausmachen lassen, die sich in die Körpersprache eingeschlichen haben, belegt weder das eine noch das andere. Zu erforschen sind solche konventionalisierten Bewegungsmuster aber, weil sich in ihnen der Prozess der individuellen Interpretation wahrgenommener Ausdrucksbewegungen besonders gut ablesen lässt. Die Erforschung der Dynamik von Musterbildungs- und veränderungsprozessen in Kleingruppen, z.B. Paaren, Familien, Cliques und kleinen Arbeitskollektiven, stützt Heilmanns These der reziproken Figurierung besonders augenfällig.

Allerdings, so gibt Heilmann zu bedenken, lässt sich die Wirkung des sprechenden Körpers nicht so einfach, monofaktiv, parametrisieren. »Die ›tolle Ausstrahlung‹, die eine Person haben kann, entsteht nicht durch die Summe einzelner Merkmale. Das Zusammenspiel der Körperzeichen mit der Intensität ihres Vollzugs, der Weise ihrer Setzung, dem Tempo ihres Verlaufs, der Rückbezüglichkeit auf die Impulse des Gegenübers, der Sinnlichkeit ihres Ausdrucks und ihren soziokulturellen und biographischen Einschreibungen bilden eine Komplexität, die sich der eindeutigen Lesbarkeit verweigert. Erziehung, Selbstsicherheit, Authentizität, Rollenverständnis, gesellschaftliche Akzeptanz, um nur die wesentlichsten Aspekte zu nennen, erweisen sich als Faktoren, welche die Gesamtwirkung sprechender Körper mitbestimmen und in ihren jeweiligen Anteilen nicht dekonstruierbar sind.«¹² Als wesentliche Desiderate der gesprächsanalytischen Forschung hebt Heilmann deshalb folgende Themenkomplexe hervor: das Verhältnis von Eigenfiguration, Fremdffiguration und soziokulturellen Einschreibungen; die Konstruktion von Körperlichkeit in reziproker Dialogizität und der Anteil sinnlicher Spezifik an körperlicher Setzung.

Bezogen auf die konkreten Lebens- und Arbeitssituationen von Frauen in der Wissenschaft im Vergleich zu ihren vorwiegend männlichen Kollegen stellen sich in diesem Zusammenhang spezielle Probleme, denn nicht selten führt beispielsweise geschlechtsbezogen »ungenau« Formulieren zu Missverständnissen, Irritationen und kommunikativen Störungen in Gesprächssituationen.

Über einige der Ursachen dieser geschlechtsspezifischen Unterschiede Bescheid zu wissen, öffnet und verschließt zugleich bestimmte Handlungsspielräume, könnte man Heilmann ergänzen. Dass das Bewusstmachen von Mustern und Zusammenhängen im Verhalten Einzelner oder von Gruppen Handlungsspielräume eröffnet,

12 Heilmann, Christa M., Das Konzept »Körper« in der Gesprächsforschung, in: Rohr, Elisabeth (Hg.), Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben, Königstein 2004, S. 236-248; S. 9f.

liegt auf der Hand, denn erst so offenbaren sich verschiedene Handlungsoptionen als Möglichkeiten freier Wahl. Dass das Bewusstmachen von Optionen aber auch Handlungsspielräume verschließen kann, ist nicht sofort einsehbar. Offensichtlicher wird dies aber, wenn das Bewusstmachen von Verhaltenskonventionen eine allzu starke Ablehnung dieser oft kulturell vorgegebenen und eben nicht selbst getroffenen Vereinbarungen hervorruft – oder aber im Gegenteil eine überzogene Identifizierung mit diesen Konventionen. Die zu starke Identifizierung bekommt dann eventuell einen instrumentellen Charakter (z.B. beim Einsetzen weiblicher Reize in wissenschaftlichen Arbeitskontexten), oder sie verkehrt sich unter vermeintlicher Kontrolle des Bewusstseins ins Gegenteil, also z.B. zu einer überzogenen Art pubertär-emanzipativer Ablehnung jeglicher Regeln bzw. der diese Regeln und Normen verkörpernden Personen.

Beide Male wird wirkliches *authentisches Handeln* dadurch verstellt, dass das Bewusstsein nunmehr zwanghaft *nur* noch auf das eigene Verhaltensrepertoire fokussiert. Aber erst indem die bewusst gemachten Verhaltenskonventionen und deren Adaptionmöglichkeiten in einem kooperativen und kommunikativen Prozess lebenspraktisch (v)erarbeitet, neue Verhaltensmuster habitualisiert und in diesem Sinne dann »vergessen« werden, kann eine Person ein wirklich authentisches Selbstverständnis gewinnen bzw. wiedergewinnen. Nichts anderes meint nebenbei bemerkt das schillernde Wort Bildung. Sie kann verstanden werden als eine Art »unbewusstes Sediment« der Haltung zu sich selbst und zu anderen. Bildung ist deshalb auch nie Verdienst eines Einzelnen oder reines Phänomen der Verinnerlichung, sondern meint vielmehr die Fähigkeit zur freien Kooperation mit anderen Personen in einem Gemeinschaftsprojekt und eine gewisse Offenheit für Figurationsprozesse.¹³ Damit wäre sowohl das Festhalten am Projekt der (Selbst-)Aufklärung weiterhin legitimiert als auch die Gefahr thematisiert, die von einer allzu stark entfremdenden oder die Allgemeinheit überfordernden Revolutionierung der Konventionen ausgeht.

Ich bin davon überzeugt, dass für das Selbstverständnis junger Wissenschaftlerinnen schon viel gewonnen wäre, wenn sie weniger die Normvorgaben zu erfüllen als mitzubestimmen suchten. Die Situierung der spezifischen Probleme und Akzentsetzungen von Wissenschaftlerinnen würde nicht nur neue Handlungsspielräume eröffnen, sondern auch ein anderes Konzept der Verantwortlichkeit in den Wissenschaften etablieren. Wissenschaftlerinnen verstünden sich dann mit ihrer

13 Kremberg, Bettina/Stekeler-Weithofer, Pirmin, Wissensmanagement statt Bildung? Ein kulturphilosophischer Zwischenruf, in: Wyssusek, Boris (Hg.), Wissensmanagement komplex. Perspektiven und soziale Praxis, Berlin 2004, S. 291-308.

Praxis nicht mehr länger als defizitär gegenüber der männlichen Welt der Wissenschaft, aber auch nicht als völlig different zu ihr. Vielmehr könnten sie sich als mitkonstituierender und deshalb mitverantwortlicher Pol des wechselseitigen Bedingungsverhältnisses unserer uns gegenseitig prägenden Geschlechterkategorien »männlich« und »weiblich« begreifen, die auch in der sozialen Praxis der Wissenschaften wirken.

II.

Christa Heilmann verfolgt ihr Projekt der reziprok-dialogischen Kommunikationsfigurierung u.a. im Rahmen von Untersuchungen über die Erforschung der Konstruktion von Geschlechtlichkeit beim konkreten Sprechen einerseits und der Sprache als System andererseits. Dies lässt sich in etwa gleichsetzen mit der Unterscheidung von *parole* und *langue* bzw. *langage*, die wir aus Saussures Linguistik kennen.¹⁴ Sprache wird mit *langue* analogisiert und als System und Struktur beschrieben, in dem man sich qua Gebrauch von Wörtern und sinnvollen Sätzen je schon befindet. Geschlechtermarkierungen auf dieser Ebene werden z.B. innerhalb der deutschen Sprache über drei Möglichkeiten ausgedrückt: mittels lexikalischer Mittel, mittels grammatischer Mittel und durch Wortbildungswerkzeuge. Sprechen hingegen lässt sich mit *parole* übersetzen und bezieht sich bei Heilmann statt auf den einzelnen Sprechakt auf den *dialogischen Sprechprozess* selbst. Das Sprechen umfasst dabei unterschiedliche Aspekte. Es ist zum einen die aktuelle Realisierung des Systems Sprache auf der Ebene der Mündlichkeit, zum anderen der physiologische Laut- und Stimmerzeugungsablauf.

Auf der Ebene der Sprache verweist Heilmann darauf, dass im Deutschen bei der Verwendung des sogenannten »generischen Maskulinums«, also der grammatikalisch männlichen Form, sowohl speziell alle männlichen Vertreter (z.B. »Lehrer« oder »lieber Leser«) als auch alle weiblichen Personen (z.B. »alle Lehrer dieser Schule«) im Sinne eines Oberbegriffs mitgemeint sind. Geht es dagegen um die Gruppe der weiblichen Individuen, werden diese grammatikalisch besonders markiert durch das Anhängen der Endung »-in« z.B. bei »Lehrerin«. Das »Mitmeinen« tritt auch in anderen Sprachen auf und betrifft nicht nur Personen, sondern auch Sachverhalte. Z.B. bedeutet »14 Tage krank zu sein« nicht, dass man in den dazwischen liegenden

14 Vgl. de Saussure, Ferdinand, *Cours de linguistique générale* (1916) (dt. Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin 1967), hg. v. R. Engler, Wiesbaden 1968ff.

Nächten plötzlich immer wieder gesund ist usw. Die Nächte werden also mitgemeint.

Heilmann resümiert: »Infolge dieser assoziativen Bindung zwischen grammatischem Geschlecht und biologischem Geschlecht, welche durch die Termini ›weibliches‹ und ›männliches‹ Geschlecht bzw. ›weiblicher‹ und ›männlicher‹ Artikel, obwohl es sich um grammatische Zuweisungen handelt, entsteht, werden differente Kategorien miteinander verknüpft und führen im Verbund mit dem generischen Maskulinum zu einer semantischen ›Männlichkeitslastigkeit‹ der deutschen Sprache.«¹⁵ Die Anwendung des »generischen Maskulinums« auf Personen beiderlei Geschlechts funktioniert so lange als Übereinkunft einer Sprachgemeinschaft, bis die Gruppe der Mitgemeinten, meistens ist das die »Gruppe« der betreffenden Frauen, für sich das Recht einfordert, *explizit* genannt zu werden. Daher ist Heilmanns Beobachtung durchaus zutreffend, dass Frauen durch den generisch-maskulinen Sprachgebrauch, den sich beide Geschlechter ja teilen, »weniger sichtbar« bzw. verdeckt werden. Das Beispiel »Alle Schweizer Bürger haben Stimmrecht.« entlarvt das generische Maskulinum zudem noch als Scheinrealität – jedenfalls gilt dies bis in die siebziger Jahre –, denn die schweizerischen Frauen waren ja gerade nicht mitgemeint.

Dass die Umkehrung des Sprachgebrauchs auf ein »generisches Femininum« bzw. weibliche Pronomina oder aber der Austausch der Bezugspersonen in Redewendungen zu Verwirrungen führt, verdeutlichen solche Beispiele wie »Professorinnen haben einen interessanten Beruf.« oder »Der Mann steht seine Frau.« oder »Die Frau von der Straße.«. Die einmal getroffene Festlegung erzeugt also einen sogenannten »morphosyntaktischen Zwang«, der den Sprecher an die Sprachregeln bindet. Die deutsche Sprache weist nach Heilmann einen »Mangel« an Oberbegriffen (wie »Kinder« für Jungen und Mädchen oder »Eltern« für Väter und Mütter) auf. Dies zeigt sich besonders bei Berufsbezeichnungen, die bestimmte Berufswege für die Lebensplanung von Mädchen und jungen Frauen zumindest denkbar machen könnten.

Männliche Berufsbezeichnungen wurden zwar im Laufe der Zeit durch Hinzufügung einer weiblichen Endung auch für Frauen zugänglich, jedoch lässt sich nur selten (z.B. bei Kindergärtner/in) der umgekehrte Fall verzeichnen. Aus »Hebamme« wurde eben nicht »Hebammer«, sondern »Entbindungshelfer«, aus »Krankenschwester« wurde nicht »Krankenbruder«, sondern »Krankenpfleger«, obwohl es

15 Heilmann, Christa M., Wer schreit hat Recht? Konstruktion von Geschlecht über Sprache und Sprechen, in: Dingel, Irene (Hg.), Feministische Theologie und Gender-Forschung. Bilanz, Perspektiven, Akzente, Leipzig 2003. S. 181.

diese Bezeichnung früher gab. Und ein Sekretär wird sicher höher besoldet als eine Sekretärin, u.a. weil das Berufsfeld ein anderes geworden ist.

Ich teile mit Heilmann die Überzeugung, dass das gekünstelte Kreieren von Weiblichkeit in der feministischen Sprachtheorie und Sprachpolitik nicht nur zu purem Unsinn führen kann wie etwa solche Wortungetüme wie »Bürgerinnensteig« oder »Anrufbeantworterin« bezeugen, sondern dass sie vor allem auch den Unterschied zwischen grammatischem Genus und biologischem Geschlecht erneut vernachlässigt. Durch derartige Transferbezüge auf unbelebte Gegenstände wird feministische Sprachkritik konterkariert. Diese Art und Weise sprachreformerischer Bestrebungen – sowohl die Aufhebung des »generischen Maskulinums« für reale Personen beiderlei Geschlechts als auch die Übertragung der weiblichen Form auf Unbelebtes – verfehlt das Ziel sprachlicher Emanzipationsbestrebungen.

Heilmanns Ausweg aus der Misere spielt sich allein auf der Ebene der Sprache als (grammatischem) System ab und beschränkt sich auf das Plädoyer für eine konsequente und präzise Analyse geschlechtsdifferenzierender Bezeichnungen. Damit lässt sie jedoch die Ebene der aktuellen Realisierung des Systems der Sprache durch das Sprechen außer Acht bzw. unbenannt. Aber hier gewinnen die Emanzipationsbestrebungen erst ihren tatsächlichen und praxisbezogenen Gehalt. Deswegen möchte ich Heilmanns Plädoyer an dieser Stelle ergänzen: und zwar um die *praktische* Seite sprachlicher Emanzipation, denn erst im konkreten Vollzug eines Sprechaktes, im Wissen um die manipulativ-rhetorische Dimension monologischen oder dialogischen Sprechens und in der Aufmerksamkeit auf körpersprachliche Elemente im Gesprächsverhalten können tradierte und neu entstandene Normen und Kommunikationsmuster immer wieder entlarvt und bewusst gemacht werden.

III.

Das Sprechen als ein geschlechtsbezogenes und körpersprachliches Handeln zu thematisieren, ist ein noch recht neuer Ansatz sprechwissenschaftlicher Forschung. Hervorgegangen ist er aus den Anfängen der deutschen feministischen Linguistik in den 1960er Jahren. Damals begannen Wissenschaftlerinnen erstmals einzufordern, Sprachbenutzung nicht nur als Prozess unter anonymisierten, geschlechtslosen Wesen zu untersuchen, sondern die Beteiligten als sprechende Frauen und Männer wahrzunehmen und dementsprechend differenziertere Untersuchungen anzustellen. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde Sprech- und Gesprächsverhalten überwiegend an Männern untersucht, da diese die öffentlichen Redekontexte reprä-

sentieren und die Norm darstellten, an denen sich auch Frauen orientieren und ihr differentes Sprechhandeln überwinden sollten.

Mit dem Übergang von der Defizithypothese zur Differenzhypothese verknüpfte sich die Vermutung, dass die Unterschiede nicht nur im biologischen Geschlecht zu suchen seien, sondern eine psychologische Prägung des Kommunikationsverhaltens anzunehmen ist. Die Parole vom »Doing-gender« entstand. Die Überlegungen von »Doing-gender« verweisen auf kulturell und subkulturell normierende Einflüsse beim Sprechverhalten. Das Aufweichen der dichotomen Kategorien »weiblich« und »männlich« eröffnete zuerst nur Chancen der Wähl- und Veränderbarkeit, später entwickelte sich daraus die Vorstellung von der arbiträren Konstruierbarkeit von Rollen, Sozialstrukturen und Sprachkonzepten.

Ausgangspunkt der Hypothese der Konstruierbarkeit von Geschlechtlichkeit ist die Vorstellung, dass das »Bild« von Weiblichkeit und Männlichkeit in der Gesellschaft auch ganz individuelle Vorstellungen von Geschlechtlichkeit zentral mitprägt. Die durch viele Arten von Interaktionen entstandenen und sich generisch erhaltenden Geschlechterdifferenzen werden in kommunikativen Prozessen als Aktreihen einer gemeinschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit bestätigt, abgeschwächt oder korrigiert. Der Terminus der »Konstruktion des Geschlechts« als Ausschöpfen von Möglichkeiten und Spielräumen oberhalb der biologischen Fundierung bekommt also spätestens seit dem Durchsetzen der Überzeugung der kulturellen und gemeinschaftlichen Konstruktion von Geschlechtlichkeit auch seinen philosophischen Ort.

Neueste pragmatisch orientierte sprachphilosophische Untersuchungen¹⁶ bleiben nicht bei der Erforschung rein sprachlicher Äußerungsakte unter verschiedenen gender-Aspekten stehen, sondern untersuchen die Performanz von Sprechakten umfänglicher, denn die Identitätskategorie Geschlecht wird immer auch in Interaktion mit anderen Kategorien wie Alter, ethnische Zugehörigkeit, Profession, sozioökonomische Situation etc. geprägt. Eine ausschließlich genderbezogene Fokussierung führt deshalb, wie Heilmann richtig sagt, zur Verzerrung von Ergebnissen.

In ihrer vor allem für junge Wissenschaftlerinnen interessanten Studie über Interventionen in Gesprächen¹⁷ stellte sie heraus, dass die Intervenierenden, also die je-

16 Benhabib, Seyla, *The Generalized and the Concret Other, The Kohlberg-Gilligan Controversy and Feminist Theory*, in: Benhabib, S./Cornell, D. (eds.), *Feminism as Critique. Essays on the Politics of Gender in Late-Capitalist Society*, Cambridge/Mass. 1987; Grosz, Elizabeth, *Space, Time, and Perversion. Essays on the Politics of Bodies*, New York/London 1995; Fraser, Nancy, *Pragmatismus, Feminismus und die linguistische Wende*, in: Benhabib, S./Butler, J./Cornell, D./Fraser, N., *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt /M. 1993.

17 Heilmann, Christa M., *Interventionen im Gespräch. Neue Ansätze der Sprechwissenschaft*, Tübingen 2002 (Linguistische Arbeiten).

nigen, die das Rederecht erst erlangen möchten, in ihren paralingualen (Tonhöhenbewegungen, Lautheit, Sprechtempo, Pausensetzung und Sprechspannung betreffenden) und extralingualen (Körperbewegung, Hand-Arm-Gestik, Kopfhaltung, Blickrichtung betreffenden) Aktivitäten deutlich über der Intensität der entsprechenden Merkmale der bisherigen Sprecher liegen müssen, wenn sie mit ihrer Intervention Erfolg haben wollen. »Der intensive Einsatz von stimmlichen und körperlichen Ausdrucksmerkmalen«, so Heilmann, »führt zunächst dazu, dass sie in ihrem Rederechtübernahmebegehren überhaupt wahrgenommen werden.« Das trifft allerdings auf beide Geschlechter gleichermaßen zu. Trotzdem gib es anscheinend Unterschiede: »Soll einer Frau in gemischtgeschlechtlichen Gesprächen eine Intervention bei einem sprechenden Mann gelingen, muss ihr Merkmalsniveau deutlicher über dem des Sprechers liegen als in der umgekehrten Konstellation.« Daraus folgt, dass Frauen offenbar für den gleichen Gesprächserfolg eines intensiveren stimmlichen und körpersprachlichen Einsatzes bedürfen als Männer.

Dieses Ergebnis lässt sich Heilmann zufolge mit tieferen und höheren Stimmen bei Männern und Frauen oder differenten Wahrnehmungsschwellen oder unterschiedlichem Raumverhalten »erklären« bzw. abtun. Und allein reicht dies auch nie zur Redeübernahme aus. Ein Interventionserfolg gelingt nämlich nur über die Verknüpfung mehrerer Merkmale, also z.B. Lautheit, Arm-Hand-Gestik, Pausensetzung, Sprechspannung zugleich. Das ist besonders interessant, weil die Annahme der Wirkung komplexerer Merkmale auch Menschen ganz unterschiedlicher Sprachbegabung und körpersprachlicher Veranlagung mehr Chancengleichheit im Gespräch einräumt: Körpersprachlich ruhigere Personen vermögen z.B. ihre Zurückhaltung über stimmliche Intensität auszugleichen, leise Sprechende können über distanzverringende Gestikintensivierung gewünschte Kommunikationserfolge erreichen, Choleriker nehmen sich radikal in ihrem Temperament zurück usw.

Das bloße Vorhandensein von bestimmten Merkmalskomplexen reicht natürlich nicht aus für eine Intervention. Vielmehr muss die Veränderung »akzent- und ausdruckswertig« werden. D.h., sie muss auffallen und Signalcharakter tragen. Zudem ist ein Interventionserfolg auch nicht allein von den Anstrengungen des oder der Intervenierenden abhängig, sondern wird vielmehr vom Gesprächsverhalten der Sprechenden transportiert. Dem Sprechenden bzw. demjenigen, der gerade das Wort hat, obliegt es, einen anderen intervenieren zu lassen, denn er bzw. sie schafft erst die übergangsrelevante Stelle zum Ergreifen des Wortes, die die Intervenierenden »nur noch« nutzen müssen. Trotz Intervenierungsbegehren gelingt es deshalb oft nicht, einen monologisierenden Alleinunterhalter zu unterbrechen.

Ohne den allgemeinen Eindruck völlig zu nivellieren, dass Frauen im öffentlichen Kontext weniger übergangsrelevante Stellen im Gespräch nutzen, also weniger intervenieren, stellt Heilmann heraus, dass die Inanspruchnahme letztlich weniger vom Geschlecht als vom Status der jeweiligen Person abhängt. Das Merkmal »Geschlecht« hat demzufolge für den Erfolg von Interventionen einen deutlich geringeren Einfluss als die jeweilige Rolle der Gesprächsbeteiligten.

Die Frage ist jedoch, warum Frauen diese Stellen offensichtlich weniger nutzen als Männer. Oder anders gefragt: Warum räumen Frauen und Männer *gleichermaßen* weiblichen Wissenschaftlerinnen bzw. weiblichem Gesprächsverhalten so oft einen geringeren Status ein als ihren männlichen Kollegen bzw. männlichem Habitus? – Auf diese praktischen Fragen gab uns Christa Heilmann während der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt keine befriedigende Antwort, weder im Seminar noch in ihren Schriften.

Das Ausfüllen einer sozialen Rolle im Rahmen einer soziokulturell-psychischen Genderprägung bedeutet gleichzeitig, dass Personen, welche diese Rollen handelnd mitprägen, das Bild von Weiblichkeit und Männlichkeit in der Gesellschaft mit verändern können. Heilmanns Untersuchungen wären also Studien über die Kooperationsbedingungen und das wechselseitige Bedingungsverhältnis dieser immer schon unterschiedlichen Perspektiven ergänzend an die Seite zu stellen. Der Weg führt von sprechwissenschaftlichen Studien also weiter, z.B. zu soziolinguistischen Studien, die eben dieses wechselseitige Verhältnis beispielsweise der männlich-asymmetrischen und weiblich-symmetrischen Sozialisierung¹⁸ zum Thema machen. Sprachphilosophisch stünde endlich ein echter linguistic turn statt des unter diesem Namen firmierenden real praktizierten logizistischen Paradigmas an. Diese Wende müsste sich aber zunächst aus einem starren sprachphilosophischen (Neo) Aristotelismus¹⁹ herauswinden.

Insgesamt aber hat Christa Heilmann gezeigt: Solange sich Menschen in ihren Rollenzuweisungen nicht wohl und nicht zu Hause fühlen, wird »ethische Gewalt«²⁰ ausgeübt, um einen Ausdruck von Judith Butler zu benutzen. Das Zustandekom-

18 Tannen, Deborah, Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden, München 1991; Andere Worte, andere Welten, Frankfurt/M. 1997.

19 Unter (Neo)Aristotelismus verstehe ich in diesem Kontext all jene philosophischen Positionen, die von einem repräsentationalistischen Verhältnis von Worten und Dingen ausgehen und eineindeutige Zuordnungsverhältnisse von Signifikant und Signifikat festschreiben wollen. Mit Derrida lässt sich der sprachphilosophische (Neo)Aristotelismus letztlich als eine Art »begriffspositivistischer Präsentismus« kritisieren. Vgl. Derrida, J., Die weiße Mythologie, Die Metapher im philosophischen Kontext, in: ders., Randgänge der Philosophie, Wien 1999, S. 299-290.

20 Butler, Judith, Kritik der ethischen Gewalt. Adorno-Vorlesungen 2002. Institut für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt Main 2003.

men und Funktionieren »ethischer Gewalt« lässt sich wahrscheinlich weder sprech- noch sprachwissenschaftlich allein erklären. Das komplexe Verstehen, Beschreiben und Erklären unserer Lebenszusammenhänge ist aber auch nicht nur diesen Wissenschaften vorbehalten, sondern erstreckt sich auf viele Wissenschaften sowie darüber hinaus auf Kunst, Recht, Moral usw. Gender-Mainstreaming bleibt deshalb weiterhin ein konsequenter und ernst zu nehmender Leitgedanke moderner Selbstaufklärung.

II. Gender und sozialer Raum

GENDER IM (INTER)- KULTURELLEN BERUFLICHEN HANDLUNGSRAUM

WECHSELSEITIGE WAHRNEHMUNGEN UND KOMMUNIKATIVE KONSTRUKTIONEN DES SOZIALEN GESCHLECHTS IM DEUTSCH-UKRAINISCHEN ARBEITS- KONTEXT. EINE INTERVIEWANALYSE.¹

Galina Leontij

ABSTRACT

Der vorliegende Aufsatz widmet sich der Gender-Konstruktion im interkulturellen Handlungsraum am Beispiel von Interviews mit deutschen und ukrainischen Angestellten des mittleren Managements deutscher Unternehmen in Kiew, Ukraine. Im Zentrum der Analyse stehen kulturelle kommunikative Deutungs- und Handlungsmuster, Selbst- und Fremdwahrnehmungen, durch deren Prisma Geschlechter gesehen werden und ihr Handeln interpretiert wird.

EINLEITUNG

Dem Fokus Gender als soziokultureller Kategorie, die primär interaktiv konstituiert wird und somit keine Konstante darstellt, haben sich mittlerweile zahlreiche Studien in der Soziologie, Soziolinguistik sowie in vielen anderen kulturorientierten Wissenschaften, nicht zuletzt seitens der Feministinnen, zugeschrieben. »Dass in allen Kulturen die Geschlechter unterschiedliche soziale Rollen innehaben, dass

1 Das Thema »Gender als Faktor der Interkulturellen Kommunikation« wird im Rahmen meines Dissertationsprojektes zum Thema »Interkulturelle Wirtschaftskommunikation deutsch-ukrainisch« behandelt. Das Gesamtziel des Projektes ist es, das berufliche deutsch-ukrainische Kommunikationsfeld zu beschreiben und die wesentlichen Problemunkte mithilfe der sozialwissenschaftlichen Methoden zu analysieren.

Siehe dazu auch Leontij, Galina (2003): Gender als Faktor in der interkulturellen Wirtschaftskommunikation am Beispiel deutsch-ukrainischer Joint-Ventures in Kiev. In: Pechriggl, Alice/Bidwell-Steiner, Marlen (Hg.): Brüche. Geschlecht. Gesellschaft. Gender Studies zwischen Ost und West. Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Österreich. S. 241-311.

Frauen und Männern unterschiedliche Verhaltensweisen zugeordnet werden und dass die Geschlechterunterschiede stets als Reflexion einer »weiblichen« bzw. »männlichen« Natur betrachtet werden« (Günthner 1992: 92), verdeutlichen zahlreiche Arbeiten im Bereich der Anthropologie. Dabei sind solche soziale Bedeutungen wie Geschlecht, Ethnizität, Rollenzuteilungen etc. »keineswegs konstante, stets relevante Parameter, sondern werden interaktiv und dabei primär kommunikativ erzeugt, reproduziert und bestätigt« (ebd.).

Vor allem Diskurstheorie und Ethnomethodologie leisten dazu einen erheblichen Beitrag. Diskurstheorie geht davon aus, »dass die gesamte soziale Welt durch das Handeln, durch Sprache, Symbole und Zeichen, in Diskursen erst hergestellt wird. Auf der Basis der vorhandenen Welt und der eigenen Erfahrungen verwirklichen die Menschen unter Berücksichtigung des Kontextes die bestehenden Regeln, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster« (Roß 1998: 67 in Anlehnung an Foucault 1994). Dadurch lassen sich »Feinstrukturen und das subtile Handeln der Beteiligten beschreiben« (ebd.). Die Ethnomethodologie widmet sich den Interaktionen, wobei sie das Selbstverständliche in der eigenen Gesellschaft hinterfragt, um der Frage nach der Herstellung sozialer Ordnung in der jeweiligen Interaktion nachzugehen (dazu Goffman 1974, Garfinkel 1967 u.a.). Die Diskurse und Regeln der Interaktion werden durchleuchtet und auf ihre Verbindung mit Macht und Hierarchie geprüft.

In beiden Konzepten steht diskursive und soziale Herstellung der sozialen Wirklichkeit im Zentrum.

Der vorliegende Text möchte dazu beitragen, eine immer noch vorhandene Lücke in diesem Themenkomplex zu füllen, nämlich die der Gender-Konstruktion im *interkulturellen Handlungsraum*, die von folgenden Fragen ausgeht: was geschieht, wenn Gender-Rollenvorstellungen am Arbeitsplatz aufeinander treffen, die sich auf zwei verschiedene kulturelle Ausprägungen (die deutsche und ukrainische) zurückführen lassen? Wie nehmen die deutschen und die ukrainischen Geschlechter sich gegenseitig (d.h. das Fremde) wahr und welche Reflexionen machen sie über sich selbst (d.h. über das Eigene)? Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zeichnen sich ab? Von welchen Konflikten, Ereignissen berichten die Interviewten? Was ist ihnen überhaupt bewusst? Welche Rollenmuster und damit verbundene Kommunikations- und Handlungsmuster werden konstruiert?

1. HEURISTISCHER RAHMEN DER STUDIE

Ziele

Die Frage meiner Studie ist, inwieweit die sozial und kulturell geformte Kategorie Geschlecht mit anderen Identitätskategorien wie soziale Rolle und kulturelle Zugehörigkeit (in diesem Fall ukrainisch/deutsch) interagiert. Am Beispiel der Interviews mit den ukrainischen und deutschen Angestellten bzw. Managern (sowohl Frauen als auch Männern) deutscher Niederlassungen in der Ukraine soll ihre subjektive Wahrnehmung in Bezug auf Geschlechter, d.h. ihre wechselseitigen (Frauen/Männer, Ukrainer/Deutsche kontrastiv) Geschlechterbilder kontrastiv und analytisch dargestellt werden. Wie thematisieren, konstruieren, reproduzieren und bestätigen die Interviewten kommunikativ und wechselseitig die Geschlechterrollen im Interview?

Es geht somit um die subjektive Rekonstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit (der ukrainischen Gesellschaft im Generellen sowie des interkulturellen Arbeitsplatzes der Interviewten) der Geschlechter durch die Interviewten (first order), die wiederum wissenschaftlich rekonstruiert werden soll (second order) (siehe Luckmann 1986: 200).

In der folgenden Analyse wird demnach nicht nach der tatsächlichen Gender-Situation in der Ukraine gefragt (diese ist nicht durch die Interviews zu rekonstruieren), sondern nach den wechselseitigen kommunikativen Konstruktionen der Geschlechterrollenwahrnehmungen, welche ich anhand der Interviews mit Deutschen und UkrainerInnen im Arbeitskontext rekonstruieren und darstellen werde. Dabei möchte ich typische kommunikative Muster herausfinden.

Gefragt wird nicht nur nach wahrnehmbaren Geschlechterrollen, sondern auch danach, wie diese Wahrnehmungen in den Umgang der Geschlechter miteinander am Arbeitsplatz einfließen bzw. wie die beruflichen Rollen mit der Wahrnehmung »Geschlecht« überlagert/überschrieben werden, insbesondere im Umgang mit Konflikten. Welche Erklärungs- und Handlungsmuster zeichnen sich hier ab? In Bezug auf welche Arbeitskontexte? Welche Rolle spielt dabei die Sozialisation und kulturelle Zugehörigkeitszuschreibung, die Hierarchie- und Machtposition? Ich lege keinen der Faktoren als zentral fest; der relevante Faktor soll erst gefunden werden.

Der eigentlichen Interviewanalyse wird zunächst der heuristische Rahmen vorangestellt, d.h. die theoretische Fundierung der Studie, die Klärung der zentralen Begriffe sowie der Analysemethoden.

Theoretische Prämissen der Studie

Gleich zu Anfang soll vermerkt werden, dass das Thema »Gender in der interkulturellen Wirtschaftskommunikation« (wie generell interkulturelle Themen) eines interdisziplinären und kontextgebundenen Zugangs bedarf. Ich bearbeite das Thema aus der Sicht der interpretativen Soziolinguistik sowie der Kultursociologie im Kontext der Gesamtfragestellung meines Projektes (siehe Fußnote 1). Das heißt, die Analyse verläuft auf verschiedenen Ebenen: auf der Wirtschafts-, Organisations-, Kommunikations- sowie Alltagsebene. Die Faktoren wie Alter/Generation, Herkunft, Bildung (Fachkompetenz und Fremdsprachenkenntnisse), Position in der Hierarchie und schließlich Geschlecht sollten gleichermaßen berücksichtigt werden. Nur auf diese Weise – so meine Behauptung – kann man sich der Antwort auf die Frage nähern, welche Rolle das Geschlecht in der interkulturellen Geschäftswelt spielt. Vernachlässigt man eine der Kategorien zugunsten der anderen, wird dies zu Ergebnisverzerrungen führen.

Will man die Ausprägung der kulturell geformten Geschlechterverhältnisse im interkulturellen Kontakt am Arbeitsplatz – aus der Sicht der Interviewten natürlich – analysieren, stellt sich die Frage nach dem Kulturverständnis in dieser Studie.

Kultur und Raum

In dieser Studie wird auf den Kulturbegriff, der im sog. Cross-cultural-communication-Ansatz verwendet wird, verzichtet. Dieser Ansatz, der den komparativen, d.h. kulturvergleichenden Aspekt hervorhebt, ist vor allem in der Sozialpsychologie angesiedelt und wird in der interkulturellen Managementforschung sowie in den meisten kulturfokussierten Forschungen in den Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften angewendet. Fokussiert werden kommunikative Akte als Mittel und Ausdruck für situative oder dauerhafte Persönlichkeitsmerkmale, für kognitive Zustände und Stile, für den Umgang mit Werten oder für Präferenzstrukturen im Handeln. Das Forschungsdesign ist experimentell-empirisch angelegt. Hierzu zählen Arbeiten über kultur-kontrastive Orientierungsgrundmuster wie Individualismus/Kollektivismus, Universalismus/Relativismus, Emotionalität/Rationalität oder Wissen/Tun. Man geht hier von der Annahme aus, dass wenn die Menschen in dem einen oder anderen Kulturtypus unterschiedliche Selbstkonzepte, unterschiedliche Vorstellungen von Identität und unterschiedliches Sozialverhalten haben, und – wie oben bereits erwähnt – auch unterschiedliche Ziele verfolgen, sie dann unterschiedliche Entscheidungen treffen, auf unterschiedliche Weise Konflikte lösen, sodass die Kommunikation der Angehörigen der unterschiedlichen Kulturtypen bei-

nahe zwangsweise zu Konflikten führen muss. Dabei wird vom Typus der »Reinkultur« (obwohl auch Überlappungen akzeptiert werden) ausgegangen (wie Slembeck 1997), der zu hinterfragen ist. Die meisten Studien mit diesem Ansatz beziehen sich auf den Vergleich der westeuropäischen Länder mit Japan oder China, die eher eine homogene Kultur aufweisen. Die Heterogenität und Multiethnizität der (west)europäischen Gesellschaften in Zeiten der Globalisierung lassen diesen Kulturbegriff nicht zu.

Besonders repräsentativ für die Erforschung der kulturellen Unterschiede in der Wirtschaft aus der Sicht der Sozialpsychologie ist die Untersuchung von Geert Hofstede² »Culture's Consequences« (1980)³, die gerade in den Betriebswissenschaften und in den Trainings zur interkulturellen Kommunikation⁴ häufig herangezogen wird. In dieser Untersuchung wurde eine Faktorenanalyse mithilfe statistischer Auswertung von Erhebungsfragen betrieben. Durch die Befragung von IBM-Mitarbeitern aus 53 Ländern auf ihre kulturellen Werte hin hat Hofstede vier »Dimensionen von Kulturen« entwickelt: Machtdistanz, Kollektivismus/Individualismus, Femininität/Maskulinität und Unsicherheitsvermeidung, auf die es bei interkulturellen Konflikten ankommt. 1988 fügte Hofstede eine weitere Dimension hinzu: langfristige vs. kurzfristige Orientierung. Dabei teilte er die Länder anhand der Unterschiede in den Wertesystemen in fünf größere Gruppen: die lateinischen Länder, die Anglo-Länder, die zentraleuropäischen Länder, die nordischen und die fernöstlichen.

Vor allem bezüglich der Methode bzw. Angemessenheit dieser Untersuchung lassen sich einige Kritikpunkte nennen. Anstatt einer feinen Differenzierung der Konfliktursachen, die in der Praxis der Interkulturellen Kommunikation insbesondere von Soziologen/Soziolinguisten (siehe oben) mithilfe von Methodenkopplung wie Interaktionsanalyse und ethnographischen Beobachtungen betrieben wird, ist in dieser Studie eine Reduzierung bzw. Generalisierung zu finden. Denn »eine Dimension vereinigt eine Reihe von Phänomenen, oder anders ausgedrückt, alle möglichen in der Befragung geschilderten Phänomene werden im Hinblick auf die vier Grundproblembereiche interpretiert« (siehe Kotthoff 2002: 12). Die Befragung bleibt in dieser Studie die einzige Zugangsmethode zu Verhaltensweisen der Mitarbeiter, was schon deswegen nicht ausreicht, weil die Menschen sich vielerlei Verhaltensweisen gar nicht bewusst sind. Es ist eher angebracht, ihr Verhalten aufzuzeichnen

- 2 Die fachliche Zuordnung der Autoren fällt nicht immer leicht. So wird Hofstede in einigen Quellen als Psychologe vorgestellt und in anderen als »Emeritus professor of organizational anthropology and international management at the University of Limburg at Maastricht« (in Martin (Hg.) 2002, S. XV).
- 3 Deutsche Version: Geert Hofstede (1997): Lokales Denken, globales Handeln, Kulturen, Zusammenarbeit und Management.
- 4 Aber auch in der Psycholinguistik, siehe dazu die Studie von S. Niemeier (1994).

als sie danach zu befragen (ebd.). In der Gesprächsforschung wird viel kontext- und stilorientierter gearbeitet, und genau auf diesen Ebenen liegen wieder interessante Unterschiede und Irritationspotentiale, die z.B. mit Graden an Direktheit zu tun haben. Anstatt sich mit Generalisierungen zufrieden zu geben, will man wissen, wie die Kritik in konkreten Kontexten aussieht, d.h. es werden Dialoge in bestimmten Kontexten analysiert und verglichen, anstatt z.B. »den Faktor Machtdistanz für alle Befragten aus einer Nation auf einen Punkt auf einer Skala hin auszurechnen (wie in Hofstede's Studie) und dann zu Befunden zu kommen, die zeigen, dass Österreich eine geringe Machtdistanz hat und asiatische Länder eine hohe« (siehe Kotthoff 2002: 13).

Auch Hofstede's Aufteilung in maskuline und feminine Länder und Ländergruppen geht zwar vom Ist-Zustand der gesellschaftlichen und kulturell verankerten Rollenvorstellungen aus, die Frauen und Männern unterschiedliche Eigenschaften und Verhaltensweisen zuschreiben, jedoch ist hier wiederum der methodische Fragebogen-Zugang problematisch. Im Fragebogen geben Frauen solche Ziele wie ein »gutes Arbeitsverhältnis zum Vorgesetzten« und »gute Zusammenarbeit zwischen den Kollegen« als für sie relevant an, was Hofstede der Dimension »Feminin« zuordnet. Männer dagegen präferieren Ziele wie »Einkommen« und »Beförderung«, die für die Dimension »Maskulin« stehen. Diese Angaben lassen jedoch keinen Schluss darauf zu, ob die Akteure ausschließlich diese Ziele in der Praxis sowie in konkreten Handlungssituationen verfolgen und ob z.B. das Einkommen für Frauen irrelevant ist. Außerdem ist die generelle Übertragung von Hofstede's Ergebnissen auf Länder (ausgehend vom Nationalkulturbegriff) und sogar Ländergruppen mehr als problematisch. Ich dagegen verfolge das Ziel, den interkulturellen Handlungsraum deutscher Unternehmen in der Ukraine zu eruieren, wobei ich von einem anderen Kulturbegriff ausgehe.

Angesichts der zunehmenden Inflationierung des Kulturbegriffs⁵ möchte ich folgende Kulturdefinitionen für meine Studie heranziehen. Kultur wird zum einen verstanden: als »Wissensvorrat, aus dem sich Kommunikationsteilnehmer, indem sie sich über etwas in der Welt verständigen, mit Interpretationen versorgen« (Mentalistischer Ansatz, kognitive Anthropologie Goodenoughs, in: Habermas 1981: 209); handlungstheoretisch fungiert Kultur im Sinne der sozialen Praxis eines universellen, für eine Gesellschaft, Organisation und Gruppe typischen Orientierungssystems (Funktionalistischer Ansatz, z.B. Thomas 1992: 35-58); als dynamischer Kulturbegriff,

5 Kroeber und Kluckhohn (1952, 1963) zählten 1952 über 150 Kulturdefinitionen, die sie aus einschlägigen Publikationen der zurückliegenden hundert Jahre zusammengetragen hatten (in: Hinnenkamp 1994, Einleitung zur Bibliographie).

der zum prozessorientierten Verständnis der Interkulturellen Kommunikation gehört (Casmir 1998); als ein diskursiver Tatbestand und nicht bloße Zustandsbeschreibung, wobei stets im Vordergrund seine kommunikative Aushandlung in den Interaktionen steht (Schröer 2002); als ein Ensemble von in symbolischem Handeln manifestierten Wissensbeständen (Knapp/Knapp-Potthoff 1990, Luckmann); und schließlich in der anthropologisch und phänomenologisch begründeten soziologischen Perspektive, die »nicht nur den Gruppen-, Volks- und/oder Nationenbezug einiger bisheriger Kulturbegriffe überschreib[t], sondern vor allem jene menschliche Wendung zur und Haltung gegenüber der Welt sichtbar mach[t], aus der heraus Menschen Kultur ›produzieren‹ und etwas als ›kulturell geformt‹ deklarieren (Soeffner/Raab 2003: 1).

Vor allem soll hier Kultur (und somit auch Gender als kulturelle Kategorie) als ein Resultat gesellschaftlich gebundener Interaktionsprozesse verstanden werden. Somit geht der hier verwendete Kulturbegriff über den Nationalkulturbegriff hinaus, was nicht bedeutet, dass nicht nach dessen interaktiver Konstruktion gefragt wird. Die Betrachtung von Gender im interkulturellen deutsch-ukrainischen Raum bedeutet die Rekonstruktion von nationalkulturell zugeschriebenen Geschlechter(rollen)charakteren in den Interviews. Die Analyse des Forschungsfeldes in meiner Gesamtfragestellung soll weitere Begriffe wie supranationale Wirtschaftskulturen, Subkulturen, Geschäfts- und Unternehmenskulturen heranziehen.

Während Hofstede generalisierte Kulturräume schafft (fünf Gruppen von Ländern), denen er das gemeinsame Wertesystem zuordnet, gehe ich bei meiner Analyse vom konkreten sozialen Raum aus: vom interkulturellen Handlungsraum im beruflichen Kontext, wobei dieser interkulturelle Raum einerseits in den größeren kulturellen Raum der Ukraine eingebettet ist und andererseits durch die Geschäftskultur der deutschen Unternehmen stark beeinflusst ist.

Interkultureller Diskurs als moralischer Diskurs

Nicht zu vernachlässigen ist die Tatsache, dass der Diskurs über das Eigene und das Fremde, und in unserem Fall die gegenseitige Wahrnehmung der Deutschen und der Ukrainer, im Rahmen der interkulturellen Kommunikation ein höchst moralischer Diskurs ist (vgl. Nazarkiewicz 1996). Die für diesen Aufsatz ausgewählten Daten werden zeigen, wie die Subjekte wechselseitig moralische Geschlechtscharaktere auf der Nationalebene – nach kulturellen Räumen getrennt – kommunikativ herstellen. Neben den Kategorien wie »Managementmethoden«, »Hierarchie«, »Westorientierung« u.a. wird auch die Kategorie »soziales Geschlecht« moralisch positiv oder negativ konnotiert.

Geschlechterstereotype und ethnische Stereotypisierungen sind weitere Faktoren, die in meiner Analyse im Zentrum stehen.

Es geht um kulturelle Muster, um Selbst- und Fremdwahrnehmung, um feste Vorstellungen, die dahinter stehen, durch deren Prisma Geschlechter gesehen werden und ihr Handeln interpretiert wird.

Methode

Das Datenkorpus⁶ meiner Untersuchung enthält 15 im Jahre 2001 in deutschen Unternehmen (auch deutsch-ukrainischen Joint-Ventures) in der Ukraine (vorwiegend in Kiew) erhobene verstehende, halboffene, narrative Erstinterviews⁷, die dem Zweck dienen, das Forschungsfeld aufzubrechen und das Bewusstsein der Akteure für Problempunkte der deutsch-ukrainischen Kommunikation zu eruieren.

Die Interviews zeigen polarisierte Sichtweisen nicht nur in Bezug auf solche Themen wie »Arbeitsmoral«, »Managementkonzepte«, Führungsmethoden und Kommunikationsformen bezüglich der Autorität und Kompetenz, sondern auch auf die Geschlechterfrage, insbesondere auf die beruflichen Geschlechterrollen. Dabei werden die gängigen, in der Gesellschaft etablierten Geschlechterstereotypen rekonstruiert, wobei im interkulturellen Kontext die wechselseitige Übernahme derselben stattfindet.

Datenanalyse

Alle Interviewdaten wurden verschriftlicht⁸ und anschließend kodiert. Das Kodierverfahren innerhalb der Grounded Theory von Anselm Strauss (1994) ermöglicht

- 6 Das Datenkorpus des Gesamtprojektes enthält vielfältigere Daten als nur die Interviews: ethnographisches Tagebuch und ethnographische Interviews, natürliche Gespräche, objektive Daten wie Dokumente, Faxschreiben etc. Da ich mich in diesem Aufsatz auf die wechselseitige kommunikative Konstruktion der Frauen- und Männerbilder konzentrieren möchte, habe ich die exploratorischen Interviews als Datenkorpus gewählt.
- 7 Auf die Standardisierung der Interviews wurde verzichtet. Der Leitfaden diente der/dem Interviewenden lediglich als eine Orientierung, die sie/ihn zum Erzählen anregen sollte.
- 8 Ich verwende die interaktionslinguistische Transkriptionsmethode (Transkriptionskonventionen siehe Anhang). Bei der Transkription der gesprochenen Daten wird stets angestrebt, die charakteristischen Merkmale der spontan gesprochenen Sprache möglichst originalgetreu wiederzugeben. Auch die stilistische Qualität im Deutschen bzw. Ukrainischen/Russischen soll bewahrt werden. Die Abweichungen von der geschriebenen Sprache werden nicht »korrigiert«. Entgegen der Meinung vieler Wissenschaftler, die diese Abweichungen für Fehler halten, weist Schwitalla (2003) zum einen auf den grundsätzlichen Unterschied zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache hin (siehe unten) und zum anderen betont er den Zweck und die kommunikative Funktion von vielen Wiederholungen, Füllseln und Füllwörtern, mit denen die Alltagssprache überwuchert ist. Solche Kriterien wie Geradlinigkeit der Formulierung, inhaltliche Kohärenz, Eindeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks, Kürze und Logik sind vielmehr Beurteilungsmaßstäbe, die in der Zeit der Aufklärung für schriftliche Texte formuliert wurden (Schwitalla 2003: 14).

eine gegenstandsbezogene Theorieentwicklung aus dem Datenkorpus heraus und eignet sich gut für die Kodierung und Kategorisierung von großen Datenmengen. Die Ergebnisse der Kodierung stellen natürliche Kategorien dar; deren vertiefte Analyse (interpretative Konversationsanalyse bzw. Inhaltsanalyse) ermöglicht die Entstehung wissenschaftlicher Kategorien.

Grenzen der Interviewmethode und somit der Fragestellung

Die Methode der Interviews (vor allem Erstinterviews) ermöglicht lediglich, die subjektiven Sichten der Akteure auf einen Gegenstand darzustellen und erlaubt keine ausgeweiteten Schlüsse auf die tatsächliche Beschaffenheit dieses Gegenstands. Nehmen wir die beruflichen Geschlechterrollen sowie das Arrangement der Geschlechter im interkulturellen Kontext, so benötigen wir anderer methodischer Zugänge wie z.B. der Ethnographie. Vor allem haben »soziolinguistische Gender-Studies und Studien zur Interkulturellen Kommunikation gezeigt, dass es auch Relevanzen gibt, die meist implizit bleiben, weil sie innerhalb einer Kultur als normal gelten (...). Kultur ist ein System von Diversitäten und Spannungen; dazu gehören auch Machtunterschiede, Unterschiede im Zugang zu den legitimen Ausdrucksmitteln der Macht, Kämpfe um diese Ausdrucksmittel (...)« (Kotthoff 2002: 11).

Die Interviews handeln von Frauen-/Männerbildern, von Eigen- und Fremdwahrnehmungen und sind keine Realitätsdarstellungen.

Darstellung

Ich teile meine Analyse nach deutscher und nach ukrainischer Sicht auf. Auch der Gegenstand, auf den die Sicht gerichtet ist, wird separat dargestellt: d.h., deutsche Sicht auf die ukrainischen Frauen und Männer (Fremdwahrnehmung) sowie die ukrainische Sicht auf die UkrainerInnen (Selbstwahrnehmung). Diese Asymmetrie – Fremdwahrnehmung auf der deutschen Seite und Selbstwahrnehmung auf der ukrainischen – ist keine Willkür und kein Zufall, sondern stellt bereits das erste Ergebnis der Analyse dar: die deutschen Informanten (die sich in der Ukraine als Gastland befinden) reden hauptsächlich über die UkrainerInnen, wobei sie hin und wieder Vergleiche zu ihren eigenen Landsleuten herstellen, während die ukrainischen Informanten diese Projizierung auf sich selbst übernehmen, wobei sie dann und wann Vergleiche zu den Deutschen ziehen (ihre Fremdwahrnehmung präsentieren). Auf der deutschen Seite überwiegt somit die Fremdwahrnehmung, auf der ukrainischen die meist von Fremden übernommene Selbstwahrnehmung.

Meine These ist, dass es hier um wechselseitige Stereotypisierungen geht, wobei die UkrainerInnen (und wir sprechen hier nur von den UkrainerInnen, die in deut-

schen Unternehmen arbeiten) die auf sie gerichteten Stereotypisierungen der Deutschen zum größten Teil internalisiert haben.

Es geht nicht nur darum, was für Stereotype das sind, sondern auch darum, von wem sie produziert, an wen sie gerichtet und von wem sie übernommen werden.

2. INTERVIEWANALYSE

2.1. Kontextbeschreibung des Handlungsraums und der Akteure

Es handelt sich um die kontrastive Konstruktion der Geschlechtercharaktere in den Interviews. Die Handelnden bewegen sich im interkulturellen deutsch-ukrainischen Handlungsraum: deutsche Unternehmen in der Ukraine mit deutscher Führung und ukrainischer Belegschaft. D.h., hier sind zwei hierarchische Ebenen repräsentiert: deutsche Manager als Chefs⁹ und ihre Sicht auf den Handlungskontext und auf die Ukrainer, die ihnen direkt unterstellt sind. Die UkrainerInnen befinden sich sehr selten in den Führungspositionen (z.B. Abteilungsleiter oder Generalagronom). Meist sind sie als einfache (aber qualifizierte) Mitarbeiter angestellt (Manager im Einkauf/Verkauf, Vertreter etc.), also Arbeitnehmer. Es geht auch um die Sicht der Ukrainer als Arbeitnehmer auf die Deutschen als Arbeitgeber und in diesem Zusammenhang auch um ihre (reflektierte oder von den Deutschen übernommene) Sicht der eigenen Landsleute, der Ukrainer.

Es handelt sich um eine Generalisierung, da es zumeist nicht um konkrete Personen geht, sondern um die Ukraine und Ukrainer generell – also um die Konstruktion von einem Typus »Ukrainer«.

Interviews wurden insgesamt in sechs Unternehmen, im Goethe-Institut in Kiew und in einer Volkshilfe-Station erhoben. Bei den Interviewten handelt es sich um zwei deutsche Männer und zwei deutschen Frauen (die alle in verschiedenen Unternehmen arbeiten), um sieben ukrainische Männer und um vier ukrainische Frauen. Frauen sind deutlich unterrepräsentiert. Bei den großen Unternehmen war nur die mittlere Hierarchiestufe der Unternehmensleitung zugänglich. Die zwei deutschen Frauen waren in Führungspositionen (Generalleiterin eines Einkaufsbüros und eine Abteilungsleiterin), jedoch keine der vier Ukrainerinnen. Frauen

9 Wobei auch sie von den Zentralen ihrer Unternehmen in Deutschland eingestellt sind.

in Führungspositionen sind in der Ukraine rar, in den multikulturellen Unternehmen sogar noch seltener. Von den sieben interviewten ukrainischen Männern waren zwei Direktoren (der bereits erwähnten, von den Österreichern gegründeten Volkshilfe-Station sowie ein Privatunternehmer), einer Serviceleiter und einer Generalagronom, insgesamt also vier. Die zwei deutschen Männer waren beide in Führungspositionen.

Es sind drei Alterskategorien vertreten: 25-34 Jahre (neun Informanten), 35-44 Jahre (vier Informanten) und 45-64 Jahre (zwei Informanten). Der größte Teil der InformantInnen ist zwischen 25 und 34 Jahre alt, vor allem UkrainerInnen. Sowohl in den deutschen (darunter auch Joint-Ventures) als auch in den ukrainischen (privatwirtschaftlichen) Unternehmen wird vorwiegend die jüngere Generation rekrutiert. Sie müssen Bewerbungsbedingungen wie Kenntnisse von zwei bis drei Fremdsprachen, Fachkenntnisse nach aktuellem Stand (Auslandserfahrung bevorzugt), Flexibilität und Lernbereitschaft erfüllen. Die ältere Generation (über 50 Jahre) kann sich in den modernen privatwirtschaftlichen Unternehmen nur eingeschränkt einbringen. Eine Ausnahme stellen die Vertreter der älteren Generation (nicht selten bereits pensioniert) dar, die über »Beziehungen von früher« sowie über besondere Erfahrungen und Kenntnisse z.B. im Zoll- oder Bankwesen verfügen, die für das Abwickeln der Formalitäten, Lieferungen und sonstige Behördengänge sehr förderlich, wenn gar unabdingbar sind. Zumeist sind Männer für solche Bereiche zuständig.

Ich lasse in meiner Untersuchung die Themen heraus, die mit Gender und Raum keinen direkten Zusammenhang haben, z.B. die thematisierten Unterschiede zwischen dem deutschen und ukrainischen Rechtssystem (betreffend Zoll, Steuer etc.) oder dem Bankwesen (thematisiert wird vor allem die Bürokratie). Mich interessieren Genderkonstruktionen im interkulturellen Arbeitskontext dieser Unternehmen, die in den Interviews zur Sprache kommen, wobei der soziale/wirtschaftliche Kontext und das Hintergrundwissen (z.B. bzgl. der Einstellungsbestimmungen neuer Mitarbeiter, Aufstiegsperspektiven im Unternehmen etc.) berücksichtigt werden müssen.

Zu den weiteren Faktoren gehören die Arbeitsbedingungen der deutschen Unternehmen in der Ukraine, die sowohl die Bestimmungen ihrer Heimatunternehmen als auch die Gesetzesbestimmungen des Gastlandes befolgen müssen, und die Arbeitsbedingungen der Menschen in diesen Unternehmen. Sie sind einerseits der deutschen Führung unterstellt, andererseits arbeiten sie unter ukrainischen Bedingungen; sie sind entweder auf ukrainische (wie bei einem Autounternehmen, das die deutschen Autos an die ukrainischen Kunden verkauft) oder auf deutsche

(wie beim Textilunternehmen) Kunden ausgerichtet. Gerade wenn in der Ukraine produziert wird, spielen lokale Faktoren eine erhebliche Rolle¹⁰.

2.2. Deutsche Sicht¹¹

Hier werden die Sichtweisen der vier deutschen Angestellten des mittleren Managements dargestellt. Es handelt sich um folgende berufliche Positionen:

Brigitte: Referentin für Pädagogische Verbindungsarbeit, Goethe-Institut Kiew (Alter zwischen 45 und 64).

Evelyn: Generalmanagerin des Einkaufsbüros eines deutschen Konzerns im Textilbereich. (Alter Anfang 30).

Matthias: Vertreter des Generaldirektors im Service eines deutschen Autounternehmens im Rahmen eines deutsch-ungarisch-ukrainischen Joint-Ventures (Alter Anfang 30).

Ralf: Consultant in einem agrarischen deutsch-schweizerisch-ukrainischen Joint-Venture (Alter zwischen 35 und 44).

2.2.1. Deutsche Sicht auf die ukrainischen Frauen

Die Deutschen Interviewten gingen an diese Frage moralisierend heran, wobei sie sowohl die fachliche Kompetenz als auch die moralischen Qualitäten der ukrainischen Frauen deutlich über die der Männer setzten.

Frauen werden meist positive moralische Kategorien zugeschrieben, was die folgenden Interviewausschnitte zeigen:

Brigitte:

120 G: ... (2.0) mhm, und dann so im im in
121 der arbeitswelt, sie arbeiten mit den deutschen
122 kollegen, aber auch mit den ukrainischen kollegen,
123 und sehen sie da irgendwie unterschiede in äh
124 arbeitsmethoden und einfach wie die menschen
125 miteinander umgehen, oder wie die menschen mit
126 mit ihren arbeitspflichten umgehen,

10 Hier verweise ich auf meine – noch nicht publizierte – ethnographische Studie, die bei einem deutschen Textilkonzern in Kiew durchgeführt wurde.

11 Weil sich die Sichtweisen der deutschen Männer und Frauen im Generellen nicht unterscheiden, nehme ich hier – im Unterschied zu den ukrainischen Sichtweisen – auch keine Unterteilung nach Geschlecht vor und stelle die Sichtweisen der deutschen Frauen und Männer in einem Kapitel dar.

127 B: mhm, ja:, sehe ich.
 128 G: (HEHE)
 129 B: (also) äh, (4.0) und ich sehe 'nen großen zwischen
 130 ukrainischen MÄNNERN/und frauen. also
 131 [(? ?) jetzt ähm,
 132 G: [ah ja, das ist interessant,
 133 B: (4.0) und die frauen sind in der regel (3.0) mh,
 134 fleißiger, verantwortungsbewusster, (2.0)

In Z.120 leite ich die Frage nach dem Unterschied in den Arbeitsmethoden ein, wobei ich die Gender-Frage nicht thematisiere. In Z.129 geht B (nach einer Pause) gleich auf die Gender-Unterschiede in der Ukraine ein, wobei sie in Z.133 moralische Einstellungen der Frauen zur Arbeit hervorhebt: sie seien »fleißiger« und »verantwortungsbewusster« als Männer.

Evelyn:

335 G: und ihre ukrainische partner sind meistens männer,
 336 oder?
 337 E: ne:: gar nicht, also ich wundere mich eigentlich
 338 in der textilindustrie sind sehr viele frauen die
 339 die betriebe leiten. also ich wundere mich
 340 eigentlich, also in moment ist es so hälfte hälfte.
 341 aber wenn man durchweg sich die firmen anguckt,
 342 auch die mit denen ich noch nen kontakt habe oder
 343 so, das sind meistens frauen die dann (? ?)
 344 und ich ehrlich sagen aus meiner erfahrung heraus
 345 wenn ich in ein unternehmen rein komme/und ich
 346 sehe da ist der prääsident eine frau dann weiß ich
 347 dann wird das geschäft auch funktionieren.

Meine – zugegeben – suggestiv formulierte Frage nach männlichen ukrainischen Partnern verneint Evelyn, indem sie zum einen auf ihre – unerwartete (»ich wundere mich eigentlich«) – Erfahrungen mit »vielen« Betriebsleiterinnen rekurriert, dann aber eine vage Bilanz zieht (»hälfte hälfte«), um dies wieder mit persönlichen Erfahrungen (Z.342-343) zu bekräftigen. Sie spricht von ihrer positiven Geschäftserfahrung mit ukrainischen Geschäftsführerinnen, womit sie impliziert, dass es mit männlichen Geschäftsleitern nicht der Fall ist. D.h., Frauen in den

Führungspositionen geben hier ein sehr positives Bild ab (im Gegensatz zu den Männern – siehe unten).

Im Unterschied zu den deutschen Frauen, die (siehe Brigitte) die Gender-Frage unvermittelt einleiteten, gingen die deutschen Männer darauf erst dann ein, als ich sie direkt nach frauenbesetzten Arbeitsstellen im Betrieb fragte. Darauf antworteten sie konkret, indem sie alle Arbeitsbereiche und -positionen aufzählten, in denen Frauen in ihrem Betrieb/Büro angestellt waren:

401 G: wo werden frauen hier eingestellt, was sind es für
402 bereiche, service, sekretariat?
403 M: ähm, überall ähm in sekretärinnenstellen, im
404 service, in der information z.b., sitzt eine dame.
405 hier, in der telefonzentrale, im verkauf, äh
406 information sitzt eine dame, disposition für (--)
407 für verkauf sind damen, auf der pkw genauso wie auf
408 der nutzfahrzeugseite, ja? (1.0) *das sind alle
409 arbeitsplätze für damen*.

Dazu zählt auch die Buchhaltung. Da keine Frau in diesen Betrieben eine Führungsposition besaß, gingen die Männer gleich zur Formulierung der Gründe dafür über.

Die Erklärungsmuster für geringe Frauenrepräsentation in den Führungspositionen sehen folgendermaßen aus:

Matthias:

446 die qualifikation der frauen hier (--) sehr gut
447 sind im grunde, wenn sie sich da richtig
448 reingekniet haben, und frauen ja im grunde (--)
449 hier (1.0) gleich aus der familie heraus eine
450 führende rolle anerzogen bekommen, zumindest in
451 der familie. ja? und die männer/ganz andersherum.
452 ich hab mal mit ner buchhalterin gesprochen, die
453 schon älteren semesters ist, und die hat mir ihr
454 leid geklagt über ihren sohn, und dann habe ich
455 ihr gesagt, [lauter] was: willst du überhaupt? ihr
456 erzieht eure söhne/dahin dass sie von eurem
457 rockzipfel nie wegkommen. und eure frauen erzieht

458 ihr so, dass sie (-) ständig die familie
 459 beherrschen und versorgen. ja? ich glaube dass es
 460 auch ein (-) eine ursache dafür, dass so viele
 461 männer saufen, hier, und so viele frauen auf dem
 462 markt stehen und dort zigaretten verkaufen,
 463 irgendwas, auf jeden fall (-) die familie versorgen.

Matthias, der seit fünf Jahren in Kiew lebt, spricht (analog seinen deutschen Kolleginnen) den ukrainischen Frauen einerseits sehr gute Qualifikationen zu, die sie durch die harte Arbeit, durchs »Reinknien« erworben haben, andererseits rekurriert er auf den familiären Bereich, in dem Frauen eine führende Rolle anerzogen bekommen: die Töchter werden zum »Beherrschen und Versorgen« erzogen, die Söhne jedoch zur Unselbständigkeit, so dass sie vom »Rockzipfel nie wegkommen«. Diese Analyse präsentiert Matthias in Form seiner Antwort auf das Klagen einer ihm bekannten Buchhalterin. Diese – auf die Geschlechter bezogenen – ungleichen Erziehungsmethoden seien der Grund für die gegenwärtigen Alkoholprobleme der Männer sowie für die Ernährer- und Versorgerrolle der Frauen in der gegenwärtigen (Jahr 2000) Ukraine.

Hier wird die Führungsrolle der ukrainischen Frauen bereits aus der Familie heraus begründet, wobei sie – als Erziehungsverantwortliche – ihr leidvolles Schicksal (mit trinkenden und arbeitslosen Männern, siehe unten) durch ungleiche Erziehung von Töchtern und Söhnen weitgehend selbst herbeiführen würden. D.h., Frauen reproduzieren ihre soziale Rolle selbst. Zum ersten Mal tritt hier die Frau nicht ausschließlich im positiven Bild auf, sondern als »Beherrscherin« und schlechte Erzieherin.

Ralf nennt noch weitere Faktoren, die den unterrepräsentierten Frauenanteil in den Führungspositionen beeinflussen würden:

143 G: haben sie auch frauen hier im betrieb?
 144 R: (3.5) bei uns [arbeiten viel frauen.
 145 G: [?
 146 R: (2.0) hauptsächlich in der buchhaltung, und in der
 147 allgemeinen verwaltung. (2.0)
 148 G: mhm, und die: leitung, ist äh, wird von (--) den
 149 (?deutschen?) [geschäftspartnern ge-
 150 R: [(? ?) welche ukrainische
 151 frau hat die chance irgendwann mal zu leiten/(HE) in

152 zehn jahren vielleicht, also die hauptbuchhalterin
 153 ist eine sehr (--) sehr fähige und sehr moderne frau/
 154 (--) die hier auch im betrieb sehr viel zu sagen hat/
 155 aber ansonsten äh: (3.0) (??) hat schwierigkeiten in
 156 die leitungspositionen aufzusteigen. das hängt
 157 teilweise mit ihrem selbstverständnis zusammen/ich
 158 glaube dass also: dass östlichen frauen viel mehr auf
 159 familie und die kinder und den mann fixiert sind als
 160 westliche frauen/aber andererseits auch mit den mit
 161 allgemeinen ähm bedingungen das ist einfach dass (2.5)
 162 unangemessen gilt wenn eine frau sich auf der arbeit
 163 nach vorne boxt.

Zwar arbeiten in diesem Betrieb viele Frauen, jedoch zumeist in der Buchhaltung, einem typisch weiblichen Beruf, was auch die Statistiken bestätigen¹². Die Frage nach der Geschäftsleitung, die ich mit den »deutschen Geschäftspartnern« einleitete, bezieht Ralf speziell auf Frauen und reagiert mit einer Kontra-Frage: »welche ukrainische Frau hat die Chance irgendwann mal zu leiten?« Nur die Hauptbuchhalterin stellt eine Ausnahme dar: sie wäre »sehr fähig«, »sehr modern« und habe im Betrieb »sehr viel zu sagen«. Für die Schwierigkeiten der ukrainischen Frauen, in die Führungspositionen aufzusteigen, sei – so Ralf – teilweise (gemeint wird »einerseits«) das Selbstverständnis der Frauen verantwortlich, das er hier auf »Osteuropa« generell bezieht, womit er einen neuen *Geltungsraum* konstruiert. Das Selbstverständnis besteht darin, dass die Frauen »viel mehr auf Familie und die Kinder und den Mann fixiert sind als westliche Frauen«. Dem Geltungsraum »Osteuropa« stellt Ralf »Westeuropa« gegenüber; er bewegt sich bei der Gender-Frage auf der Ebene der Ost-West-Dichotomie. Den anderen Grund sieht Ralf in den »allgemeinen Bedin-

12 In den folgenden »Frauenbranchen« sind 70% der Beschäftigten Frauen (Khotkina 1991): Bildung und Erziehung (Gründung verschiedener Zentren, Schulen und Kindergärten), Gesundheitswesen und psychologische Hilfe (Eröffnung von Heilanstalten, Zentren für psychologische Beratung), Handelswesen und Service (dazu gehören Kleinunternehmen, Cafés und Restaurants, Friseursalons etc.), Betriebswesen (Schneidereien, Ateliers, etc.). Im Kulturwesen arbeiten 116.000 Frauen (64%), es gibt 160.000 Führungs- und Fachkräfte, der Frauenanteil beträgt 70,5%. Jurisprudenz u.a.: unter 3.082 Beschäftigten der regionalen und städtischen Gerichte sind 1.164 Frauen (37,8%), unter den 831 Beschäftigten der Landesgerichte der Ukraine sind 317 Frauen (38,1%), unter 1.614 Notaren – 1459 (90,4%) Frauen. In den Standesämtern arbeiten zu 100% Frauen (Genderna Statystyka 2000:7). Auch solche Wirtschaftszweige wie Handel, Ernährung (gemeint sind öff. Einrichtungen wie Mensas), Finanzierung, Kreditwesen, Versicherungen, Gesundheitsschutz, Soziale Sicherung, Volksbildung, Service (Alltag), wo 70% der Beschäftigten Frauen sind. (Monitoring, Frauen und Wirtschaft).

gungen« (Z.161), dass es als »unangemessen gilt wenn eine Frau sich auf der Arbeit nach vorne boxt« (Z.162-163), d.h. im kulturellen normativen (Unangemessenheit) Rollenbild der Frau (hier in ganz Osteuropa).

Zusammenfassung:

Den ukrainischen Frauen werden positiv bewertete Verhaltensweisen zugeordnet: der Typus »ukrainische Frau« wird als erfolgreiche, tüchtige Arbeiterin und auch Unternehmensleiterin (Die Aussage von Evelyn bezieht sich explizit auf den Textilbereich) dargestellt. Die Konstruktion geschieht also auf der wirtschaftlichen, nationalen, supranationalen (Ost-West) und (wie wir später sehen werden) auf der staatlichen Ebene (»die Ukraine wird von Frauen geführt«). Da es kaum Frauen in Führungspositionen gibt (siehe Sicht der Männer unten), sind sie Leiterinnen nicht auf der offiziellen Ebene, sondern im Hintergrund.

Im interkulturellen Kontext, also in den deutschen Unternehmen, sind Frauen als »tüchtige Arbeiterin«, jedoch nicht in Führungspositionen repräsentiert.

Während deutsche Frauen den ukrainischen Frauen ausschließlich moralisch positive Werte zuschreiben, tritt im Interview mit Matthias die ukrainische Frau als »Beherrscherin« der Familie auf, die für die gegenwärtige ungleiche Geschlechtersituation in der Ukraine selbst verantwortlich ist. Somit sieht er die Gründe in den traditionellen soziokulturell verankerten Erziehungsmethoden, in der Erziehungsrolle der Frau, die diese traditionelle Rolle reproduziert. Ralf unterscheidet zwischen den inneren Faktoren, wie dem Selbstverständnis der Frauen, und den äußeren Faktoren, wie den kulturellen Normen, die die Hindernisse zum Aufstieg in die Führungspositionen darstellen. Dabei bewegt sich die Konstruktion seiner Sichtweise nicht auf der rein nationalen Ebene, sondern im Ost-West-Gefälle, wobei er die nationalen Geltungsräume ausweitet.

2.2.2. Deutsche Sicht auf die ukrainischen Männer

Dem ukrainischen Mann¹³ werden zunächst ausschließlich schlechte moralische Eigenschaften zugeschrieben: er wird als Trinker, Ausbeuter (familiäre »Rolle«) und als kompetenzloser »Führer« (Unternehmensrolle) dargestellt.

13 Hier tritt »der Ukrainer« im Singular auf, wird also als Typus dargestellt. Später wird nach jüngerer, positiv konnotierten und älterer, negativ konnotierten Generation der ukrainischen Männer unterschieden.

Anknüpfend an ihre Ausführungen zur ukrainischen Frau (oben) äußert Brigitte ihre Sicht zum ukrainischen Mann an einem Beispiel aus eigener Berufserfahrung:

Brigitte:

- 135 G: und die männer (HE)?
136 B: und die männer, (--) die sind ich kann es nicht
137 sagen SCHLECHT, aber äh,
138 G: anders
139 B: sie:: wenn man jetzt so: an (--) mhm, an die
140 arbeitsmoral denkt, äh:, (--) versuchen die männer
141 eher auch arbeit zu [verneigen
142 G: [zu umgehen (HE)
143 B: ja, (HE) und verstehen äh es nur wenn man ihnen
144 laut und direkt dann befehle gibt, äh: während
145 [(?
146 G: [mussten sie auch so solche befehle geben, oder
147 (--) [einfach deutlicher sein,
148 B: [(das ?) musste ich lernen, ja, weil ich das
149 anfangs, äh (1.0) also (-) ich hab in deutschland
150 mit meinen kollegen einen anderen stil, es war
151 (-) äh
152 G: demokratischer, (HEHE) (HEHE)
153 B: es war de- ja(HE), irgendwie kollegialer, und äh
154 (--) ich hab dann halt gedacht, hier ist es auch
155 so wenn man wenn's ein problem gibt, es muss
156 gemacht werden, es muss irgendwie was gelöst werden,
157 und ähm, wenn ich das jetzt (1.0) RUHIG gesagt
158 habe, und allgemein, dann hatte das keinen erfolg

Brigitte versucht, eine Wertung zu vermeiden und sucht in Z.137 nach einem passenden Ausdruck. In Z.138 versuche ich mit »anders« das Gespräch aufrechtzuerhalten und sie auf jeden Fall zum Weitererzählen zu bewegen. Es gelingt ihr jedoch nicht, die Wertung zu vermeiden, sie thematisiert direkt die »Arbeitsmoral« als Bewertungskategorie, bei der sie deutlich wird: ihrer Erfahrung nach würden ukrainische Männer die Arbeit zu vermeiden suchen und nur auf direkte Befehle, also auf den autoritären Führungsstil (das Administrativ-Kommando-System der sowjetischen Vergangenheit ist gemeint) reagieren. Hier wird impliziert, dass B einen anderen Stil

verfolgen musste. Ich frage sie direkt danach in Z.146-147, was sie auch bejaht: »das musste ich lernen«. Sie formuliert das aus der Sicht einer »Schülerin«, die etwas lernen musste. Hier knüpft B an den Stil an, den sie mit ihren Kollegen in Deutschland praktiziert, wobei sie hier nicht auf ganz Deutschland generalisiert, sondern auf ihre unmittelbaren Kollegen dort, also auf das konkrete Unternehmen einschränkt. Diesen Stil bezeichnet sie – ohne auf meinen »Hilfsversuch« in Z.152 einzugehen – als »kollegial« (mit »irgendwie« macht sie das etwas wägen) und problemlösungsorientiert, wobei sie zunächst keine Geschlechtertrennung macht. Und genau dieser Stil lässt sich nicht auf ihren Arbeitsplatz in der Ukraine übertragen. D.h., in Deutschland war ihr »kollegialer« Führungsstil (als Frau) erfolgreich, in der Ukraine hingegen nicht. Er wird insbesondere von den ukrainischen Männern nicht akzeptiert (Frauen problematisiert sie nicht); sie würden auf ihren ruhigen Kommunikationsstil nicht reagieren. Daraus schließend schreibt B ukrainischen Männern niedrige Arbeitsmoral zu.

Hier sind der Kommunikationsstil im Beruf und Gender miteinander verbunden und werden als unterschiedlich auf der nationalen Ebene konstruiert.

In dieser Passage knüpfe ich an die von Evelyn geschilderte gute Erfahrung mit ukrainischen Unternehmensleiterinnen an (siehe oben), auf die sie mit einer Begründung, Rechtfertigung, Erklärung (»weil«) reagiert, während sie auf ukrainische Männer eingeht:

- 348 G: mhm, wirklich, sie haben eine gute erfahrung mit *(?
349 E: weil ich mußte leider verstehen, dass die männliche
350 leitung meistens keine ahnung hat.
351 G: (HEHE)
352 E: wirklich, also meistens gibt es ein offenes
353 gespräch mit der leitung da, mit dem männlichen
354 part, aber gearbeitet praktisch gearbeitet und
355 abgewickelt wird IMMER mit frauen. also er leitet
356 das dann weiter an die produktionsleitung, oder
357 an den kommerzdirektor, der auch eine frau ist.
358 G: er delegiert [das dann zwar, macht selber nichts
359 E: [ja=ja=ja, ja,
360 aber wenn man ins detail geht, hat er wirklich
361 keine ahnung mehr.
362 G: (HEHE)
363 E: es ist nur die wenigsten männer die einen betrieb

364 leiten (ha-) also wenn die mich jetzt hören würden
 365 die würden wahrscheinlich meinen kopf abreißen,
 366 aber so ist das. und ich glaube die meisten männer
 367 wissen das auch. und wenn sich speziell die
 368 ukraine anguckt, es ist tatsächlich so dass die
 369 meisten (--) ähm:: ja, die meisten (2.0)
 370 praktischen tätigkeiten werden von einer frau (-)
 371 geleitet. also ich glaube, die ukraine wird von
 372 den frauen eigentlich (-) geführt.

Hier konstruiert Evelyn geradezu ein dilettantisches Bild vom ukrainischen Geschäftsführer, der »nur leiten kann«. Er hat zwar gewisse Führungskenntnisse, diese reichen jedoch für das Geschäft nicht aus, da ihm Fachkenntnisse fehlen. Das wäre »speziell in der Ukraine« so, d.h. hier wird ein nationales Phänomen konstruiert.¹⁴

Hier geht es wieder um die männliche Geschäftsleitung: Männer führen, Frauen führen aus.

In den vorigen Interviewpassagen, bei Brigitte, waren Männer schlechte Ausführer von Arbeitsanweisungen, aber hier sind sie auch schlechte Unternehmensleiter, da eine Führungsperson – nach Evelyns Verständnis – neben den Führungskompetenzen noch über spezifische (in diesem Fall textilindustrielle) Fachkompetenzen verfügen sollte. Da Evelyn vorwiegend mit ukrainischen Textilbetrieben arbeitet – eine Branche, die meist von Frauen besetzt ist und deren Produktion von Frauen ausgeführt wird –, ist es nicht verwunderlich, dass Männer hier schlechter abschneiden. In der Automobilbranche sieht das Bild komplett anders aus: dort findet sich gar keine Frau in der Führungsposition (außer vielleicht in der Buchhaltung). Ob auch in dieser Branche Männer »nur führen würden«, ist mehr als fraglich.

In den Zeilen 355 und 370-372 kommt Evelyn wieder auf die Frauen zurück, wobei sie ihre Analysen von ihren konkreten Beobachtungen in den Betrieben ausgehend auf die ganze Ukraine ausweitet: sie produziert Generalisierungen auf mehreren Stufen: zunächst in den Betrieben (Geschäftsebene), die sie besucht hat, dann hinsichtlich der »ausführenden« Frauen in der Ukraine (nationale Ebene) und bis zur höchsten Generalisierungsstufe, nämlich dass die Ukraine von Frauen geführt wird (Spitze der nationalen Ebene: der ukrainische Nationalstaat).

14 Wobei es nicht bedeutet, dass es in Russland oder in den anderen osteuropäischen Ländern nicht so wäre. Nur hat das Textilunternehmen, in dem Evelyn arbeitet, mit Russland keine Geschäftsbeziehungen.

Vergleichend zu Deutschland äußert Evelyn zunächst keine eindeutige Ansicht:

- 381 E: ja=ja, das sind, die reden halt viel, ja? und
382 wenn das zu geschäft kommt, dann brauchen sie
383 die frauen damit es abgewickelt wird, ne? das
384 stimmt, ja.
- 385 G: und in deutschland ist es anders?
- 386 E: JA, in dem sinne ist es schon (??
- 387 G: ist es irgendwie gleich[berechtigung oder
- 388 E: [ne=ne, das ist immer noch
389 die männerwelt. das ist immer noch die frauen
390 müssen in deutschland ('H) immer noch sehr=sehr
391 stark kämpfen müssen, das doppelte von der arbeit
392 leisten damit die: sag ich mal die gleichen
393 positionen und anerkennung bekommen wie die
394 männer. es ist ES IST zwar im wandel jetzt/also
395 man merkt das wandelt sich, die großunternehmen
396 versuchen auch frauen chance zu geben, ich glaube
397 auch aus politischen gründen, *(dass sie was zu
398 sagen haben), nach außen hin*, aber SCHON, ich
399 glaub wenn ne frau sich beweisen (-) KANN und
400 sich anstrengt, (gab's ne möglichkeit) also sie
401 muß sich wirklich sehr anstrengen. also so sehe
402 ich das eigentlich an mir.
- 403 G: meinen sie eine ukrainische frau hat mehr chancen
404 irgendwie sich durchzusetzen?
- 405 E: in der ukraine? (--) oh, das ist schwierig. also
406 die sind einfach fleißiger, muss man sagen. die
407 lernen sehr viel schneller fremdsprachen, und äh
408 sind viel beweglicher, und ausdauernder, und
409 belastungsfähiger, muß man wohl sagen,
- 410 G: mhm, das haben sie gelernt (HEHE)
- 411 E: JA=JA, JA=JA, und wenn man sich anguckt auch wie
412 schnell hier äh frauen trotz kinder trotz familie
413 sich weiterbilden, innerhalb von zwei=drei jahren,
414 vergangenen zwei=drei jahren, das ist enorm, (--)
415 das würde in deutschland nich so schnell eine frau
416 machen. wenn die ein kind hat, oder familie hat,

417 dann ist das leben im grunde nicht vorbei, aber
 418 für ne gewisse zeit erstmal, sie hat dann im
 419 grunde auch nicht die chance,
 420 G: ja, das stimmt, wieder irgendwo rein zu kommen,
 421 oder in den alten beruf, das stimmt.
 422 E: genau ja. das ist wirklich ein problem in
 423 deutschland noch, also immer noch so. ist zwar
 424 wirklich ein wandel, ich glaube auch die bewegung
 425 im grunde (-) geht dahin, dass frauen immer mehr
 426 akzeptiert werden in führungspositionen, aber
 427 ist noch sehr hager, *ist schon sehr hager*.

Auf meine Frage hin, ob die oben beschriebene Situation (Männer reden nur, Frauen wickeln die Geschäfte ab) in Deutschland anders wäre, stimmt E zu. Aber nur »in dem Sinne«, d.h. in Bezug auf die Arbeits- und Kompetenzverteilung. Im Gegensatz zur Ukraine müssen in Deutschland sowohl Frauen als auch Männer kompetent sein, um in Führungspositionen zu kommen. Ansonsten wäre auch in Deutschland eine Männerwelt, in der Frauen kämpfen und das Doppelte leisten müssten. Es zeichnet sich zwar – aus politischen Gründen – ein Wandel ab, der jedoch wenig Ergebnisse zeigt: »ist noch sehr hager« (Z. 427). Es würde sich jedoch lohnen, sich als Frau in Deutschland anzustrengen, was E durch eigene Beispiele bekräftigt. In der Ukraine seien Frauen deswegen fleißiger, sie würden schnell Fremdsprachen lernen und seien generell beweglicher, ausdauernder und belastungsfähiger. Außerdem können sie das Kinderkriegen mit dem Beruf vereinbaren, was in Deutschland nicht möglich wäre. Zum ersten Mal wird Deutschland als »Problemfall« dargestellt (Z. 422-423). Zwar zeichne sich ein Wandel ab, der verlaufe jedoch sehr langsam.

Diese polarisierten Zuschreibungen an ukrainische Frauen und Männer lassen sich mit einer weiteren Interviewaussage von Matthias zusammenfassen, der bereits seit fünf Jahren in der Ukraine lebt und somit viel Zeit hatte, die UkrainerInnen kennen zu lernen:

Matthias:

471 (...) und deswegen habe ich
 472 vor den frauen hier eine menge mehr respekt als
 473 vor männer. so von vorne heran erstmal, so vom
 474 ersten eindruck. die männer, jetzt speziell ältere
 475 männer, bei jugend ist es jetzt schon was ganz

476 anderes. aber bei dem älteren mann habe ich
 477 eher (2.0) einen VORurteil, obwohl ein urteil
 478 ist was negatives, ist klar, aber ein älterer
 479 mann hat sich irgendwie durchlaviert, und
 480 irgendwo hochgedient, und (--) hat es irgendwie
 481 nicht richtig gemacht, hat die harte arbeit
 482 umgangen. und bei ner frau ist es nicht so, also
 483 möchte ich mal sagen. eine frau hat wirklich ihren
 484 weg gemacht, und ist dahin gekommen durch arbeit,
 485 hat teilweise sich durchgesetzt, na? musste ja so
 486 sein, denn die gesellschaft war ja männerbeherrschend.

In Z.471 knüpft M an die Ernährerrolle der Frauen in der Familie an und spricht ihnen – im Gegensatz zu den Männern – seinen Respekt zu, wobei er sich dieser Generalisierung bewusst ist (»so vom ersten eindruck«). Im Unterschied zu Evelyn und Brigitte differenziert er zwischen der älteren und der jüngeren Generation der ukrainischen Männer; sein Vorurteil richtet sich speziell gegen die älteren Männer, die er hier wiederum in einer generalisierten Singular-Form benennt (»bei dem älteren Mann«), und somit den Typus des ukrainischen Mannes der älteren Generation konstruiert. Dieser Typus zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: »sich irgendwie durchlaviert«, »es irgendwie nicht richtig gemacht«, »die harte Arbeit umgangen«. Dem Mann-Typus folgt die Beschreibung des Frau-Typus (auch in der Singular-Form, Z.482). Sie »hat wirklich ihren Weg gemacht«, »ist dahin gekommen durch Arbeit«, »hat teilweise sich durchgesetzt«. Anschließend folgt die Bezeichnung der ukrainischen Gesellschaft als »männerbeherrschend«, jedoch in der Vergangenheitsform: »war«. Unklar ist, ob M damit meint, dass ukrainische Frauen heutzutage mehr Aufstiegschancen haben oder ob sie heute weniger arbeiten müssen als früher. Vermutlich bezieht sich das »war« auf die Unterscheidung der Generationen, demnach die jüngere Generation Ukrainer (Männer und Frauen?) sowohl eine richtige Arbeitseinstellung als auch gleiche Aufstiegschancen hätte.

Ralf gibt persönlich zu:

181 ... glaube ich hätte als frau (geringe) chancen wie (? ?)
 186 schweres spiel (? ?) schwieriger. weil sehr viele
 187 sehr viel im bekanntenkreis gemacht wird, so wirklich äh
 188 (2.0)na? sagen mal, teilweise werden die wichtigen
 189 geschäfte im kernkreis äh getroffen irgendwo. man muß

190 erstmal ein guter freund sein, man muß sich erstmal
191 (?betrinken?) dann werden die geschäfte gemacht.

Hier wird zum ersten Mal Gender im Kontext der ukrainischen Geschäftskultur dargestellt, die Ralf als ein »schweres Spiel« bezeichnet. Zur Geschäftskultur gehört, dass Geschäfte »im Bekanntenkreis« gemacht werden (die wichtigsten davon im »Intimkreis«), dass die Geschäftspartner zunächst »gute Freunde« sein sollten, die an einem Tisch zusammen trinken und Geschäfte abschließen. Hier wird die ukrainische Tisch- und Trinkkultur angesprochen, die auch in der Geschäftswelt ihren Platz findet, – ein Aspekt, der bisher noch keinen Weg in die sozialkulturelle Forschung gefunden hat. Meint Ralf damit, dass es Frauen in dieser Geschäftskultur schwer haben, weil sie nicht »kumpelhaft« mittrinken können oder wollen oder dass ihre soziale Rolle und ihr moralisches Ansehen es nicht erlauben würden, wenn er ihnen »geringe Chancen« zuspricht? Bezeichnend ist außerdem, dass Ralf versucht, sich selbst in die Lage der ukrainischen Frauen zu versetzen (Z.181). Im Unterschied zu Matthias formuliert er seine Analyse nicht in der Vergangenheitsform (die Gesellschaft war ja männerbeherrschend), sondern bezieht sich auf die Gegenwart und gebraucht sogar die Imperativform (Z.189-190: »man muss«). Impliziert wird jedenfalls, dass Frauen in dieser Geschäftskultur (Führungsebene) ausgeschlossen sind.

Zusammenfassung

Auf der Ebene der Arbeitsmoral und Fachkompetenz der Unternehmensführung stellen die Deutschen die ukrainischen Männer als faul und inkompetent dar. Außerdem unterscheiden sich Arbeits- und Führungsstil (explizit auf Männer bezogen) in Deutschland und der Ukraine drastisch. Brigitte (oben) sieht Unterschiede im »Stil«, der in Deutschland »kollegialer« und problemorientierter, in der Ukraine hingegen »befehlender« sei. Ausgehend von den eigenen Erfahrungen in Deutschland und der Ukraine schreibt sie den ukrainischen Männern wenig Arbeitseinsatz und Reaktion ausschließlich auf den autoritären Kommunikationsstil zu. Sie rekurriert damit auf das Administrativ-Kommando-System in der Sowjetunion, das von Männern dominiert war, die einen entsprechenden direktiven Führungsstil entwickelt hatten. Diesem Modell wird viel mehr Verachtung für Arbeit zugeschrieben als im Westen.

Evelyn hat in der Ukraine bessere Erfahrung mit führenden Frauen als mit Männern; den letzteren würden Fachkompetenzen fehlen. Hier wird wiederum auf das sowjetische System rekurriert, in dem Männer auch ohne sonderliche Kompetenzen in Führungspositionen gerieten. Außerdem wird Deutschland

bezüglich der Vereinbarkeit von Kindern und Beruf als problematisch dargestellt, die Ukraine – dank der besonderen Leistungen der Frauen – jedoch nicht. Arbeits- und Kompetenzverteilung zwischen Männern und Frauen fällt in Deutschland anders aus.

Während die deutschen Frauen das ukrainische Männerbild als »einheitlich« darstellen, differenziert Matthias zwischen der älteren und der jüngeren Generation. Nur der Typus Mann älterer Generation zeichnet sich durch negative arbeitsmoralische Wertungen aus. Dass Frauen trotz viel Arbeit geringe Aufstiegschancen hatten, erklärt Matthias durch die »männerbeherrschende« Gesellschaft in der Vergangenheit. Der jüngeren Generation spricht er mehr Arbeitsmoral und (implizit) auch gleiche Aufstiegschancen zu. Ralf dagegen ist weniger optimistisch eingestellt, wenn er zugibt, dass er als Frau geringe Chancen hätte. Dies erklärt er durch die Besonderheit der ukrainischen Geschäftskultur, die Männernetzwerke (»mittrinken«, »guter Freund sein«, »Kernkreis) voraussetzt.

2.3. Ukrainische Sicht

Sylva: Sachbearbeiterin im Goethe-Institut Kiew

Dascha: Sekretärin in einem deutschen Autounternehmen

Alina: Qualitätsmanagerin in einem deutschen Textilunternehmen

Dmytro: Generalagronom in einem agrarischen deutsch-schweizerisch-ukrainischen Joint-Venture

Alexej: Serviceleiter in einem deutschen Autounternehmen

Jurij: Direktor einer Import-Export-Firma

2.3.1. Ukrainische Sicht der Frauen

Auf der ukrainischen Seite sind es ausschließlich Frauen, die sich (mehr oder weniger involviert) zu diesem Thema äußerten. Für die Männer sind diese Fragen – angesichts der gravierenden wirtschaftlichen und politischen Probleme im Land – irrelevant und unproblematisch.

Im Vergleich zur deutschen Sicht zeigt sich ein großer Unterschied in der Stellungnahme der ukrainischen Frauen zu dem ihnen zugeschriebenen Fleiß. Besonders involviert zeigte sich in diesen Fragen Sylva, die nach Erklärungen der gegenwärtigen Geschlechter-Situation in der Ukraine suchte. Sylva zufolge ist dieser Fleiß nur ein »Notverhalten«. Die Nachkriegsgeneration, zu der die Sprecherin gehört (Alter 45-64), war nach den klassischen Mustern erzogen:

женщина хранительница очага,
 die frau als hüterin des heimischen herdes,
 мужчина обеспечивает семью, и к женщине так и относились.
 der mann versorgt die familie, und man hat sich zur frau
 entsprechend verhalten.
 произошел очень сильный (?разрыв?)
 es geschah ein sehr starker (?bruch?)
 и мужчина потерял свое мужское достоинство,
 und der mann hat seine männliche würde verloren,
 и авторитет, по-этому я считаю
 und die autorität, deswegen denke ich
 што сегодня это трагедия украины, и не только,
 dass heute in der ukraine, und nicht nur,
 што многие мужчины они настолько упали вниз,
 dass viele männer sie sind so tief gefallen,
 и может быть они и хотели (--)
 und vielleicht würden sie es auch wollen (--)
 относиться к женщине как раньше, да?
 die frau wie früher zu behandeln, ja?
 но им не позволяют (-) чисто материальное положение
 aber ihnen lassen (-) allein die materielle lage
 это делать, и попросту начали многие пить.
 lässt es nicht zu, und viele fingen einfach an zu trinken.
 и сегодня я бы сказала в украине все на себе тянет женщина.
 und heute würde ich sagen (dass) in der ukraine alles auf den
 schultern der frau lastet.
 она тянет на себе и семью и работу (...)
 sowohl die familie als auch der beruf (...)

Bei der Beschreibung der Rollenverteilung, in der sie aufgewachsen ist, gebraucht Sylva bildhafte Attribute wie: »die Frau als Hüterin des heimischen Herdes«, »der Mann als Versorger der Familie«. Diese Rollenverteilung wertet sie sehr positiv, da die Frau in dieser Rollenkonstellation »mehr geachtet« wurde. Erst der Bruch in dieser Rollenverteilung führte dazu, dass der Mann seine »männliche Würde« und Autorität verlor, und dass viele Männer »tief gefallen« sind. Auch wenn sie Frauen »wie früher« (d.h. würdevoll, gut etc.) behandeln möchten, würde es die materielle Lage in der heutigen Ukraine nicht zulassen. Nicht diese traditionelle – von Sylva sehr

positiv gewertete – Geschlechterrollenverteilung selbst ist für die heutige Situation der Geschlechter in der Ukraine verantwortlich, sondern allein der Zusammenbruch dieser Rollenmuster, der auch mit ökonomischen Faktoren verbunden war: Der Mann hat nicht nur seine Autorität, sondern auch seine Versorgerfunktion verloren, ist mittellos und deswegen auch »erbost« gegenüber Frauen geworden.

Diese Erklärungsmuster der traditionellen Geschlechterrollen in der Ukraine der Kriegs- und Nachkriegsgeneration spezifiziert Sylva durch anthropologische Erklärungsmuster:

(...) озлобленное отношение к женщине потому што
(...) erbostes verhalten gegenüber der frau weil
(мужчине) испоконвеков хотелось быть лидером, да?
(der mann) seit jahrhunderten ein leader sein wollte, ja?
а он потерял свое лидерство, один просто
aber er hat seine leadership verloren, der eine ist einfach
спился и стал тряпкой, а другой издевается над женщинами.
trinker und zum lumpen geworden, und der andere verhöhnt die frauen.

Diese Führungsrolle schreibt Sylva nicht nur dem »Ukrainer« oder dem »Russen« der Nachkriegsgeneration zu, sondern »dem Mann an sich« und zwar »seit Jahrhunderten«. Der Verlust dieser – anthropologisch begründeten – sozialen Rolle rief verschiedene Männertypen hervor (»der eine, der andere«) wie den würdelosen »Trinker« (zum »Lumpen geworden«) oder den »Frauenverhöhner«.

Und gerade dieser Verlust der männlicher Führungsrolle führte dazu, dass alles – sowohl die Familie als auch der Beruf – »auf den Schultern der Frau lastet« (siehe die vorherige Passage).

Das ukrainische Frauenbild erscheint hier als ein Opferbild, jedoch nicht Opfer der männlichen Welt explizit, sondern Opfer des Zusammenbruchs der traditionellen Rollenmuster.

Für die ukrainischen männlichen Führungskräfte hat Sylva kein gutes Wort übrig: сегодня у нас нет мужчин в украине.

wir haben heute keine männer in der ukraine.
а те што есть, лидеры, они пришли не из
und die die es gibt, leader, sie gehören nicht
лучших, ведь (...) из них только
zu den besten, weil (...) unter ihnen gibt es nur

единицы интеллектуальных людей, ведь в основном einzelne intellektuelle, weil im allgemeinen прорвались верткие, люди, которые можно (bewegliche)¹⁵ durchgekommen sind, menschen, die man прямо сказать бандиты, (ГЕГЕ) у которых direkt als banditen bezeichnen kann (НЕНЕ) die совсем другие ценности в жизни. они женщин употребляют. ganz andere werte im leben haben. sie benutzen die frauen.

In dieser Passage lässt Sylva die männlichen Führungskräfte in der Ukraine als Kriminelle erscheinen; nur einzelne unter ihnen wären »intellektuell«. Die Führungsetagen in der Ukraine wären von »Wendehälsen«, von »Banditen« besetzt, die Frauen für ihre Ziele benutzen würden. Hier treten Frauen nun als direkte Opfer der Männer in der Führungswelt auf.

Auch Irina teilt die Ansicht ihrer Chefin Evelyn (siehe den Anfang des 2. Abschnitts), dass Männer nur leiten würden, »und außer leiten können die nichts«. An dieser Stelle ist wiederum zu beachten, dass es sich um die Textilindustrie handelt, auf die diese (jedoch nicht explizit darauf bezogene) Aussagen von Evelyn und Irina gemacht werden. Wie ich bereits in der Fußnote 12 gezeigt habe, gehört die Textilindustrie zu den typischen von Frauen dominierten Branchen, so dass es nicht verwunderlich erscheint, dass Männer (auch in den Führungsetagen dieser Unternehmen) in diesem Bereich wenig Fachkompetenzen besitzen. Würde man dieses Kontextwissen nicht beachten, würden diese Aussagen als generell für alle ukrainischen männlichen Führungskräfte gültig erscheinen.

Nur selten rekurrieren die ukrainischen Interviewten auf die deutschen Geschlechterverhältnisse. Ihre Sicht auf Gender-Fragen präsentieren die ukrainischen Frauen nicht aufgrund ihrer konkreten Erfahrungen, sondern stark generalisiert und idealisiert, wie die folgende Passage zeigt:

15 Der Begriff » верткие « bedeutet primär »flott, beweglich«, hatte jedoch sekundär stets eine moralisch negative Färbung. Damit wird jemand bezeichnet, der mit unlauteren, unehrlichen Mitteln seine Ziele erreicht (ein Opportunist). Man muss jedoch bedenken, dass im Sozialismus jedes selbständige, von den Anweisungen des Staates unabhängige Handeln sofort stigmatisiert wurde und die Prinzipien der Marktwirtschaft unbekannt waren.

в германии (...) мужчина и женщина (-) это партнеры.
in deutschland (...) (sind) mann und frau (-) partner.
(...) где нет этих эксцессов, выяснения
(...) wo es diese exzesse nicht gibt, beziehungskklärungen sind
отношений давно прошли, каждый знает што надо работать,
längst vergangen, jeder weiß dass man arbeiten muss,
и каждый уважает друг друга/каждый старается в другом
und jeder achtet den anderen/jeder versucht in dem anderen
видеть личность.
eine persönlichkeit zu sehen.

Sylva stellt deutsche Frauen und Männer als gleichwertige Partner dar, die mit »Beziehungskklärungen« und »Exzessen« längst aufgehört haben. Sie spricht ihnen einen hohen Grad an Arbeits- und Beziehungsbewusstsein zu, das sich im respektvollen Miteinander äußert. Die deutschen Geschlechter sind – ihrer Ansicht nach – so weit gekommen, dass sie nicht mehr das Geschlecht (mit all den Rollenvorstellungen), sondern die Persönlichkeit als höchste soziale Kategorie sehen.

Während Sylva auf die Aufstiegschancen der ukrainischen Frauen in dem oben beschriebenen Kontext gar nicht eingeht, äußern sich die Ukrainerinnen jüngerer Generation ausführlicher dazu. Alina findet, dass sich die Frau mehr anstrengen muss, um etwas zu erreichen:

надо иметь больше знаний, больше характера,
man muss mehr kenntnisse, mehr charakter haben,
згм, иметь такой очень скандальный характер,
ähm, so einen skandalösen charakter haben,
для того штобы вообще чего-то достичь,
um überhaupt etwas zu erreichen,
(--) и слишком через многое переступать.
(--) und vieles überschreiten¹⁶.

Irina zufolge müssen Frauen mehr Kenntnisse und mehr Charakter haben, um sich durchzusetzen, – die Aussagen, die sich mit der aktiven und positiv gewerteten Rolle der Frau in den vorherigen Aussagen decken würden. Nun kommt ein neues Ele-

16 Gemeint ist skrupellos sein, beinahe »über Leichen gehen«.

ment dazu: der »skandalöse Charakter«, der weniger positiv konnotiert ist sowie die Skrupellosigkeit, – ein moralisch deutlich negativ gewertetes Attribut.

Hier werden Frauen zwar immer noch in einer Opfer- und Leidensrolle dargestellt, die vielmehr als Männer wissen und leisten müssen, jedoch heißt es nicht, dass sie »moralisch perfekt« sind, sondern dass sie sich – so wie Männer auch – ebenso mit moralisch negativ gewerteten Mitteln durchsetzen müssen. Zum ersten Mal wird von einer Frau ein »böses« Frauenbild konstruiert, jedoch wiederum aus der Opferhaltung heraus, – weil sie dazu gezwungen werden, weil sie sich mit allen Mitteln durchsetzen müssen, um beruflich aufzusteigen.

In der Arbeitswelt würden Frauen- und Männeranteile »praktisch gleichwertig« repräsentiert sein:

я бы даже сказала,
ich würde sogar sagen,
более доминирующая роль женщины чем мужчины,
die frauenrolle ist mehr dominierend als die der männer,
то есть женщины более активные.

Hier tritt die Frau sowohl als »aktive« Geschäftsfrau, also positiv konnotiert, als auch als »dominierend« und somit weniger positiv auf. Das perfekt-positive Frauenbild der Ukrainerinnen gerät ins Schwanken, wird sehr ambivalent.

Diese »Methoden« lassen sich auf das interkulturelle Arbeitsfeld der deutschen Unternehmen jedoch nicht anwenden, die Frauen hätten dort – so Irina – überhaupt keine Aufstiegschancen:

и вообще я думаю што в западных фирмах
und überhaupt ich denke dass es in den westlichen firmen keine
особых перспектив роста для наших людей нету,
besonderen aufstiegsperspektiven für unsere leute gibt,
все равно руководителя поставят иностранца.
es wird trotzdem ein ausländischer leiter eingestellt.
и в какой-то степени это и правильно, потому што если
und in einer hinsicht ist es auch richtig, weil wenn man
поставить нашего руководителя, то это будет разброд полный (НЕНЕ)
unsre leiter einstellt, dann wird es ein völliges chaos geben
(НЕНЕ)

Diese absolute Perspektivlosigkeit begründet (und befürwortet) Irina damit, dass »unsere Leiter«, »ein völliges Chaos« anrichten würden. Irina markiert die potentiellen Führungspersonen nicht explizit nach Geschlecht, sondern nach sozialer Zugehörigkeit: »unsere Leute«, »unsere Leiter« bedeuten nichts anderes als Ukrainer, Osteuropäer, ehemalige Sowjetbürger, deren Arbeits- und Führungsmethoden sie als sehr verschieden von denen der Deutschen bezeichnet¹⁷. Die soziale/ethnische/systemische Identitätszugehörigkeit erweist sich für Irina als wichtiger als die nach Geschlecht. »Der ausländische Leiter« gibt hier ein positives, vorbildhaftes Bild ab. Nirgendwo im Interview mit Irina zeigt sich ein positives Bild der Ukraine, was für die Interviews mit im interkulturellen deutsch-ukrainischen Handlungskontext arbeitenden UkrainerInnen keine Ausnahme darstellt. Wir haben hier mit internalisierten (von den Deutschen übernommenen) Stereotypisierungen zu tun.

Auch in anderen Interviews wurden die Aufstiegschancen der Ukrainerinnen in den deutschen Firmen thematisiert. Dascha, die trotz ihrer Hochschulausbildung als Dolmetscherin lediglich als Sekretärin in einem deutschen Autounternehmen arbeitet, äußerte ihren Unmut:

может быть распределение идет по половому признаку тоже,
vielleicht geschieht die verteilung auch nach geschlechtlichen
kriterien,
но, если люди, с одинаковым образованием, после одинакового
aber, wenn die menschen, mit der gleichen ausbildung, nach
der gleichen
университета, приходят в одну и ту же фирму, все равно для девушек здесь
universität, in die gleiche firma kommen, trotzdem haben die
mädchen hier
меньше шансов пробиться, [...] ребята в этом же параллельном
weniger chancen durchzukommen, [...] aber die jungs in der gleichen
направлении, имеют намного больше шансов. у меня есть даже конкретный
parallellrichtung, haben viel mehr chancen. ich habe sogar ein
konkretes
пример и не один. [gemeinsames lachen] мне всегда кажется обидным,
beispiel und nicht das einzige. es ist für mich immer ärgerlich, waru::m
если это парень у него все равно, и не только на нашей фирме,

17 Das ganze Interview mit Marina zeichnete sich aus durch die kontrastive Darstellung von Deutschen mit ihren »klaren Ordnungsmethoden« und Ukrainern, die zugleich ehemalige Sowjetbürger sind, mit ihrem »Chaos« in allen Bereichen der Gesellschaft.

wenn es ein junge ist er trotzdem, und nicht nur in unserer firma,
больше шансов ну попасть на ту же руководящую должность,
mehr chancen hat also auch eine leitende position zu bekommen,
для женщины, особенно если у тебя знания языка,
für eine frau, besonders wenn du fremdsprachenkenntnisse hast,
ну покаместь это самое ходовое што могут предложить это секретарь
dann ist es momentan das üblichste was angeboten werden kann
das ist eine stelle als sekretärin.

Zwar kommen zwei »Menschen« (wobei Dascha damit zwei unterschiedliche Geschlechter meint) mit gleichen Qualifikationen – hier sind es die Fremdsprachenkenntnisse – in ein Unternehmen, jedoch haben Frauen weniger Chancen »durchzukommen«, also weiterzukommen (später – in eine leitende Position zu kommen), woraus Dascha schließt, dass die berufliche Verteilung im Unternehmen nach geschlechtlichen Merkmalen verläuft. Dies bezieht sie nicht nur auf »ihr Firma«, also ein Autounternehmen, sondern auch auf andere, die sie nicht konkretisiert.

Für ein Automobilunternehmen ist es nicht verwunderlich, dass dort Männer mit Fremdsprachenkenntnissen (wie Alexej, dessen Aussagen im nächsten Unterkapitel expliziert werden) befördert werden, indem sie zusätzlich fachlich (zum Mechaniker) ausgebildet werden und z.B. zu einem Abteilungsleiter im Service (Auto-Reparatur) befördert werden, während Frauen in den Sekretärinnenpositionen bleiben (wie Dascha). Um daraus weitere Schlüsse ziehen zu können, fehlen.

Die Konstruktion der geschlechterbezogenen Berufsverteilung in einem deutschen Unternehmen, so wie sie hier Dascha vollzieht, lässt sich jedoch nur kontextbezogen darstellen: Autoindustrie, persönliche berufliche Situation/Erfahrung etc. Die Aussage lässt sich nicht auf die Gesamtsituation der Ukraine generalisieren.

Zusammenfassung

Die Äußerungen von Sylva als Vertreterin der Nachkriegsgeneration unterscheiden sich in ihren Erklärungsmustern von den Vertreterinnen der jüngeren Generation der ukrainischen Frauen. Die gegenwärtige moralisch ungleich konnotierte Geschlechtersituation in der heutigen Ukraine (Frau als »Trägerin aller Lasten« und Mann als »Würde verlorener Lumpe« und »Frauenverhöhnern«) resultiert ihrer Ansicht nach aus dem Zusammenbruch der traditionellen Rollenmuster: »die Frau als Hüterin des heimischen Herdes« und »der Mann als Versorger der Familie«. Diese Rollenverteilung wertet sie sehr positiv, da die Frau in dieser Rollenkonstellation »mehr geachtet« wurde. Des Weiteren nennt sie noch ökonomische Gründe, dass die mate-

rielle Lage des Mannes es ihm nicht erlauben würde, die Frau angemessen (d.h. so wie früher) zu behandeln. Zu den Aufstiegschancen der Frau äußert sie sich nicht. Dass Frauen heute viel arbeiten würden (die Deutschen nennen es »Fleiß«), bedeutet für sie in dem oben beschriebenen Zusammenhang ein Notverhalten.

Analog ihrer deutschen Chefin (Evelyn) bezeichnet Alina die männlichen ukrainischen Leiter als kompetenzlos, die »außer leiten nichts könnten«. Diese Aussage sollte jedoch nicht generell für alle ukrainischen männlichen Führungskräfte gelten lassen, sondern – mithilfe des Kontextwissens – zunächst allein auf den Textilbereich bezogen werden, in dem die beiden Frauen tätig sind. Zu beachten ist, dass Dascha, die in der Automobilbranche arbeitet, lediglich auf die ungleiche, nach Geschlecht verlaufende berufliche Verteilung und somit die ungleichen Aufstiegschancen zu sprechen kommt, jedoch nicht auf die Kompetenzlosigkeit der Männer. Hier spielt somit die Frage nach Geschlecht und wirtschaftlichen Branchen eine Rolle (Frauen kennen sich in der Textilindustrie aus und haben dort bessere Aufstiegschancen, Männer hingegen in der Autoindustrie, in der wiederum Frauen (wie Dascha) wenig Aufstiegschancen sehen).

2.3.2. Ukrainische Sicht der Männer

Nur zur direkten Frage, ob es in ihrem Betrieb auch weibliche Führungskräfte gibt, und wie sie die Karrierechancen der Frauen sehen würden, äußerten sich die Ukrainer. Die einen konstatierten sachlich den Mangel an weiblichen Führungskräften, die anderen sprachen hauptsächlich von den harten Anforderungen, die an Führungspositionen gestellt werden.

Dass die Mehrheit der Agrarbetriebe von Männern geführt wird, leuchtet Dmytro ein, nachdem er – nach kurzem Nachdenken – die genauen Zahlen benennt:

BZ region KJV¹⁸ wenn mich mein gedächtnis nicht täuscht,
ну не КСП, а просто СП, (--) по моему
на ja nicht KJV, sondern einfach JV, (--) meiner meinung nach
чи не 3 жінки. а решта, їх по моему 46,
etwa 3 frauen. und der rest, das sind meiner meinung nach 46,
(ГЕГЕ) а решта всі (ГЕГЕ) всі чоловіки.
(НЕНЕ) und der rest sind alle (НЕНЕ) alle männer.
дійсно шо, хотя я вам скажу

18 Kommerzielle Joint-Ventures, abgekürzt KJV.

(es ist)wirklich (so) dass, obwohl ich sage ihnen
 що (-) є над чим працювати [...]
 dass (-) es (genug) zu tun gibt [...]
 [es geht weiter über die arbeit]
 це не завжди по плечу жінці, нажаль хотя (ГЕГЕ)
 (dieser arbeit)¹⁹ ist die frau nicht gewachsen, leider obwohl
 (HEHE)

Diese Bilanz überrascht ihn unangenehm, weswegen er verlegen lacht. Er wechselt das Thema rasch, indem er Arbeitsprozesse und Probleme beschreibt (die ich in diesem Ausschnitt ausgeblendet habe). Seine Ausführungen beendet Dmytro mit der Schlussfolgerung, dass die Frau (Singular) »dieser Arbeit nicht gewachsen ist«. Zunächst bedauert er das »leider«, was er gleich relativiert »obwohl«.

Dmytro stellt den Typus Frau, die Frau an sich (als Gegenpart zu Mann) als defizitär in Bezug auf die Ausführung bestimmter Aufgaben dar.

Doch worin besteht die Spezifik der Arbeit als Führungsperson in einem Agrarbetrieb? Im folgenden Interviewausschnitt verdeutlicht dies Dmytro am Beispiel des Agronomenberufs, den er selbst ausübt:

так, є жінки теж агрономи, хотя:: ег:: от
 ja, es gibt auch frauen als agronome, obwo::hl ä::h aber gerade
 специфіку роботи не багато їх витримує.
 die spezifik der arbeit halten nicht viele von ihnen aus.
 я сам коли навчався в інституті в нас було:
 ich selber als ich im institut studiert habe wir hatten::
 на сто чоловік (...) десь 27 дівчат на курсі.
 auf hundert leute (...) etwa 27 junge frauen im kurs.
 хто працював зразу агрономом це помоему 2 дівчини/(1.0)
 wer sofort als agronom arbeitete waren es glaube ich 2 frauen/(1.0)
 (...) і так є не багато. (...) справа в тому що
 (...) und so gibt es nicht viele. (..) die sache ist die dass
 специфіка досить своєрідна, якщо брать чисто теоретично,
 die spezifik ziemlich eigenartig ist, wenn es man rein
 theoretisch nimmt,

19 D meint die stark physisch beanspruchende Arbeit des Agronomen, der viel unterwegs ist in der ländlichen Gegend, Tag und Nacht, bei jedem Wetter, und der nicht selten beispielsweise bei der Bekämpfung von Pflanzenschädlingen eingesetzt wird.

це технолог сільськогосподарського виробництва
ist es ein technologe eines landwirtschaftlichen betriebs
но якщо стосовно наших умов українських,
aber wenn man es betreffend unserer ukrainischen bedingungen nimmt,
то це і технолог і організатор, от, і
dann ist es sowohl der technologe als auch ein organisator, so, und
виконавець (...) а враховуючи ще циклічність оцю,
auszuführender (...) und wenn man noch diese zyklizität dazuzählt,
і, ненормованість робочого дня, знаєте, для жінки,
und, unregelmäßigkeit des arbeitstages, wissen sie, für eine frau
яка має (свое) господарство, дуже важко. тому мало є жінок.
die (eigene) wirtschaft hat, ist es sehr schwer. deswegen gibt es
wenig frauen.

Die Spezifik der Arbeit als Agronom besteht – so Dmytro – darin, dass in der Realität viel mehr geleistet werden muss als nur die vorgeschriebene Aufgabe des Technologen. Ein Agronom muss sowohl organisieren als auch ausführen, er hat keinen geregelten Arbeitsalltag, muss (wie er es später noch spezifiziert hat) viel unterwegs sein, und das bei jedem Wetter und jeder Tageszeit. Und genau diese Schwierigkeiten seien für eine Frau nicht zu bewältigen. Doch es liegt nicht nur an der Spezifik des Berufs, sondern – und dies thematisiert Dmytro erst zum Schluss dieser Passage – an der Doppelbelastung der Frau an sich: es ist bekannt, dass alle Dorfbewohner in der Ukraine (und nicht nur) eine eigene Landwirtschaft haben, und dies oft zusätzlich zum eigentlichen Beruf. Zu dieser kleinen privaten Wirtschaft gehören nicht nur der Obst- oder Gemüsegarten, sondern auch Vieh, Geflügel etc. und natürlich der (meist große) Haushalt. Zumeist sind Frauen für die Versorgung der Hauswirtschaft verantwortlich. Sie tun dies vor und nach ihrer eigentlichen beruflichen Tätigkeit. Wenn eine Frau einen Agronomenberuf ausüben möchte, müsste sie praktisch doppelter Tätigkeit nachgehen, was schon rein zeitlich und physisch nicht möglich ist. Ein Mann steht nicht vor diesem Problem, er kann allein seiner beruflichen Tätigkeit nachgehen. Eine Frau müsste doppelte Arbeit leisten. Hier rekonstruiert Dmytro die – hier spezifisch für die ländliche Gegend der Ukraine – gegebene gesellschaftliche Berufsrollenverteilung der Geschlechter, die für ihn – solange die Frau sich um die Hauswirtschaft kümmert und der Mann voll berufstätig ist und seine Aufstiegschancen nutzt – kein weiteres Problem darstellen. Später expliziert er dies am Beispiel seiner eigenen Frau, einer ausgebildeten Agronomin (wie auch er), die lediglich als Laborantin arbei-

tet, da sie einerseits (so Dmytro) die Arbeit im Agronomenberuf nie angestrebt hat und andererseits:

я думаю що якщо обое (ГЕГЕ) скажемо так, зайняті,
ich denke dass wenn beide (НЕНЕ) sagen wir so, beschäftigt sind,
все-таки діти, сім'я, дім ('Г)
(es gibt) doch kinder, familie, haus ('H)

Es wird als selbstverständlich angesehen, dass sich die Frau um Familie und Haus kümmert und deswegen den beruflichen Aufstieg nicht anstreben kann.

Diese Fragen zu Geschlecht und Führungspositionen findet Dmytro in der heutigen Ukraine gar irrelevant:

питання такого плану (...) у нас не актуальні
fragen dieser art (...) sind bei uns nicht aktuell
на сьогоднішній день, чого? актуальність цих питань
für den heutigen tag, warum? die aktualität dieser fragen
піднімається е:: з тим як піднімається рівень життя людей, от.
steigt h:: mit dem aufstieg des lebensniveaus der menschen, so.
у них проблем менше/от вони й починають (ГЕГЕ)
sie haben weniger probleme/so fange sie auch an (НЕНЕ)

Aus der Sicht von Dmytro würden die wirtschaftlichen Probleme und überhaupt Grundprobleme in der Ukraine Genderfragen überdecken. Letztere zählt er zu den Problemen des höheren Lebensstandards, womit er implizit auf Deutschland rekurriert.

Nicht nur ukrainische Männer älterer (sowjetisch sozialisierter) Generation (wie Dmytro und Vasyly) uerten sich zurückhaltend zu weiblichen Karrieren. Die persönliche Einstellung eines jungen Mannes aus der Autoindustrie fhrt in eine ähnliche Richtung: während er im Betrieb seine Aufstiegschance bekommen hat, ist er vom Karrierewunsch seiner (im gleichen Unternehmen, jedoch in einer anderen Abteilung arbeitenden) Frau nicht gerade begeistert:

245 Г: сть ли у нее желание идти выше?

Г: hat sie den wunsch aufzusteigen?

246 А: у нее желание сть, она страшная карьеристка, (lächelt)

А: den wunsch hat sie, sie ist eine schreckliche karrieristin,

(...) (A erklärt die Funktionen seiner Frau im Betrieb)

247 Г: а как вы на это смотрите? (ГЕГЕ)
 G: und welche einstellung haben sie dazu? (HEHE)

248 A: (ГЕГЕ) скажем не очень (ГЕГЕ) оптимистично,
 A: (HEHE) sagen (wir so) nicht sehr (HEHE) optimistisch,

249 Г: почему?
 G: warum?

250 A: ну:: скажем так, хотелось бы еще (-) иметь детей,
 A: also:: sagen (wir) so, man möchte noch (-) kinder haben,

251 Г: но это можно совместить как-то,
 G: aber man kann das irgendwie verbinden,

252 A: в принципе да, я не думаю што уйдя в декретный
 253 отпуск там

A: im prinzip ja, ich denke nicht dass wenn sie in den
 erziehungsurlaub geht

254 она потеряет работу, да? (...) возможности есть
 dass sie die arbeit verliert, ja? (...) es gibt

255 скажем там как на любом другом предприятии.
 möglichkeiten sagen (wir so) wie in jedem anderen
 betrieb auch.

Alexej nennt seine Frau eine »schreckliche Karrieristin«, weil sie den beruflichen Aufstieg anstrebt. Dass in diesem Interviewausschnitt ein heikles Thema berührt wird, zeigt sich an kurzen »turns«, immer wieder auftauchenden kurzen Pausen und abschwächenden (oder andeutenden) Lachsignalen (Z.246, 248). Dass er den Karrierewunsch seiner Frau »nicht sehr optimistisch« sieht, bezieht er direkt auf die Kinderwunschfrage. Damit meint er jedoch nicht, dass seine Frau den Kinderwunsch und Karriere nicht vereinbaren könnte, denn er ist sich dessen sicher, dass sie die Arbeit nicht verlieren würde (Z. 252-255), sondern dass seine Frau auf der Karriereleiter vermutlich gar keinen Kinderwunsch hat²⁰.

Es liegt somit nicht an fehlenden Möglichkeiten, sondern am Festhalten der Männer an der traditionellen Rollenvorstellung der Geschlechter in Bezug auf Beruf und Familie. In der jüngeren Generation von Frauen zeichnet sich eine gewisse Veränderung ab. In der Ukraine, wie generell in den osteuropäischen (und im Unter-

20 Dazu möchte ich noch hinzufügen, dass Alexej etwa Mitte 20 ist und seine Frau – wenn nicht jünger – auch in diesem Alter ist und daher genug Zeit für das Kinderkriegen hat.

schied zu den westeuropäischen) Ländern wurde früh geheiratet und eine Familie gegründet. Dass sich dies – insbesondere bei den jungen Frauen – ändert, stößt auf Widerstand bei der männlichen Bevölkerung.

Allein der ukrainische Geschäftsmann Jurij²¹ spricht von Geschäftsfrauen, die im Handel tätig sind und die ihre Chancen vor allem dort haben, wo Männer versagt haben:

(шанси) абсолютно є. і якщо взяти малий бізнес,
(chancen) gibt es absolut. und wenn man kleinunternehmen nimmt,
то він в основному тримається на жінках.
dann werden sie vorwiegend von frauen geführt.
[...] як і в радянському союзі, чоловіки ходили там
[...] so wie es in der sowjetunion war, männer haben da
бухали, а жінки (-) авоськи,
gesoffen, und frauen (-) einkaufskörbe,
це всьо тягнули, і:: це лишилось.
(haben) dies alles geschleppt, und:: das ist geblieben.

Das ist das einzige Interview mit einem männlichen ukrainischen Informanten, in dem Frauen ein positives Bild (Versorgerfunktion) und Männer ein negativ bewertetes Bild (Trinker) abgeben. Diese moralisierende Dichotomie, die in den meisten Interviews davor konstruiert wurde, findet sich hier wieder. Jurij sucht nicht nach weiteren Erklärungsmustern (wie Dmytro dies mit »der Spezifik und Schwere der Arbeit« unternimmt), sondern belässt es dabei: diese Dichotomie in den Geschlechterrollenmustern ist bis heute geblieben.

Zusammenfassung

Bei den ukrainischen Männern zeichnen sich in Bezug auf den Mangel an weiblichen Führungskräften fast einheitliche Erklärungsmuster ab. Zum einen würde es »an der Spezifik und Härte« der Führungsposition (hier explizit auf den Agronomenberuf bezogen) liegen, zum anderen aber an den traditionellen Rollen der Frau als Hauswirtschafterin und Kindergebärende sowie -erziehende, die ihren berufli-

21 Dieses Interview stellt insofern eine Ausnahme dar, als Jurij nicht direkt mit den Deutschen arbeitet, sondern gerade dabei ist, sein Import-Export-Unternehmen auszuweiten. Er arbeitet zumeist mit rumänischen Geschäftspartnern, wobei der tagtägliche Arbeitsraum seiner Firma monokulturell ist. Es ist jedoch das einzige »männliche« Interview, das eine reflektierende Haltung zeigt.

chen Aufstieg generell nicht erlauben. Diese traditionelle Rollenverteilung wird von den ukrainischen Informanten als ganz normal und unproblematisch dargestellt, solange alles beim Alten bleibt. Möchte eine Frau (wie im Beispiel von Alexej) ihre Karrierechancen nutzen, stößt sie auf den Widerstand ihres Mannes, während die Vereinbarkeit von Beruf und Kindern rein organisatorisch machbar wäre. Die Veränderung zeichnet sich bei der jüngeren Generation ukrainischer Frauen ab, so dass die jungen Männer (hier Alexej) mit dieser Veränderung zwangsläufig konfrontiert sind. Für die ältere Generation der ukrainischen Männer (hier am Beispiel von Dmytro) werden Fragen von Geschlecht, Beruf und Führung im Rahmen der Grundlebensproblematik der postsozialistischen Ukraine gar als irrelevant – kontrastiv zu Deutschland – dargestellt.

3. ETHNOGRAPHIE

Ob sich Belege für oder gegen diese konstruierten Bilder finden lassen, ist – zumindest auf der Makroebene, auf der Ebene der Gesamtgesellschaft – nicht zu beantworten. Hier wären wir immer noch bei den Geschlechterbildern. Es ist jedoch möglich, auf der Mikroebene in die (beruflichen) Lebenswelten der Frauen einzutauchen, um auf diese Weise ein vielfältigeres Bild ihrer aktuellen Situation, ihrer Handlungsstrategien etc. zu bekommen. Deswegen bildete meine zweite, ethnographische Forschungsphase die Antwort bzw. die Ergänzung zu den Interviews. Ich habe vier Monate in einem deutschen Einkaufsbüro in Kiew verbracht und hatte die Möglichkeit, die tagtäglichen Kommunikationen, Geschäftsabläufe, Arbeitsbeziehungen zwischen den Deutschen und den Ukrainern, u.a. aber auch die Aufstiegsstrategien der Mitarbeiter – Frauen und Männer – zu verfolgen, mit Berücksichtigung des zusätzlichen »Materials« wie des Klatsches, der internen Intrigen, d.h. der Handlungen der Akteure und der Reaktion/der Sichtweisen der MitarbeiterInnen auf diese Handlungsweisen.

In der Tat fallen die ethnographische Befunde gar nicht so kontrastreich aus wie die Interviews, die positive und negative Gegensätzlichkeiten bilden. Hier zeigt sich ein weit heterogeneres Bild. Frauen zeigen sehr wohl Machtbewusstheit in ihrem Beruf und verfolgen (sehr zielgerichtet) ihre Karriere. Sie managen und delegieren in ihrem Beruf genau so wie in ihrer eigenen Familie (dazu muss man sagen, dass in der Ukraine viel mehr Frauen als in Deutschland im Alter zwischen 25 und 30 bereits länger in einem Beruf sind bzw. einen Aufstieg hinter sich haben, verheiratet sind und mindestens ein Kind haben). Ihrem Karrierebewusstsein stehen auch

unlautere Methoden (wenn es sein muss) nicht im Wege. Doch nach wie vor ist dieser Frauentyp in der Gesellschaft nicht beliebt, vor allem unter den Frauen selbst.

Betrachtet man die Aufstiegschancen der ukrainischen Frauen in den deutschen Unternehmen, so meinte Irina, dass es in einem deutschen Unternehmen für die Ukrainer generell keine Aufstiegsmöglichkeiten geben würde; die Deutschen würden sowieso bevorzugt. Anderthalb Jahre später konnte ich im Rahmen der Ethnographie den Aufstieg der einen Mitarbeiterin in diesem Unternehmen und den Abstieg (in Form einer Kündigung) der anderen beobachten. Dabei ging es zum einen um die Konkurrenz zwischen ihnen und zum anderen um tatsächlich begangene Fehler der gekündigten Frau (gesprochen wurde vom Bruch des Geschäftsgeheimnisses). Interessant war jedoch, dass sich dieser (alte) Konflikt zwischen beiden schlussendlich um die Person des männlichen deutschen Chefs zugespitzt hat und zur Kulmination kam. Während die eine ihre weiblichen Reize (kulturelles Kapital insgesamt) und gute Deutschkenntnisse (gestützt durch Berufserfahrung und Fachwissen) zum Einsatz brachte und so das Vertrauen und den engeren Zugang zum Chef erlangte, der sie später zu seiner Stellvertreterin/Lokalmanagerin machte, versagte die andere mit ihren Sprach- und somit auch Argumentationsschwierigkeiten.

Insgesamt zeigen meine Daten, dass unter den Ukrainerinnen jüngerer (»neuer«) Generation ein Veränderungsprozess zu beobachten ist. Junge Ukrainerinnen nutzen das Kapital der Fremdsprachenkenntnisse in Verbindung mit Fachkenntnissen (oder umgekehrt), wodurch sie Zugang zu den prestigeträchtigen und gut bezahlten Arbeitsstellen in den deutschen Niederlassungen erhalten. Wer das Wissen über die Ausdrucksweisen der Macht aus dem Administrativ-Kommando-System der Ex-Sowjetunion mit den neu erworbenen deutschen (globalisierten) Managementmethoden verbinden kann, erhält – mit zusätzlichem Einsatz des »weiblichen Kapitals« – eine Methodenkombination, deren Einsatz mit Sicherheit zum Erfolg führt. Und andersherum, wer diese Verbindung nicht schafft, hat folglich auch wenig Aussicht auf den beruflichen Aufstieg in dieser Art Unternehmen. Die erfolgreiche Arbeit in einem ausländischen Unternehmen kann zum Übergang in die berufliche Selbstständigkeit beitragen, was ich am Beispiel einer Ukrainerin in meiner ethnographischen Forschungsphase beobachten konnte.

4. GESELLSCHAFTLICHE FRAUENROLLEN IN DER UKRAINE

Ergänzend zur kontrastiven Darstellung wechselseitiger Wahrnehmung in den Interviews wird die gegenwärtige Situation der ukrainischen Frauen und Männer berück-

sichtigt. Ich grenze den kulturellen Raum auf die Ukraine ein, in dem ein weiterer, interner interkultureller Raum (d.h. deutsch-ukrainischer Arbeitsplatz der deutschen Unternehmen in der Ukraine) platziert wird. Das heißt, die Aussagen der Interviewten werden in den gesellschaftlichen Rahmen der Ukraine kontextuiert, indem der soziokulturelle und sozialhistorische Kontext der Geschlechter in der Ukraine herangezogen wird. Gefragt wird nicht nur nach den Geschlechter(rollen)bildern in der heutigen, postsowjetischen Ukraine, sondern auch in ihrer nahen (sowjetischen) und fernen (vorsowjetischen) Vergangenheit.

In der Sowjetunion bildete sich der Stereotyp einer perfekten Multifunktionsfrau²² aus: eine perfekte Mutter, Haus- und Ehefrau, die zugleich im Vollzeitarbeits-tag zu Diensten ihrer Heimat steht; die vor schwerer Männerarbeit nicht zurückschreckt und zugleich die vollkommene Weiblichkeit verkörpert. Aber noch ein anderer Stereotyp hält sich hartnäckig: obwohl in der früheren Sowjetunion die höchste Beschäftigungsquote von Frauen (92%) verzeichnete wurde, wird bis in die Gegenwart (in den postsowjetischen Staaten wie der Ukraine und Russland) angenommen, dass die eigentliche Sphäre der Frau in der Familie liegt und dass »das Hegen und Pflegen anderer« ihrem Wesen am meisten entspricht (Trepper 1990: 118)²³. Gradskowa²⁴ kommt nach zahlreichen empirischen Untersuchungen zur Identitätsbildung sowjetischer Frauen zu den folgenden Schlüssen: erstens wurde der sowjetischen Familie mit ihrer traditionellen Verteilung der Verantwortung nach Geschlecht das offizielle Prinzip der Macht- und Verantwortungs-gleichheit formell auferlegt. Zweitens hat der Staat gleichzeitig den wesentlichen Teil der männlichen Verantwortung für das materielle Wohlergehen der Familie auf sich genommen, d.h., dem (Ehe)Mann wurde auf diese Weise ein wesentlicher Teil seiner Macht und Verantwortung weggenommen. Drittens ist die operative Macht und Verantwortung der (Ehe)Frau genauso wesentlich geblieben wie früher.

- 22 An dieser und an vielen anderen Stellen im Aufsatz fokussiere ich meine Aufmerksamkeit auf die »Frau«, was allein damit legitimiert wird, dass die meisten (wenn nicht alle) Gender-Forschungen den Frauen gewidmet wurden und Frau als »Problemfaktor« dargestellt wird. In meiner Forschung möchte ich jedoch (soweit mir das die Daten erlauben) Gender sowohl in Bezug auf Frauen als auch Männer und ihre gesellschaftliche Situationen untersuchen.
- 23 Zur Analyse der sowjetischen Frauenrolle gibt es eine ganze Reihe von Studien, auf die ich in diesem Beitrag nicht ausführlich eingehen kann. Man denke an die Dissertation von Anna Köbberling »Das Klischee der Sowjetfrau« (1997), an die zahlreichen Publikationen in der Fachliteratur und an Presseberichte, an aktuelle Berichte wie »Monitoring für Peking« etc. Ich möchte hier nur einige Schlussfolgerungen der Studie von Julia Gradskowa »Obychnaja sowetskaja zhenshchina« (»Eine gewöhnliche sowjetische Frau«) vorstellen, zu denen sie nach zahlreichen empirischen Untersuchungen zur Identitätsbildung sowjetischer Frauen gekommen ist.
- 24 Gradskowa, Julia (1999): »Obychnaja sowetskaja zhenshchina« (»Eine gewöhnliche sowjetische Frau«). Moskwa: Kompania Sputnik.

Nichtsdestotrotz blieben viertens alle traditionellen gesellschaftlichen Stereotype der Maskulinität erhalten, und »das Wohl des Kindes« wurde zum symbolischen Maß des weiblichen Lebens und zum Kapital, das sich für Erpressungen eignete (Gradskowa 1999: 140).

Ob sich die sowjetischen Stereotype in den 15 Jahren seit der Unabhängigkeit der Ukraine verändert haben, ob mit den medialen Einflüssen aus dem Westen auch die westliche Frauenbewegung und die Veränderung der Geschlechterrollen in die ukrainische Gesellschaft einfließt, sind weitere Forschungsfragen.

Neben dem Einfluss der »Verwestlichung«²⁵ ist die gegenwärtig verzeichnete Identitätssuche des ukrainischen Nationalstaates (nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion stand die Ukraine vor der großen Aufgabe, ihren – nicht nur im Sozialismus, sondern seit Jahrhunderten – unterdrückten und zerstörten Nationalstaat, ihr Nationalbewusstsein und ihre Nationalidentität aufzubauen) zu berücksichtigen. Die Suche nach den Wurzeln der ukrainischen Nationalidentität führt in die Zeiten des ukrainischen Kosakenstaates (16.-17.-Jh.), die heutzutage als Quelle der reichhaltigen Identitätssymbolik fungieren. Zahlreiche ukrainische (vorsowjetische) Historiker verzeichnen eine gewisse Unabhängigkeit und hohe gesellschaftliche Stellung der ukrainischen Frau, die mit der kriegsbedingten Abwesenheit²⁶ der Männer verbunden war. Unter diesen Bedingungen übernahmen ukrainische Frauen alle Funktionen der Familienversorgung, was ihren Charakter und ihr Handeln prägte (siehe dazu Naulko et.al. 1991: 187). Ob diese historischen Gegebenheiten einen Jahrhunderte langen Einfluss auf die Formierung der Frauenrollen in der Ukraine ausgeübt haben, ob diese Jahrhunderte lang tradiert wurden – darüber kann nur spekuliert werden²⁷. Die in diesem Aufsatz vorgestellten Daten zeigen, dass Informanten (sowohl die Ukrainerinnen als auch Deutsche) den ukrainischen Frauen sogar die inoffizielle Staatsführung zusprechen. Auch diese Aussage kann lediglich als Hypothese aufgestellt werden. Ihre wissenschaftliche Überprüfung würde sowohl eines reichhaltigen methodischen Zugangs als auch einer großen Datenmenge und insbesondere objektiver Fakten bedürfen.

25 Die »Verwestlichung« stellt eine natürliche Kategorie dar, von den Interviewten selbst thematisiert.

26 Das ukrainische Kosakentum befand sich in seiner Formierungsphase. Die Männer führten andauernd Befreiungs- oder Verteidigungskriege. Für das familiäre und gesellschaftliche Leben in den Kosakensiedlungen waren Frauen zuständig.

27 Man kann von einer festen Tradierung der Geschlechterrollen in der damals – aber auch noch in der jüngsten Vergangenheit – vorwiegend ländlich geprägten traditionsreichen Ukraine sprechen. Laut dem Jahresbericht der Landesauskunft der Delegierten der deutschen Wirtschaft in Kiev beträgt die Urbanisierung in der heutigen Ukraine 67%.

Eine in der Ukraine zum Thema Gender bekannte Historikerin aus Odessa, Laryssa Smoljar (ich rezipiere hier aufgrund ihres Vortrags auf einer Slavisten-Tagung in Jena 2001), analysiert die Frauenbewegung in der Ukraine (1861-1917) in der Zeit, in der die Ukraine ihre Autonomie an Österreich-Ungarn und an das zaristische Russland verlor. 1921 bis 1939 wurde die Ukraine gar in vier Staaten aufgeteilt. Frauenbewegung formierte sich deswegen auf der nationalen Ebene, auf der Basis der nationalen Befreiung. Frauen gingen in die internationale Arena, gründeten die Gesamtukrainische Union. Die ukrainische Bewegung zeichnet sich durch das Prinzip des pragmatischen Feminismus aus, wobei der Begriff des Feminismus selbst gemieden wurde: sie nahmen am gesellschaftlichen Leben teil, kämpften um ihre Rechte, wobei die Familie und die heroische Arbeit für ihren Staat hervorgehoben wurden. Auch diese These verdient – meiner Meinung nach – weitere Aufmerksamkeit.

LITERATURVERZEICHNIS

- Cašmir, Fred I. (1998): Interkulturelle Kommunikation als Prozess. In: Ingrid Jonach (Hrsg.), 15-26.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliff: Prentice-Hall.
- Genderna statystyka dlja monitorynhu dojahnennja rivnosti zhinok in cholovikiv (Kabinet Ministriv Ukrajinj. Derzhavnyj komitet statystyky Ukrajinj. Projekt »Spryjannja gendernij rivnosti« PROON). Kyjiv 2000.
- Goffman, Erving (1974): *Frame analysis. An essay in the organization of experience*. New York: Harper&Row.
- Günthner, Susanne (1992): Sprache und Geschlecht: Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation? In: *Linguistische Berichte* 138, 123-143.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd.2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hinnenkamp, Volker (1994): *Interkulturelle Kommunikation. Studienbibliographien Sprachwissenschaft*. Heidelberg: Julius Groos.
- Hofstede, Geert (1980): *Culture's Consequences*. München.
- Hofstede, Geert (1997): *Lokales Denken, globales Handeln. Kulturen, Zusammenarbeit und Management*. München: Beck im dtv.
- Jonach, Ingrid (Hrsg.) (1998): *Interkulturelle Kommunikation*. München/Basel: Ernst Reinhardt.

- Khotkina, Z. (1991): Gruppovoj portret predprinimatel'nitsy v inter'ere vremeni (»Das Gruppenportrait einer Unternehmerin im Zeitinterieur«). In: *Pravda* vom 9.11.1991.
- Knapp, Karlfried/Knapp-Potthoff, Annelie (1990): Interkulturelle Kommunikation. In: Zeitschrift für Fremdsprachenforschung, Heft 1, 62-93.
- Köbberling, Anna (1997): Das Klischee der Sowjetfrau. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Kotthoff, Helga (2002): Kultur(en) im Gespräch. Einleitung zu: Kotthoff (Hg.) (2002), 7-23.
- Kotthoff, Helga (Hg.) (2002): Kultur(en) im Gespräch. Tübingen: Narr.
- Kroeber, A.L./Kluckhohn, C. (1952/1963): Culture: A critical review of concepts and definitions. New York: Vintage Books.
- Leontij, Galina (2003): Gender als Faktor in der interkulturellen Wirtschaftskommunikation am Beispiel deutsch-ukrainischer Joint-Ventures in Kiev. In: Alice Pechriggel/Marlen Bidwell-Steiner (Hg.): Brüche. Geschlecht. Gesellschaft. Gender Studies zwischen Ost und West. Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft. Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Österreich, 241-311.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: kommunikative Gattungen. In: Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 27, 1986. Opladen: Westdeutscher Verlag, 191-211.
- Martin, Cornelia (2001): Interkulturelle Kompetenzen und deren Vermittelbarkeit durch Repatriates. München/Mering: Wissenschaftseditio im Rainer Hampp Verlag.
- Monitoring für Peking (1997). Unter: <http://www.mama-86.kiev.ua/ukr/index.htm>
- Naulko, W.I. et.al. (1991): Kul'tura i pobut naselennja Ukrajiny (»Kultur und Alltag der ukrainischen Bevölkerung«). Lehrbuch zur ukrainischen Volkskunde. Kiev: Lybid'.
- Nazarkiewicz, Kirsten (1996): Ethnische Stereotypisierung als reflexive Form moralischer Kommunikation. In: Moral. Formen der kommunikativen Konstruktion von Moral, Nr.20.
- Niemeier, Susanne (1994): Nonverbal Analysis interkultureller Geschäftsverhandlungen. Duisburg: L.A.U.D.
- Roß, Bettina (1998): Über die Lust am Durchbrechen von Denkschranken. Zitiert nach: www.sterneck.net/cybertribe/emanzipation/bettina-ross-geschlechtlichkeit/druck.php. Erschienen in: Susanne Heynen (Hg.): »Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen«. Dokumentation der

vierten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf, 67-74.

Schröer, Norbert (2002): Verfehlte Verständigung? Kommunikationssoziologische Fallstudie zur interkulturellen Kommunikation. Konstanz: UVK.

Schwitalla, Johannes (1997/2003): Gesprochenes Deutsch: eine Einführung. Berlin.

Slembeck, Edith (1997): Zur Lehrbarkeit interkultureller Argumentation und Kooperation. In: (Ders.) (Hg.): Mündliche Kommunikation – interkulturell. St. Ingbert, 39-52.

Soeffner, Hans-Georg/Raab, Jürgen (2003): Kultur und Auslegung der Kultur. Kultursociologie als sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Friedrich Jaeger et.al. (Hg.): Sinn – Kultur – Wissenschaft. Eine interdisziplinäre Bestandsaufnahme.

Thomas, Alexander (1992): Aspekte interkulturellen Führungsverhaltens. In: Niels Bergemann u.a. (Hg.): Interkulturelles Management. Heidelberg: Physica, 35-58.

Trepper, Hartmute (1990): Keine Perestroika für die Frauen? Die achtziger und neunziger Jahre. In: Kristine von Soden (Hrsg.): Lust und Last. Sowjetische Frauen von Alexandra Kollontai bis heute. Berlin: Elefanten Press.

ANHANG

Transkriptionskonventionen

(-)	kurze Pause
(--)	längere Pause (weniger als eine halbe Sekunde)
(1.0)	Pausen in Sekunden
(?bla bla?)	unsicheres Textverständnis
(? ?)	unverständliche Stelle
..[....	
..[....	der Text in den untereinanderstehenden Klammern überlappt sich
ja=ja	ununterbrochenes Sprechen
hahahaha	lautes Lachen
hehehehe	schwaches Lachen
s(h)a:g	integrierter Lachlaut
(/H)	hörbares Einatmen
(\H)	hörbares Ausatmen
:	Lautlängung
?	steigende Intonation
,	kontinuierlich bis leicht steigende Intonation
.	fallende Intonation
blabla	leiser gesprochen als Umgebung
blabla	sehr leise
COME ON	Emphaseintonation (lauter und höher)
blabla	lauter gesprochen als Umgebung, auch zur Kennzeichnung besonderer Akzente
<i>blabla</i>	schneller gesprochen als Umgebung
<((rall))>	rallentando, Verlangsamung
<((acc))>	accelerando, zunehmend schneller
<((staccato))>	Wort für Wort
<((affektiert))>	impressionistische Kommentare unter der Zeile
abge-	(Selbst-)Unterbrechung bei einem Wort (abgebrochen)
((Lärm))	Kommentar zum Nonverbalen (Geräusche, physisches Verhalten der Gesprächspartner etc.)
so zu sAagen	Großgeschriebenes trägt den Satzakzent
↑	Tonsprung nach oben
↓	Tonsprung nach unten

KONSTRUKTION UND WAHRNEHMUNG VON ARBEIT UND RAUM

DIE GEBÄRANSTALT AM SINNGRÜN

Marion Stadlober-Degwerth¹

EINLEITUNG²

Seit der Zeit des Immerwährenden Reichstages (1663-1806) hatten die Regensburger Stadthebammen das Recht, in ihren Wohnungen und Häusern private Räume zur Geburt einzurichten, die meist von auswärtigen ledigen Frauen aufgesucht wurden. Diese so genannten Kindbettstuben oder Mädchenzimmer existierten auch in anderen Städten, in denen bereits öffentliche Gebäranstalten eingerichtet waren, jedoch gibt es darüber bisher wenige Forschungen.³ Die Kindbettstuben wurden als Nebenerwerb zur damals noch üblichen Hausgeburtshilfe betrieben. Den ärmeren Stadthebammen, die für die Hausgeburtshilfe in der Stadt kaum entlohnt wurden, dienten die Kindbettstuben als einzige Quelle des Nahrungserwerbs, da die Stadt ihnen kein Einkommen für ihre Arbeit zahlte.⁴

Auch nach dem Anschluss an Bayern (1810) wurden die Kindbettstuben von der bayerischen Regierung bestätigt, allerdings nun mit Auflagen (Visitationen, Überwachungen).⁵ Die Stadt hatte trotz Kindsmord und Kindesaussetzung⁶ kein Inte-

1: Kontext: Auszug aus dem Dissertationsprojekt: Die Gebäranstalt am Sinngrün. Zur Professionalisierung geschlechtsspezifischer Arbeitswelten. Quellenauswertung noch nicht abgeschlossen. Forschungsstand November 2004.

2 Anmerkung zur Fußnotengestaltung: Die Akteure (Personen, Organisationen, Institutionen) der Diskurse werden aus Gründen der besseren Verständlichkeit den Zitaten vorangestellt.

3 StA Amberg, Reg. 2535: 01.08.1811, Regierung der Oberpfalz und des Regenkreises, Kammer des Inneren (im Folgenden: Regierung): »Solche Anstalten befinden sich in München, und am Sitze der Universität zu Landshut, wo sie wegen praktischer Lehre der Entbindungskunst zugleich notwendig sind«.

4 StA Amberg, Reg. 14720: o.D. 1824, Regierung: »Sehr schwer und beeinträchtigend bleibe es für jeden Fall für die Mehrzahl der hiesigen Hebammen, wenn sie in ihren Wohnungen Gebärende nicht aufnehmen dürfen, weil sie wenigstens um die Hälfte übersetzt sind, und eben aus dieser Ursache sich wenigstens 3 derselben aus derlei Aufnahme fremder Personen fast ausschließlich ernährten«.

5 StA Amberg, Reg. 25351: 01.09.1817, Hebammen: »Sind dem Vernehmen nach die Geburtshelferinnen zu München über dem Gebärhaus dann in anderen Städten befugt, solche Mädchen-Zimmer unter polizeilicher Aufsicht zu halten«.

6 StA Amberg, Reg. 2535: 15.08.1822, Blümel (Hebamme): »... dass nach dem damaligen Regensburger Intelligenzjahrgänge, alle Augenblicke, das Vergehen der Kinder Aussetzung eintrat, mithin mein Privatunternehmen in der Verminderung dieser naturwidrigen wenngleich oft gedungenen Kindesaussetzung doch einiges Verdienst in Bezug auf die öffentliche Moral und deren Verbesserung erwiesen hat«.

resse, eine öffentliche Gebäranstalt zu errichten – das Geld war knapp und die Stadt war froh, dass die Hebammen sich der wohlthätigen Aufgabe, arme auswärtige Schwangere aufzunehmen, angenommen hatten.⁷

Die Stadt akzeptierte, angesichts der Armut und Not der dort Hilfe suchenden Frauen, die über keine eigenen privaten Räume zur Geburt ihrer Kinder verfügten, bis 1820 überwiegend die Art und Weise, wie die Hebammen Geburtshilfe leisteten, und duldeten ihre privaten Kindbettstuben.⁸

Für diese Frauen boten die privaten Kindbettstuben der Hebammen die einzige Möglichkeit, die Geburt ihrer Kinder in einer privaten Umgebung mit einer fachkundigen Unterstützung durch eine erfahrene Geburtsbegleiterin zu erleben, den Blicken der Öffentlichkeit entzogen.⁹

Ab 1811 mussten alle Hebammen beim Stadtmagistrat als oberster Polizeibehörde¹⁰ Auskunft über die von ihnen aufgenommenen Frauen erteilen und waren bei Verdacht der Vernachlässigung ihrer Instruktionen und Weisungen mit Visitationen und Kontrollen in ihren Arbeitsräumen bedroht.

Grundsätzlich lässt sich bis 1820 folgende Entwicklung feststellen: Ließen sich die Hebammen nichts »zuschulden« kommen und erfüllten alle polizeilichen Auflagen »geräuschlos«, konnten sie die Arbeit in ihren Kindbettstuben noch relativ selbständig verrichten.¹¹

Ein wichtiger Teil der in »Instruktionen« festgehaltenen polizeilichen Auflagen betraf den Zusammenhang von Arbeit und Raum, die räumliche Dimension der Arbeitswelt der Hebamme, die Gestaltung dieser speziellen Orte der Geburt. Die

7 StA Amberg, Reg. 2535: 11.12.1821, Hebammen: »Im Blicke auf diesen Zweck, erhielten die Hebammen die Befugnis, Schwangere bei sich aufzunehmen, und es ist eine eigenmächtige Zerstörung dieser wohlthätigen, menschenfreundlichen Anstalt, wenn man den Hebammen jene Befugnis entzieht«.

8 StA Amberg, Reg. 08.09.1825, Aschenbrenner (Regensburger Arzt): »so ist denn doch nicht für unbedrängdet zu erachten, dass, wenn ein Übel in der menschlichen Gesellschaft weder auf dem Wege der Gesetzgebung, noch des moralischen Wirkens gänzlich beseitigt werden kann«.

9 StA Amberg, Reg. 5698: Jahresberichte 1870-1918, Zur Vermeidung von Gassengeburten, Niederkünften in Heustadeln, Waldstücken u.ä. boten sich Kindbettstuben oder Gebärhäuser oft als einzige Alternative für Dienstmädchen, Mägde, Bäuerinnen oder Vagantinnen an, die auf Wanderschaft waren und kein »Zu Hause« hatten.

10 StA Amberg Reg. 2535: 19.12.1820, Magistrat der Stadt Regensburg (im Folgenden: Stadt): »Die der vorliegende Plan seinem inneren Gehalte nach sich lediglich zur ärztlichen Beurteilung eignet, so will der gehorsamst unterzeichnete Magistrat, als Polizeibehörde und als Vertreter der Gemeinde, nur folgende ehrfurchtsvolle Anmerkungen beifügen«.

11 StA Amberg, Reg. 14720: 17.03.1828, Hebammen: »Auf diese Weise lebten und wirkten wir ruhig im Austausch – und Geräuschlos im Berufe, ohne dass weder ein dienstlicher Fall noch eine polizeiliche Ahndung uns in diesem Wirken bis auf den 6. v. M. traf«.

wichtigsten Bedingungen, die ihre Arbeitsräume erfüllen mussten, waren Anforderungen an Raumgestaltung, Salubrität und Abgeschiedenheit.¹²

DIE KINDBETTSTUBEN AUS DER HEBAMMENPERSPEKTIVE: RÄUME FÜR REINLICHKEIT UND ORDNUNG

Die Geburtsräume der Hebammen waren über mehrere Jahrhunderte hinweg Orte, an denen Arbeit, Leben und Überleben zu einer funktionalen Einheit verschmolzen. Als lebensweltlicher Ort diente die Wohnung oder das Haus der Hebamme dem Schutz und der Beherbergung der eigenen Familie. Als Arbeitsort gesehen begleiteten die Hebammen dort schwangere Frauen bei der Geburt.

Die Hebammen waren verpflichtet, diesen Ort gemäß der Hebammenverordnung als den Raum der Niederkunft der aufgenommenen Schwangeren, Wöchnerinnen und ihrer Kinder so bequem als möglich einzurichten. Das Wissen der Hebammen um den Einfluss des Raumes auf die Entwicklung des Geburtsvorgangs, aber auch die Angst vor möglichen behördlichen Sanktionen, die ihren Nahrungserwerb jederzeit bedrohen konnten, dazu ständige unangemeldete Visitationen, die ihnen jederzeit zugefügt werden konnten, dürften alle Bestrebungen und Anstrengungen in Gang gesetzt haben, den behördlichen Anforderungen in Bezug auf Raumgestaltung, Salubrität und Abgeschiedenheit¹³ zu entsprechen und damit auch den Raum für die Geburt so angenehm wie möglich zu gestalten.¹⁴

12 Unter »Raumgestaltung« fällt die äußere und innere Gestaltung und Ausstattung von Arbeitsraum und Arbeitsplatz (Wohnung oder Haus der Hebammen), wie z.B. Zimmergröße, Raumhöhe, Inventar, Bettstellen, Möglichkeit der Isolierung von Schwangeren, Gebärenden, Wöchnerinnen, Neugeborenen, z.B. bei Erkrankungen.

»Salubritas«,-atis (Heilsamkeit, Gesundsein, Wohlfühlen im Sinne eines antiken, ganzheitlichen Gesundheitsbegriffes) umfasst zum einen die Anforderungen an einen Raum nach medizinischen Gesichtspunkten, zum anderen nach den Einflüssen auf das gesundheitliche Wohlbefinden: der Raum soll zweckmäßig, reinlich, ordentlich, hell, gut belüftet, nicht feucht und für die darin Lebenden der Gesundheit zuträglich sein.

»Abgeschiedenheit«: die Wohnungen oder Häuser der Hebammen sollten möglichst freistehend und abgelegen sein und genügend Distanz zu den städtischen Wohnungen der Bürger aufweisen.

13 StA Amberg, Reg. 14720: 21.04.1828, Hebammen: »Das königliche Staatsministerium des Inneren hat uns mittels allerhöchster Erkenntnis vom 16. Sept. 1822 (...) klar ausgesprochen, dass uns Hebammen die Befugnis, Gebärende in unsere Wohnungen zu nehmen, auch durch den Bestand einer Gebäranstalt nicht entzogen werden dürfe: wenn diese Wohnungen Raum, Salubrität, Abgeschiedenheit u.v.m. darbieten«.

14 StA Amberg, Reg. 14720: 21.04.1828, Hebammen: »Durch diese allerhöchste Gnade und Zusicherung aufgemuntert und in der Hoffnung, gegen alle wiederkehrenden Störungen in dieser Befugnis uns geschützt zu sehen, unternahmen wir – mit Aufopferung vieler Kosten und der eigenen Bequemlichkeit – in unseren Wohnungen die möglichst zweckmäßigen Vorkehrungen, welche einerseits der Dienst gebietet, und andererseits die strenge Polizeirücksicht nötig macht«.

RAUM MIT DER HÖCHSTMÖGLICHEN BEQUEMLICHKEIT

Für Raum und Abgeschiedenheit war bei Margaretha Bender »hinlänglich gesorgt«. ¹⁵ Dazu hatte sie, wie sie selbst betonte, »bereits ihr Haus von sämtlichen Einwohnern befreit, und dadurch Raum erhalten, um auf Verlangen einer jeden die höchstmögliche Bequemlichkeit zu verschaffen.« ¹⁶ Bei der Bewilligung der Kindbettstube wurde daher, neben dem Respekt vor der Privatsphäre der Frau, nur eine Vorgabe formuliert: die Verpflichtung zu Reinlichkeit und Ordnung in ihrem Institut. ¹⁷

Ihr dreistöckiges, mit großen Räumen angelegtes Haus ¹⁸ befand sich in ihrem Besitz und entsprach in jeder Hinsicht dem Standard und den Anforderungen, unter denen die Stadt Kindbettstuben bewilligte. Margaretha Bender, die vom fürstlichen Hause Thurn und Taxis besoldet war und Tischgesellschaften unterhielt, hatte genügend Raum für ihre Familie, wie auch für die Frauen und ihre Begleitpersonen, vermutlich Väter oder Kindsväter, zur Verfügung. ¹⁹ Der Zutritt männlicher Verwandten wie Väter oder Kindsväter wurde toleriert und unterlag bis 1820 keinen sittlichen oder moralischen Bewertungen.

Das dreistöckige Eckhaus war nicht abgeschieden im Sinne von freistehend oder abgelegen. Ihre Gäste wurden von den anliegenden Bewohnern wahrgenommen, doch finden sich keinerlei Anklagen gegen Besucher in den Akten. Sowohl ihre Gäste als auch die anwohnende Bevölkerung schienen die besondere Rolle ihres Hauses zu akzeptieren, respektierten die »Fremden« mit der nötigen Diskretion und schwiegen über genauere Einzelheiten. ²⁰

15 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823.

16 StA Amberg, Reg. 2535: 31.07.1811, Bender (Hebamme): »Unterzeichnete hat die Ehre bekannt zu machen, das sie die Erlaubnis erhalten hat, geschwächte Personen bei sich aufzunehmen, welche sich als dann in ihrem Hause ohne in der Folge sich einen öffentlichen oder auch nur geheimen Verhör unterziehen zu dürfen, unter dem unverbrüchlichen Siegel der Verschwiegenheit, durch ihren tätigen Beistand ihrer Bürde entledigen können; zu diesen Ende hat sie bereits ihr Haus von sämtlichen Einwohnern befreit, und dadurch Raum erhalten, um auf Verlangen einer jeden die höchstmögliche Bequemlichkeit zu verschaffen«.

17 StA Amberg, Reg. 2535: 21.08.1811, Stadt: »Die Bedingnisse welche ihr dabei vorgeschrieben werden, beziehen sich einzig allein auf die Schonung der weiblichen Schamhaftigkeit, auf Reinlichkeit und Ordnung«.

18 Margaretha Benders Haus befand sich in der Wittwangerwacht, alte Hausnummer nach Einteilung der Wachten: C 59, heute Auergasse 4.

19 Anordnung der Räume, Hauspflasterung und Treppenaufgänge entsprechen weitgehend der Anordnung zu Lebzeiten Margaretha Benders. Bestandspläne Auergasse 4, Grundrisse, Ansichten, Schnitt. Baupläne um 1850 und 1983. Stadtbauamt Regensburg und Privatbesitz Bgm. Hildegard Anke.

20 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823, Stadt: »Inzwischen gehe es hier wie in manchen Verhältnissen des Lebens: es könne vieles wahr und gewissermaßen notorisch sein, ohne dass darum ein strenger Beweis hierüber geführt werden könne«.

Ab 1820 wurde Margaretha Benders Kindbettstube im Zuge des Konfliktes mit dem Gründer der Gebäranstalt am Sinngrün Alois Ziegler zunehmend anders wahrgenommen.²¹ Ihr Arbeitsalltag wurde infrage gestellt, Visitationen und Observationen durch die Polizei nahmen zu, wie bei den anderen Hebammen schon länger praktiziert.²² Männliche Besucher und Kostgänger galten zusehends als suspekt. Auch wenn sich alle gegen sie gerichteten Anschuldigungen als Gerüchte und Vermutungen erwiesen und nicht bestätigt werden konnten,²³ veränderte sich dadurch die Sichtweise auf ihre Kindbettstube, die bis dahin als die angesehenste in der Stadt galt.

DAS GANZE VERMÖGEN FÜR DIE UNTERKUNFT

Auch für Elisabeth Blümel und ihre Kindbettstube scheinen die Anforderungen an Raum, Salubrität und Abgeschiedenheit eine große Rolle gespielt zu haben, denn sie sah sich veranlasst zu versichern, dass in ihrem Institut nie die geringste »Unordnung, Unsittlichkeit und Unreinlichkeit« anzutreffen sei.²⁴

Zwar besaß sie kein eigenes Haus wie Margaretha Bender, doch richtete sie in ihrer Wohnung,²⁵ nach eigener Formulierung, ihr gesamtes Augenmerk auf den Erhalt und investierte darin ihr gesamtes Vermögen.²⁶ Ihre Wohnung schien ausrei-

21 StA Amberg, Reg. 14720: o.D. 1824, Regierung. »Unter anderem solle bei ihr jedermann und zu jeder Stunde freien Zutritt gestattet sein, täglich für mehrere auswärtige aufgekocht werden, und sich wohl selber eine männliche Tischgesellschaft einfinden dürfen«.

22 Reg. 14720: 04.02.1823, Stadt: »Fortwährende unvermutete Visitationen kontrollieren in Beobachtung diese Bedingungen«.

23 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823, Stadt: »Die verschiedensten Nachfragen, ja selbst die heimliche Aufstellung eigener Polizeiposten in der Nachbarschaft hatten kein anderes Resultat, als dass zuweilen der Regimentsarzt Dr. Haag – ein paar Mal auch ein anderer Arzt – auf einige Minuten in das Haus gingen, und dass zur Mittagszeit aus dem Hause von mehreren Personen die Kost abgeholt, im Hause selbst aber kein Tisch für tägliche Kostgänger mehr gegeben wurde« .

24 StA Amberg, Reg. 2535: 15.08.1822, Blümel: »... zumal da ich in meiner Anstalt selbst nie die geringste Unordnung, Unsittlichkeit und Unreinlichkeit duldete, weshalb auch niemals eine Klage über mein Privatinstitut seitdem vernommen worden ist, so fand ich auch von keiner Seite für das geringste Hindernis und Widerspruch gegen meine Privatanstalt, der ich mich mit immer gleicher Sorgfalt, Umsicht und Beharrlichkeit bis zur Stunde gewidmet habe«.

25 Elisabeth Blümel's Wohnung befand sich in der Wahlenwacht, alte Wachtbezeichnung E 110.

26 StA Amberg, Reg. 2535: 15.08.1822, Blümel: »Da zur Zeit einen Privatanstalt für die Niederkunft verunglückter Mädchen, welche oft doch der Beihilfe einer Kunstverständigen bedürfen, wenn größeres Unglück vermieden werden sollte, so richtete ich auf die Anstalt einer solchen Kindbettstube sogleich mein Augenmerk und verwendete auf die Unterkunft und kunstgerechte Pflege dieser unglücklichen Geschöpfe ohne alle eigennützige Rücksicht darauf: ob sie im Stand wären oder nicht, meinen Aufopferungen und Diensten mir vergüten zu können, mein ganzes Vermögen, indem ich seit diesen 12 Jahre meiner Hebammen-Technik an 400 arme vermögenslose Unglückliche in und aus dem Hause entbunden habe«.

chend Platz für ihre Familie (Mann und Kinder), für mehrere Kranke, die sie in ihrer Wohnung pflegte, und für die Schwangeren und Wöchnerinnen zu bieten.

Als sozial und christlich engagierte Hebamme legte sie großen Wert auf die Verbesserung der öffentlichen Moral und betonte ihren Verdienst, zur Verminderung der Kindesaussetzung bei »unglücklichen Geschöpfen«, die sich in der Stadt aufhielten, beigetragen zu haben. Die Abgeschiedenheit ihrer Kindbettstube wird in keinem Dokument infrage gestellt, im Gegenteil scheint ihr Institut, in dem mehrere Kranke mit vermutlich meist auswärtigen ledigen Schwangeren über einen längeren Zeitraum hinweg unter einem Dach wohnten, niemals Ort des öffentlichen Anstoßes gewesen zu sein. Anlass zu dieser Vermutung geben alle Referenzen, die von städtischer und kirchlicher Seite über Blümel berichteten: wegen großer Geschicklichkeit, Sittlichkeit und Moralität wird sie als eine der besten Stadthebammen vorzugsweise vor allen anderen empfohlen.²⁷

MIT DEN ZWECKMÄßIGSTEN VORKEHRUNGEN IN DEN WOHNUNGEN

Auch die ärmeren Stadthebammen, zu denen u.a. Anna Maria Lichtinger, Margaretha Diezmann, Elisabeth Heimbrand und Katharina Fischer gehörten, achteten penibel auf die Einhaltung der Vorschriften und die Anforderungen an ihre Kindbettstuben in Hinblick auf Raum, Salubrität und Abgeschiedenheit. Da sie zu jenen Hebammen gehörten, die am stärksten unter Visitationen und polizeilicher Kontrolle zu leiden hatten und jede noch so geringe Einbuße für sie mehr als den »besser« gestellten Hebammen dem beruflichen Ruin gleichkam, konzentrierte sich ihr ganzes Bestreben darauf, ihre Kindbettstuben tadellos zu führen.

Die Stadt hatte bei den ärmeren Stadthebammen, die sie als »brav« und »rechtlich« charakterisierte, die Anforderungen an Raum, Salubrität und Abgeschiedenheit ihrem allgemeinen Lebensstandard entsprechend etwas abgemildert, um sie von ihrem Erwerbszweig nicht auszuschließen.²⁸ Da Margaretha Bender privilegiert

27 StA Amberg, Reg. 2535: 11.08.1822/1, 11.08.1822/2, 08.08.1822, 12.08.1822, Referenzen für Elisabeth Blümel.

28 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823, Stadt: »Was die Wohnungen der Hebammen betrifft, so bieten sie freilich nicht den Raum einer förmlichen Entbindungsanstalt dar: die Mehrzahl derselben hat für die Gebärenden 1 – höchstens 2 Stübchen.« sowie Stadt: »Durch die Abgelegenheit ihrer Wohnung – wie es nach dem allerhöchsten Reskript auch sein sollte – mussten auch Zugeständnisse an die Salubrität gemacht werden, da selbst die schönsten Gebäude der hiesigen Stadt in engen, kalten und finsternen Straßen versteckt seien«.

war und Elisabeth Blümel sich ab 1816 als Gerichtshebamme etablieren konnte, waren es vor allem die ärmeren Stadthebammen, die von Alois Ziegler wegen ihrer Kindbettstuben, insbesondere in Bezug auf Raum und Salubrität, immer wieder angegriffen wurden und sich gegen seine Anschuldigungen verteidigen mussten. Darüber hinaus hatten sie unbarmherzig unter Zieglers Kritik zu leiden, was vermutlich erklärt, warum sie in den Beschwerdeschriften an den König mehrmals ausdrücklich auf ihren tadellosen Dienst hingewiesen haben.²⁹

WAHRNEHMUNG VON ARBEITS- UND LEBENSÄUMEN

Die Regensburger Stadthebammen waren bestrebt, jede nach ihrer finanziellen Lage, die Anforderungen an ihre Kindbettstuben in Bezug auf Raum, Salubrität und Abgeschlossenheit zu erfüllen. Dazu investierten sie größere Summen aus ihrem privaten Vermögen oder verwendeten ihr Einkommen zur Aufrechterhaltung und Einrichtung ihrer Institute. Die Darstellungen der Hebammen über ihre Arbeitsräume entsprachen weitgehend den Vorgaben der städtischen Behörden. Die Stadt hatte über das Kontrollinstrument der Visitationen »Einblick« in die Räume und den Arbeitsalltag der Hebammen und akzeptierte bis 1820 weitgehend ihre Berufspraxis. Beschwerden der Stadt gegenüber den Arbeitsräumen der Hebammen oder mangelnde Anforderungen bezüglich Raum, Salubrität und Abgeschlossenheit sind in den Akten bis 1820 nicht vermerkt.

Neben der Stadt hätten auch die Regensburger Ärzte und Geburtshelfer zu den Arbeitsräumen der Hebammen Stellung beziehen können. Ihre Aussagen wären in zweifacher Hinsicht aufschlussreich gewesen: Zum einen waren sie es, die verpflichtet waren, bei den Hebammen Visitationen durchzuführen,³⁰ zum anderen hatten sie jederzeit Zugang zu den Kindbettstuben, denn sie mussten oft kurzfristig und ungeplant zu regelwidrigen Geburten geholt werden, wozu die Hebammen laut Instruktion verpflichtet waren. Diese Bedingungen scheinen von den Hebammen erfüllt worden zu sein, nachteilige Aussagen der Stadtärzte und Geburtshelfer liegen nicht vor.³¹

29 StA Amberg, Reg. 2535: 01.09.1811, 11.12.1821, ebenda, Reg. 14720: 21.04.1828. Rekurschriften der Hebammen an den König.

30 StA Amberg, Reg. 2535: 01.08.1811, Stadt: »Die königlichen Stadt-Gerichtsärzte sollten diese Kindbettstuben öfter besuchen und auf Haltung der Reinlichkeit und Ordnung hinweisen«.

31 Martin Pförringer: Liber Artis Obstetricine, Regensburg 1798, Pförringer Konvolut, Privatbesitz.

Im folgenden Abschnitt wird daher der Frage nachgegangen, mit welchen »Bildern« und Metaphern Alois Ziegler die Kindbettstuben der Hebammen zeichnete, deren Arbeitsplatz und fachliche Kompetenz in Bezug auf Raum, Salubrität und Abgeschiedenheit charakterisierte und dazu beitrug, ein abgewertetes Bild von der Arbeitswelt einer weiblichen Berufsgruppe zu erzeugen.

DIE KINDBETTSTUBEN AUS DER PERSPEKTIVE VON ALOIS ZIEGLER: RÄUME FÜR ELEND UND SIECHTUM

Ziegler verknüpfte die Etablierung seiner Privatanstalt, deren Hebung und Vorbereitung für eine Kreisgebäranstalt, mit der Forderung an die Stadt, bei Eröffnung seiner Anstalt alle Kindbettstuben der Hebammen zu schließen. Seine Forderung hatte vorwiegend ökonomische Gründe und diente der Etablierung und Absicherung seiner eigenen Privatanstalt.

Um diese emporzubringen, musste sie in der Stadt und – regional gedacht – in der Oberpfalz frei von jeder Konkurrenz sein. Dazu initiierte er einen Diskurs, der die Arbeitsräume der Hebammen als minderwertig und vom medizinischen Standpunkt aus als unhygienisch disqualifizierte. Anders lag die Argumentation bei dem Kriterium der Abgeschiedenheit der Räume. Hier bot sich für Ziegler keine Angriffsfläche, denn, wie die Stadt selbst hervorhob, waren die Kindbettstuben weit abgeschiedener als seine Anstalt.³² Um das Kriterium der Abgeschiedenheit bildlich zu zerstören, bot sich die Argumentation der »Männerbesuche«, des ständigen Wechsels von Besuchern an, das den Eindruck von einem Ort vermitteln sollte, der Anstoß und zugleich Anziehungspunkt öffentlicher Kommunikation gewesen sein sollte.

Ziel dieses Diskurses war eine Präsentation seiner eigenen Anstalt als Gegenentwurf, die sich grundlegend von den Hebammenstuben unterscheide. Mit diesem von ihm konstruierten Bild der »Differenz« wollte er letztendlich die Stadt, die Regierung und den König davon überzeugen, dass seine Anstalt in jeder Hinsicht die »bessere« Anstalt sei. Dazu bediente er sich sprachlicher Metaphern, die durch die Implikation von Bildern eine Differenz erzeugen sollten, um seine »wohlgeordnete« Anstalt als höherwertig und besser als die »Winkelinstitute« der Hebammen darzustellen.

32 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823, Stadt: »Auch das Dr. Zieglersche Institut erfreut sich nicht mit seinen, je für zwei eingerichtete Zimmerchen der mindesten Geräumigkeit; und hinsichtlich der Abgeschiedenheit leidet es an einem größeren Gebrechen als die Wohnungen sämtlicher Hebammen«.

SCHÄDLICHE WINKELINSTITUTE, DIE NICHT ZU VERBESSERN SIND

Ziegler bezeichnete die Arbeitsräume der Hebammen als »unschulische Geheimunterkunftsanstalten und schädliche Winkelinstitute«.³³ Er knüpfte an das Bild der spätmittelalterlichen Elementarschulen an, die im deutschsprachigem Raum ab dem 13. und nach der Reformation im 15. und 16. Jahrhundert nach lutherischer Tradition gegründet wurden.³⁴ Damit setzte Ziegler die Berufsgruppe der Hebammen mit jenen nicht ausgebildeten und selbständig arbeitenden Wissensvermittlern gleich, die der Überwachung von Kirche und Stadt weitgehend entzogen waren. Der Vergleich der Hebammenstuben mit den Winkelinstituten diente dem Zweck, die Kindbettstuben als geheime, unsittliche Orte, an denen illegale unkontrollierte Niederkünfte stattfinden, zu diffamieren und gleichzeitig den Hebammen jegliche fachliche Kompetenz sowie ihr gesamtes empirisches Wissen abzusprechen. Ziel dieser Konstruktion war die Erzeugung einer Differenz, die seine Anstalt auch bildlich gesehen von den Kindbettstuben der Hebammen abgrenzen sollte. Dazu zeichnete er das Bild einer unqualifizierten, nicht ausgebildeten Hebamme, die »falsches Wissen« in mangelhaft eingerichteten, unkontrollierbaren Räumen weitergibt. Ziegler ignorierte die Realitäten, wonach die Stadt schon seit mehreren Jahren die Kontrolle über die Arbeitsräume der Hebammen übernommen hatte³⁵ und übernahm eine Doppelrolle als (einziger) Ankläger und (einziger) Problemlöser. Und sein Bestreben galt nicht nur der Konstruktion des Bildes von einer minderwertigen Berufsgruppe, sondern ebenso von minderwertigen Arbeitsräumen.³⁶

33 StA Amberg, Reg. 2535: 18.02.1820.

34 Seit dem MA leiteten schreibkundige Frauen und Männer während ihrer Wanderschaft oder im Familienbetrieb Winkelschulen oder Klippschulen, ohne Lizenz und meist ohne Genehmigung der Obrigkeiten. Schreib- und Rechenkundige, die ihr Wissen weitergeben wollten »hängten die Tafel aus« und unterrichteten in Wohnungen oder angemieteten Räumen Mädchen und Buben, aber auch Erwachsene, gegen Geld. Wegen konfessioneller und pädagogischer Unkontrollierbarkeit wurde immer wieder gegen sie vorgegangen, meist ohne Erfolg. In: Sebastian Kreiker: Armut, Schule, Obrigkeit. Armenversorgung und Schulwesen in den evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Bielefeld 1997.

35 StA Amberg, Reg. 2535: 29.10.1821, »Stadt: »Was die Rücksichten der Sicherheitspolizei und das Interesse der Kommune betrifft, so werde dieser durch das Institut des Dr. Ziegler weder etwas genommen noch verloren, indem auch schon jetzt und seit 3 Jahren die Ordnung eingeführt ist, dass keine Schwangere bei einer hiesigen Hebamme angenommen und entbunden werden dürfe, wenn sie nicht bei der Polizeibehörde gehörig angezeigt ist«.

36 StA Amberg, Reg. 2535: 18.09.1820, Ziegler: »In der gewissen Überzeugung dass die im ganzen Regenskreise und hiesiger Hauptstadt Regensburg bestehenden Anstalten zur Entbindung unehelicher Schwangerer den Forderungen bei weitem nicht entsprechen, und dass zum Wohle und zur Sicherheit vieler Kindbeter und ihrer Leibesfrüchte bessere Vorkehrungen getroffen werden können und müssen«.

GEDRÄNGTE WOHNUNGEN MIT SCHWANGEREN AUF EINANDER GESCHLICHTET

Ein wichtiges Argument zur Abwertung des Raumes war zunächst die Raumgröße. Ziegler argumentierte, dass höchstens zwei Schwangere in einer Kindbettstube Platz finden könnten. Daraufhin erwiderte die Stadt, dass ein bis zwei Stübchen für die Aufnahme von Schwangeren auch völlig ausreichend seien, da selten mehr als zwei Aufnahmen gleichzeitig von der Stadt bewilligt werden.³⁷

Die Stadt wies Ziegler darauf hin, dass in seiner Anstalt ebenfalls nur ein bis zwei Bettstellen in jedem der kleinen Zimmer Platz fänden und schlug Ziegler vor, bei der gesamten unteren Volksklasse über Raum und Salubrität zu urteilen.³⁸

Am 20.09. 1822 hatte der König Zieglers Forderung, alle Kindbettstuben zu schließen, nicht bestätigt. Die Hebammen hatten sich in ihrer Beschwerdeschrift an die höchste Stelle besonders auf die Einhaltung der Anforderungen an Raum, Salubrität und Abgeschiedenheit berufen und erhielten in München Recht.³⁹ Daraufhin klagte Ziegler bei der Regierung mehrere Hebammen namentlich der »Aufschlichtung« von Schwangeren (bis zu 10 »Stück«) in ihren Wohnungen an.⁴⁰

37 Stadt StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823, »Die Mehrzahl derselben hat für die Gebärenden 1 – höchstens 2 Stübchen. Allein es dürfte auch zu betrachten sein, dass den Hebammen auch keine förmlichen Kindbettstuben gestattet sind, nur dass für die ihren bewilligten einzelnen Aufnahmen, daran nur selten über zwei zu gleicher Zeit erlaubt werden, ein Gelass von 1 bis 2 Zimmern vollkommen hinreiche«.

38 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823, Stadt: »Man untersuche übrigens die Wohnung der gesamten unteren Volksklasse, und urteile da über Geräumigkeit und Salubrität! Soll es denn gerade bei außer-ehelichen Schwangeren so genau genommen werden, während alle übrigen Mütter in beliebigen Winkeln niederkommen können?«.

39 StA Amberg, Reg. 14720: 21.04.1828, Hebammen: »Das königliche Staatsministerium des Inneren hat uns mittels allerhöchster Erkenntnis vom 16. Sept. 1822 gegen den Versuch, uns diese Befugnis zu entziehen, bereits geschützt, und unter spezieller Anwendung des oben allegierten Paragraphen klar ausgesprochen, dass uns Hebammen die Befugnis, Gebärende in unsere Wohnungen zu nehmen, auch durch den Bestand einer Gebäranstalt nicht entzogen werden dürfe: wenn diese Wohnungen Raum, Salubrität, Abgeschiedenheit u.v.m. darbieten und keine Gefahr werden für weiteres moralisches Verderben, noch für die Gesundheit und Leben der Schwangeren und ihrer Frucht obwaltet; dann wenn die Wöchnerin im Preise nicht übernommen werde«.

40 StA Amberg, Reg. 2535: 18.12.1822, Ziegler: »Ich bitte die königliche Regierung von dem Raume, der Salubrität der Wohnungen einer Hebamme Lichtinger, einer Heimbrand, einer Heim, einer Blümlin, Diezmännin, Süß zu Stadthof sich selbst zu überzeugen; ich bin dann überzeugt, dass meine Behauptung nicht übertrieben erscheinen wird, dass die geräumigsten dieser Wohnungen, versteht sich wenn Salubrität dabei statt finden soll, höchstens für 2 Schwangere oder Wöchnerinnen zureichen, während jetzt besonders bei der Lichtinger und Süß 6-8 bis 10 aufeinander geschlichtet liegen«.

Überliefert ist diese Anschuldigung nicht an die nächstliegende Behörde, die Stadt, sondern an die übergeordnete Regierung des Regenkreises, die ihrerseits der Stadt Zieglers Anschuldigungen vortrug.⁴¹

Diese Anschuldigung schienen sogar bei der Stadt auf Empörung zu stoßen, die sich daraufhin veranlasst sah, der Regierung Auszüge aus dem Melderegister als Beweis für die Unrichtigkeit von Zieglers Anschuldigungen vorzulegen. Laut Eintragungen aus dem Melderegister hatten einige der von Ziegler beschuldigten Hebammen überhaupt keine Aufnahmen, die übrigen – bis auf Margaretha Bender – immer nur ein bis zwei Schwangere gleichzeitig in ihrer Kindbettstube.⁴²

Warum Alois Ziegler derart schwere Anschuldigung gegen die Hebammen vorbrachte, lässt sich anhand des Melderegisters jedoch vermuten: Nach einjährigem Bestehen der Zieglerschen Anstalt entschieden sich noch immer mehr als doppelt so viele Frauen zur Geburt bei einer Stadthebamme, als sich von Alois Ziegler entbinden zu lassen.⁴³

HARPIEN, DIE UNERSETZLICHEN SCHADEN AN GESUNDHEIT UND HABE ZUFÜGEN

Die Disqualifizierung des Arbeitsraumes der Hebammen versuchte Ziegler u.a. mit der Tatsache fremder Besucher zu erreichen: Liebhaber⁴⁴, ein volles Haus⁴⁵ oder

41 StA Amberg, Reg. 2535: 18.12.1822, Ziegler: »... dass die Hebammen Lichtinger, Heimbrand, Süß zu Stadtamhof u.d.gl. ihre gedrängten Wohnungen mit Schwangeren überfüllen, und durch Verleumdungen und Intrigen aller Art den Fortbestand der Gebäranstalt gefährden...«.

42 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823, Stadt: »Um indes bemessen zu können, dass nicht 6-8-10 Weibspersonen – wie Rekurrent angibt – auf einmal in derselben Wohnung aufeinander geschlichtet liegen (!) will man auszugswise aus den amtlichen Registern die Zahl der Weibspersonen angeben, welche seit 4 Monaten – vom 1. Oktober 1822 bis letzten Januar 1823 – bei den sämtlichen Hebammen entbunden wurden (...) Wenn man so noch die Benderschen Kindbettstube hierweg rechnet – bei welcher übrigens für Raum, Salubrität und Abgeschiedenheit hinlänglich gesorgt ist, so ist es die einzige Hebamme Lichtinger, bei welcher auf jedes Monat fast zwei Personen treffen; von den übrigen verlohnt es nicht die Mühe, ein Wort zu verlieren.«.

43 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823.

44 StA Amberg, Reg. 2535: 18.12.1822, Ziegler: »Kann man sich wohl eine Stube noch reinlich und gesund vorstellen, wo von 6-10 Schwangeren jede für sich kocht, wäscht und hauset; kann man sie für moralisch unverderblich halten, wenn jede den Besuch des Liebhabers, vor den Augen der übrigen annehmen kann, wenn es ihr beliebt?«.

45 StA Amberg, Reg. 2535: 30.11.1822, Ziegler: »Dazu kommt der Übelstand, dass dem Vernehmen nach, die Hebamme Süß zu Stadtamhof unter dem gegenwärtigen Umständen tertia gaudens ist, und immer ein volles Haus hat«.

fremde Herren⁴⁶, die bei den Hebammen »gesehen« wurden, sollten Zeichen eines unsittlichen und zweifelhaften Lebens der Hebammen sein.

Die Stadt, die heimlich zur Observation aufgestellten Polizisten wie auch die zu Visitationen verpflichteten Ärzte konnten in keinem einzigen Fall Zieglers Anschuldigungen bestätigen oder nachweisen.⁴⁷ Im Gegenteil, die Stadt versicherte den Hebammen – mit namentlicher Erwähnung – auf jene Anschuldigungen Zieglers, ihre Häuser leichtfertig für Besucher geöffnet zu haben, ein gewissenhaftes und vorteilhaftes Verhalten.⁴⁸

Mit der Infragestellung der Moralität⁴⁹ der Hebammen und der Bezeichnung als »Harpie«⁵⁰ konstruierte Alois Ziegler ein Bild, das die Vorstellung von den Hebammen als fachlich kompetente Geburtsbegleiterinnen zerstören sollte und sie zu Rafferinnen, »Bestien« sowie zu Kinder und Nahrung stehlenden Wesen degradierte,⁵¹ die anderen gesundheitlichen Schaden zufügten, in letzter Konsequenz mit dauerhaftem Siechtum.⁵² Dieses Bild wurde durch die vom Branntwein berauschte Hebamme ergänzt, deren Wohnung von größtem Elend gekennzeichnet sei.⁵³ Die Stadt verwehrte sich gegen die schweren Anschuldigungen Zieglers mit dem Hinweis,

46 StA Amberg, Reg. 2535: 08.03.1822, Stadt: »Vor einiger Zeit sollen zwar zweimal einige Herren dort selbst auch ihr Mittagsmahl eingenommen haben, jetzt hat man aber von einer solchen Tatsache nicht das Mindeste erfahren können«.

47 StA Amberg, Reg. 2535: 04.02.1822, So wie bei Bender (siehe auch Fußnote 22) auch bei Süß: Visitation Karl (August) Herrich: »...begab sich unterzeichneter Gerichtsarzt den 3. d. M. zu besagter Hebamme, um zu untersuchen ob sich wirklich mehrere Schwangere bei derselben zusammendrängen, um ihre Entbindung abzuwarten, dann, ob ein oder der andere Unfug hierbei unterliege. Man fand bei derselben wiedererwarten keine einzige Schwangere oder Kindbetterin, sondern das hierzu bestimmte Lokale völlig leer. – Die Süßin erklärte überdies feierlichst, dass sie seit länger als 4 Wochen gar keine Entbindung bei sich in ihrer Wohnung, und in der letzten Zeit überhaupt weniger als sonst gehabt habe«.

48 StA Amberg, Reg. 14720: 04.02.1823, Stadt: »Das Offert des Rekurrenten, das viele Schwangere seine Anstalt bloß deshalb wieder verließen, weil ihren Liebhabern kein Eintritt gestattet war, mag auf sich beruhen; nur muß derselbe nicht jede Hebamme von einer so schiefen Seite darzustellen suchen; die Hebammen Blümel, Fischer, Hain, Seimel und Weigel sind in der vorliegenden Beziehung nun hinsichtlich ihrer Solidität im allgemeinen nun von einer sehr vorteilhaften Seite bekannt«.

49 StA Amberg, Reg. 2535: 21.08.1811.

50 StA Amberg, Reg. 2535: 18.02.1820, Ziegler: »Ich kenne hier keine anderen Zufluchtsort für gefallene Mädchen als die Wohnungen der Hebammen und habe aus längerer parteiloser Beobachtung die unwidersprechliche traurige Überzeugung gewonnen dass die Unglücklichen, welche diesen Harpien in die Hände fallen, wo nicht immer dem Leben, doch gewiss öfter an ihrer Gesundheit und immer an ihrer bisschen Habe den unersetzlichen Schaden leiden«.

51 Harpyie: Auf einem Relief an einem Iyrischen Grabdenkmal (Harpiesenmonument von Xantos, British Museum, London) erscheinen geflügelte weibliche Wesen mit Vogelkrallen, die Kinder, welche vermutlich Seelen oder Schatten Verstorbener darstellen, davontragen. Brockhaus, Konversationslexikon 8 Bd., Berlin/Wien 1893.

52 StA Amberg, Reg. 2535: 18.12.1822, Ziegler: »Man frage nur einmal nach, wie viele unehelich Entbundene ohne 1/4-1/2 jähriges und öfter noch länger und sogar immer dauerndes Siechtum die Wochenstube der Hebammen verlassen«.

dass bisher nicht ein einziger Fall einer unglücklichen Entbindung vorgekommen sei.⁵⁴

Zieglers Vorwürfe wurden von der Stadt auch noch durch einen anderen Hinweis entkräftet: die Arbeit der Regensburger Stadtärzte und Geburtshelfer. Ein breites und vielfältiges Angebot an Stadtärzten und speziell ausgebildeten Geburtshelfern hatte bisher (auch ohne Ziegler) für schnelle Hilfe bei regelwidrigen Geburten gesorgt und mit den Hebammen kooperiert. Die Verpflichtung der Hebammen, diese Ärzte und Chirurgen bei regelwidrigen Geburten zu benachrichtigen und hinzuzuziehen, ergebe sich schon aus der Hebammenordnung⁵⁵ und sei bisher mit strenger Aufsicht der Stadt eingehalten worden. Hinzu kommt, dass durch Zieglers hartnäckige Anschuldigungen und die in diesem Zusammenhang durchgeführten Visitationen die Hebammen schon ziemlich eingeschüchtert⁵⁶ waren und Übertretungen aus Angst vor weiteren Sanktionen höchst unwahrscheinlich gewesen wären. Die direkte Aufforderung der Stadt an Ziegler, nun endlich Beweise für seine schweren Anschuldigungen vorzulegen, konnte Ziegler jedoch nicht erfüllen.⁵⁷ Die Beweisführung für alle seine Anschuldigungen blieb Ziegler der Stadt bis zu seinem Tode schuldig.

Zieglers konnte sein Ziel, mit der Eröffnung seiner Anstalt die Schließung aller Kindbettstuben zu verbinden, vorerst nicht erreichen. Doch war mit der Konstruktion einer ausbildungslosen Berufsgruppe und deren minderwertigen Arbeitsräumen der erste Schritt dorthin unternommen. Auch wenn die Stadt und die Hebammen sich vorerst zur Wehr setzen konnten und keine der Anschuldigungen

53 StA Amberg, Reg. 2535: 18.02.1820, Ziegler: »Der Eindruck, den solche Plage und es wie ehrlich der Anblick des größten Elendes in der Wohnung einer vom Brandweine berauschten Hebamme auf mich machte, wo erst unlängst Entbundene in einem engen Loche zusammengedrängte von 4 oder 5 Säuglingen umlärm, von verpesteter Luft beängstigt in totgefährlichen Krankheiten, schmachteten,...«.

54 StA Amberg, Reg. 17420: 04.02.1823, Stadt: »Übrigens ist während der magistratischen Geschäftsführung auch nicht ein Fall vorgekommen, wo eine unglückliche Entbindung in der Wohnung einer Hebamme stattgefunden hätte, und ebenso wenig ein Fall, wo eine Entbundene über die gewöhnliche Dauer des Wochenbettes wegen Krankheit hätte bleiben müssen«.

55 StA Amberg, Reg. 17420: 04.02.1823, Stadt: »Für schnelle Hilfe eines Arztes oder Geburtshelfers ist in einer Stadt, wo wenigstens 10 Ärzte und noch besonders 3 für die Geburtshilfe approbierte Chirurgen sind, doch wahrhaftig mehr als zureichend gesorgt. Die Hebammen sind auch in ihrer Instruktion überhaupt – also nicht bloß für die in ihren Wohnungen Gebärenden – auf die Beiziehung eines Arztes oder Geburtshelfers in Notfällen ausdrücklich angewiesen«.

56 StA Amberg, Reg. 17420: 04.02.1823, Stadt: »Auch die Übrigen sind durch die oftmals unvermuteten Visitationen, welche in ihren Wohnungen geschehen, noch mehr aber durch die in Folge des allerhöchsten Reskripts vom 16. Sept. v. J. ihnen, mündlich gemachten nachdrücklichen Warnungen hinsichtlich dieses Punktes, so ziemlich eingeschüchtert«.

57 StA Amberg, Reg. 17420: 04.02.1823, Stadt: »Dieses ist bis zur Stunde mit der größten Strenge gehandhabt worden, wenigstens überlässt man es dem Rekurrenten, auch nur ein einziges Beispiel vom Gegenteil aufzubringen«.

nachweisbar waren, hatte sich durch die Konstruktion der Bilder und Metaphern die Wahrnehmung bei den städtischen Behörden wie auch in der Öffentlichkeit zum Nachteil der Hebammen verändert. Dass Ziegler die Konstruktion der Differenz zur Darstellung und Durchsetzung seiner eigenen Anstalt wichtig war, soll im folgenden Absatz nachverfolgt werden. Dabei lässt sich anhand der Aussagen der Gemeindebevollmächtigten feststellen, dass die Wahrnehmung und das Bild, welches er von seiner eigenen Anstalt zeichnete, von anderen öffentlichen Stellen nicht geteilt wurde.

DIE WOHLGEORDNETE GEBÄRANSTALT AUS DER SICHT VON ALOIS ZIEGLER: GERÄUMIGE SÄLE, FERN VON ALLEN GERÄUSCHEN

Zwei Jahre bevor Alois Ziegler 1822 sich für die Armenarztstelle in Regensburg, in der unteren Stadt bewarb, legte er sein Konzept zur Errichtung der Gebäranstalt vor. Dieses Konzept war vermutlich weder an die Stadt noch den Armenpflegschaftsrat, sondern nur an die Regierung gerichtet. Zieglers Vorstellungen zufolge sollte das Haus für seine Privatgebäranstalt frei und allein, fern von allen Geräuschen und in einer wenig bewohnten Gegend liegen, den Augen aller »Vorwitzigen« entzogen. Es sollte einen schönen Obstgarten und einen zweiten verborgenen Eingang besitzen.

Im angemieteten Haus sollten großzügige Räume für die Aufgenommenen zur Verfügung gestellt werden: Neben einem Wirtschaftsraum sollten drei geräumige Säle, jeder zu 6-8 Betten und 8 gesonderte Zimmer mit je 2 Bettstellen, zur Verfügung stehen. Alle Räume sollten von allen Seiten freien Luftzug bieten. Einer der Säle war für die Wöchnerinnen geplant und schloss an einen Raum an, der als Geburtszimmer mit einem Geburtsbett und einem Geburtstuhl und allen »nötigen Requisiten« ausgestattet werden sollte.⁵⁸ Nach Zieglers Berechnung hätten bei Vollbelegung bis zu 40 Frauen in der Anstalt gleichzeitig Platz gefunden.

RÄUME FÜR PRIVILEGIERTE ZAHLENDE

Zieglers Konzept sah eigene Räume für zahlende Schwangere oder Wöchnerinnen vor, denen es erlaubt war, »besondere« Personen zur Geburtsbegleitung mitzu-

58 StA Amberg, Reg. 2535: 18.09.1820.

bringen oder vor Ort auszuwählen. Dieses Privileg stand jedoch nur zahlenden Schwangeren zur Verfügung.⁵⁹

Für diese hielt Ziegler noch eine weitere Vergünstigung bereit: einen zweiten verborgenen Seiteneingang, der es ermöglichte, relativ unbemerkt die Anstalt zu betreten.

Die Gruppe der zahlenden und besser gestellten Schwangeren gehörte von Anfang an zu Zieglers favorisierter Zielgruppe. Wollte er seine Anstalt gegenüber den Hebammen konkurrenzfähig aufbauen, musste er allerdings den Ärmsten Gratisaufnahmen anbieten können. Da seine Anstalt jedoch nur mit Privatgeldern finanziert wurde, konnte ein langfristiger Bestand nur durch Gewinne erreicht werden. Dazu brauchte er zahlende Schwangere, die durch eine Aufnahmegebühr das Auskommen und den Fortbestand seiner Anstalt langfristig absicherten.

Zieglers Anstalt sollte für Schwangere aus der Stadt und aus dem gesamten Regenkreis zugänglich sein. Für die Aufnahme in die Anstalt sollten die Frauen direkt bei Ziegler vorstellig werden. »Kranke« Frauen, unter denen er vermutlich Frauen mit Infektionskrankheiten verstand, wollte Ziegler nicht aufnehmen. Die Aufnahme sollte 8-14 Tage oder maximal 4 Wochen vor der Geburt erfolgen, eine frühere Annahme war nur im Ausnahmefall möglich. Über die Herkunft, den Stand und die Zahlungsfähigkeit der Aufgenommenen wollte sich Ziegler persönlich anhand der mitgebrachten Dokumente wie Reisepass oder Wanderbrief informieren. In ein geheimes Aufnahmebuch sollten alle entsprechenden Aufzeichnungen über die Frauen eingetragen werden. Dieses Buch sollte für die Polizeibehörde jederzeit einsehbar sein. Jede Frau sollte bei Eintritt in die Anstalt eine Aufnahmekarte von der Polizei erhalten, die bei Austritt wieder abzugeben war. Zwischen der 3. und 4. Woche nach der Geburt sollte die Wöchnerin die Anstalt wieder verlassen und nur in besonderen Fällen war dies früher oder später möglich, beispielsweise für Zahlende. Gerichtliche Zertifikate mussten von den Frauen nicht erbracht werden.⁶⁰

59 StA Amberg, Reg. 2535: 18.09.1820, Ziegler: »Sollte eine Schwangere oder Wöchnerin welche für sich ein eigenes Zimmer bewohnt, eine besondere Person zur Entbindung mitbringen wollen oder solche verlangen, so wird im letzteren Fall für die Aufbringung eines tauglichen Subjektes gesorgt werden und im ersteren keine Gegeneinwendung geschehen«.

60 StA Amberg, Reg. 2535: 18.09.1820, Alleruntertänigste Vorstellung des Gerichtsarztes Dr. Ziegler zu Regensburg um Erlaubnis zur Errichtung einer Privatgebäranstalt für den Landkreis.

DIE ANSTALT AUS DER SICHT DER GEMEINDEBEVOLLMÄCHTIGTEN: EINE WOHNUNG MIT EINIGEN KÄSTEN VERSEHEN

Im September 1821 gab Alois Ziegler die Eröffnung seiner Gebäranstalt bekannt.⁶¹ Vermutlich verhandelte er bereits über die Anmietung eines Hauses, als er sein Anstaltskonzept verfasste.⁶² Im ersten Jahr befand sich die Anstalt im »Höllmerischen Haus«, und musste nach dem plötzlichen Tod des Hausbesitzers bereits nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden. Im Jahre 1822 verlegte Ziegler die Anstalt in die Westernwacht. Dort hatte er das Haus des Kunstgärtners Johann Precht! in der Weitoldstraße 17, Wachtbezeichnung A 164, angemietet.⁶³

Ziegler hatte dazu im Vorfeld Werbung für seine Anstalt betrieben, was von den Gemeindebevollmächtigten als Anmaßung empfunden wurde.⁶⁴ Obwohl die Anstalt mit Hilfe der Regierung und ohne »sonderlichen Widerspruch unseres Stadtmagistrats« eröffnet wurde, blieb sie eine in der Stadt isolierte Institution und konnte sich während der ersten zwei Jahre nicht etablieren. In einem Protestschreiben an den König sprachen die Gemeindebevollmächtigten nach zweijähriger Praxis von einem immer noch »mit der Gemeinde in gar keiner Verbindung« stehenden Institut.⁶⁵

61 StA Regensburg, Wochenblatt vom 5. September 1821, Nr. 36, 392, »Diese Anstalt ist nun, nach erfolgter Anzeige des Unternehmers, mit dem Anfange des gegenwärtigen Monats September eröffnet worden. Die unterfertigte Polizeibehörde findet sich veranlasst, dieses öffentlich und mit dem Beisatze bekannt zu machen, dass von jetzt an, es allen hiesigen Hebammen, mit Ausnahme der Hebamme Bender, unbedingt und ohne Ausnahme verboten sey, schwangere Personen in ihre Wohnungen zur Niederkunft aufzunehmen, und dass dazu in keinem Falle eine ausnahmsweise Bewilligung werde erteilt werden«.

62 StA Amberg, Reg. 2535: 18.09.1820, Ziegler: »Die Gelegenheit bietet eben ein ganzes Haus zur Miete dar, das bei hiesigen Fortschritten des Unternehmens auch Eigentum des Instituts werden könnte,...«.

63 StA Amberg, Reg. 2535: 09.02.1824, Ziegler: »Das Lokale war in dem ersten Jahre in dem sogenannten Höllmerischen Hause, an der hölzernen Brücke, und wurde als der Tod der dortmaligen Hauseigentümers, eine Veränderung nötig machte, in das sogenannte Brethl'sche Gartenhaus verlegt«.

64 StA Amberg, Reg. 14720: 10.03.1824, GBM: »Vor ein paar Jahren fiel es dem Dr. Ziegler, in einer gewohnten Versammlung von Projektmacherei ein, der königlichen Kreisregierung vorstellig zu machen, welch großer Unfug von den hiesigen Hebammen bei der Aufnahme von außerehelich Gebärenden getrieben werde, und wie er der Mann sei, der durch eine Gebäranstalt allen derlei Übelständen Ende machen wollte«.

65 StA Amberg, Reg. 14720: 10.03.1824, (Hervorhebung im Original), GBM: »...wagen wir es auf das eigentliche Thema unserer gegenwärtigen allerehrbietigsten Vorstellung überzugehen, indem wir die hierorts bestehende Privatgebäranstalt des Dr. Ziegler als ein mit der Gemeinde in gar keiner Verbindung stehendes, durchaus nicht zweckmäßiges, vielmehr der Gemeinde in vielfacher Beziehung schädliches Institut erklären«.

Die Gemeindebevollmächtigten, die, anders als Ziegler, nicht von der »Höherwertigkeit« seiner Privatanstalt überzeugt waren, verglichen die Anstalt mit einer mit wenigen Kästen versehenen Wohnung, in der eine unerfahrene Hebamme ihre »Erstlingsversuche« durchführe.⁶⁶

ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Die Arbeitsräume der Hebammen sowie das Anstaltskonzept von Alois Ziegler weisen auf der sachlichen, geburtsmedizinischen Ebene in Bezug auf die Anforderungen an Raum, Salubrität und Abgeschiedenheit wenig Unterschiede auf, wurden aber von den Hebammen und Alois Ziegler völlig unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert.

Während die Hebammen ihren Arbeitsplatz als Ort der Reinlichkeit und Ordnung beschrieben, hatte Alois Ziegler diese Räume als Orte des Elends und Siechtums wahrgenommen und mit diesem »Bild« der Differenz sein eigenes Anstaltskonzept von einem Ort mit »geräumigen Sälen« gezeichnet. Obwohl auch andere Akteure wie beispielsweise die Gemeindebevollmächtigten in Zieglers Anstalt nichts anderes als eine Wohnung mit einigen Kästen gesehen hatten, für die es in der Stadt keinen Bedarf gäbe, erfüllte sich Zieglers Vision von einer zentralen öffentlichen Gebäranstalt in der Stadt schon wenige Jahre nach seinem Tode. Warum die Regierung und letztendlich auch die Stadt Zieglers Geburtskonzept langfristig unterstützte und damit seiner Anstalt den Vorrang gab, sind Fragen, die im Rahmen meiner Forschungsarbeit noch beantwortet werden.

Ausgehend von der Aktenlage erfüllten alle Hebammen die Anforderungen an Raum, Salubrität und Abgeschiedenheit gemäß der Hebammeninstruktionen. Damit waren die Hebammen in der »medizinischen Qualitätssicherung« mit Zieglers Anstalt gleichgestellt. Ein entscheidender Unterschied bestand jedoch in der Konzeption der Räume als Orte der Geburt. Dem Zusammenhang zwischen Raum und Geburtskonzept kommt daher eine entscheidende Bedeutung zu, die abschließend noch angedeutet werden soll:

66 StA Amberg, Reg. 14720: 10.03.1824, GBM: »Durch die königliche Kreisstelle begünstigt, und ohne sonderlichen Widerspruch unseres Stadtmagistrats errichtete nun Dr. Ziegler seine sogenannte Gebäranstalt, das heißt eine mit einigen Kästen versehene Wohnung, worinnen eine Hebammenkandidatin durch ihre Erstlingsversuche ihr praktisches Jahr vollendet ...«.

Arbeitsräume Kindbettstuben

1. Die Regensburger Stadthebammen waren dezentral in der Stadt niedergelassen und boten in ihrem Haus oder ihrer Wohnung Räume an, die in das eigene Wohnfeld integriert waren.
2. Die Schwangere konnte eine Hebamme bedingt und nach ihrer sozialen Lage auswählen und den Preis individuell aushandeln.
3. Bei Geldmangel dienten mitgebrachte Nahrungsmittel wie Mehl, Eier und Schmalz als Zahlungsmittel und als Verpflegung während des Aufenthaltes.
4. Die Schwangere konnte in den privaten Räumen der Hebamme ihr Kind gebären. Das Haus oder die Wohnung der Hebamme beherbergte auch deren Familie oder andere Hilfebedürftige.
5. Die Frauen waren in die Lebenswelt der Hebammen eingebunden und durften sich auch außerhalb der Räume aufhalten oder in der Stadt Besorgungen verrichten. Besuche waren willkommen.
6. Der Aufenthalt für die Mutter galt auch für das Kind. Über den Verbleib des Kindes entschied in erster Linie die Frau.
7. Die Hebamme war, außer bei regelwidrigen Geburten, allein für die Frauen zuständig.
8. Die Bezugsperson für die Schwangere war ausschließlich die Hebamme. Mit dieser handelte sie alle Formalitäten aus. Die Hebamme war bei der Stadt- und Polizeibehörde verantwortlich und rechenschaftspflichtig.
9. Im Vordergrund stand die Dienstleistung an der Kundin, die Hebamme begleitete die Frau bei der Geburt, eine hierarchisierte Arbeitsteilung fand nicht statt.

Arbeitsräume Gebäranstalt

1. Alois Ziegler mietete ein zentrales Gebäude an, dessen Einrichtung nach einem Konzept für öffentliche Gebäranstalten erfolgte.
2. Alle auswärtigen ledigen als auch städtische arme Schwangere wurden als Kundschaft beworben und hatten vorgeschriebene Aufnahme- und Verpflegungstaxen, ihrer ökonomischen Situation entsprechend, zu entrichten.
3. Mitgebrachte Nahrung war als Zahlungsmittel nicht vorgesehen. In der Anstalt wurde eine »methodische Kost« zubereitet und verabreicht, die sich an der Zahlungsfähigkeit der Frauen orientierte.
4. Die Schwangere wurde zur Geburt in ein Gebärzimmer gebracht, das neben dem Arbeitszimmer Zieglers lag. Im Haus wohnten nur die Hebamme und die Magd.

5. Die Frauen waren in die Lebenswelt des Arztes nicht eingebunden, sie durften sich nicht außerhalb der Räume aufhalten, die Anstalt nicht verlassen oder in die Stadt gehen. Besuche waren nicht erlaubt.
6. Der Aufenthalt für die Mutter galt nicht für das Kind. Es musste in den ersten Tagen bis maximal nach 6 Tagen die Anstalt verlassen. Ziegler übernahm die Unterbringung bei Ziehmüttern und Pflegefamilien.
7. Alois Ziegler war als Anstaltsökonom und Arzt allein für die Frauen verantwortlich. Die Hebamme durfte unter seiner Assistenz Geburten leiten.
8. Die Bezugspersonen waren in erster Linie der Arzt, es folgte die Hebamme und zum Schluss die Hausmagd. Der Arzt handelte alle Formalitäten mit der Schwangeren aus, er war der Stadt- und Polizeibehörde rechenschaftspflichtig.
9. Im Vordergrund stand die Verwaltung der Schwangeren die in ein konzeptioniertes System eingepasst wurde. Der offizielle Geburtsbegleiter war der Arzt. Hebamme und Hausmagd hatten sich seinen Handlungsanweisungen unterzuordnen. Die Frauen wurden nach einer dreistufigen hierarchisierten Arbeitsteilung behandelt und verwaltet.

Der hier dargestellte Fall stellt ein prototypisches Beispiel für die gesellschaftliche Veränderung im Umgang mit Schwangerschaft und Geburt dar. Er markiert den Übergang von der »begleiteten Geburt« zur »verwalteten Geburt«. Diese Entwicklung vollzog sich nicht nur unter geburtsmedizinischen Gesichtspunkten, als Professionalisierungs- und Ausdifferenzierungsprozess oder unter Aspekten der Wohlfahrt und staatlicher Zentralisierung, sondern hatte auch besonders starke räumliche und geburtsörtliche Implikationen.

Als Haupttendenz stellt sich dabei die Zentralisierung des Geburtsortes von *vielschichtigen* Wohnlebenswelten (Hausgeburten, Kindbettstuben) in ein funktional ausdifferenziertes, zentrales Gebäude dar. Dies löste die Schwangeren, Wöchnerinnen und Neugeborenen aus der Wohnlebenswelt der Hebammen (Kindbettstuben) wie auch den eigenen vier Wänden (Hausgeburten) heraus.

Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett wurden als besondere körperliche Zustände definiert, die einem neuen Interesse untergeordnet wurden, das den schwangeren (und neugeborenen) Körper in zentralisierte Einrichtungen (Krankenhäuser) einlagerte. Die Geburt wurde damit endgültig zu einem »Spezialfall« von Krankheit, die gesondert und abgesondert behandelt und verwaltet werden musste.

RAUMANEIGNUNG BERUFSBEDINGTER BAHN- FAHRERINNEN IM ZUG

Angela Poppitz

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich mit der Thematik sozial-struktureller Raumkonstitution des Bahnwagens mittels individuell subjektiver Raumerfahrungen und Raumaneignungen durch arbeitsbedingte Bahnreisende am Beispiel zweier Berufspendlerinnen. Es soll einerseits herausgearbeitet werden, wie individuelle Raumerlebnisse und Raumarrangements der Akteure vom Alltag im Zug bestimmt werden. Gleichzeitig ist es andererseits von Interesse, wie die Alltägliche Lebensführung der arbeitsbedingten Bahnreisenden das Leben im Zug beeinflusst. Den Ausführungen liegt die Auffassung zugrunde, dass Räume als soziales Konstrukt nicht per se vorhanden sind, sondern erst durch menschliches Verhalten an Form gewinnen, um dann wiederum als Strukturen soziales Handeln von Menschen zu steuern.

1. EINLEITUNG

» ... Der Zug fährt an, es ist Gewissheit: Ich habe ein ganzes Abteil für mich alleine. – Koffer mitten auf die Ablage – Platz ist ja genug! Ein bisschen dehnen, ein bisschen strecken. Fenster auf, Fenster zu. Ich schneide Grimassen in den kleinen Spiegel. Warum auch nicht, es ist ja keiner da. Ausladend entblättere ich die Zeitung unter viel Geraschel, staple Walkman, Taschentücher, Äpfel und ein Buch auf den Nebensitz. Ich öffne die Tüte mit den Kartoffelchips und beginne krachend zu kauen. Soll ich die Schuhe ausziehen und die Beine hochlegen? Das heb ich mir für später auf. Ich bin im Paradies....«¹

Die Person dieser Erzählung hat es sehr gern, sich im Zug während der Fahrt »häuslich« einzurichten. Sie versucht, sich möglichst viel eigenen Raum zu verschaffen, den sie für sich nutzen kann. Damit signalisiert sie gleichzeitig, dass sie allein sein möchte und keinen Bedarf am Austausch mit anderen Reisenden hat. Es wird sich ein bestimmter Teil des Zugwagens, ein individuell definierter eigener Raum, für die Zeit der Bahnfahrt angeeignet und markiert.

1 Diese Erzählung, welche in jedem Kapitel fortgesetzt wird, verfasste Albert Hefe, veröffentlicht in der mobil 08/2001, S. 49.

Bei einem Blick in einen Nah- oder Fernverkehrszug fällt auf, dass Reisende während der Bahnfahrt sich ähnlicher und immer wiederkehrender Verhaltensstrukturen bedienen. Sie halten beim Einstieg in den Zug nervös und hektisch nach einer leeren Sitzreihe Ausschau und belagern diese dann sofort mit all ihrem Gepäck, um sich dann dort gemütlich einzurichten. Es wird eine private Wohnzimmeratmosphäre in Sekundenschnelle geschaffen. Und wehe, es wagt jemand, das frisch eingerichtete Domizil zu zerstören.

Allerdings ist es nicht immer das gemütliche Wohnzimmer, welches entsteht, genauso kann in Windeseile ein voll funktionsfähiges Büro samt Telekommunikationsanschluss gezaubert werden wie auch eine Café-Atmosphäre mit netten Gesprächen unter Freunden oder Kollegen. Die beeindruckende Kunst dabei ist, dass sowohl Wohnzimmer als auch Büro und Café-Nische parallel und gleichzeitig und in unterschiedlichsten Variationen im Bahnwagen zu finden sind. Dass die Herstellung und Aufrechterhaltung dieser einzelnen kleinen Welten nicht in jedem Fall unproblematisch ist und darüber hinaus einiger Erfahrungen und Kompetenzen bedarf, soll im Folgenden am Beispiel zweier berufsbedingter Bahnfahrerinnen – Frau Langhoff und Frau Baumann – dargestellt werden. Die einschränkende Perspektive auf berufs- bzw. arbeitsbedingte Bahnreisende begründet sich aus den spezifischen Anforderungen und Rahmenbedingungen heraus, denen diese Personen ausgesetzt sind. Im Gegensatz zu Freizeit- oder Urlaubsreisenden ergeben sich durch die Institution des Arbeitgebers spezielle Auflagen, Einschränkungen, aber auch Handlungsanforderungen für die Reisenden, die bei der Bewältigung des Lebens- und Bahnalltags einkalkuliert werden müssen.

Ich möchte nun im Folgenden der Frage nachgehen, wie arbeitsbedingt Bahnreisende den Bahnraum wahrnehmen, diesen ihrer eigenen Lebensführung entsprechend arrangieren und äußeren Einflüssen gegenüber verteidigen und damit zur Konstitution einer spezifischen Raumatmosphäre beitragen.

Die Grundlage des Beitrages bildet das Dissertationsprojekt »Bahnalltag im Arbeitsalltag«. Es wird aus soziologischer Perspektive der Blick auf das individuelle Bewältigen des Bahnalltags bei Reisenden gerichtet, deren Arbeitsalltag in enger Verbindung zu ihren Zugfahrten steht. Der Fokus liegt insbesondere auf der Betrachtung von Organisation und (Er)Leben des Bahnfahrens im Zug unter verschiedenen Rahmenbedingungen. Von Interesse sind die Aspekte Raum, Zeit, Technik sowie soziales Umfeld. Davon ausgehend sollen mögliche Konsequenzen für die Struktur des individuellen Arbeitslebens, aber auch für die Struktur des Systems Bahn – vor allem hinsichtlich des Zugraumes – erarbeitet werden. Die Datengrundlage dieser qualitativen empirischen Studie besteht derzeit aus Materialien zahlreicher Be-

obachtungen und Dokumentationen von Bahnfahrten sowie aus 31 intensiven Leitfadengesprächen mit arbeitsbedingten Bahnreisenden.

Im weiteren Verlauf des vorliegenden Aufsatzes wird zuerst ein kurzer Einblick in das Bahnabteil als Lebensführungsraum gegeben, um sich anschließend dem Raumbegriff auf theoretischer Ebene zu nähern. An zwei Beispielen meines Samples soll im vierten Kapitel das Thema der individuellen Raumaneignung in Form von Raumerleben und Raumarrangements zur Sprache kommen. Zum Abschluss werden daraus abgeleitete Thesen zur Konstitution von Bahnräumen formuliert.

2. DAS BAHNABTEIL ALS ÖFFENTLICHER (LEBENSFÜHRUNGS-)RAUM

»...Zuerst ist es nur ein Schatten im äußersten Augenwinkel. Eine winzige Irritation in dem Idyll des Garten Eden. Aber: der Schatten bleibt und schiebt die Tür auf. [...] Zweifellos ist mehr als genug Platz für zwei Menschen in einem Abteil. Nur: in vielen ungeselligen Jahrtausenden hat die Evolution dem Menschen eingebläut: ›Vorsicht vor Leuten, die in Deine Höhle eindringen‹. Die Zeiten haben sich seither geändert, aber: Die Evolution macht zwischen einer Höhle und einem Bahnabteil keinen Unterschied. ...«

Das Bahnabteil bzw. der Zugwagen als Teil eines Zuges lässt sich als ein temporär abgeschlossener Raum² verstehen, als ein Ort, der im festgelegten Zeittakt auf Schienen unterwegs ist, um Reisende von A nach B zu befördern. Betrachtet man diesen Raum sowohl unter technischen als auch sozialen Aspekten, entsteht folgendes Bild.

Der technische Charakter des Abteils hat sich im Laufe der Zeit stark verändert. Zu Beginn der Eisenbahnzeit bestanden die Züge aus kleinen Kabinen, die lediglich von außen zu erreichen waren und während der Fahrt vom Zugpersonal abgeschlossen wurden. Bewegung im Zug, selbst der Gang zur Toilette, war somit unmöglich. Dadurch, dass die Züge per Hand mit Kohle geheizt werden mussten, kam es darüber hinaus nicht selten vor, dass die Reisenden vor allem im Winter während der Fahrt froren.³

2 In einem früheren Forschungszusammenhang wurde diskutiert, ob der Bahnraum auch als temporäre totale Institution betrachtet werden kann, in dem Sinne wie Goffman diesen Begriff versteht. Es lassen sich jedoch nur bedingt Parallelen anführen. Ein Hauptunterschied besteht darin, dass der Zugang zum Bahnwagen, zum Zug, aus selbst gewählten Gründen und Motivationen heraus geschieht.

3 Vgl. dazu detaillierter Schivelbusch 1977.

In den heutigen Zügen haben die Reisenden die Wahl, in einem kleinen Abteil, in welchem max. 6 Personen Platz finden, im Großraumwagen mit bis zu 74 Plätzen oder sogar in einem Bordrestaurant zu sitzen. Alle Züge sind so genannte Durchgangszüge, die Bewegung innerhalb und zwischen den einzelnen Zugwagen ermöglichen. Mittlerweile sind nahezu alle Züge mit Klimaanlage und mehreren Toiletten ausgestattet. In den modernen Hochgeschwindigkeitszügen wird heute ein erweitertes technisches Serviceprogramm bereitgestellt: es ist möglich, mit Kopfhörern auf Knopfdruck Musik zu hören oder auch Video zu sehen. Die Rückenlehnen der gepolsterten Sitze⁴ mit Kissen in Kopfhöhe sind verstellbar. Wer eigene technische Geräte mit auf die Zugfahrt nimmt, hat die Möglichkeit, Stromanschlüsse zu nutzen. Sie haben die Wahl, ihren Lieblingssitzplatz zu reservieren oder sich individuell und spontan (sofern möglich) einen ansprechenden Platz vor Ort zu suchen. Faktoren wie 1. Klasse/2. Klasse, Raucher/Nichtraucher, Ruhewagen oder Handyzone, Platz mit festem Tisch/Platz ohne Tisch, Fenster/Gang sind hierfür zur Verfügung stehende Auswahlkriterien.

Aber trotz Standardisierungen ist jede Fahrt im Zug immer wieder ein neues Erlebnis. Obwohl technisch ähnlich, gestaltet sich der Zugwagen auf sozialer Ebene jedes Mal wieder neu, wie auch in einer Broschüre der Deutschen Bahn zu lesen ist: »Jawohl Abenteuer, denn wo Menschen auf Menschen treffen, [...] regiert das Unvorhergesehene, gibt es nie Langeweile und immer Überraschungen. Schöne natürlich, aber auch solche, die eigentlich keiner braucht. [...] »Jeder Zug ist eine Wundertüte« (DB AG 2004, 40) Die Ursachen hierfür lassen sich, so meine These, in den unterschiedlichsten Lebensführungen der einzelnen Bahnreisenden finden. Bahnfahren ist demnach nicht nur auf technischer Ebene, sondern auch in Bezug auf soziale Anforderungen ein komplexes System, welches es immer wieder neu zu bewältigen gilt.

Der Begriff der Lebensführung ist in Anlehnung an die Projektgruppe »Alltägliche Lebensführung« als ein alltäglicher Prozess zu verstehen »in dem sich ein Mensch mit den ihm begegnenden Verhaltenszumutungen (als Berufstätiger, als Ehefrau, als Mutter usw.) im Rahmen bestimmter Gegebenheiten (Wohnverhältnisse, Haushaltseinkommen usw.) auseinandersetzt, sie in Einklang miteinander sowie mit seinen eigenen Interessen zu bringen sucht und dabei in spezifischer Weise auf sein soziales und räumliches Umfeld wie Familienangehörige, Arbeitsstätte, Nachbarn, Nutzung von Verkehrsmitteln usw. einwirkt« (Bolte 2000, 7). Sie ist als Handlungs-

4 Die Arbeitspendler des 19. Jahrhunderts dagegen saßen entweder auf Holzbänken (3. Klasse) oder fuhrten im offenen Transportwagen ohne Sitzgelegenheit (4. Klasse).

system zu sehen, die das tägliche praktische Dasein bewältigt, ein Verhaltens-»Fahrplan« zur Verteilung einzelner Tätigkeiten der Personen, die von ihnen gefordert werden, aber auch eigenen Bedürfnissen entspringen. (Bolte 2000)

Bei Pendlern und Dienstreisenden wird besonders sichtbar, dass im Bahnalltag zwei Fahrpläne aufeinander treffen. Zum einen der institutionell-formale Fahrplan des Systems Bahn, welcher Ab- und Anfahrtszeiten sowie Abfahrtsorte und Fahrwege der Züge bestimmt. Zum anderen der individuelle Alltagsfahrplan der Betroffenen. Dabei verknüpft jeder Fahrgast aufgrund seiner Lebensführung mit der Bahnfahrt bestimmte, individuelle Funktionen. So ist beispielsweise zunehmend zu beobachten, dass bei immer mehr Reisenden der Arbeitsalltag im Zug offen mitfährt, es wird mobil (im Zug) gearbeitet. Aus dem standardisierten Stück Bahnabteil wird ein voll funktionsfähiges Kleinraumbüro.⁵ Gleichzeitig erledigen Reisende das eine oder andere Telefonat. Im Zug haben sie endlich Ruhe, haben Zeit und sind (vermeintlich) ganz ungestört und entspannt. Das Bahnabteil wird also ebenso zur fahrenden Telefonzelle. Das bedeutet, indem in den Zug Stück für Stück (oder auch Zug um Zug) neue Tätigkeiten und Ansprüche an die Zugnutzung (jenseits der Ursprungsdienstleistung der Beförderung vom Anfangs- zum Zielort) eingebracht werden, welche bisher nur jenseits des Bahnabteils möglich waren, verändert sich der Charakter dieses Ortes. Es kann von einer räumlichen Entgrenzung und Neustrukturierung des Bahnabteils gesprochen werden. Die genannten ursprünglichen Funktionen des Abteils als spezieller Ort haben sich weiter ausdifferenziert und sind damit in den Hintergrund gedrängt worden. Der Alltag im Bahnabteil wird von den Reisenden nach neuen, oftmals eher (bisher) bahnunspezifischen Funktionen strukturiert und bewertet.

Durch diese Funktionsdiversifikation hat sich auch der Charakter des Bahnwagens verändert. In den originär öffentlichen Raum dringt mehr Privatheit, zunehmend mehr Alltag der Reisenden ein und verfestigt sich im Laufe der Zeit (wie z.B. Steckdosen, Musikangebote).⁶ Es ist der Alltag der individuellen Lebensführungen der Reisenden, der sich mal stärker, mal schwächer in den Vordergrund schiebt. Privatheit wird öffentlich gemacht und Öffentlichkeit wird privatisiert. Jedoch gerade in einem begrenzten Raum wie dem Zug lässt sich Privatheit nicht abschalten, nicht ausblenden. Das hat für die Reisenden zur Folge, dass sie am Alltagsleben anderer

5 Vgl. zum mobilen Arbeiten und Entgrenzung von Arbeitsplatz und Bahnabteil Poppitz 2005 [im Erscheinen].

6 Schroer spricht allgemein von einer Tendenz der Auflösung strikter Raum- und Funktionsteilungen, vgl. dazu ausführlicher Schroer 2003.

Mitreisenden teilnehmen, obgleich sie das überhaupt nicht beabsichtigen bzw. wünschen.⁷

Das Problem hierbei liegt darin, dass sie an einem räumlich und zeitlich begrenzten Ort gemeinsam anwesend⁸ sind. Mit Verweis auf Luhmann, der den ständigen Austausch (Kommunikation) als eine ureigene Eigenschaft sozialer Systeme ansieht, bedeutet das Zusammensein der Reisenden an einem Ort wie dem Zug unweigerlich Wahrnehmung und auch Kommunikation.⁹ Häufig zeigt sich dieser Austausch nicht direkt in Form verbaler Kommunikation, sondern eher auf der Ebene »höflicher Nichtbeachtung«¹⁰, wie Giddens (1997, 104) es mit Verweis auf Goffman ausdrückt.

In dieser Art und Weise – durch das Einbringen individueller lebensführungsspezifischer Tätigkeiten und gegenseitiger sozialer Bezugnahme und Abgrenzung – werden jedoch Räume, hier speziell Zugräume, konstituiert, gestaltet, verändert, wie im Folgenden zuerst theoretisch und im weiteren Verlauf an empirischen Beispielen dargestellt wird.

3. MECHANISMEN ZUR KONSTRUKTION DES BAHNRAUMES

»...Muss er sich auch direkt gegenüber hinsetzen? Mama Mia! Fünf Plätze sind frei und er setzt sich ausgerechnet gegenüber! Mit Beine hochlegen ist jetzt Essig. Missmutig und krachend stopfe ich mir Chips in den Mund. Mein letzter Versuch. Ein selten gefühlsar-

7 Daran wird erneut deutlich, dass das Bahnreisen nicht nur als Bestandteil der Alltäglichen Lebensführung von Personen zu betrachten ist, sondern auch als Kumulation unterschiedlichster Lebensführungen.

8 Anwesenheit wird im Sinne von Berger (1995) allgemein als »gleichzeitige physische Präsenz von Menschen« verstanden, welche sich in einem bestimmten abgrenzbaren Raumabschnitt wechselseitig wahrnehmen; vgl. Berger 1995, 104.

9 Wie Luhmann beschreibt, funktionieren einfache Sozialsysteme bzw. Interaktionssysteme aufgrund körperlicher Anwesenheit. Es findet zwischen ihnen »reflexives Wahrnehmen des Wahrnehmens« statt. Das bedeutet, dass bspw. Ego bemerkt, dass Alter ihn sieht und Ego kann zugleich erkennen, dass Alter seine Blicke wahrnimmt. Bereits dieses Verhalten der Anwesenden fasst Luhmann als »Kommunikation« auf: »Selbst die Kommunikation, nicht kommunizieren zu wollen, ist dann noch Kommunikation; und es bedarf im allgemeinen einer institutionellen Erlaubnis, wenn man sich in Anwesenheit anderer angelegentlich mit seinen Fingernägeln beschäftigt, aus dem Fenster hinausschaut, sich hinter eine Zeitung zurückzieht. Praktisch gilt: dass man in Interaktionssystemen nicht nicht kommunizieren kann, man muß Abwesenheit wählen, wenn man Kommunikation vermeiden will« (Luhmann, 1996, 562).

10 Die Strategie »höflicher Nichtbeachtung« ist mittlerweile ein Charakteristikum vielfältiger täglicher Begegnungen in der »anonymen Umgebung moderner sozialer Tätigkeiten« und bezeichnet eine »sorgfältig registrierte Darstellung verbindlicher Abstandhaltung«. Es soll damit dem Anderen gezeigt werden, dass man keine (feindlichen) Absichten ihm gegenüber hegt; vgl. Giddens 1997, 104.

mer Mensch. Unverschämtheit. Ich verbarrikadiere mich hinter der Zeitung: Soll der nur nicht denken, ich wolle mich mit ihm unterhalten ... Schweigen. ...»

Wie kann Raum¹¹ als Konstrukt soziologisch gefasst und erklärt werden? In welcher Weise sind Reisende selbst für die Konstitution und Konstruktion des Bahnraumes zuständig bzw. verantwortlich und wie wirken Raumstrukturen wieder auf sie zurück?

Wie Bollnow in seinen Abhandlungen zum Raumbegriff bemerkt, denken Menschen beim Wort »Raum« in erster Linie an den so genannten »mathematischen Raum« (Bollnow 1963, 16). Dieser Raum lässt sich in drei Dimensionen darstellen, er lässt sich anhand mathematischer Formeln berechnen und mit Möbelstücken einrichten. Eher unbeachtet ist jedoch der »menschliche Umraum« (Bollnow 1963, 16), der »wirkliche konkrete Raum, in dem sich unser Leben abspielt« (Bollnow 1963, 19). Es wird hier die Interdependenz von Sozialität und Räumlichkeit besonders betont. Beides sind voneinander abhängige und nur gegenseitig erklärbare Konstrukte. Bereits für Simmel stellt Raum ein Grundelement dar, um menschliches Zusammenleben bzw. gesellschaftliche Organisation erklären zu können. Seiner Auffassung nach strukturieren erst die Wechselwirkungen zwischen den Menschen den Raum, geben ihm eine Atmosphäre. Zwischen isoliert nebeneinander lebenden Menschen gibt es nur unerfüllten, leeren Raum. Raum ist für ihn ein sozial auszufüllendes Potenzial und keine objektive Gegebenheit der Natur, kein starrer Behälter, der unabhängig von sozialen und materiellen Verhältnissen existiert, wie mathematisch geprägte Auffassungen vertreten. (Simmel 1992, vgl. auch Sturm 2000, Löw 2001) So sollte Raum, wie selbst auch Arendt, Habermas und Elias trotz ihrer unterschiedlichen theoretischen Ansatzpunkte in ähnlicher Weise betonen, als Ergebnis menschlichen Handelns betrachtet und aufgefasst werden. Erst soziales Agieren verleiht dem Raumkonstrukt einen Sinn. (Löw 2001, vgl. zu den einzelnen theoretischen Denkrichtungen bzgl. Raum auch Arendt 1967, Habermas 1990, Elias 1984). Selbst Bourdieu (1991) geht von der Interdependenz zwischen menschlichem Handeln und Struktur aus, er nennt dieses Phänomen »sozialen Raum« oder »Feld«. Dies bedeutet für ihn Raum der Beziehungen.¹² Daraus lässt sich schlussfolgern, dass Räume nicht per se als Hülle existieren, sie werden erst durch individuelles Handeln geschaffen, verändert und steuern dann wiederum als räumliche Strukturen, die in

11 Der Begriff des Raumes darf nach Löw (2001) jedoch nicht mit dem Begriff des Ortes gleichgesetzt werden. Ein Ort ist ein Platz, eine Stelle, die konkret benennbar und meist geographisch markiert ist. Es ist die Stelle, an welcher man sich gerade befindet. Raum ist ein Konstrukt und nicht kartographisch bestimmbar. Die Individuen finden Orte vor und konstituieren/machen daraus Räume, vgl. dazu auch Löw 2001.

12 Davon unterscheidet er den angeeigneten physischen Raum, vgl. Bourdieu 1991, 28.

Institutionen eingelagert sind, soziales Handeln. (Löw 2001, 172) Gerade institutionalisierte Räume, Räume mit Handlungssicherheit, sichern und beschränken gleichzeitig dann auch das Miteinander der Akteure in ihnen. Allerdings sind sie nicht davor geschützt, durch neue Aushandlungsprozesse verändert zu werden.¹³ (Vgl. dazu Löw 2001)

Bezieht man die Ausführungen auf das tägliche Leben im Zugraum, bedeutet es, dass die individuellen Handlungen der Bahnreisenden selbst für die Raumkonstitution ihres Abteils verantwortlich sind. Sie strukturieren den Raum, sie prägen auch das Leben in diesem Raum, verändern ihn möglicherweise im Laufe der Zeit. Und diese Strukturen spiegeln sich als Handlungsrahmen wiederum auf die Reisenden zurück.¹⁴ Diese Konstitutionsleistung des Raumes durch die Individuen – in vorliegenden Fall der Bahnreisenden – als Akteure und Konstrukteure ist eine Sozialleistung, die gleichzeitig eng mit dem Alltag, der Lebensführung dieser Personen verbunden ist. Das Einbringen individueller, auf subjektiver Lebensführung beruhender Ansprüche und Vorstellungen prägt die Atmosphäre, die Struktur des Raumes. Dies geschieht in der Form, dass Reisende stets versuchen, sich ihrer persönlichen Lebensführung entsprechend im Zug einzurichten und zu handeln. Das bedeutet, die individuelle, subjektive Raumaneignung vor dem Hintergrund der eigenen alltäglichen Lebensführung führt im Austausch mit anderen Mitreisenden zur sozialstrukturellen Raumkonstitution. Es ist jedoch notwendig, die Strukturierungsmechanismen vor einem differenzierten Zeithorizont zu betrachten. In situativer Perspektive findet Raumkonstitution im Bahnabteil ständig, immerwährend statt und ist abhängig von aktuell Anwesenden und deren Ansprüchen an die Funktionen des Bahnfahrens. Verfestigte Raumstrukturen, welche das Handeln der Akteure steuern können, entstehen bzw. verändern sich erst über einen langen Zeitraum ständigen Raumhandelns.

13 Diese Aushandlungsprozesse und Raumveränderungen vollziehen sich permanent, wenngleich sie nicht sofort sichtbar und für den Einzelnen als veränderte Struktur wahrnehmbar sind.

14 Als plastisches Beispiel kann die Installation von Steckdosen in den ICE-Zügen herangezogen werden. Gab es noch vor 10 Jahren keine akute Notwendigkeit, eine Steckdose im Zug gebrauchen zu können, sieht das Bild heute wesentlich anders aus. Dadurch dass in den letzten Jahren zunehmend Reisende mit tragbarer Technik (Laptop, Handy, Organizer) im Zug unterwegs sind, entwickelte sich gleichermaßen das Bedürfnis, von der Ladekapazität der Akkus unabhängig zu sein. Am Platz verfügbarer Strom war dafür die ideale Lösung.

4. INDIVIDUELLE RAUMANEIGNUNG IM BAHNALLTAG

» ... Im Gang lärmt es wieder. Der Lärm kommt näher. Er macht vor unserem Abteil halt. Eine sehr laute und sehr rohe Stimme ruft: ›Do isch Blazz g'nug!‹ Wir erstarren. Die Tür wird ratternd und scheppernd aufgerissen. Leute mit Bärten und Rucksäcken stehen da: ›Do isch doch no frei?‹ Wir stammeln etwas. Die Bärte schreien: ›Dankschee!‹ und werfen ihr Gepäck, das Tonnen wiegen muss, auf die Ablage. Einer drängt sich zwischen uns ans Fenster und reißt es sperrangelweit auf. ›Do muss Luft rei!‹ brüllt er gutmütig. Alle, außer uns, lachen donnernd. Sie fangen zu singen an. ...«

Was bedeutet nun individuelle Raumaneignung arbeitsbedingt Bahnreisender im Zug? Wie schaffen es diese Reisenden, sich im Zug mit der Umwelt zu arrangieren? Diese Problematik soll exemplarisch am Beispiel zweier Pendlerinnen betrachtet werden. Sie werden einleitend kurz vorgestellt, um darauf aufbauend zu analysieren, wie der Zugraum von ihnen erlebt und im weiteren Schritt individuell angeeignet wird.

4.1 Beispiele individueller Raumaneignung im Zug

Für die Verdeutlichung der Argumentation habe ich zwei Frauen aus dem Sample ausgewählt, die aufgrund ihrer vom Wohnort weit entfernten Arbeitsplätze regelmäßig mit der Bahn unterwegs sind. Für Beide spielt es eine untergeordnete Rolle, dass der Arbeitsplatz nicht in Wohnortnähe ist. Für die Ausübung ihres Berufs nehmen sie gern die Wegstrecke in Kauf.

Frau Langhoff

Frau Langhoff, von Beruf Fundraiserin, ist Wochenpendlerin und Dienstreisende. Sie ist Reisende der 2. Klasse und nutzt überwiegend Fernverkehrszüge. Da sie derzeit kein Auto hat und eigentlich immer in Städten mit Fernverkehrsanbindung wohnt(e), ist die Bahn das Hauptverkehrsmittel für sie.

Entsprechend gestaltet sich auch ihr Alltag in der Bahn. Frau Langhoff kann als eher pragmatisch-inhaltlicher Typ des Bahnfahrens bezeichnet werden. Sie will möglichst schnell von A nach B kommen und dabei die Zeit optimal nutzen, also, wie sie es ausdrückt, »effektiv sitzen«. »Effektiv sitzen« bedeutet für Frau Langhoff dabei sowohl Arbeitsvor- und Nachbereitungen, aber auch und vor allem Entspannung, Entspannung auf Zeit. Sie richtet sich im Zug in der Weise ein, dass sie in einer Zweierbank eines Großraumabteils am Fenster sitzen kann, möglichst allein. Sämtliche Utensilien und Unterlagen, die sie für die Bahnfahrt gebrauchen könnte, liegen neben ihr gleich griffbereit. Und sie hat immer einen »möglichst blutigen Krimi« bei sich, in welchem sie auf jeder Reise liest.

Damit wird die Sitzreihe im Zug zum physischen, der Krimi zu etwas wie einem metaphysischen Rückzugsraum. So kann der Alltag außerhalb und innerhalb des Zuges zumindest mental auf Abstand gehalten werden. Frau Langhoff findet es sehr praktisch und vorteilhaft, dass sie sich die Zeit und den Raum im Zug frei einteilen kann und dabei keiner Person Rechenschaft schuldig ist. Der Zug ist für sie eine Art stilles Zimmerchen, in welchem sie einfach sie selbst, einfach allein sein kann. Die Anwesenheit der Reisenden wird ausgeblendet. Mitreisende sind für sie eher Statisten, Inventar des Bahnfahralltags, die nach festgelegten Logiken funktionieren müssen. Bei Störungen hat sie keinerlei Scheu, die Störer darauf hinzuweisen, dass deren Verhalten auf sie belästigende Wirkung hat. Erst im Notfall ist es für Frau Langhoff eine Option, den Platz während der Fahrt zu wechseln. Sie mag es eigentlich nicht gern, einmal errichtete Mauern abzureißen und an anderer Stelle wieder aufzubauen.

Frau Baumann

Frau Baumann, von Beruf Bibliothekarin, fährt in der Regel zweimal die Woche (in Abhängigkeit von ihren Arbeitsaufgaben) mit der Bahn zur Arbeit. Das sind zwei Stunden hin und wieder zwei Stunden zurück, vier Stunden pro Tag. Sie hat einen Teilzeitvertrag, dessen Pensum sie in zwei Tagen abarbeitet. Frau Baumann war zehn Jahre lang durch die Geburt und Erziehung ihrer drei Kinder zu Hause, um sich vorrangig der Familie zu widmen. Seit mehr als drei Jahren arbeitet sie wieder bei ihrem früheren Arbeitgeber. Diese Arbeit ist für sie eher ein Hobby als eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Auf ihrem Arbeitsweg fährt sie SBahn, RE oder IC und Fahrrad. Sie ist Reisende der 2. Klasse. Der lange Anfahrtsweg ist durch den Umzug der Familie in eine ländliche Region zustande gekommen. Die Nutzung des Autos kommt für sie nicht in Frage, da dieses der Firmenwagen des Mannes ist und sie selbst ungern längere Strecken mit dem Auto fährt.

Die Fahrt mit dem Zug bedeutet für sie ebenfalls effektive Nutzzeit, eine Vorzeit vor den eigentlichen Alltagsbereichen Arbeit bzw. Familie. Diesem Zeitfenster sind spezielle Aufgaben vorbehalten, egal ob es Arbeitsvorbereitungen oder das Nachholen des Mittagsschlafes sind.

Im Bahnalltag von Frau Baumann spielen jedoch die Mitreisenden eine sehr große Rolle. Sie sind es, die letztendlich bestimmen, welchen Zug Frau Baumann am Morgen nimmt¹⁵, sie sind es, die vorleben, wie sie im Zug zu sitzen hat und sie sind

15 Wenn die individuelle Rauman eignung aufgrund des sozialen Umfeldes nicht funktioniert und der Zug gewechselt werden muss, hat das unter Umständen massive Auswirkungen auf die Lebensführung und den Alltag von Frau Baumann zur Folge. Sie kann nicht den anvisierten Zug nehmen, entsprechend ist sie gezwungen, auch ihren Alltag (Morgentoilette, Frühstück etc.) zu Hause mit den anderen Familienmitgliedern neu zu arrangieren.

es letztendlich auch, die Frau Baumanns Sitzplatzwahl beeinträchtigen. Frau Baumann ist eigentlich während ihrer Bahnfahrten hauptsächlich damit beschäftigt, dem sozialen Umfeld in Form weiterer Mitreisender aus dem Weg zu gehen bzw. sich ihnen so anzupassen, dass sie nicht aus dem »Rahmen« fällt. Sie ist daher eine eher inhaltlich-emotionale Bahnfahrerin. Frau Baumann lässt sich oft von ihrer Umwelt in ihrem Verhalten dominieren und sie reagiert oftmals gekränkt, wenn sie in ihrer Rauman eignung zurückstecken muss: *»...und das war so kuschlig und gemütlich und ich war tierisch müde und abgenervt und es war alles ganz wunderbar. Und Schuhe aus und gemütlich hingesetzt und eingekuschelt, und plötzlich macht es ›Wusch‹ und dann kam offensichtlich ein Anschlusszug (lachen), und es schwappte nur noch so mit Leuten und hinterher hatt ich dagesessen auf meinem klein, so, so, wenig Platz wie nie, [...] und, ›oh‹, da hab ich mich dann wieder angezogen, und Schuhe an und alles und (...) das war sehr unangenehm. Und da dacht ich mir ›also, das machst nicht noch mal.«* Ihre Sitzplätze sucht sie mittlerweile danach aus, ob sie sich am Platz frei bewegen kann und nicht auf andere Reisende angewiesen ist. Sozialräumliche Nähe evoziert bei Frau Baumann eher Stress. So gibt es bei ihr »hyperoptimale« Plätze, welche »sich einfach irgendwie ergeben (haben), dass ich das verstanden hab, dass das die Plätze für mich sind«. Das heißt für sie in der Regel im Großraumwagen bei Interregio-Zügen am zu Gang sitzen bzw. im Intercity-Zug, sofern genügend Plätze vorhanden, am Fenster auf einer Zweierbank, die sie für sich allein in Anspruch nimmt. Im Laufe ihrer Bahnfahrzeit hat Frau Baumann erkannt, dass Großraumabteile im Zug räumlich unter den Reisenden »aufgeteilt« werden. Dabei ist klar, dass keiner den Raum eines anderen Mitreisenden beschneidet, so lang es noch unbesetzten Freiraum im Wagen gibt. Frau Baumann begründet das Verhalten damit, dass es *»einfach ein Pendlerzug ist – da hat jeder genau sein, sein Bereich, den er wählt«*. Es ist ihr jedoch sehr unangenehm, im Kleinraumabteil zu sitzen. Das Großraumabteil verspricht eher die von ihr präferierte Anonymität. *»Weil im Abteil hab ich immer den Eindruck, jetzt bin ich so, so einge-, eingesperrt so bischen und wenn einem da jemand unangenehm ist, ist es halt sehr viel schwieriger aufzustehen und zu gehen. (...) Also, ich würd dann schon hin und her überlegen, ob ich jetzt da aufsteh und geh oder ob ich's nicht noch aushalte und so.«*

4.2 Individuelles Raumerleben

Wie stellt sich nun der Zug als technischer, sozialer und zeitlicher Raum den beiden Frauen dar? Welche Eindrücke des Raumerlebens lassen sich beschreiben?

Für Frau Langhoff und Frau Baumann unterscheiden sich grundsätzlich die jeweiligen Zugräume nach einzelnen Zugtypen. Es spielt für beide eine wichtige Rolle, ob sie in einem Nah-, Regional- oder Fernverkehrszug unterwegs sind. Bei beiden sind die Nahverkehrszüge vor allem mit Enge, mit vielen Reisenden (verbunden mit hohem Erkältungsrisiko), unkomfortablen Plätzen sowie teilweise auch Verschwendung persönlicher Zeit verbunden. Im Nahverkehrszug zu reisen, kommt Frau Langhoff z.B. einem »Viehwagen-Transport« gleich. Die Fahrt in diesen Zügen ist zwar preiswert, aber zur Koordination des persönlichen Alltags ist sie nicht in jedem Fall zielführend. Frau Langhoff erlebt es weniger als verschwendete Zeit, wenn sie im ICE fünf Stunden unterwegs ist und dafür mehrere hundert Kilometer überwunden hat als zwei Stunden lang mit der Regionalbahn durch die Landschaft zu fahren, an »jeder Gießkanne« zu halten, um eine wenige Kilometer entfernte Stadt zu erreichen.

Im Regional- und Fernverkehrszug erleben die Pendlerinnen den Großraumwagen wesentlich angenehmer als das Kleinraumabteil. Im letzteren stört sie vor allem eine stärkere gegenseitige Wahrnehmung, welche sich als soziale Kontrolle bezeichnen lässt. Ein Abtauchen in die Anonymität der Masse aller Reisenden ist nicht möglich. Aber gerade die Zugfahrt stellt für beide Frauen eine wichtige Eigenzeit, einen unabhängigen Zeitraum dar, in welchem sie der Kontrolle des Alltags außerhalb des Zuges entfliehen können. Hier haben sie die Möglichkeit, einen Ausschnitt ihres Lebensführungsalltags individuell zu gestalten.

Anderen Mitreisenden gegenüber demonstriert Frau Langhoff auf sozialer Ebene eher Kühle und Distanz. Sie nimmt die Reisenden um sich herum nicht bewusst wahr. Allein Personen, die aufgrund erhöhter Geräuschbelästigung (lautes Sprechen, Telefonieren) auffallen, nimmt Frau Langhoff zur Kenntnis. Ganz anders Frau Baumann. Sie schaut sich ihre Mitreisenden und deren Verhalten ganz genau an und orientiert teilweise ihr eigenes Handeln, ihre eigenen Alltagsentscheidungen an ihnen. Sie ist sehr sensibel für soziale Einflüsse der Mitreisenden. Es ist nicht immer leicht, sich aus den Alltag im Zug gedanklich auszuklinken: »ich kann ganz schlecht weg-hören«. Frau Baumann erlebt den Alltag im Zug eher als Abhängigkeit von dem sie umgebenden sozialen Umfeld.

Insgesamt erleben jedoch beide Frauen die Bahnfahrt als einen Sonderraum für sich, es ist eine Zwischenwelt, ein Zwischenort bzw. eine Zwischenzeit jenseits des familiären und beruflichen Alltags. Ihre Raumerlebnisse, ihre Wahrnehmungen, die sie mit dem Bahnfahren verbinden, wirken sich dabei unmittelbar auf ihre Arrangements im Zug, auf ihre Aneignung des Zugraumes aus.

4.3 Raumarrangements

Sowohl Frau Langhoff als auch Frau Baumann ist der eigene, individuelle (Zeit-) Raum¹⁶ sehr wichtig beim Bahnfahren. Je nach Ausmaß entscheiden sie, ob und in welcher Weise die Bahnfahrt für aktuell anstehende Belange genutzt werden kann.

Frau Langhoff und Frau Baumann unterscheiden sich nicht nur in ihrem Zugraum-erleben, sondern auch sehr deutlich in ihren Bahnfahr- und Raumaneignungsarrangements. Ein wichtiger Unterschied besteht im Umgang mit dem sozialen Umfeld im Zug. Frau Langhoff gehört zu den Reisenden, die ihr Revier gern aktiv vergrößern, indem sie für sich mehr Platz beanspruchen als institutionell von der Bahn vorgesehen. Nach dem Motto »My Seat is my Castle« wird der zur Verfügung stehende Platz/Raum sehr freizügig für die eigenen Belange instrumentalisiert: die Tasche neben sich abstellen, Schuhe ausziehen und auf den anderen Sitz legen, Getränke und Essen werden auf dem Tischchen an der Vorderlehne platziert, Arbeitsmaterialien und der Krimi kommen ins Ablagenetz des Nachbarsitzes. Ihr ist es aber auf der anderen Seite auch nicht unangenehm oder gar peinlich, wenn sie sich in ihrer räumlichen Ausbreitung (wenn zahlreiche Personen zusteigen) wieder etwas einschränken muss. Ganz im Gegenteil, die Willensbekundung der Platzbeanspruchung ist Frau Langhoff gegenüber lautstark zu äußern. Dadurch, dass Frau Langhoff es schafft, die Anwesenheit weiterer Mitreisender von vornherein gedanklich auszublenden, nutzt sie den Zugraum und die Zeit als Quell von Ruhe, Konzentration und ungestörten gedanklichen Ausschweifungen. Ihr fällt es oftmals leichter im Zug zu arbeiten als an ihrem Arbeitsplatz. Dazu sitzt sie gern allein in einer Sitzreihe am Fenster. Da kann sie ungestört einmal »in alle Richtungen denken«. Als Handwerkszeug reichen ihr dazu lediglich ein Block Papier und Schreibzeug, auf technische Infrastruktur des Zuges ist sie nicht angewiesen.

Frau Baumanns Verhältnis zu anderen Mitreisenden ist eher von wissentlicher Distanz geprägt. Sie engt sich bei der Gestaltung ihres Sitzplatzes von vornherein eher ein bzw. breitet sich gar nicht erst groß räumlich aus. Sie hat eher Angst vor der Enttäuschung, einmal errichteten großzügigen Freiraum wieder an andere Reisende abtreten zu müssen. Sie möchte derartige frustrierende Erlebnisse eher vermeiden, so dass sie mit der Konstitution ihres persönlichen Raumes eher sparsam umgeht. Dabei orientiert sie sich auch am Verhalten ihrer Mitreisenden. Frau Baumann versucht nach Möglichkeit, aus jeder ihrer Fahrten »so ne kleine Urlaubsreise

16 Streufert/Nogami (1979) sprechen vom persönlichen Raum als eine räumliche Entfernung zwischen zwei Personen mit unsichtbarer, individuell festgelegter Grenze.

da draus« zu machen. Sie sucht sich einen Platz mit möglichst wenigen Reisenden rings herum. Sie hat ihre Kopfhörer und Musik zur Entspannung dabei: »weil ich da so einen Knopf entwickelt hab, der mich automatisch entspannt«. Hat es sich Frau Baumann dann einmal gemütlich gemacht, kann sie problemlos Arbeitsunterlagen durchsehen, Arbeitsaufgaben strukturieren, private Grußkarten schreiben, Zeitung lesen oder einfach auch schlafen.

Sowohl Frau Langhoff als auch Frau Baumann nehmen jedoch unter Umständen auch die Option wahr, bei zu starker, sozialer Bedrängnis bzw. wenn die persönliche Stimmungslage so gar nicht mit der Gemütsverfassung der Mitreisenden übereinstimmt, den Platz aufzugeben, um sich an anderer Stelle neu einzurichten. Frau Langhoff scheut davor, während der Fahrt alles Gepäck zusammenzusuchen und nach einem neuen Platz Ausschau halten zu müssen, wenn sie sich einmal eingerichtet hat. Frau Baumann dagegen hat stets das ungute Gefühl, dass sie mit ihrem Platzwechsel den Reisenden signalisiert, dass es ihr unangenehm ist, neben ihnen zu sitzen und aus diesem Grund die Flucht ergreift.

5. SCHLUSSFOLGERUNGEN – ZUR KONSTITUTION VON BAHNRÄUMEN

» ... Wir, mein Gegenüber und ich, sitzen stumm im eisigen Fahrtwind. Ich reiche ihm die Tüte mit den Chips. Er greift mit klammen Fingern hinein und versucht zu lächeln. Wir nicken uns zu. Wir verstehen uns.«

Wie am Beispiel von Frau Langhoff und Frau Baumann erläutert wurde, ist es für die Erschließung des Zugraumes als soziales Konstrukt sinnvoll, darauf zu achten, aus welchem Kontext heraus sich die Reisenden im Zug befinden. Welche Ansprüche stellen sie an die Zeit und den Raum im Zug. Ein Blick auf die alltägliche Lebensführung der einzelnen Personen hilft, individuelle, Raum konstituierende Verhaltensmuster im Zugabteil zu verstehen.

Das Abgrenzen von anderen Mitreisenden, die Wahl eines eher an sozialen Kontakten armen Sitzplatzes, führt zu der Vermutung, dass die Alltagswelten jenseits des Zuges die zwei hier vorgestellten Pendlerinnen in unterschiedlicher Weise sehr fordern. Der Zug ist für sie dann ein willkommener Rückzugsraum mit persönlichen Freiräumen. Als Reaktion auf die Alltagsanforderungen am Arbeitsplatz und in der Familie wird zum einen der Zugraum entsprechend wahrgenommen und bewertet. Ebenso bauen die jeweiligen Bahnfahrarrangements auf persönlichen Lebensführungsroutinen auf. Im Zugwagen werden diese dann entweder proaktiv durch-

gesetzt (wie es Frau Langhoff praktiziert) oder im Abgleich mit anderen Verhaltensmustern in den Bahnabteilalltag eingebunden (wie bei Frau Baumann zu sehen ist). Insgesamt ergibt es ein sehr differenziertes räumliches Arrangement verschiedener Lebensführungen im Bahnabteil.

Weiterhin ermöglicht erst die Konstitution eines persönlichen Bahnraumes die Konzentration auf bestimmte, dem Bahnfahralltag zugeordnete Funktionen/Zwecke. Ist es für die Reisenden nicht möglich, sich ein Stück eigenen Bahnraum zu schaffen, zu gestalten, wird es sehr schwierig, die Dinge zu tun, welche für die Bahnfahrt bestimmt waren. Am Beispiel von Frau Baumann festhaltend, war es ihr aufgrund eines zu hohen Geräuschpegels im Zug nicht möglich, ihren morgendlichen Routinetätigkeiten, wie Zeitung lesen und den Arbeitstag vorbereiten, nachzugehen. Sie war gezwungen, vom Regionalzug zum Intercity-Zug zu wechseln, um ihre Alltagsroutinen im Zug wieder entfalten zu können.¹⁷ Damit hat sich jedoch gleichzeitig der Fahrplan ihrer Lebensführung verändern müssen, denn mit dem Zugwechsel ging auch ein Wechsel der Fahrtzeiten einher. Es spielt demnach eine wichtige Rolle, was im Abteil passiert, wie man sich im Abteil einrichten kann oder nicht. Die Lebensführung ist dann evtl. auf spezielle Zugzeiten und Zugräume ausgerichtet. Dies gestaltet sich nicht in jedem Fall unproblematisch, gerade, wenn es eine Familie zu Hause gibt, die ebenfalls ihre Eigenzeiten und Eigenräume zu den speziellen Zeiten hat, können Konflikte daraus entstehen.

Die benannten individuellen Lebensführungsarrangements strukturieren jedoch nicht nur situativ den Raum Bahnabteil, sondern leisten in täglicher Routine und Habitualisierung einen Beitrag zur Schaffung bzw. Veränderung gefestigter Raumstrukturen und wirken handlungsstrukturierend auf die Akteure zurück. Als Beispiel hierfür lässt sich die Abneigung zahlreicher Reisender (so auch Frau Langhoff und Frau Baumann) gegen den Aufenthalt im Kleinraumabteil benennen. Das subjektiv unangenehme Gefühl sozialer Kontrolliertheit lässt sich (neben dem finanziellen Vorteil für das Unternehmen) als ein Grund bezeichnen, warum Großraumwagen im Zug deutlich an Attraktivität gewonnen haben.

17 Die Alternative wäre gewesen, die für die Zugfahrt bestimmten Tätigkeiten zu Hause oder am Arbeitsplatz zu erledigen. Das wiederum hätte zur Folge, dass an anderen Alltagszeiten gespart werden müsste, dass möglicherweise weniger Zeit für die Kinder da wäre oder Frau Baumann länger am Arbeitsplatz ist. Bisherige Lebensführungsarrangements wären obsolet geworden, neue Aushandlungen notwendig.

LITERATURVERZEICHNIS

- Arendt, Hannah: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München: Piper 1967.
- Berger, Peter A.: Anwesenheit und Abwesenheit. Raumbezüge sozialen Handelns. In: Berliner Journal für Soziologie 1/1995, S. 405-413.
- Bollnow, Otto-Friedrich: Mensch und Raum. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 1963.
- Bolte, Karl Martin: Vorwort. In: Kudera, Werner/Voß, G. Günter (Hg.): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen: Leske + Budrich 2000, S. 5-10.
- Bourdieu, Pierre: Physischer sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen, Frankfurter Beiträge, Band 2, Frankfurt am Main: Campus Verlag 1991, S. 25-34.
- Deutsche Bahn AG (Hg.): Die Bahn macht mobil. Berlin 2004.
- Elias, Norbert: Über die Zeit – Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt: Suhrkamp 1984.
- Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne. Reihe suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Band 1295, 2. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997.
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1990.
- Hefele, Albert: Das ist aber mein Abteil! Geteilte Freud' ist doppelte Freud' – für Bahnabteile gilt das nicht. Da werden Urinstinkte geweckt. In: mobil 08/2001, S. 49.
- Löw, Martina: Raumsoziologie. Reihe suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1506, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001.
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, 6. Auflage, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1996.
- Poppitz, Angela: Mobiles Arbeiten im Zug. Räumliche Entgrenzungen von Arbeitssalltag und Bahnabteil. In: Kley, Björn (Hg.): Welt.R@um.Körper. 2005 [im Erscheinen].
- Schivelbusch, Wolfgang: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, Hanser Anthropologie, herausgegeben von Wolf Lepenies und Hennig Ritter, München-Wien: Carl Hanser Verlag 1977.
- Schroer, Markus: Raumkörper und Körperraum – zwischen Öffnung und Schließung. In: Krämer-Bodani, Th./Kuhm, K. (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Stadt, Raum und Gesellschaft, herausgegeben von Hartmut Häußermann, Detlev Ipsen, Thomas Krämer-Bodani, Die-

ter Läßle, Marianne Rodenstein, Walter Siebel, Band 21, Opladen: Leske + Budrich 2003, S. 73-92.

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.

Simmel, Georg: Soziologie des Raumes. In: Georg Simmel (Hg.): Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Bd. 1, S. 132-183.

Streuert, Siegfried/Nogami, Glenda Y.: Der Mensch im beengten Raum, Praxis der Sozialpsychologie, Band 10, Darmstadt: Dr. Dietrich Steinkopff Verlag 1979.

Sturm, Gabriele: Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basis-konzept raumbezogener Wissenschaften. Opladen: Leske + Budrich 2000.

DIE KONSUMENTIN IN DER GROSSSTADT

Monica Neve

DAS SCHAUFENSTER ALS LEITMOTIV: EINE BILDSERIE VON AUGUST MACKE

Eine offensichtlich gut gekleidete Dame steht vor dem Schaufenster eines Hutgeschäfts und nimmt sich einen Moment Zeit, das ausgestellte Hutsortiment zu betrachten. Sie ist allein. Vielleicht ist sie ohne Begleitung unterwegs. Wahrscheinlicher ist aber, dass ein männlicher Begleiter – Ehemann, Vater oder Bekannter – im Hintergrund auf sie wartet. Möglicherweise promenierte sie am Sonntagnachmittag die Straßen der Stadt entlang oder mit dem Ziel, die neuesten Moden der Saison zu kaufen. Sie könnte auf dem Weg zu einem Termin sein oder auf dem Heimweg zurück in ihren häuslichen Bereich, wobei sie flüchtig einen Blick auf die neuen Hutmoden im Schaufenster wirft. Das Bild bietet genügend Raum für Spekulation. Die zentrale Aussage des Bildes besteht jedoch darin, dass die Dame vor einem Schaufenster in der Öffentlichkeit steht, dass sie sich mit einem Schaufensterbummel vergnügt und sich damit deutlich als potenzielle Modekonsumentin zu erkennen gibt. Das Gemälde (Öl auf Leinwand) von 1913 trägt den einfachen Titel *Vor dem Hutladen* und gehört zu einer Bildserie des Künstlers August Macke, in der das Schaufenster als Leitmotiv behandelt wird. Häufig erscheint dabei die Modekonsumentin in Mackes Bildern, bezeichnend dafür, dass Anfang des 20. Jahrhunderts Frauen tatsächlich auf den Straßen der Stadt als Konsumentinnen zu beobachten waren. Das Bild der ›shoppenden‹ Frau, die im Mittelpunkt von Mackes Bilderserie steht, ist eine Figur, die mit den Mythen über Mode und Einkaufen als geschlechtsspezifische Aktivität assoziiert wird, und die häufig von Unterhaltungsblättern zur satirischen Darstellung der Massenkultur übernommen wurde.¹

Mackes Gemälde lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das zentrale Thema dieses Sammelbandes – Geschlecht und Raum. Das Bild stellt eine Frau im öffentlichen Raum dar, die sich mit dem Konsum in Form des Schaufensterbummels beschäftigt. Das Ziel dieses Artikels ist es zu erörtern, wie sich der Konsum zu einer weiblichen

1 Sherwin Simmons, »August Macke's Shoppers: Commodity Aesthetics, Modernist Autonomy and the Inexhaustible Will of Kitch« *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, 63 (1), 2000, S.47-88, hier S. 49.

Freizeitaktivität entwickelt hat und dadurch der Frau den Zugang zur Stadt ermöglichte. Im Folgenden werde ich einen Überblick der relevanten Themen präsentieren und mich dabei auf erste Ergebnisse meiner derzeitigen Forschung beziehen.²

1. Warum Konsum?

Die ursprüngliche Idee für dieses Promotionsprojekt stammt aus der Diskussion über den Konsum in der heutigen westlichen Gesellschaft. Liest man die Zeitungen, hört Radio oder sieht Fernsehen, so wird einem schnell die Bedeutung konsumbezogener Themen und, in der Folge, die Tatsache bewusst, dass wir Mitglieder einer »Konsumgesellschaft« sind. Der Konsum scheint unser Antrieb zu sein. Unser Lebensziel – so der Eindruck – ist der Besitz von schöneren, teureren und immer mehr Dingen. Und das Ziel des Ganzen ist natürlich Glück bzw. Erfüllung.

Konsum, Einkaufen und »Retail-Therapy« sind Thema zahlreicher (besonders englischsprachiger) Fernsehserien – man denke nur an *Sex and the City* oder *Absolutely Fabulous* – und Bücher wie *Confessions of a Shopaholic* und *Retail Therapy: Life Lessons Learned While Shopping*, auf Deutsch ist Nicole Müllers *Kaufen! Ein Warenhausroman* zu nennen.³ Konsum ist tatsächlich so gegenwärtig, dass es seit ca. einem Jahrzehnt sogar eine Bewegung gegen den Massenkonsum gibt, die versucht, Wünsche, Ansprüche und Konsumverhalten zu verringern. Neben den genannten Büchern zum Thema »Konsum und Einkaufen« sind zahlreiche andere Bücher erschienen, die die Frage des überflüssigen Konsums und die angeblich schädlichen Auswirkungen auf das soziale Gefüge der Gesellschaft thematisieren.⁴ Neuere Forschungsbereiche wie z.B. Ecofeminismus und Ecophilosophie betrachten die Beziehung des Menschen zur Natur anstelle materieller Objekte, um mit diesem wissenschaftlichen Ansatz Fragen der individuellen Identität, das Verhältnis zwischen Gegenwart und Vergangenheit sowie gesellschafts- und kulturbezogene Fragen zu beantworten.⁵

2 Dissertationprojekt an der Universität Konstanz im Fachbereich Geschichte und Soziologie zum Thema *Buying and Selling: constructing the female consumer in Munich 1900 – 1914*, Stand Juli 2005.

3 Vgl. Sophie Kinsella, *Confessions of a Shopaholic*, New York 2001, Amanda Ford, *Retail Therapy: Life Lessons Learned While Shopping*, York Beach 2002, Nicole Müller, *Kaufen! Ein Warenhausroman*, München/Wien 2004. Diese Fernsehserien und Bücher verwenden den Konsum bzw. das Shoppen entweder als Haupt-handlungskonzept oder auch als Hintergrund für die Erzählung.

4 Vgl. z.B. Clive Hamilton, *Growth Fetish*, Crows Nest 2003 oder Juliet Schor, *The Overspent American*, New York 1998.

5 Vgl. Heather Eaton und Lois Ann Lorentzen (Hg.), *Ecofeminism and globalization: exploring culture, context and religion*, Lanham 2003, Carol J. Adams (Hg.), *Ecofeminism and the sacred*, New York 1993, Noëlle Sturgeon, *Ecofeminist natures: race, gender, feminist theory, and political action*, New York 1997, Dieter Birnbacher, *Ökophilosophie*, Stuttgart 1997, Kate Rigby und Constant Mews, *Ecology, Gender and the Sacred*, Clayton 1999, Freya Mathews, *The Ecological Self*, New York, 1991.

Das Interesse an Konsum- und Werbefragen entspringt zunächst weniger dem historischen Standpunkt als vielmehr dem subjektiven Eindruck, dass die Konsumwelle fast allgegenwärtig geworden ist und dass der unersättliche Wunsch nach Konsumgütern den städtischen Alltag so sehr beeinflusst, dass es extrem schwer, wenn nicht unmöglich ist, diesen unter Kontrolle zu halten oder ihm gar zu widerstehen. Von einem historischen Standpunkt aus ist zu fragen, wann und wie der Massenkonsum einen solch hohen gesellschaftlichen Stellenwert bekam. Warum wird das Einkaufen bzw. das Shoppen so stark mit Frauen assoziiert? Welche Faktoren trugen dazu bei, Frauen in das Rampenlicht des Konsums zu rücken? Wie sprachen Werbemacher ihre Kunden an und welche Annahmen machten sie über die Merkmale der Konsumentin? Und schließlich, wie wurde die Konsumentin in Werbe- und Reklamefachzeitschriften konstruiert und dargestellt?

Ziel des Projekts, aus dem die hier präsentierten Forschungsergebnisse stammen, ist es, die Konstruktion und Darstellung der bürgerlichen Konsumentin in Werbestrategien von 1900 bis 1914 zu untersuchen. Als Quellen werden Reklamefachzeitschriften herangezogen sowie konkrete Beispiele der Werbemethoden dreier Münchener Firmen. Die Studie untersucht den Prozess, der dazu führte, dass im öffentlichen Bewusstsein die Frau als Konsumentin und der Konsum als Freizeitaktivität verfestigt wurden. Im Mittelpunkt steht die Entwicklung zeitgenössischer Vorstellungen zur Beziehung zwischen Frauen und Konsum. Es wird untersucht, wie diese Ideen dazu beitrugen, dass sich das Einkaufen zu einer gesellschaftlich verwurzelten und geschlechtsspezifischen Freizeitaktivität entwickelte. Die zentralen Fragen sind: Wie wurden zeitgenössische Konzepte von Geschlecht mit Werbestrategien verwoben, um Frauen zum Kaufen zu animieren? Welche Methoden wurden verwendet, um den weiblichen Konsum zu beschleunigen? Wie wurde die Konsumentin in diesem Prozess konstruiert?

Im Untersuchungszeitraum verbreiteten sich Reklame- und kaufmännische Fachzeitschriften, in den allermeisten Städten entstanden Warenhäuser, Werbestrategien wurden raffinierter. Veränderungen kommerzieller Strukturen wie z.B. effizientere Herstellungsmethoden, neue Produkte, neue Werbe- und Verkaufsstrategien waren Merkmale der frühen Konsumgesellschaft. Anfang des 20. Jahrhunderts konnte eine immer größere Minderheit wählen, was und wie sie konsumieren wollte. Während der Konsum für die Unterschichten noch den Erwerb notwendiger Grundnahrungsmittel bedeutete, begann die Mittelschicht die neue Freiheit zu genießen, die ihr die Konsumgesellschaft bot, nämlich Wünsche über tägliche Bedürfnisse hinaus zu erfüllen. Die Entwicklung eines Werbesystems zu diesem Zeitpunkt definierte die von Frauen gespielte Rolle in der Darstellung des Konsums neu. Werbung beein-

flusste zudem die Art und Weise, in der die Aneignung und Zurschaustellung von Kleidern sowie von Schmuck und Accessoires stattfand, und die im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert immer mehr weibliche Konnotationen annahm.

2. Theoretische Grundlagen

Gender

›Gender‹ hat sich längst als Kategorie erwiesen, die nicht nur eine Untersuchung der Geschichte der ›anderen Hälfte‹ der Gesellschaft ermöglicht, d.h. nicht nur die Geschichte der weiblichen Erfahrungen, sondern auch das, was Brigitte Studer als Untersuchung der vernachlässigten Prozesse, Konflikte, Wirklichkeiten, Grenzen, Sphären und Lebenswelten beschreibt.⁶ Als Kategorie historischer Analyse bezieht sich ›gender‹ sowohl auf die Beziehung zwischen den als auch innerhalb der Geschlechter (sex). ›Gender‹ kann als eine Art kollektive Identität verstanden werden, die wiederum individuelle Identitäten beeinflusst, die die kulturellen Bilder von Maskulinität und Femininität sowie die geschlechtsspezifischen Bilder innerhalb einer sozialen Schicht verkörpern. ›Women's studies‹, ›Gender studies‹ und Frauengeschichte beschäftigen sich daher nicht nur mit Frauen, sondern konzentrieren sich eher auf einer breiteren Ebene auf die sozialen Systeme und ideologischen Konzepte, die Gesellschaftsstrukturen und -sphären in der Vergangenheit und Gegenwart beeinflussen.

Für dieses Projekt hat sich der ›Doing gender‹-Ansatz als fruchtbar erwiesen. Dieser versteht die Welt der Frauen als Teil der Welt der Männer – die eine wird in und durch die andere geprägt. Die herrschende Idee der ›separate spheres‹ wird abgelehnt mit dem Argument, Frauen isoliert zu untersuchen bewahre den Mythos von streng getrennten Räumen für beide Geschlechter und lasse dadurch die Überlegung, ein Geschlecht habe auch mit dem anderen zu tun, nicht zu.⁷ Betont wird hier also die gesellschaftliche Konstruktion eines Geschlechts. Anstatt gegebenes Merkmal einer Person zu sein, entwickelt sich das ›Gender‹ eines Individuums durch Kategorisierung, Identifikation und Interaktion.⁸ ›Gender‹ ist dadurch »das Ergebnis sozialer, kultureller Prozesse auf Grundlage symbolvermittelter sozialer Interaktio-

6 Brigitte Studer, »Von der Legitimations- zur Relevanzproblematik. Zum Stand der Geschlechtergeschichte«, in Veronika Aegerter, Nicole Graf, Natalie Imboden, Thea Rytz und Rita Stöckli (Hg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998*, Zürich 1999, S. 19-30, hier S. 20.

7 Joan Wallach Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988, S. 32.

8 Gesa Kessemeier, *Sportlich, sachlich, männlich. Das Bild der ›Neuen Frau‹ in den zwanziger Jahren. Zur Konstruktion geschlechtsspezifischer Körperbilder in der Mode der Jahre 1900 bis 1929*, Dortmund 2000, S. 190.

nen und kultureller und institutioneller Sedimentierung«. ⁹ Normative Wahrnehmungen von Haltungen werden gesellschaftlich konstruiert und durch gesellschaftliche Interaktionsrahmen dargestellt. Diese Interaktionsrahmen dienen dazu, gesellschaftlich geprägte Konzepte von Männlichkeit oder Weiblichkeit auszudrücken. Grundlage des ›Doing gender‹-Ansatzes ist daher das aktive Individuum, das als Mitglied einer Geschlechts-Kategorie innerhalb des symbolischen Systems der zwei Geschlechter ›männlich‹ und ›weiblich‹ zu erkennen ist. ¹⁰ ›Gender‹ ist also etwas, was der/die Einzelne ›macht‹ und nicht etwas, was er/sie ›hat‹ oder ›ist‹.

Abrams und Harvey behaupten dagegen, dass trotz der Schwierigkeiten und Beschränkungen des ›Separate Spheres‹-Ansatzes die feministische Historiographie von einer Untersuchung der Prozesse profitieren kann da »spheres and boundaries between public and private have been constructed, applied and challenged in the past«. ¹¹ Kommerzialisierung, raffinierte Werbestrategien und die Entwicklung einer Konsumgesellschaft waren allesamt Ereignisse, die es Frauen ermöglichten, sich legitim außerhalb der häuslichen Sphäre zu bewegen, um die Vorteile des kommerziellen Lebens zu genießen. So gesehen ist es sinnvoll, den ›Separate Spheres‹-Ansatz für ein solches Projekt im Blick zu behalten.

Die starke Kaufkraft der als Kundin geschätzten bürgerlichen Konsumentin fing insbesondere in der frühen Konsumgesellschaft des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts an, eine zentrale Rolle zu spielen. Der Konsum schaffte eine Gelegenheit für die Frau, um sich ohne männliche Begleitung im öffentlichen Raum zu bewegen. Der Konsum und das ›Shoppen‹ entwickelten sich schnell zu einer Aktivität, die im Auge der Öffentlichkeit als an sich weiblich verstanden wurde, eine Assoziation, die sich meiner Meinung nach bis heute erhalten hat.

Konsum

Die Wirtschaftsgeschichte wurde lange von Forschungsansätzen beherrscht, die das Produkt betonten und die den Konsumenten bzw. die Konsumentin, von denen Produkthersteller, Händler und Marketingspezialisten abhängig sind, in den Hintergrund rückten. Die ökonomische Theorie definiert den Konsumenten als vollständig informiertes und rationales Marktwesen. Die Wechselfälle menschlichen Ver-

9 Regine Gildemeister, »Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit«, in Ilona Ostner und Klaus Lichtblau (Hg.), *Feministische Vernunftskritik. Ansätze und Traditionen*, Frankfurt a. M./New York 1992, S. 220-239, hier S. 226.

10 Kessemeier, *Sportlich, sachlich, männlich*, S. 190-1.

11 Lynn Abrams und Elizabeth Harvey, »Introduction: gender and gender relations in German history« in Lynn Abrams und Elizabeth Harvey (Hg.), *Gender relations in German history: Power, agency and experience from the sixteenth to the twentieth century*, London 1996, S.1-37, hier S. 19.

haltens, soziale Einflüsse und zeitliche Aspekte werden nicht berücksichtigt. Während Historiker sich immer mehr mit Aspekten des bürgerlichen Konsums beschäftigen, beziehen sich diese Studien noch immer hauptsächlich auf ökonomische Fragen des Unternehmertums, Wachstum, Investitionen, Märkte und Wirtschaftsleistung. Kulturhistorische Perspektiven werden typischerweise nicht beleuchtet.

Eine kulturhistorische Untersuchung der Rolle des Konsumenten bzw. der Konsumentin innerhalb einer entstehenden Konsumgesellschaft bietet die Möglichkeit, die vorherrschenden sozialen Normen und Geschlechtsstereotypen und wie diese wiederum das Konsumverhalten beeinflussten, unter einem gesellschafts- und kulturbezogenen Blickwinkel zu verstehen.

Zunächst möchte ich den Begriff ›Konsumkultur‹ klären und anschließend mit den wichtigsten theoretischen Konzepten, die den Rahmen meines Projekts bilden, fortfahren. Kultur und Konsum sind eng miteinander verbunden. McCracken definiert ›Kultur‹ als »the idea and activities with which we construe and construct our world« und ›Konsum‹ als »the process by which consumer goods and services are created, bought, and used«.¹² Kurz gesagt, wenn Prinzipien, Ideale und Vorstellungen des Selbst und der Identität (d.h. Kultur) durch Konsumgüter konstruiert werden, sind diese Güter mit kultureller Bedeutung geladen. Das Ergebnis ist, dass Konsum und Kultur nicht voneinander getrennt werden können. Aus dieser Perspektive gesehen ist Konsum viel komplexer als die reine wirtschaftswissenschaftliche Definition über eine Menge wirtschaftlicher Ressourcen, die verbraucht werden und graphisch dargestellt werden können.

Anfang des 20. Jahrhunderts war die Verbreitung von Gebrauchsgegenständen mit den damit verbundenen Bildern und Deutungen in großem Ausmaß nur im urbanen Raum möglich. ›Konsumkultur‹ wurde dadurch zu einem ausgesprochen städtischen Phänomen. Die ›Konsumkultur‹, die Anfang des 20. Jahrhunderts zu erkennen ist, entstand in einer Zeit, in der sich die kommerziellen Zentren als Folge des Bevölkerungswachstums und tief greifender gesellschaftlicher Veränderungen stark entwickelten. Zu diesen gesellschaftlichen Veränderungen gehörten z.B. die Neuorganisation des Arbeitslebens und die wachsende Kluft zwischen öffentlicher und privater Sphäre. Entwicklungen im Bereich der öffentlichen Verkehrsmittel wurden sowohl von Herstellern als auch von Konsumenten genutzt und veränderten das räumliche Gefüge der Stadt. Eine wachsende, gesellschaftlich und geographisch immer mobilere städtische Bevölkerung war »inextricably bound up with the emer-

12 Grant McCracken, *Culture and Consumption: New Approaches to the Symbolic Character of Consumer Goods and Activities*, Indianapolis 1988, S. xi.

gence and consolidation of modern forms of retailing, and the department store in particular«.¹³

Eine Theorie, die häufig zur Erklärung der historischen Entwicklung des so genannten Massenkonsums herangezogen wird, ist die der sozialen ›Emulation‹. Der Sozialökonom Thorstein Veblen erörtert in seinem 1908 veröffentlichten Buch *Theorie der feinen Leute*¹⁴ seine Theorie des Konsumverhaltens, die auf ›Emulation‹ basiert. Darunter versteht man die Wünsche, die durch ein inhärentes Verlangen, höhere Gesellschaftsschichten nachzuahmen, ausgelöst werden. Bei Veblen geht es darum, dass durch den demonstrativen Konsum und die Zurschaustellung wertvoller Güter der Status des Individuums nach außen hin symbolisiert wird. Der/die Konsument/in dieser Güter erwirbt sein/ihr Prestige, dadurch, dass »die Dekodierung des Symbols durch die Außenwelt« dazu führt, »dass er seiner tatsächlichen gesellschaftlichen Stellung entsprechend hoch angesehen wird«.¹⁵ Der auffällige Konsum tritt gleichzeitig mit auffälliger, üppiger Freizeit¹⁶ auf, als Zeichen des Vermögens und der Tatsache, dass auf bezahlte Arbeit verzichtet werden kann. Obwohl dieses Konzept der vertikalen Mobilität ganz plausibel erscheint und eine Erklärung bietet für die vielen Faktoren, die das Konsumverhalten beeinflussen, ist das Erklärungspotenzial dadurch eingeschränkt, dass die komplexen Elemente des Geschmacks und der Kultur nicht berücksichtigt werden.

Colin Campbells Konzept des hedonistischen Konsums bewegt sich von der Idee der ›Freizeit‹ weg, wie sie in Veblens Theorie erscheint, hin zum Begriff des ›Vergnügens‹. Der Konsum dient hier nicht nur der angeberischen Zurschaustellung der reichlichen Freizeit. Er bedeutet den Kauf eines Produkts mitsamt dem Vergnügen, das durch die erträumten Erfahrungen, die mit seinem Besitz zusammenhängen, vermittelt wird: »The essential activity of consumption is thus not the actual selection, purchase or use of products, but the imaginative pleasure-seeking to which the product image lends itself, ›real‹ consumption being largely resultant of this ›mentalist‹ hedonism«.¹⁷ In diesem Modell liegt das zentrale Element des Konsumverlangens nicht in der von einem greifbaren Gut erhaltenen Befriedigung, son-

13 Mica Nava, »Modernity's Disavowal: Women, the city and the Department Store«, in Pasi Fail und Colin Campbell (Hg.), *The Shopping Experience*, London 1997, S. 56-91, hier S. 65.

14 Thorstein Veblen, *Theorie der feinen Leute*, New York 1953 (erste Veröffentlichung 1908).

15 Thomas Schnierer, *Soziologie der Werbung. Ein Überblick zum Forschungsstand einschließlich zentraler Aspekte der Werbepsychologie*, Opladen 1999, S. 151.

16 In der englischsprachigen Literatur haben sich die Begriffe ›conspicuous consumption‹ und ›conspicuous leisure‹ zu Standardbegriffen in der Diskussion über Konsum und Konsumverhalten etabliert.

17 Colin Campbell, *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*, Oxford/New York 1987, S. 89.

dern in der erträumten Qualität des Kaufs. Ein Konsumgut kann jedoch nie dem Vergnügen und den Erfahrungen gleichen, die in Tagträumen gemacht werden. Laut Campbell ist dies der Grund, warum Menschen ihre angeeigneten Güter rasch wieder loswerden, um gleichzeitig immer mehr zu wollen. So läuft die Spirale weiter – Käufe werden getätigt in der Hoffnung, dass ein unspezifisches Verlangen dabei befriedigt wird. Was allerdings übrig bleibt, ist die Desillusion, die Entsorgung des Produktes und anschließend ein neuer Einkauf, um das Objekt zu ersetzen, das bei der langfristigen Erfüllung des beabsichtigten, erträumten Zweckes versagt hat.¹⁸

Einzelne Motive für Konsum herauszugreifen könnte jedoch das komplexe Bild der Konsumverhaltensmuster zu sehr vereinfachen. In seiner umfassenden Untersuchung der Beziehung zwischen der Konsumgesellschaft und der Stadt lädt David B. Clarke uns ein, der Komplexität des Konsums einen genaueren Blick zu schenken, indem wir Baudrillards Definition in Betracht ziehen. Für Baudrillard bezieht sich der Konsum nicht auf die Bedürfnisse des Einzelnen – alltägliche, psychologische oder sonstige Bedürfnisse – sondern auf den symbolischen Austausch, die Rivalität und die Klassendiskriminierung.¹⁹ Diese Definition umfasst die weniger greifbaren Aspekte des Konsums, die aus einer Definition von Kultur stammen und dadurch den Konsum als Teil einer Kultur identifizieren.

Laut Clarke ist entscheidend, dass der Konsum nicht auf das Individuum bezogen zu verstehen ist, sondern auf der Grundlage der systemischen Rolle, die er bei der Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaft spielt. Für Clarke steckt hinter dem Konsumverhalten die systemische Rolle des Konsums, die das Verhalten beeinflusst, ehe es überhaupt in das Bewusstsein des sozialen Akteurs eingetreten ist.²⁰ Der Konsum ist, mit Baudrillard gesprochen »(...) a whole system of values, with all that expression implies in terms of group integration and social control functions«. Baudrillard macht den wichtigen Unterschied, dass der Konsum nicht »the individual function of interest across a corpus of objects« ist, sondern »the immediately social function of exchange, of communication, of distribution of values across a corpus of signs«.²¹ Somit ist die Konsumgesellschaft eine, in der der Konsum gelernt wird, in der also eine spezifische Art der Sozialisation stattfindet.²²

Ich halte mich an eine Sichtweise von Konsum, die Konsumverhalten in einer breiteren Gesellschaftsstruktur integriert sieht, in der Konsumententscheidungen das

18 Campbell, *The Romantic Ethic*, S. 90.

19 Jean Baudrillard, *For a critique of the political economy of the sign*, St. Louis 1981, S. 30-31.

20 David B. Clarke, *The Consumer Society and the Postmodern City*, London/New York, 2003, S. 66-67.

21 Jean Baudrillard, *The Consumer Society: Myths and Structure*, London 1998, S. 78.

22 Ebenda, S. 81.

Ergebnis erlernter Muster sind, die das Kulturmodell, in dem sie entstehen, wiedergeben. Der/die Konsument/in ist nicht autonom oder souverän wie in der ökonomischen Theorie angenommen wird, sondern externen Einflüssen und gesellschaftlichen Normen unterworfen, die durch Werbe- und Marketingstrategien vermittelt werden. Im Folgenden soll die Rolle der Werbung in der Konstruktion der Konsumentin sowie die Art und Weise, wie der Konsum als neue Freizeitbeschäftigung der bürgerlichen Frau den städtischen Raum zugänglich machte, diskutiert werden.

3. Werbung und die Konsumentin

Werbung in der Stadt

Zentral für den Konsum ist die Beziehung zum urbanen Raum. Die Stadt ist die Bühne, auf der die menschlichen Dramen der Vergangenheit und der Gegenwart, egal wie groß oder klein, aufgeführt werden. Sie ist ein Raum, der sich stets im Fluss von Veränderungen befunden hat. Während die Stadt von den Hoffnungen und Wünschen der Einwohner geprägt ist und im Rhythmus der Zeiten pulsiert, bietet sie einen Hintergrund für den Wandel der Gesellschaftsstrukturen, des Raumbesitzes und der Raumnutzung. Werbung wiederum eröffnete Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts neue Möglichkeiten, die Stadt zu erfahren und führte dadurch zu neuen Konsummustern sowie einem Wandel der urbanen Landschaft. Die Werbung veränderte nicht nur das Stadtbild, sondern beeinflusste auch, wie konsumiert wurde und von wem.²³ Wandlungen von Konsummustern hatten folglich auch Einfluss darauf, wer den Stadtraum beanspruchen konnte.

In den 1890er und frühen Jahren des 20. Jahrhunderts wurde lebhaft über die Entstehung von Kauf- und Warenhäusern wie z.B. *Hermann Tietz* und *Oberpollinger* und die sich wandelnde Handelslandschaft diskutiert. Zudem war die zunehmende Anwesenheit von konsumierenden Frauen in den Straßen der Städte – die nicht nur als Haushälterin, sondern auch für sich selbst einkauften – Gegenstand zahlreicher Debatten. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen, die die Konsumkultur Europas zu diesem Zeitpunkt kennzeichneten, hatten mit der Entwicklung der Werbung »as suggestion to systematic and explicit attempts to influence consumer behaviour«²⁴ zu tun. Durch den steigenden Umlauf von Tageszeitungen, Zeitschriften und durch neue Unterhaltungsmöglichkeiten (Tanzpaläs-

23 Clemens Wischermann und Elliot Shore, »Preface«, in Clemens Wischermann und Elliott Shore (Hg.), *Advertising and the European City: Historical Perspectives*, Aldershot 2000, S. xvii–xviii, hier S. xviii.

24 Ebenda, S. xvii.

te, Kabarett, später auch Kino)²⁵ prägte die immer raffinierter gestaltete Werbung das neu entstehende Bild der bürgerlichen Konsumentin grundlegend.

Werbung stützt sich auf gesellschaftlich akzeptierte Stereotypen, Verhaltensmuster und Selbstdarstellungsmethoden, um eine spezifische Konsumentengruppe anzusprechen. Sie bietet dadurch einen Blickwinkel, von dem aus die Konsumgesellschaft und ihre gesellschaftlichen Normen mit ihren sich wandelnden Werten sowie dem sich kontinuierlich verändernden Geschmack betrachtet werden kann. Werbemacher mussten nicht nur Ideen generieren und umsetzen, sondern sahen sich gewissermaßen als Psychologen. Als den Werbemachern und Händlern klar wurde, dass eine enge Beziehung zwischen Werbung und Konsument/in besteht, fingen sie bewusst an, sich auf diese Verbindung zu konzentrieren.²⁶ Stefan Haas vergleicht das Interesse an psychologischen Aspekten in der Werbung mit der viel diskutierten zeitgenössischen Debatte der Werbeästhetik. Während der Diskurs über Werbeästhetik die subjektive Interpretation und Wahrnehmung der Reklame betont, bezieht sich der psychologische Werbediskurs auf das Objekt an sich, d.h. das Produkt für das geworben wird. Die Rezeption der Werbung durch die Leser wird dadurch wesentlich wichtiger und damit steigt auch die Bedeutung der Rolle der Konsumenten und der verwendeten Werbestrategien.²⁷ Die Werbung ist daher nicht mehr nur eine Informationsquelle für die Konsument/in, sondern dient auch als Instrumentarium zur Anregung des Konsums.

Die Verführung der Konsumentin

Damit der Konsum sich als akzeptable Freizeitaktivität insbesondere für Frauen entwickeln konnte, musste die Konsumentin überzeugt werden, dass das Einkaufen zum persönlichen Vergnügen eine respektable und legitime Aktivität sei. Die moderne Konsumentin musste erst geschaffen, ihr Verlangen nach ästhetischer Befriedigung und Liebe zur Pracht kultiviert werden. Durch die Widerspiegelung gesellschaftlicher Werte und Erwartungen ist die auf Frauen bezogene Werbung eine wichtige Quelle, durch die der Einfluss von Kleidungsnormen, Idealen und Modetrends auf die Konstruktion der Identität der bürgerlichen Frau untersucht werden kann.

25 Warren G. Breckman, »Disciplining Consumption: The debate about luxury in Wilhelmine German, 1890-1914«, *Journal of Social History*, 24 (3), 1990, S. 485-506, hier S. 485.

26 Stefan Haas, »Psychologen, Künstler, Ökonomen. Das Selbstverständnis der Werbetreibenden zwischen Fin de Siècle und Nachkriegszeit«, in Peter Borscheid und Clemens Wischermann (Hg), *Bilderwelt des Alltags: Werbung in der Konsumgesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1995, S. 78-89, hier S. 82.

27 Ebenda, S. 82-83.

Die wachsende weibliche Beteiligung am Stadtleben war für den Erfolg der Konsumkultur des frühen zwanzigsten Jahrhunderts von wesentlicher Bedeutung. Die Konsumgesellschaft war ein Kontext, in dem Frauen die Möglichkeiten und Privilegien des modernen Lebens kennen lernen konnten. Anfang des 20. Jahrhunderts waren es Frauen, die als »(...) arbiters of taste and interpreters of the new – the modern« galten.²⁸ Das Einkaufen bzw. das Shoppen machte die öffentliche Sphäre für die Frau zugänglich, ein Raum, zu dem ihr der Zugang, wenn auch nicht ganz verwehrt, so doch nicht immer leicht gemacht worden war.²⁹ In welchem Maße der Konsum Frauen tatsächlich vom häuslichen Raum befreite oder nur als alternative quasi-häusliche Sphäre fungierte, die mit Konsumfallen versehen war, und die in Wahrheit die Frau weiterhin der eigentlichen Öffentlichkeit fernhielt, bleibt jedoch unklar.

Die Hauptaufgabe der bürgerlichen Konsumentin war die Verwaltung des Haushalts und die Repräsentation des gesellschaftlichen Status ihres Mannes und ihrer Familie durch ihr äußeres Erscheinungsbild. Mode-, Haushalts- und Lebensmittelgeschäfte waren demnach die Räume des weiblichen Konsums. Da die Frau aber finanziell von ihrem Mann abhängig war, konnte sie nicht unbedingt autonom konsumieren. Manche Läden verkauften nur oder hauptsächlich auf Kredit. Wenn eine Frau einen Kauf tätigte, mit dem ihr Mann nicht einverstanden war, weswegen er sich weigerte, die Rechnung zu bezahlen, konnte der Geschäftsinhaber sich nicht auf eine Zahlung verlassen.³⁰ Solche Situationen führten zur Diskreditierung der Konsumentin und ihrer Fähigkeit, das Geld ihres Mannes sinnvoll zu verwalten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Beziehung zwischen Frauen und Konsum häufig als brisant dargestellt. Trotz dieser wahrgenommenen Instabilität war der Konsum ein zentraler Aspekt der Haushaltsaufgaben der bürgerlichen Frau. Wie Monika Bernold und Andrea Ellmeier beschreiben, stecken hinter dem Begriff »die Konsumentin« mehrere Bedeutungen. Sie ist gleichzeitig »rational und irrational, Wirtschaftlerin und Verschwenderin, Verführte und Verführerin.«³¹ Neben der von

28 Mica Nava, »Modernity's Disavowal: Women, the City and the Department Store« in Pasi Falk und Colin Campbell (Hg.), *The Shopping Experience*, London 1997, S. 56-91, hier S. 66.

29 Christopher P. Hosgood, »Doing the shops' at Christmas: women, men and the department store in England, c. 1880-1914«, in Geoffrey Crossick und Serge Jaumain (Hg.), *Cathedrals of Consumption: The European Department Store 1850-1939*, Vermont/Aldershot 1999 S. 97-115, hier S. 98.

30 Vgl. Kerstin Dörhöfer, »Halböffentlicher Raum – eine Metapher zur Auflösung (nicht nur) räumlicher Polarität«, in Monika Imboden, Frankziska Meiter und Daniel Kurz (Hg.), *Stadt – Raum – Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 2000, S. 101-118, hier S. 112-13.

31 Monika Bernold und Andrea Ellmeier, »Konsum, Politik und Geschlecht. Zur »Feminisierung« von Öffentlichkeit als Strategie und Paradoxon« in Hannes Siegrist et. al (Hg.), *Die Europäische Konsumgesellschaft*, Frankfurt a.M. 1997, S. 441-466, hier S. 460.

Tiersten beschriebenen »Künstlerin des Konsums« (artist-consumer), für die der Konsum eine individualisierte künstlerische Übung war, wird die Konsumentin auch als selbstlose Ehefrau und Mutter konstruiert, die mehr für ihre Familie und die Nation einkauft als zum eigenen Spaß.³² Diese doppeldeutige Konstruktion veranschaulicht die gleichzeitige Wahrnehmung der einkaufenden Frau einerseits als Ausüberin von »Macht« und andererseits als die »Verführte« oder »Verführerin«.³³

Im monatlich erscheinenden Teil »Preisfragen für unsere Frauen« der *Münchener Illustrierte(n) Zeitung* vom 5. Februar 1911 wird der Leserin folgende Frage gestellt: »Was kann eine Frau tun, wenn eine neue Kleidermode absolut nicht zu ihrer Figur, ihrem Teint oder sonst wie paßt, und wenn sie doch nicht ganz unmö- dern erscheinen will«. In ihrer Antwort erklärte die Gewinnerin Frau Greti Huber aus München, dass eine Frau, die sich an die neueste Mode hält, zu ihrer Sklavin wird:

»Die Mode ist eine Königin, die Damen ihre Dienerinnen; die Mode ist eine Tyran- nin, die Damen ihre Sklavinnen«.

Frau Huber empfiehlt mehr Bescheidenheit und Vernunft bei Kleidungsfragen, um sicherzustellen, dass Modetrends nicht zu gesellschaftlichem oder wirtschaftli- chem Schaden führen:

»Etwas Geschmack und etwas praktischer Sinn ist jeder Dame eigen und bei- des angewandt, ergibt das Resultat, dass man nicht der neuesten Mode zu gehor- chen braucht, um geschmackvoll, fein und chic gekleidet zu sein. (...) Die Damen sollen in Bezug, wie sie sich kleiden, ihrem Geschmack Ehre machen, und beden- ken, dass sich eine Modenärrin überall der Lächerlichkeit preisgibt, wirtschaftlich und gesellschaftlich nur schadet«.³⁴

Berta Braun aus München, auch Gewinnerin der Preisfrage im gleichen Zei- tungsteil im November 1911, vertritt in ihrem Beitrag ein ähnliches Argument wie Frau Huber. Frau Braun behauptet, dass in Zeiten der Inflation Frauen vernünftige Konsumententscheidungen treffen müssten, was natürlich auch eine Einschränkung der Modeausgaben zur Folge haben könne:

»In erster Linie dürfte hier ein Wort gegen die allzu große Putzsucht der Frauen selbst zu reden sein, die heute bei dem raschen Wechsel der Mode, große Summen verschlingt. Ich behaupte, dass man ohne teure Pleureusen, Reiher- und Straußfe- dern, ohne Samt und Seide – doch einfach und chic gekleidet sein kann. Verwen- det man für die Garderobe gute, solide Stoffe und macht nicht alle Unsinnigkeit der

32 Lisa Tiersten, *Marianne in the Market: Envisioning Consumer Society in Fin-de-Siècle France*, Berkeley 2001, S. 186.

33 Monika Bernold und Andrea Ellmeier, »Konsum, Politik und Geschlecht«, S. 460.

34 »Preisfragen für unsere Frauen«, *Münchener Illustrierte Zeitung*, IV (10), 5. März 1911, S. 153.

Mode mit, so dient wohl auch manches Kleid der Trägerin länger als eine Saison und lässt sich dann mit eigener Handfertigkeit noch für die Kindergarderobe verwenden, wie einst unsere Alten machten«.³⁵

Frau Braun verwendet Ausdrücke wie »Sucht«, »Geld verschlingen« und »Unsinigkeit«, um die weibliche Liebe zur Mode zu beschreiben. Ihre Alternative passt in das von Konsumgegnern übernommene Modell der Selbstbeherrschung, Bescheidenheit und Selbstkontrolle. Für Frau Braun gehört zur »vernünftigen« Verwaltung des Haushaltsbudgets das einfache Kleiden mit »soliden Stoffen«, nicht den Launen der Modeindustrie nachzugehen und zusätzlich auch Kleidungsstücke häufiger zu Hause anzufertigen oder zu ändern. Mode und Konsum liegen außerhalb der bürgerlichen Werte der Mäßigkeit, Mäßigung und Genügsamkeit, zu denen sich Frau Braun bekennt, und werden als Bedrohung der Gesellschafts- und Geschlechternormen wahrgenommen.

In der Zeitschrift *Oberpollingers Illustriertes Modeblatt und Frauenzeitschrift* des Warenhauses Oberpollinger wird auch das Konzept des vernünftigen Konsums mit optimalem optischem Aussehen thematisiert, aber mit einem anderen Schwerpunkt. Die Leserin wird nicht sofort zum Kauf einer neuen Garderobe ermuntert. Vielmehr wird ihr empfohlen, ihre bereits existierende Garderobe mit einigen Artikeln aus dem Warenhaus »aufzufrischen«:

»Ein paar geschickte Änderungen im bekannten Modehaus, ein paar neue Garniturteile, ein wenig neuer Bandausputz, einige farbige Effekte und ein Teil der Reisettoilette ist erledigt«.³⁶

Nachdem sie nun mit dieser wirtschaftlichen Verteilung ihrer Gelder zufrieden ist, kann das gesparte Geld auf kluge Weise neu investiert werden (selbstverständlich im oben genannten Warenhaus):

»Ganz gerührt ist die kleine hübsche Frau über so viel Sparsamkeit, über so viel Bescheidenheit und ganz glücklich darüber, dass sie nun durch die Ersparnis am Budget der Reiseeinkäufe sich die längst ersehnte Toilette für das große Rennen kaufen kann, die dann zugleich die Pièce de résistance für den Badeort bilden wird«.³⁷

Diese Beispiele unterstreichen das Paradox der bürgerlichen Konsumentin. Während sie auf der einen Seite im Idealfall verantwortungsvoll, sparsam und Kern der häuslichen Stabilität ist, wird ihr andererseits Instabilität und eine Neigung zum Verschwenderischen zugeschrieben. Interessanterweise zeigen die Beispiele von Frau Braun und Frau Huber, dass es nicht nur männliche Gesellschaftsbeobachter

35 »Preisfragen für unsere Frauen«, *Münchener Illustrierte Zeitung*, IV (45), 5. November 1911, S. 713.

36 »Sommermoden« in *Oberpollingers Illustriertes Modeblatt und Frauenzeitschrift*, 1 (4), Juni 1909, S. 1.

37 Ebenda, S. 1.

waren, die Kritik gegenüber dem weiblichen Hang nach Konsum äußerten, sondern auch Frauen selbst.

Februar 1911 druckte *Oberpollingers* Frauenblatt einen Artikel mit dem Titel: »Wie kleide ich mich individuell?«. Der Artikel betont die Bedeutung des *Geschmacks*, wenn man bzw. frau sich modisch anziehen möchte. Mode, heißt es, stammt nicht aus dem Atelier des Schneiders sondern ist das,

»(...) was eine durch Rang, Namen, Schönheit und Geschmack bekannte oder genannte Dame erfunden hat, um sich ihrer Qualität entsprechend auch äußerlich abzuheben bei ihren Konkurrentinnen«.³⁸

Laut dieser Erklärung zum Ursprung der Mode ist es tatsächlich *Emulation*, die einen prägenden Einfluss hat. Hier sind es die Frauen der oberen Gesellschaftsschichten, die den Maßstab für den Rest setzten. Die Dame der Oberschicht trägt allerdings nur eine bestimmte Mode, bis ihre Popularität so gestiegen ist, dass sie ihr modisches Selbst umwandeln muss, um sich wieder von der Masse zu unterscheiden. Es sind also Frauen, die das gewünschte individuelle modische Erscheinungsbild erreichen, was als ihre kulturelle Aufgabe verstanden wird. Sie sollen diese Aufgabe erfüllen, nicht nur für sich, sondern vor allem auch für andere. Der Konsum und die Zurschaustellung modischer Kleider sind daher nicht nur als Versuch der persönlichen Befriedigung zu verstehen. Indem sich die Dame geschmackvoll kleidet, erfüllt sie ihre Rolle als Verteidigerin des bürgerlichen kulturellen Ideals.

Das Warenhaus

Mica Nava identifiziert den Konsum als Sphäre, in der die weibliche Beteiligung kulturell und wirtschaftlich maßgeblich gewesen ist. Im Warenhaus insbesondere findet die »consolidation of women as consumers and consumption and consumer expertise as activities that were as gendered as production« statt.³⁹ Im direkten Gegensatz zur Anonymität der Stadt war das Warenhaus ein geschlossener, separater Raum, in dem man bzw. frau sich umschaun und selber gesehen werden konnte.⁴⁰ Der Wareneinkauf, der als respektable bürgerliche Freizeitaktivität angepriesen wurde, hat dazu beigetragen, dass Frauen eine zentrale Position im wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt übernahmen. Das Warenhaus ver-

38 »Wie kleide ich mich individuell?«, *Oberpollingers Illustriertes Modeblatt und Frauenzeitschrift*, Februar 1911, S. 4.

39 Mica Nava, »Modernity's Disavowal: Women, the City and the Department Store« in Pasi Falk und Colin Campbell (Hg.), *The Shopping Experience*, London 1997, S. 56-91, hier S. 66.

40 Monika Imboden, Franziska Meisster und Daniel Kurz (Hg.), *Stadt – Raum – Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich 2000, S. 126.

suchte, den Konsumenten bzw. die Konsumentin durch Warenangebot, Dienstleistungen und optischen Eindruck zu verführen und zu befriedigen. Durch das Einkaufen wurde das Stadtbild als »a modern, heterosexual, commercial pleasure centre« geprägt.⁴¹

Eine zentrale Verkaufsstrategie des frühen zwanzigsten Jahrhunderts war die Produktauswahl. Während des Oktoberfestes in Jahr 1905 veranstaltete das neu eröffnete Warenhaus *Oberpollinger* besondere Themenwochen. Alle Schaufenster waren »mit Erzeugnissen der Kleiderstoff- und Seidenstoff-Fabrikation dekoriert«⁴², die von halb sechs bis acht Uhr abends beleuchtet blieben. Zusätzlich waren große halb- oder ganzseitige Anzeigen in den größeren Münchener Zeitungen geschaltet. Die umfassende Auswahl an Kleiderstoffen und Seiden in der ersten Woche und an Glas, Porzellan und Wirtschaftsartikeln in der zweiten Woche waren in ihren scheinbar unendlichen Formen, Farben, Größen und Preisen aufgelistet. Auf ähnliche Art haben Kaufhäuser und Warenhäuser wie *Hermann Tietz*, *Philipp Mendelsohn* und *Pilpel* Themenwochen oder -tage organisiert, die sich primär auf Artikel für die Konsumentin spezialisierten. »Auf vielseitigen Wunsch« gab es im Kaufhaus *Pilpel* im Jahre 1906 mehrere Schürzen-Tage. November 1912 veranstaltete *Hermann Tietz* (später Hertie) »Drei-Blusen-Tage«, während derer Blusen in verschiedenen Stilen und Preisklassen im Angebot waren, begleitet von einer ansprechenden großen Reklame.⁴³

Warenhäuser gehörten zur öffentlichen Sphäre, in die Frauen der Eintritt ohne männliche Begleitung gewährt wurde, eine Welt in der Frauen ihre Pflicht als Konsumentin für den Haushalt erfüllen konnten, aber auch eine, in der sie Informationen über die neuesten Moden und Trends sammeln konnten. Über die hausinterne Zeitschrift *Oberpollinger Modeblatt und Frauenzeitschrift* informierte das Münchener Warenhaus seine Kundinnen explizit über die neuesten Moden und Konsumfragen. Diese Zeitschrift stellte ihren Leserinnen nicht nur Informationen über das geschmackvolle Kleiden und die jüngsten internationalen Modetrends zur Verfügung, sondern beinhaltete auch Artikel über Gesundheitsfragen und für Frauen relevante juristische Fragen. In der Septemberausgabe von 1911 wurde das Recht der Frau auf ein ausreichendes Haushaltsbudget diskutiert. Der Artikel beschäftigt sich mit dem Elend der Frau Ilse Merten, die die Demütigung erfuhr, mit einem sehr

41 Erika Rappaport, »A New Era of Shopping: The Promotion of Women's Pleasure in London's West End 1909-1914«, in Leo Charney und Vanessa R. Schwartz (Hg.), *Cinema and the Invention of Modern Life*, California 1995, S. 130-155, hier S. 139.

42 *Münchener Zeitung*, Samstag 23. September 1905, S. 28.

43 *Münchener Zeitung*, Montag 18. November 1912, S. 12.

inadäquaten Garderobenbudget zurechtkommen zu müssen. Frau Merten hatte ihren Ehemann (auf Geschäftsreise unterwegs) gebeten, ihr 50 Mark zu schicken. Zu ihrem Entsetzen erhielt sie nur 30 Mark, zusammen mit einem »abscheulichen Brief«, in dem ihr Mann mitteilte, sie müsse ihre Ausgaben einschränken: »Du musst Dich mehr beschränken« hieß es in dem Brief. Und weiter: »Ich habe noch für anderes zu sorgen als immer nur für die Vervollständigung Deiner Toilette«. ⁴⁴ Weil sie von der Vorstellung sich noch mehr einschränken zu müssen erschüttert war, (sie war, so ihre Behauptung, viel sparsamer als ihre Freundinnen, vor denen sie sich wegen ihrer Garderobe schämen musste) tut sie den fast unerhörten Schritt sich Arbeit zu suchen. Danach wird beschrieben, wie Frau Mertens Eintritt ins Arbeitsleben verlief, wie ihr Mann mit dem unerhörten Verhalten seiner Ehefrau zurechtkam und es wird eine Erklärung der rechtlichen Situation beider Partner laut Herrn Mertens Rechtsanwalt gegeben. Der Artikel endet mit einer Empfehlung des Rechtsanwaltes, sein Klient möge sich doch mit seiner Frau versöhnen, indem er ihr ein neues Kleid kauft. Die Oberpollinger Zeitschrift zeigt, dass das Warenhaus nicht nur am Verkauf der Waren interessiert war, sondern auch daran, das Einkaufen als Recht der Frau zu etablieren und den Konsum zu »verweiblichen«. Das wurde nicht nur durch die Darstellung der neuesten Moden der Saison betrieben, sondern auch durch Informationen über die Position der Frau als Konsumentin in der kommerziellen Welt. Die Rolle der Frau als Konsumentin wurde verfestigt und gerechtfertigt, indem der Konsum als Recht der Frau und als Erfüllung weiblicher Verantwortung für die Aufrechterhaltung kultureller und ästhetischer Normen sowie des guten Geschmacks dargestellt wurde.

Insbesondere Warenhäuser versuchten, den Konsum von einer lästigen Pflicht in eine angenehme Freizeitaktivität umzuwandeln. Das Einkaufen sollte mit Vergnügen assoziiert werden. Man lockte die Konsumentin mit neuen Produkten, umfangreichem Sortiment, Schlussverkäufen und angeblich billigeren Preisen. Das *Spezial-Haus für Damen-Konfektion Spicker & Hechtinger* erwähnt all diese Faktoren in einer Reklame vom 5. November 1912 in den *Münchener Neuesten Nachrichten*:

»Wir wollen unseren w. Kunden damit etwas Besonderes bieten

Während dieser Woche ein gewaltig billiges Angebot von Kostümen u. Kleidern darunter die letzten vor einigen Tagen unter Preis eingekauften Neuheiten!

Unsere Schaufenster zeigen Ihnen Preise und Qualitäten!

Sie wählen von ca. 1500 Kostümen und Kleidern!«⁴⁵

44 »Das Recht der Frau. Eine Überraschung. Juristische Plauderei«, *Oberpollinger Modeblatt und Frauenzeitschrift*, September 1911, S. 32.

45 *Münchener Neueste Nachrichten*, Dienstag 5. November 1912, S. 8.

Mit dem Argument der Sparsamkeit wurde der Konsumentin nahe gelegt, Geld auszugeben, sich etwas zu gönnen und darüber große Genugtuung zu empfinden. Kurz vor Weihnachten bot das Kaufhaus *Philipp Mendelsohn* Rabatt auf verschiedene Artikel und erinnerte seine Kunden/innen daran:

»Niemand versäume diese überaus günstige Gelegenheit zur Anschaffung von Bedarfsartikeln für den Winter und Schenkartikeln für Weihnachten. In allen Abteilungen größte Auswahl bei bekannt billigen Preisen.«⁴⁶

Für das Warenhaus war Produktmenge das Wichtigste. Umfangreiche Warenausstellungen in geräumigen Schauräumen präsentierten der Konsumentin eine Vielfalt und breite Auswahl an Produkten. Ende des 19. Jahrhunderts betonten besonders Möbel- und Kleiderhändler ihre beträchtliche Produktauswahl und warben häufig mit großen, eng bedruckten halb- oder ganzseitigen Anzeigen, in denen umfangreiche und detaillierte Preis- und Produktlisten, teilweise auch mit Bildern illustriert, zu finden sind. 1912 erinnerte das Kaufhaus *Philipp Mendelsohn* seine Kunden/innen: »Beachten Sie die Spezial-Schaufenster in unseren beiden Geschäftshäusern.«⁴⁷ Laut der Reklame, befindet sich das Kaufhaus »durch die bedeutende Vergrößerung unserer Abteilungen Kleider- und Seidenstoffe, sowie durch günstigen Einkauf großer Warenposten« in der Position »etwas Außergewöhnliches zu bieten.«⁴⁸ Diese Reklame ist für die Marketingstrategie der Warenhäuser, mit ihrer Betonung auf Sortiment, anständigen Preisen, Qualität und Originalität, bezeichnend.

Zusätzlich zu dem bereits angesprochenen Paradox der Konsumentin, schaffte das Warenhaus seinen eigenen Widerspruch. Die Warenhäuser des frühen 20. Jahrhunderts emanzipierten die in den Komfort der Salons, Lese-, Tee- und Gesellschaftsräume eingehüllten Frauen insoweit, als sie ihnen ein Betätigungsfeld boten, das es ihnen ermöglichte, sich ohne Begleitung und außerhalb der häuslichen Domäne an einer kommerziellen Aktivität zu beteiligen. Das Innere des Warenhauses, das sich als ›öffentlicher Raum‹ ausgab, fungierte dabei wohl als Ersatz für die häusliche Sphäre. Es mag sein, dass die Konsumentin sich weniger in die öffentliche Arena hinausbewegte, als von einem häuslichen Szenario in das andere, ohne bedeutende emanzipatorische Vorteile. Christopher Hosgood geht sogar so weit, das Einkaufen als neue, öffentliche, dennoch separate Sphäre für Frauen zu kategorisieren.⁴⁹

46 »Ganz besondere Gelegenheit vor Weihnachten!«, *Münchener Neueste Nachrichten*, Dienstag 7. November 1912, S. 8.

47 *Münchener Zeitung*, 17. Oktober 1912, S. 13.

48 Ebenda S. 13.

49 Vgl. Hosgood, »Doing the shops« at Christmas«, S. 101.

4. Fazit

Anfang des 20. Jahrhunderts waren öffentlicher Raum und Stadt insofern Transiträume für Frauen, als sie sich dort nicht länger aufhalten konnten. Unter dem Einfluss des rasch wachsenden kommerziellen Sektors, größerer Produktsortimente und raffinierterer Werbetechniken entwickelte sich der Konsum zur legitimen weiblichen Aktivität, die auf der öffentlichen Bühne der Stadt ausgeführt wurde. Es ist jedoch nicht möglich, genau festzustellen, in welchem Ausmaß der Konsum den Zugang zur Stadt für Frauen ermöglicht bzw. vereinfacht hat. Obwohl das Einkaufen nicht der einzige Weg für Frauen war, die Stadt zu genießen (Hotels, Theater, Museen und Ausstellungen waren mögliche Alternativen, wurden jedoch meist mit männlicher Begleitung aufgesucht), gab der Konsum Frauen einen legitimen Grund, sich Zugang zur öffentlichen Sphäre zu verschaffen und sich relativ autonom in der kommerziellen Welt zu bewegen.

Die Teilnahme der Frau am öffentlichen, kommerziellen Leben blieb allerdings nicht unkommentiert. Einige Beobachter, und sogar manche Frauen, zeigten sich verärgert und äußerten sich in den wichtigsten Großstadt-Zeitungen (in diesem Fall der Stadt München) gegen den übermäßigen weiblichen Konsum. Weibliche Teilnahme an der kommerziellen Welt wurde als Bedrohung der bürgerlichen Ordnung gesehen, da angeblich die kommerzielle Welt Frauen mit unregulierten, verführerischen Angeboten lockte und damit das weibliche Diktat der gesellschaftlichen Pflicht durch Aktivitäten zum individuellen Vergnügen ersetzte.

Ein wichtiges Element, das die Konsumlandschaft für die Frau zugänglich machte, war das Warenhaus. Mit seiner Betonung auf Neuheit und Auswahl an Stelle von Exklusivität orientierte sich das Warenhaus an den Massen. Das Warenhaus, das oft als ›halb-öffentliche Sphäre‹ beschrieben wird, reproduzierte die häusliche Umgebung durch die Bereitstellung von Aufenthalts-, Lese- und Teezimmern bzw. Cafés. Es gab Frauen damit die Möglichkeit, in eine Welt zu treten, in der sie sich frei und ungestört bewegen konnten, und in der sie ihre eigenen Entscheidungen treffen konnten. Produktmenge, Sortiment, Themenwochen und Schlussverkäufe waren beliebte Marketingstrategien, die nicht immer geschlechtsspezifisch waren, sich aber häufig auf die sparsame Hausfrau bezogen oder Frauenspezifische Produktsortimente betonten. In manchen Fällen wurden diese direkten Werbestrategien mit Informationen in Form von hausinternen Zeitschriften ergänzt, die der Frau ihre Rolle als verantwortliche Konsumentin erklärten. Warenhäuser konstruierten dadurch eine kulturelle Beschreibung der Einstellungen gegenüber dem Konsum, des Vergnügungseinkaufs, der Frauen und der Stadt.⁵⁰

50 Erika D. Rappaport, »A New Era of Shopping«, in *Cathedrals of Consumption*, S. 130-155, hier S. 131.

Allein durch die Straßen zu schreiten war für die bürgerliche Frau des frühen 20. Jahrhunderts nicht selbstverständlich. Das Einkaufen erlaubte es ihr aber, legitim die Straßen der Stadt zu betreten, ein Gebiet, das normalerweise in Verbindung mit der männlichen öffentlichen Sphäre gebracht wurde. Durch Werbung, Schaufenster und Marketingstrategien wie Themenwochen wurden Frauen kollektiv und individuell als vom Wunsch nach Konsum getrieben identifiziert.⁵¹ Der Konsum wurde feminisiert. Paradoxerweise verlieh der Konsum der Frau auf der einen Seite eine bestimmte Freiheit, während auf der anderen Seite Faktoren wie das an die häusliche Umgebung angelehnte Innere des Warenhauses und die kritischen Stimmen der Gesellschaftsbeobachter als Barriere zu ihrer vollständigen kommerziellen Emanzipation fungierten.⁵² Im München des ausgehenden 19. Jahrhunderts war die bürgerliche Konsumentin Hauptzielgruppe der Werbung und Marketingstrategien. Die mit ihrer Teilnahme an der kommerziellen Welt verbundenen Vorteile und Privilegien waren ihr jedoch noch nicht in vollem Umfang zugänglich.

51 Christopher P. Hosgood, »Doing the shops« at Christmas«, S. 100.

52 Eine zusätzliche Barriere war natürlich, dass die Frau weiterhin finanziell von ihrem Ehemann abhängig war.

RÄUME SCHAFFEN – RÄUME ERHALTEN

THERMODYNAMISCHE UND GESCHLECHTSSPEZIFISCHE ÜBER- LEGUNGEN ZUM ERHALT DES »UMWELTRAUMS« AM BEISPIEL KLIMASCHUTZ

Judith C. Enders

Das Konzept des Umweltraums wurde prominent und nicht unumstritten in der Veröffentlichung »Zukunftsfähiges Deutschland« Mitte der 1990er Jahre diskutiert. Das in seinen Grundzügen von Opschoor entwickelte Konzept bezeichnet den Raum, den die Menschen in der natürlichen Umwelt nutzen können, ohne wesentliche Charakteristika nachhaltig zu beeinflussen. »Der Umweltraum ergibt sich aus der ökologischen Tragfähigkeit von Ökosystemen, der Regenerationsfähigkeit natürlicher Ressourcen und der Verfügbarkeit von Ressourcen.« (BUND/Misereor 1996: 27). Bezogen auf den Klimaschutz leitete sich u.a. eine umfassende Debatte um das Kriterium der »gleichen Pro-Kopf-Emissionsrechte« ab. Nach einigen Kontroversen in den 1990er Jahren ließ sich dieses vernünftige Kriterium politisch jedoch nicht durchsetzen. In diesem Artikel möchte ich zunächst auf eine andere theoretische Sicht auf den »Umweltraum« hinweisen. Ich möchte weiterhin deutlich machen, dass ein verantwortliches Handeln jedes und jeder Einzelnen für einen sinnvollen Klimaschutz notwendig ist. Hierbei verbinde ich die theoretischen Überlegungen der Thermodynamik zur Endlichkeit des uns zur Verfügung stehenden Umweltraums mit einer These über die praktische, geschlechtsspezifische Dimension des Klimaschutzes.

In der thermodynamischen Debatte in den Sozialwissenschaften wird modellhaft davon ausgegangen, dass es sich beim Umweltraum um die Ausdehnung der Erdatmosphäre handelt. Hier möchte ich den Blick besonders auf die klimaschädlichen Emissionen richten, die seit der Industrialisierung vermehrt in die Atmosphäre, also in unseren Umweltraum, gelangen. Die Erdatmosphäre ist nur in begrenztem Maße fähig, natürliche und anthropogene Emissionen aufzunehmen. Wir erinnern uns an die Geschichte von der Explosion des Krakatau 1883, in dessen Folge sich der Himmel tagelang verdunkelte, genauer gesagt, die Emissionen von Staub- und Rußpartikeln so hoch waren, dass das Sonnenlicht nicht mehr durchdringen konnte,

und die (Um-)Welt in ewiger Nacht versank.¹ Aber nicht nur die sichtbaren Emissionen stellen ein großes Umweltproblem dar. Gerade die nicht sichtbaren Emissionen des Menschen wie insbesondere Kohlendioxid (CO₂), Methan oder halogene Verbindungen² bedrohen die Existenz unseres LebensRAUMS, wie wir ihn heute kennen. Beispiele wie das Ozonloch über der Antarktis oder die giftigen Smogerscheinungen in weiten Teilen Chinas sind direkt erlebbare Umweltbelastungen. Die Klimagefährdung zeichnet sich durch eine besondere RAUM-Zeit-Dimension aus, die die Wahrnehmung des menschlichen Eigenanteils problematisch macht. Die Ursache für die Schwierigkeiten bei der Wahrnehmung des Klimaproblems liegt in einem (verzerrten) Raum-Zeit-Verhältnis. Der Ort der Freisetzung von klimaschädigenden Gasen ist nicht unbedingt identisch mit dem Ort, wo die entsprechenden Wirkungen auftreten. Zeitlich betrachtet können diese Wirkungen weit in der Zukunft liegen. Dies bedeutet, dass die Auswirkungen jetzigen Handelns erst in der Zukunft und gegebenenfalls an einem anderen Ort spürbar werden.

Mit dem Beginn der Industrialisierung gewann der Technikglaube und damit auch die hemmungslose Umweltzerstörung mehr »Raum«. Fossile Energieträger wie Kohle wurden, nachdem im Mittelalter fast alle Wälder Europas abgeholzt worden waren, aus der Erde gerissen, hinterließen riesige Krater in der Landschaft und zerstörten Lebensräume für Tiere und Menschen. Ruß und Schwefelemissionen ließen das Leben in den Städten unerträglich werden. London versank in einem giftigen Nebel, der vielen Menschen das Leben kostete.

Niemand machte sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts³ Gedanken darüber, wohin die vielen Tonnen CO₂ entwichen, sie verschwanden im unendlich erscheinenden »Himmel«. Nachdem jedoch die Emissionen der Industrialisierung als (Umwelt-)Problem erkannt worden waren, wurde zunächst versucht, das Geschehen zu theoretisieren, was eine typisch männliche Reaktion auf Problemstellungen ist. Natur analysieren und nicht pragmatisch-empathische Lösungsansätze fokussieren, was eher dem weiblichen Rollenbild entsprechen würde.⁴ (Dazu detaillierter

1 Der explosionsartige Vulkanausbruch am 27.08.1883 sprengte zwei Drittel der indonesischen Vulkaninsel in die Luft und erzeugte eine 36m hohe Flutwelle, die 36.420 Menschen tötete.

2 Unter dem Ausdruck »Kyoto-Gase« werden die Hauptgase (CO₂, CH₄, und NO₂) zusammengefasst, für welche als Basisjahr zur Berechnung der Reduktionsziele das Jahr 1990 gilt, für die drei anderen Gase (H-FKW, FKW und SF6) kann auch das Basisjahr 1995 gewählt werden. (vgl. dazu ausführlich: Oberthür/Ott 2000: 171f).

3 Vorreiter und Visionär war hier der Schwede Svante Arrhenius, der bereits im Jahr 1896 vor dem menschengemachten Treibhauseffekt warnte.

4 »Dreh- und Angelpunkt des ökofeministischen Diskurses ist die Auseinandersetzung mit dem Dualismus, der Männer mit Vernunft und Kultur (gegebenenfalls auch Wissenschaft; Anm. d. Verf.) identifiziert und Frauen mit der Natur.« (Wichterich 1993: 122).

vgl. Wichterich 1993.) Daher zunächst eine kurze Einführung in die thermodynamischen Überlegungen.

Hinsichtlich des Ressourcenverbrauchs des Menschen ist seit Mitte der 1970er Jahre versucht worden, physikalische Kategorien in die ökonomische bzw. sozialwissenschaftliche Debatte zu übertragen. »Kern der ökonomischen Argumentation ist seine [Georgescu-Roegens] Interpretation der Thermodynamik als »Physik des ökonomischen Wertes.« (Weiß 1995: 59) Auch die Betrachtung des Klimawandels aus thermodynamischer Sicht zeigt interessante Deutungsmuster des gesamten Vorgangs auf. Die Hauptbedeutung des Entropiegesetzes, welches Teil der Thermodynamik ist, liegt darin, zusammen mit der Theorie offener Systeme, fern vom thermodynamischen Gleichgewicht, einen theoretischen Rahmen zu bilden, innerhalb dessen sich die Wechselwirkungen von Ökologie und Ökonomie als Gesamtheit analysieren lassen. Somit kommt ihm als heuristischem Prinzip in einer ökologisch orientierten Ökonomie eine besondere Bedeutung zu (vgl. Binswanger 1994).

Entscheidend für die thermodynamische Debatte in der Sozialwissenschaft bzw. der Ökonomie ist der Begriff der Entropie⁵. Clausius formulierte 1865 den Begriff der Entropie in den beiden thermodynamischen Hauptsätzen:

1. Die Energie des Weltalls ist konstant.
2. Die Entropie des Universums tendiert zu einem Maximum.

Die Ausgangsbasis für diesen ökonomischen Ansatz bilden der zweite thermodynamische Hauptsatz: »Die Entropie des Universums tendiert zu einem Maximum« (nach Clausius) und das Entropiegesetz: »In einem isolierten System kann die Entropie niemals abnehmen, sondern sie bleibt entweder gleich oder sie wird größer im Verlauf der Zeit.« (nach Horwich, vgl.: Binswanger 1994). Dies bedeutet, dass alle Prozesse, die dem Entropiegesetz unterworfen sind, in einer durch dieses Gesetz festgelegten Richtung verlaufen und niemals umgekehrt. Sie sind irreversibel. Streng mathematisch betrachtet, ist dem 2. Hauptsatz allerdings keine absolute Gültigkeit zuzuschreiben, wenn der statistische Charakter des Entropiebegriffes, der auf der Wahrscheinlichkeit beruht, berücksichtigt wird. So kann auch von der tendenziellen Zunahme der Entropie gesprochen werden, die mit der Zunahme von Unordnung⁶ einhergeht.

- 5 Der Begriff Entropie beschreibt die Nicht-Umkehrbarkeit von Prozessen bei Veränderungen von Energienutzungspotentialen. In geschlossenen Systemen kann die Entropie in Form von nicht nutzbarer Energie nur zunehmen. Die Rückgängigmachung des Verlustes an nutzbarer Energie ist ausschließlich durch externe Energiezuführung möglich. (vgl. Jänicke et al. 1999).
- 6 »Mit dem Entropieanstieg verringert sich die Ordnung und steigt die Unordnung. Dies vollzieht sich jedoch keineswegs gleichverteilt, vielmehr ist es möglich, dass infolge der Nutzung positiver Syntropie im ökonomischen Prozeß die Ordnung von Stoffen im Sinne der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse durch Gebrauchswerte auf der einen Seite ansteigt, während auf der anderen Seite gleichzeitig Unordnung und Chaos produziert werden.« (Altvater 1992: 37).

Unter Berücksichtigung dieses Kontexts sind dann diese naturwissenschaftlichen Konzepte und ihre Generalisierungen für das Projekt einer ökologischen Ökonomie von zweifacher Bedeutung: Zum einen, indem sie als Hilfsmittel für die materiale Restriktionsanalyse, also für die Erklärung des biophysikalischen Umgebungssystems in der Ökonomie eingesetzt werden. Hier kann etwa durch die thermodynamische Fassung von ökosystemischen Prozessen einerseits und durch die differenzierte Anwendung der Instrumentarien der Ungleichgewichtsthermodynamik für die Beschreibung gesellschaftlicher Systeme andererseits die Interdependenz zwischen Ökologie und Ökonomie bezüglich des wichtigen Aspektes der Energie- und Materialverfügbarkeit aufgeschlüsselt werden. Die Umgangsweise mit Materie und Energie ist in diesem Kontext das *tertium comparationes* der beiden Systeme. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass soziale Systeme im Allgemeinen und im Besonderen auch dann, wenn sie unter ökonomischen Gesichtspunkten betrachtet werden, nicht nur thermodynamische Systeme sind.

Dies führt zur zweiten Verwendungsmöglichkeit der genannten Konzepte: ihrem Einsatz als heuristische Analyseinstrumente. Hier steht die Aufhellung der internen Funktionsweise von Systemen, seien dies nun biologisch-ökologische oder ökonomische Systeme, im Vordergrund. Es geht also nicht um die Erklärung ihres material-energetischen Gehaltes, sondern generell um die komplexen Ordnungsbildungen und -auflösungen innerhalb der jeweiligen Systeme. Dies schließt nicht aus, dass auch in diesem Kontext – durch eine geeignete Festlegung der Abgrenzung von System und Umwelt – die ökologisch-ökonomische Systeminterdependenz analysiert werden kann. Diese Interdependenz bezieht sich jetzt aber auf die Systemstrukturen als Ganzes, und nicht auf nur einen – vergleichbaren – Systemaspekt. (Allerdings ist mit der Anwendung des Instrumentariums der Konzepte der Chaos-Theorie, der Synergetik und der Autopoiesis auch die Gefahr der analogisierenden Konstruktion verbunden, die gerade die jeweiligen Systemspezifitäten unberücksichtigt lässt.) (vgl. Beckenbach/Diefenbacher 1994: 15ff.)

Georgescu-Roegens hat 1971 in seinem Buch »The Entropy Law and the Economic Process« dieses physikalische Gesetz im Zusammenhang mit ökonomischen Sachverhalten beschrieben. Dabei liegt das besondere Augenmerk nicht auf der physikalischen Berechnung quantitativer Größen für ein bestimmtes System, sondern vielmehr darin, die irreversible Entwertung der Natur durch ökonomische Aktivitäten zu beschreiben. (vgl. Binswanger 1994). »Der Energiegehalt (Entalpie) wird in höchst kurzen Zeiträumen den Lagern entnommen und zur Prozessierung von Stoffen oder zur Leistung von Arbeit im ökonomischen System verwendet und schließlich dabei entwertet. Die Entropie steigt an. (...) Die Grenzen der positiven

Syntropie und der unvermeidliche Entropieanstieg bei jedem ökonomischen Prozess stellen sich als eine ökologische Restriktion der Entwicklung heraus.« (Altvater 1992: 36f).

Bezogen auf den Klimawandel lässt sich die thermodynamische Sichtweise als die ›inflationäre‹ Umwandlung fossiler, ›geordneter‹ Energieträger in ›ungeordnete‹ Emissionen und Abfall zur Erzeugung beispielsweise industrieller Wohlstandsgüter zusammenfassen. Dies bedeutet einen globalen Entropieanstieg⁷, der, bezogen auf die Entstehungszeit der Syntropieinseln (vgl. Altvater 1992), in einer enormen Geschwindigkeit verläuft. Dieser Prozess ist aufgrund dieser Geschwindigkeit begrenzt und ein Rekurs auf die Sonnenenergie wird irgendwann unvermeidlich sein. (vgl. Scheer 2000). Daneben wird durch den entstehenden Abfall (Emissionen) der Klimawandel verursacht. Es bleibt zu hoffen, dass der anthropogene Treibhauseffekt, hervorgerufen durch die Emissionen⁸ bei oben beschriebener Energiegewinnung aus fossilen Energieträgern, zu diesem Zeitpunkt nicht soweit fortgeschritten sein wird, dass die Erde nicht mehr bewohnbar ist.⁹ »Dass Energieeinsparung in der Prioritätenliste ganz hinten rangiert, ist Indiz für die timelags zwischen Problemerkennntnis und adäquater Problembearbeitung.« (Altvater 1992: 39f).

Soweit die theoretische Erfassung des Problems. Aber wo stehen wir heute und welche geschlechtsspezifischen Bedingungen für den Klimaschutz ergeben sich jenseits der großen internationalen Umweltabkommen¹⁰ in den nationalen Klimaschutzprogrammen? Hier ist der Bereich der Lebensstiländerung von enormer Bedeutung. Hauptfaktoren von klimaschädlichen Emissionen einer Industriegesellschaft liegen bei Verkehr und Haushalten. Diese beiden Bereiche können auch unter geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten analysiert werden. Betrachtet man traditionelles Rollenverhalten in der patriarchal organisierten modernen Gesellschaft, ist umweltfreundliches Verhalten auf zweierlei Ebenen geschlechtsspezifisch. Einerseits, weil die weibliche Eigenschaft der Empathie auch gegenüber der Natur den Frauen zugeschrieben wird, andererseits weil Bereiche, in welchen persönlich und ganz privat zum Umwelt- und Klimaschutz beigetragen werden kann, oft weiblich besetzte Lebensbereiche sind. Ein illustrierendes Beispiel dafür ist der verantwortungsvolle Umgang mit Lebensmitteln und Trinkwasser, mit Müll und Putzmitteln.

7 »Syntropie ist lokal und regional, Entropie ist global.« (Altvater 1992: 47).

8 »Die Verbrennung von Kohle und Erdöl hinterläßt bekanntlich Kohlendioxid, das in der Erdatmosphäre global gestreut wird.« (Altvater 1992: 45).

9 Dies muss an dieser Stelle spekulativ bleiben.

10 Seit dem 16.2.2005 ist das Kyoto-Protokoll der Klimarahmenkonvention in Kraft getreten, welches internationale, völkerrechtlich verbindliche Emissionsminderungen mit Hilfe von ökonomischen Instrumenten festschreibt (vgl. Loske 1996, Ott/Oberthür 2000).

Insgesamt bieten die Haushalte große Umweltschutz- und Einsparpotentiale. In den Privathaushalten gibt es insbesondere bei den Haushaltsgroßgeräten und den vielen versteckten Leerlaufverlusten günstige Möglichkeiten des Stromsparens, die für den »privaten« Klimaschutz entscheidend sind.

Tabelle 1: Zusammensetzung des durchschnittlichen Stromverbrauchs in Privathaushalten:

Haushaltsgeräte:	Anteil am durchschnittlichen Stromverbrauch
Kühlen und Gefrieren	21,5 %
Kleingeräte	19,8 %
Warmwasserbereitung	14,1 %
Elektroherd	9,1 %
Beleuchtung	8,8 %
Waschen und Kochen	7,2 %
Fernseher, Video, Tongeräte, Rechner	6,5 %
Elektrische Direktheizgeräte	4,2 %
Geschirrspülmaschine	2,7 %
Sonstiges	6,0 %

Quelle: Umweltbundesamt: <http://www.umweltbundesamt.de/klimaschutz/kbildung.htm>

Den Frauen wird in ihrer Rolle *als Lebensspendende und Gebärende* traditionell ein größeres Verantwortungsbewusstsein für das sie umgebende Leben und die Zukunft des Lebens zugeschrieben. Auch weitsichtigeres Verhalten und komplexeres statt lineares Denken wird den weiblichen Sozialisationsmustern zugeordnet. Ich möchte hier keinesfalls für die Festschreibung traditioneller Rollenmuster plädieren. Doch solange in unserer Gesellschaft diese Muster dominant sind, gestatte ich mir diese im Bereich des Umweltschutzes nutzbar zu machen, ohne sie dabei zu reproduzieren. In dem besonderen, abstrakten Falle des Klimaschutzes lohnt es sich m. E. darüber nachzudenken, ob nicht auch eine geschlechtsspezifische, nationale Klimaschutzpolitik, v.a. im Bereich der Aufklärung der BürgerInnen sinnvoll wäre.

Der Verkehrsbereich ist ein ebenso gutes Beispiel. Die durch den Verkehr verursachten klimaschädlichen Emissionen bewegen sich in einem stetigen Aufwärtstrend. Männer wollen auf das Autofahren mit großen Motoren, die einen hohen Verbrauch haben, nicht verzichten. Besonders die steigende Beliebtheit der so genannten Geländewagen oder SUVs (sports utility vehicle) lässt den Kraftstoffverbrauch der

Fahrzeugflotte steigen. Lupo fahren ist unsexy und die Produktion des Energiesparautos wurde wegen zu geringen Absatzes nach ein paar Jahren eingestellt. Überhaupt scheint in der Automobilindustrie die Idee der Effizienz der herkömmlichen Technik keine große Rolle zu spielen. Lieber werden Milliarden in die Entwicklung neuer »männlicher Spielzeuge« investiert, deren reale klimafreundliche Funktionalität erst in so fernen Jahren erreicht sein wird, wenn es für den Klimaschutz höchstwahrscheinlich schon zu spät ist. Das Zeitfenster, in welchem Vorsorge im Klimaschutz noch relativ kosteneffizient bewältigt werden kann, wird immer schmaler. Ganz im Gegenteil: der Verzicht auf das Statussymbol Auto aus umweltpolitischen Gründen scheint für einen Großteil v.a. der männlichen Bevölkerung nicht denkbar zu sein. Borries verdeutlicht in seinem Aufsatz »Naturbetrachtung und Klimaperzeption« eine Differenz zwischen Problemwahrnehmung und Handlungs- bzw. Verhaltensänderungsbereitschaft. »Offenbar vermitteln solche Informationen [zur Klimaproblematik] über die Medien einen systematischen Überblick über die Problematik möglicher Klimaveränderungen, der beunruhigend ist. Trotz dieser recht ausgeprägten Besorgnisse würden aber nur wenige der Befragten im Falle einer langfristigen Klimaerwärmung ihr umweltbezogenes Verhalten ändern. So gaben knapp 70% an, dass sie ihre PKW-Nutzung nicht ändern, also auch nicht einschränken würden. Um eine Bereitschaft zu Verhaltensänderungen zu bewirken, war die Bedrohung, die von einer Klimaänderung ausging, offenbar nicht wirksam. Anders ausgeprägt waren die Erwartungen gegenüber Dritten, insbesondere gegenüber dem Staat. Von diesem wurden am häufigsten Maßnahmen zum Schutze des Wassers und der Erdatmosphäre erwartet.« (Borries 1995: 61).

Tabelle 2: Chancen zur Verringerung von Treibhausgasemissionen (geschätzt) bis Ende 2010 und 2020

Sektor	Wachstumsrate in %/Jahr (1990-1995)	Mögliche Verringerung bis 2010 (Mio. t Kohlenstoff- äquivalenten/Jahr)	Mögliche Verringerung bis 2020 (Mio. t Kohlenstoff- äquivalenten/Jahr)
Gebäude	1,0	700 – 750	1000 – 1100
Verkehr	2,4	100 – 300	300 – 700
Industrie	0,4	300 – 700	700 – 900
Landwirtschaft		150 – 300	350 – 750
Abfallwirtschaft	1,0	ca. 200	ca. 200
Energiewirtschaft	1,5	50 – 150	350 – 700

Quelle: IPCC (2001): WG III, Third Assessment Report: vgl. Grafik: www.umweltbundesamt.de

Einige Kampagnen zum Klimaschutz erzielen schon heute rollenspezifische Effekte. Die Entscheidung des WWF, den Eisbären als durch den Klimawandel bedrohte Tierart zum Maskottchen ihrer Klimaschutzkampagne zu wählen, ist hierfür ein gelungenes Beispiel. Der Eisbär spricht einerseits mit dem ausgeprägten Kindchenschema des mimiklosen Bärengehalts insbesondere Frauen an, und andererseits wird auch Männern durch den »starken Herrscher der Arktis« ein geschlechtsrollenspezifisches Identifikationsangebot präsentiert. Es muss jedoch deutlich gemacht werden, dass nur durch Lebensstiländerungen jedes und jeder Einzelnen sinnvoller Klimaschutz eine Chance hat. So behaupte ich, dass mit spezifischer Aufklärung für bestimmte Lebenswelten, die durchaus männlich oder weiblich konnotiert sind, ein besserer Klimaschutz zu erreichen wäre, und dass dies hilft, unseren Umweltraum für uns und spätere Generationen zu erhalten. Auch wenn die Bemühungen im internationalen Klimaschutz manchen zunächst beruhigen, bleibt doch ein grundlegender ökologisch orientierter Struktur- und Lebensstilwandel unabdingbar!

LITERATUR

- Albrecht, Ulrich (1998): »Elmar Altvater und die Entropie« In: Heinrich, Michael/Messner, Dirk (Hrsg.): *Globalisierung und Perspektiven linker Politik*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Altvater, Elmar (1991): *Die Zukunft des Marktes*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Altvater, Elmar (1992): *Der Preis des Wohlstandes*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Altvater, Elmar (1994): »Die Ordnung neuer Weltherrschaft oder: Ein Wettbewerb von Zauberlehrlingen« In: *PROKLA* 95, 24 (1994) 2, S. 186-226.
- Altvater, Elmar/Mahnkopf, Birgit (1999): *Grenzen der Globalisierung. Ökonomie, Ökologie und Politik in der Weltgesellschaft* (4. Auflage). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Altvater, Elmar et al. (1999): *Kapital.doc. Das Kapital (Bd. I) in Schaubildern und Kommentaren*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Arrhenius, Svante. (1896): »On the influence of carbonic acid in the air upon the temperature of the ground« In: *The London, Edinburgh and Dublin Philosophical Magazine and Journal of Science*. 41: 237-276.
- Beckenbach, Frank/Diefenbacher, Hans [Hrsg.] (1994): *Zwischen Entropie und Selbstorganisation. Perspektiven einer ökologischen Ökonomie*. Marburg: Metropolis-Verlag.

- Binswanger (1994): »Das Entropiegesetz als Grundlage einer ökologischen Ökonomie« In: Beckenbach, Frank/Diefenbacher, Hans [Hrsg.] (1994): *Zwischen Entropie und Selbstorganisation Perspektiven einer ökologischen Ökonomie*. Marburg: Metropolis-Verlag.
- Borries, Volker von (1995): »Naturbetrachtung und Klimaperzeption« in: Dombrowsky, Wolf R./Pasero, Ursula (Hrsg.): *Wissenschaft, Literatur und Katastrophe*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- BUND/Misereor (Hrsg.) (1996): *Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung*. Basel/Boston/Berlin: Birkhäuser Verlag.
- Georgescu-Roegens, Nicholas (1971): *The Entropy Law and the Economic Process*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- IPCC (2001): *Climate Change 2001: The scientific Basis. IPCC Third Assessment: A Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*. Cambridge/New York: Cambridge University Press.
- Jänicke, Martin/Kunig, Philip/Stitzel, Michael (1999): *Umweltpolitik*. Bonn: Dietz Verlag.
- Loske, Reinhard (1996): *Klimapolitik: Im Spannungsfeld von Kurzzeitinteressen und Langzeiterfordernissen*. Marburg: Metropolis-Verlag.
- Oberthür, Sebastian/Ott, Hermann E. (2000): *Das Kyoto Protokoll*. Opladen: Leske+Budrich.
- Opschoor, Johannes B. [Hrsg.] (1994): *Economic incentives and environmental policies: principles and practice*. Dordrecht: Kluwer Publishers.
- Scheer, Hermann (1999): *Solare Weltwirtschaft: Strategie für die ökologische Moderne* (3. Auflage). München: Kunstmann.
- Scheer, Hermann (2000): »Die Ironie des Scheiterns« In: *Solarzeitalter. Politik und Ökonomie Erneuerbarer Energien*. Jg. 12, Heft 4 (2000): 2-3.
- Scheer, Hermann (2000): »Kein friedliches Europa ohne eine solare Revolution« In: Altvater, Elmar/Mahnkopf, Birgit (Koord.): *Ökonomie eines friedlichen Europa*. Münster: agenda Verlag.
- Weiß, Jens (1995): *Umweltpolitische Ansätze in neueren ökonomischen Theorien*. Marburg: Eigenverlag.
- Weiß, Jens (2000): *Umweltpolitik als Akteurshandeln*. Marburg: Metropolis Verlag.
- Wichterich, Christa (1993): »Die Rückkehr der weisen Frauen. Zur Konstruktion von Weiblichkeit im Diskurs über Frauen-Ökologie-Entwicklung« In: *Peripherie*. Jg. 13, Heft 51/52: 120-136.

RÄUME FÜR UNS SCHAFFEN IM CYBERSPACE

Jinae Park

Das neue Portal geht ins Netz. Damit will das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gezielt Frauen bei der Planung und Gestaltung ihrer Karriere unterstützen. Das umfangreiche Portal bietet Informationen und aktuelle Meldungen rund um das Thema »Frau und Beruf«, geordnet nach Rubriken wie etwa Karriere, Wiedereinstieg, Existenzgründung oder Berufsstart. Auch der Blick nach Europa ist hier möglich. [...]

Schließlich können Nutzerinnen und Nutzer der Website auch selbst aktiv werden: In einer eigenen Community können sie sich austauschen, eigene Themen setzen und Diskussionen anstoßen – im Forum, im Chat oder per Weblog.

[FrauenmachenKarriere.de]¹

Die Website »die-kommenden« – laut Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend eine der zentralen Internetplattformen der gewaltbereiten rechtsextremen Szene – ist durch den kanadischen Provider, bei dem die Site gehostet wurde, geschlossen worden. Die Schließung erfolgte auf Betreiben von jugendschutz.net,² einer gemeinsamen Stelle der Länder zur Überprüfung jugendgefährdender Angebote im Internet. Das Portal »die-kommenden«³ enthielt mehrere neonazistische Webseiten wie die der verbotenen »Fränkischen Aktionsfront«.

[Artikel von Golem.de]⁴

Prolog

Mit der »digitalen Revolution«, der technischen Durchsetzung des Internets, entstand ein weltweit vernetzter Nachrichten- und Informationstransfer. Die neue Qualität prägt mittlerweile unsere alltägliche Kommunikation. Das Internet hat unsere Kom-

1 <http://www.frauenmachenkarriere.de/Home/> (Stand: Mai 2005).

2 <http://www.jugendschutz.net/> (Stand: Mai 2005).

3 Derzeit wird auf der Website »die-kommenden« lediglich der Satz »This Account Has Been Suspended« angezeigt.

4 Als tagesaktuelle Publikation im Internet berichtet Golem.de aus den Bereichen Soft- und Hardware, Internet, Telekommunikation, Entertainment und dem allgemeinen Branchengeschehen. Das Zitat ist unter folgender Adresse abrufbar: <http://golem.de/0504/37459.html> (Stand: Mai 2005).

munikationsräume um eine weitere, virtuelle Welt, das Cyberspace, erweitert. Der stürmischen Entwicklung des interaktiven Informationstransfers im Internet können durchaus positive Auswirkungen auf unser alltägliches Leben abgewonnen werden.

Die Kommunikation im Cyberspace kann, wie das erste oben genannte Beispiel zeigt, anhand unterschiedlicher Methoden aktiv geführt werden. Beide Beispiele zusammen verdeutlichen, wie ein staatliche Grenzen überwindendes Internet bereits bestehende oder neue Entwicklungen im wünschenswerten ebenso wie im nicht wünschenswerten Sinne befördern kann. Die Schattenseiten des anfänglich euphorisch begrüßten technischen Wunders Internet stellen uns künftig vielfach vor die Aufgabe, uns Räume im Internet im positiven Sinne zu schaffen, zu erhalten und auszubauen.

Der vorliegende Text ist ein Auszug aus meiner juristischen Dissertation zum Thema »Ehrenschaft⁵ im Internet«. Dabei geht es um die Veränderte Problemstellung des Ehrenschaftes unter den Bedingungen des Internets. Die folgenden, einführenden, allgemeinen Erörterungen über Charakter, Gefahren und Chancen des neuen Mediums, so die Hoffnung der Autorin, können als Grundlage für weiterführende Diskussionen über Bedarf und Möglichkeiten eines solidarischen Netzwerks dienen, welches Frauen sich im neuen Raum der virtuellen Realität aufbauen und nutzbar machen können.

1. BEGRIFF UND GESCHICHTE DES INTERNETS

1.1 Das Internet: Anfänge und Entwicklung

Das Internet ermöglicht heutzutage – die Grenzen von Raum und Zeit überschreitend – die Kommunikation und den Informationsaustausch mit Kommunikations-

- 5 Die Rechtssprechung kennt drei unterschiedliche Arten von Ehre. Die erste Ebene von Ehre umschreibt den Personenstatus eines jeden Menschen im elementarsten Sinn. Ein Kernbereich des Ehrenschaftes liegt in Menschenwürde gemäß Art. 1 Abs. 1 GG. Die zweite Ebene von Ehre bezieht sich auf die Bewahrung und den Schutz von Minimalanforderungen im gegenseitigen Umgang. Kernpunkt ist dabei der soziale Achtungsanspruch. Dieser ist verfassungsrechtlich vor allem im Persönlichkeitsrecht des Art. 2 Abs. 1 GG angesiedelt. Die dritte Ebene von Ehre kommt dann ins Spiel, wenn Tatsachen behauptet werden, die den sozialen Geltungsanspruch, die Reputation des Angegriffenen dadurch beeinträchtigen, dass die Umwelt oder ein Teil derselben vor dem Hintergrund einer solchen Behauptung »mit so einer Person« nichts mehr zu tun haben oder keine Geschäfte mehr abschließen will. Letztlich geht es um die Selbstverfügung über das Bild, das man als Individuum der Öffentlichkeit präsentieren will, und den Schutz vor dessen Verfälschung durch Zuschreibung falscher Tatsachenbehauptungen. Vgl. BVerfGE 54, 148 [155]; Josef Isensee, Grundrechte auf Ehre, in FS Martin Kriele, 1997, S. 5, 9.

partnern auf der ganzen Welt. Das Internet ist ein weltweites Computernetz, das mehrere Millionen Rechner miteinander verbindet. Es wird auch »Netz der Netze« genannt, denn es ermöglicht den Zusammenschluss unterschiedlichster Netzwerke. So können alle angeschlossenen Computer, unabhängig von der ansonsten verwendeten Soft- und Hardware, miteinander kommunizieren.

Am Anfang der Entwicklung des »Netzes der Netze« stand militärisches Interesse im Vordergrund.⁶ Dieses Netz sollte auch dann noch die Kommunikation gewährleisten, wenn wichtige Teile des militärischen Netzverbundes durch gegnerische Angriffe zerstört wären. Schnell stellte sich heraus, dass die Technik dieses militärischen Forschungsnetzes sich auch für zivile – zu jener Zeit noch ausschließlich wissenschaftliche – Zwecke hervorragend eignete und zudem eine kostengünstige Alternative zu vielen einzelnen Großrechnern war.

Bald schlossen sich immer mehr Universitäten dem Netz mit ihren eigenen Rechnern an. Dies ermöglichte einen nationalen Austausch von Forschungsergebnissen und wurde zur Koordination neuer Projekte sowie zur Aufteilung von sehr rechenintensiven Aufgaben genutzt. Der Idee dieser leistungsstarken Vernetzung folgte eine andere, die ebenso folgeschwer war. Findige Wissenschaftler weiteten das Forschungsnetz auch auf kleinere Computer aus, die via Modem mit dem universitären Netzwerk verbunden wurden, und die man beispielsweise auch zu Hause aufstellen konnte. So wurde der Internet-Dienst E-Mail und die direkte Kommunikation für Forschende, Lehrpersonal und Studenten zur realen Möglichkeit eines schnellen Austausches von Informationen und persönlichen Mitteilungen.

All diese neuen Netze bildeten zunächst noch kein Internet. Das »Netz der Netze« entstand erst durch die Verbindung der verschiedenen Netzwerke, die jeweils intern völlig verschiedene Netzwerktechniken benutzen. Durch die allgemeine Verwendung der Internet-Protokolle zur Verständigung der Rechner und Netze untereinander (TCP/IP: Transmission Control Protocol/Internet-Protocol) und die Einrichtung von Gateways wurden zunächst das NSF-Net, das Usenet, das Arpanet und weitere miteinander verbunden. Das »Netz der Netze« war somit geboren und entwickelte

6 Das Internet begann Ende der 1960er Jahre in den USA als Militär- und Forschungsnetzwerk namens ArpaNET. Am 2. September 1969 ging der erste IMP in Betrieb, der nur für den Austausch von Daten zwischen angeschlossenen Rechnern eingesetzt wurde; am 22. November 1977 wurden erstmals drei unterschiedliche Netze zusammengeschaltet. Im Laufe der Jahre schlossen sich immer mehr kleine lokale Netze von Firmen, Universitäten und Behörden zusammen, so dass ein weltumspannendes Gesamtnetz ohne Oberaufsicht entstand. Als Geburtsstunde des Internet wird allgemein die Einführung von TCP/IP (Transmission Control Protocol/Internet-Protocol) am 1. Januar 1983 gewertet. Der Boom des Internet hat ca. im Jahr 1993 eingesetzt und ist wesentlich durch die Entwicklung des WWW (World Wide Web) gefördert worden. <http://www.webwunder.de/abc/index.htm> (Stand: Sept. 2004).

sich bis heute zu einem weltweiten Verbund vieler Netzwerke, die untereinander kommunizieren können.⁷

1.2 Protokoll und reisende Datenpakete

Auf der Ebene der Computer-Kommunikation besteht das Internet aus Protokollen sowie aus reisenden Datenpaketen. Damit unterschiedliche Computer miteinander Daten austauschen konnten, mussten allgemein gültige Regeln für die Datenübertragung vereinbart werden. Zudem stellte sich das Erfordernis, dass das Netz auch beim Ausfall von Teilen des Systems funktionsfähig blieb. Die Verwirklichung dieser Vorgaben stellen die Internet-Protokolle dar, allen voran TCP/IP (Transmission Control Protocol/Internet-Protocol). Die Daten, die von einem Computer auf die Reise geschickt werden, gelangen dabei nicht als zusammenhängende Datei an ihr Ziel, sondern werden in kleine Datenpakete (packets) aufgesplittet und beim Empfänger wieder zusammengesetzt. Die einzelnen Pakete nehmen den jeweils schnellsten, nicht aber alle denselben Weg. Dabei gilt, dass der geographisch kürzeste Weg nicht immer auch der schnellste ist. Störungen auf der Strecke führen daher nicht dazu, dass der Datentransport unterbrochen wird. Die Pakete nehmen einfach einen Umweg und erreichen dennoch ihr Ziel.

Die Route, über die ein einzelnes Päckchen weitergereicht wird, steht vorher nicht fest. Jede Station – jeder Knoten – analysiert die Adresse eines ankommenden Päckchens und sendet es in Richtung der Empfängerstation weiter. Falls ein Zwischenrechner ausfallen sollte, wird der Datenstrom einfach über einen anderen Knoten umgeleitet. Durch dieses Verfahren ist die Nachrichtenübertragung tatsächlich unanfällig gegen Ausfälle von Teilen des Systems. Die Datenpäckchen brauchen auch nicht in der richtigen Reihenfolge beim Empfänger anzukommen. Die Empfängerstation wartet, bis alle Daten bei ihm angelangt sind und setzt sie dann in der richtigen Reihenfolge wieder zusammen.

7 Bis Anfang der 1990er Jahre blieb das Internet weitgehend ein Privileg der Wissenschaftler, technisch versierter Studenten und einiger Firmen und Institutionen. Das änderte sich mit der Erfindung des WWW (World Wide Web) und der schnellen Verbreitung des Navigationsprogramms Mosaic seit 1993. Das WWW wuchs in rasanter Geschwindigkeit zum populärsten Internet-Dienst heran und ermöglichte in bisher unvergleichlichem Ausmaß die Nutzung des Internet für jeden, der über einen Computer mit Netzzugang verfügt. Dazu beigetragen hat neben der einfachen Handhabung des WWW auch dessen Entwicklung zu einem multimedialen Mekka aus Schrift, Bild, Musik und Video.

1.3 Genese einer neuen Kommunikationskultur

Ursprünglich aus dem militärischen Interesse an der Aufrechterhaltung der Kommunikation im Kriegsfall heraus entwickelt, nutzte zuerst die wissenschaftliche Welt das Internet in einem zivilen Zusammenhang. Im Vordergrund stand dabei die gemeinsame Nutzung von Großcomputern und anderen Ressourcen wie Datenbanken, Textarchiven und Spezialprogrammen, sowie die Kommunikation unter den Wissenschaftlern. Studenten erweiterten das Netz für ihre Zwecke, etablierten das Usenet, schufen Fantasie-Spielwelten der MUDs⁸ und MOOs⁹, verschiedene Subkulturen entstanden, welche die nicht-hierarchische, dezentrale und demokratische Struktur begeistert aufgriffen. So entwuchs das Internet seinem ursprünglich exklusiven, militärisch-hierarchischen Kontext und entwickelte sich hin zu einem breit zugänglichen, zivilen Kommunikationszusammenhang mit einem hohen Maß an Selbstorganisation und Selbstkontrolle.

Mit der Kommerzialisierung des Internet-Zugangs über Internet-Provider und Online-Dienste rückten wirtschaftliche Interessen und Dienste (Net-Shopping, Teleworking, Werbung, Infotainment, Unterhaltung) in den Vordergrund: sie dominieren heute das Web. Der dadurch erschwinglich gewordene Zugang für jeden, der sich einen PC, ein Modem und einen Internet-Account leisten kann, ermöglichte nun auch Individuen und Gruppen, ohne großen Aufwand selbst im Netz zu publizieren und zu kommunizieren. Entstanden ist so eine unüberschaubare Vielfalt an Inhalten und Angeboten, private Seiten und engagierte, nicht-kommerzielle Projekte prägen – neben dem kommerziellen Bereich – heutzutage die Netzkultur.

2. KOMMUNIKATIONSMETHODEN IM INTERNET

Das Internet ermöglicht einen weltumspannenden Austausch von Informationen und Kommunikation. Als räumlich entgrenzte Kommunikation kann das Internet als virtuelle Wirklichkeit erfahren werden, in der sich jenseits der kulturell tradierten Formen konventioneller Kommunikation eigene Regeln für Sprache, Takt und Aus-

- 8 MUD (Multiple User Dungeons) sind interaktive, textbasierte Rollenspiele, die mehrere Teilnehmer gleichzeitig spielen können. Sie stehen in der Tradition der Fantasy-Rollenspiele a la Dungeons and Dragons und der Textadventures auf Homecomputern. Jeder Spieler kann Charaktere (Spielfiguren) erzeugen und diese in der simulierten Welt steuern.
- 9 MOO ist objektorientiertes MUD – also eine Variante der Adventure-Spiel-Kategorie MUD. Erweitert ist sie durch Objekte wie Grafiken und Sounds.

drucksweise entwickeln. Das Internet kann auf diese Weise für einige Menschen zu einem eigenständigen sozialen und beruflichen Bezugsrahmen für Kontakte und Kommunikation werden.¹⁰

Zum besseren Verständnis der vielfältigen Aktivitäten innerhalb des Kommunikationsraums Cyberspace werden im Folgenden die einzelnen, dort angewandten Kommunikationsmuster und -methoden vorgestellt.

2.1 Blog

Das Blog ist die Kurzform des Begriffs Weblog. Es besteht aus »b« von Web und »log«, was Tagebuch oder Aufzeichnung bedeutet. Unter Blogs sind Websites zu verstehen, die typischerweise häufig, oft täglich, und mit kurzen Posts aktualisiert werden. Ein Blog kann ein persönliches Tagebuch, eine Linksammlung, es kann News, Kommentare, Essays oder Fotos enthalten. Gleichfalls sind Blogs allgemein zugänglich, ihre nutzbaren Speicherkapazitäten sind faktisch unbegrenzt.

Als eher persönlicher Raum stellte Blog anfänglich eine Subkultur im Cyberspace dar, an der ein nur begrenzter Personenkreis mit spezifischen Interessen Anteil hatte. Mit zunehmendem Interesse der Internetnutzer entwickelte sich Blog jedoch zu einem populären, neuen Kulturraum, welcher mittlerweile – als so genannte Hauptkultur – von einem breiten Publikum getragen wird und mit Unterstützung der Internetdienstunternehmer im Mittelpunkt steht.

2.2 Newsgroups und Mailinglisten

Die Newsgroups sind die klassischen Diskussionsforen im Internet.¹¹ Hier können Nutzer ihre Meinung öffentlich kundtun, was üblicherweise in Form von schriftlichen Beiträgen geschieht, aber auch andere Datenformen können dort hinterlegt werden. Derlei Diskussionsforen lassen sich außerdem mit CGI-Scripts und mit Java-Applets einrichten, so dass heute die Menge der Diskussionsmöglichkeiten im Internet nicht mehr überschaubar ist. Innerhalb der Newsgroups muss noch einmal dif-

10 <http://www.bergt.de/lexikon/lex/bl2.htm> (Stand: Sept. 2004).

11 Die Grundlage für die Verknüpfung der Diskussionsbretter ist das Usenet, ein Netz von speziellen Usenet-Servern. Im Usenet kommt das NNTP (Protokoll Network News Transfer Protocol) zum Einsatz. Das Usenet (ursprünglich Unix Users Network) wurde 1979 von Jim Ellis und Tom Truscot entwickelt und ermöglicht den Austausch von Nachrichten auf einem nach Themen sortierten, öffentlich zugänglichen Mitteilungssystem, das man sich wie ein Schwarzes-Brett vorstellen kann. Die angeschlossenen Rechner sind über das NNTP miteinander verknüpft. Auf die über 50.000 Themengruppen (Newsgroups) kann man mit fast jedem Browser, E-Mail-Programm oder mit speziellen Newsreadern zugreifen.

ferenziert werden zwischen moderierten und unmoderierten Newsgroups: Bei moderierten Newsgroups entscheidet ein Moderator, ob ein eingesendeter Beitrag auf dem Server verbleibt oder nicht, in unmoderierten Newsgroups dagegen wird ohne jedes steuernde Element uneingeschränkt jeder eingesendete Beitrag veröffentlicht.

Als einer der ältesten Dienste des Internet war das Usenet maßgeblich an dessen Entwicklung beteiligt. Viele Begriffe, die man im Zusammenhang mit dem Internet kennt, wurden im Usenet geprägt. So wurde beispielsweise durch die Nutzer schon früh eine »Netiquette« als ein unverbindliches Regelwerk für den Umgang in Newsgroups erstellt. Es handelt sich hierbei um eine Art Verhaltenskodex, der nicht nur in Newsgroups, sondern auch in anderen Diensten wie Chats oder E-Mails befolgt werden sollte.

Mailinglisten dienen dem gleichen Zweck wie die Newsgroups des Usenet. In ihnen wird über ein spezielles Thema diskutiert. Allerdings landen die neuen Beiträge einer Mailinglist ganz bequem in der eigenen Mailbox.¹²

2.3 E-Mail

»E-Mails« sind, wie der Name schon sagt, die Post des Internet. Hier können Texte, aber auch jede andere Form von Daten per Internet von einem Netzteilnehmer an andere versendet werden. Die elektronische Post (E-Mail) ist heute der am häufigsten genutzte Dienst im Internet. Mit Hilfe von E-Mails ist es möglich, innerhalb von wenigen Minuten kostengünstig Texte und andere digitale Daten via Internet an jeden zu verschicken, der E-Mails empfangen kann.¹³

In der einfachsten Verwendungsart werden Botschaften von einem Absender an entweder einen oder auch mehrere, aber in ihrer Zahl überschaubare Adressaten geschickt. Es besteht aber auch die Möglichkeit, z.B. über sogenannte Mailinglisten, Botschaften an fast unbegrenzt viele Empfänger gleichzeitig abzuschicken (»Massenmailings«). Das Versenden von E-Mails kann in hohem Grade automatisiert werden.

12 Im Jahr 2002 etwa entstand innerhalb der Mailing-Liste der Hans-Böckler-Stiftung eine heftige Debatte über das Thema des Antisemitismus. Damals fielen u.a. »Hassrede«-verdächtige Äußerungen im Kreis der StipendiatInnen-Gruppe. Seither steht auf der Mailinglistenseite ein beigefügter Satz, welcher unmoderierte Mailing-Listen als solche ausdrücklich kennzeichnet: »Die hbs-stips-Liste ist eine inhaltlich nicht moderierte mailinglist der StipendiatInnen für StipendiatInnen der Hans-Böckler-Stiftung. Sie ist kein Organ der Hans-Böckler-Stiftung. Die Hans-Böckler-Stiftung ist für den Inhalt dieser Mail nicht verantwortlich.«

13 Heutzutage können an einen Brief auch alle anderen Arten von Dateien angehängt werden: Programme, Grafiken, Fotos, Sounds, Videos usw.

E-Mails sind in ihrer Empfängerschaft personell definiert, und nicht jeder, der sich der enthaltenen Aussage zuwenden will, kann sie auch empfangen. Vielmehr erhält nur der Adressat, den der Sender gezielt erreichen wollte, überhaupt Kenntnis von der Aussage. E-Mails sind nicht einseitig, da der Empfänger einer E-Mail dem Sender im allgemeinen auch per E-Mail antworten kann. Kommunikation per E-Mail hat somit den Charakter von Individualkommunikation, ist also keine Massenkommunikation.

Vorteil der E-Mail gegenüber der normalen Post ist die Geschwindigkeit, mit der die Mails versendet werden. Innerhalb weniger Sekunden bis Minuten erreicht eine in Europa verschickte Nachricht Orte in Amerika oder Asien. Sensible Daten werden verschlüsselt versandt; es kann jedoch keine absolute Sicherheit im Internet garantiert werden. Die Nutzung von E-Mail zur Kommunikation birgt eine Reihe von Sicherheitsrisiken in sich, die vielen Anwendern nicht bewusst sind. So ist eine E-Mail am ehesten mit einer elektronischen Postkarte vergleichbar, sie kann in der Regel auf ihrem Weg durch das Internet von jedem Serverknotenpunkt eingesehen oder schlimmstenfalls sogar unterdrückt oder manipuliert werden.

2.4 Chat

Eine weitere Möglichkeit des Austauschs mit anderen Internet-Nutzern stellt der Internet Relay Chat (kurz IRC oder Chat) dar – gemeint ist das so genannte »Plaudern via Tastatur«. Ähnlich wie im Usenet kontaktiert man dazu einen entsprechenden IRC-Server mit Hilfe eines Programms (IRC-Client). Anders als im Usenet können so mehrere Teilnehmer gleichzeitig nahezu in Echtzeit per Tastatur miteinander kommunizieren, eben »chatten« (dt.: schwatzen).

IRC ist also eine Art von Treffpunkt. Man loggt sich ein, begrüßt die anderen Teilnehmer, klinkt sich in die Diskussion ein und hofft darauf, Erwiderung zu bekommen.

IRC ist der Oberbegriff für ein verteiltes Netzwerk aus miteinander vernetzten Servern, mit denen sich Benutzer mittels eines »Client« genannten Programms verbinden können, um in sogenannten Channels – thematisch organisierten Räumen – miteinander zu kommunizieren.¹⁴ Die Netze unterscheiden sich nach jeweiligen

14 Die ursprüngliche Idee eines Chat-Netzwerkes entstand im BITNET unter dem Namen Relay Chat. Dieses System wurde vom finnischen Studenten Jarkko Oikarinen, der an der Fakultät für Informatik der Universität Oulu studierte, im Sommer 1988 auf das Internet übertragen. Mit der Zeit wuchs das Netzwerk zu einer solchen Größe heran, dass es zum einen zu technischen Problemen kam und zum anderen zu unübersichtlich und chaotisch wurde. Daher entstanden ab ca. 1993 weitere unabhängige Netzwerke, die kleiner waren. Im Sommer 1996 wurde dann auch das ursprüngliche Netzwerk wegen Differenzen der Betreiber geteilt. Diese Teile findet man heute hauptsächlich im IRCNet (hauptsächlich europäische Betreiber) und im EFnet (hauptsächlich Betreiber in den USA) wieder.

regionalen Schwerpunkten, Sprachen, Themen und angebotenen Services. Das Chat-system ist textbasiert, erlaubt jedoch über weitere Kommandos auch den Austausch von Dateien und sonstigen Informationen durch eine TCP (Transmission Control Protocol) Verbindung zweier User.

Hier können also nicht nur zwei, sondern mehrere Teilnehmer gleichzeitig miteinander kommunizieren (Multi-User-Chat bzw. Online-Konferenz). IRC erlaubt beliebig vielen Teilnehmern, sich zur gleichen Zeit in verschiedenen Kanälen über diverse Themen zu unterhalten. In der Praxis ergibt sich eine Obergrenze für die Teilnehmerzahl lediglich dadurch, dass bei zu vielen Teilnehmern kein Überblick mehr über die vielen Beiträge möglich ist.¹⁵ Auch dient IRC dem Netz als Koordinationsmedium für On/Offlineverknüpfungen.¹⁶

2.5 Spiele im Internet

MUDs und MOOs – virtuelle Spiel – und Konversationsumgebungen, die weltweit zugänglich sind, sofern man über die notwendigen technologischen Voraussetzungen verfügt, gelten gemeinhin als prototypische Ausprägungen virtueller Gemeinschaften. MUDs und MOOs erlauben nicht nur das gemeinsame Spielen im Netz, sondern ebenso die beliebige Kontaktaufnahme mit anderen jenseits der üblichen Beschränkungen der jeweiligen sozialen Umfelder. Insofern scheinen sie ein interessantes empirisches Feld für die Exploration neuer sozialer Strukturen in elektronischen Netzwerken zu sein.

MUD ist die Abkürzung wahlweise von Multi(ple) User Dungeon, Multi(ple) User Dimension oder Multi(ple) User Dialogue. Ein MUD ist ein Programm, in dem mehrere Spieler gleichzeitig jeweils ihre virtuellen Charaktere durch eine virtuelle Welt bewegen, die sich den einzelnen Spielern nur durch eine textuelle Beschreibung erschließt. Man generiert einen Charakter und kann »sich« fortan in diesen Welten bewegen, gemeinsam oder im Wettstreit Puzzles lösen, Drachen jagen, sich einfach nur mit seinen Mitspielern unterhalten oder sterben.

Betritt man einen MUD, so muss man sich zuerst einen Avatar¹⁷ wählen, dieser hat außer einem Namen auch äußere Merkmale, Besitzgegenstände oder Fähig-

15 Ein weiterer Bereich wäre, dass auch tagespolitische Begebenheiten eingespeist werden; so z.B. bei wichtigen politischen Ereignissen wie dem Golfkrieg oder dem Putschversuch in Moskau 1991, wo von vor Ort aus erster Hand informiert wird. Diese Ereignisberichte werden, was fast noch wichtiger ist, von Privatpersonen eingereicht, ohne dass professionelle Agenturen dazwischengeschaltet wären.

16 Z.B. Demos, Aktionen, Flashmobs usw.

17 Der Begriff Avatar stammt aus dem Hinduismus – »avatara = Abstieg« – und bedeutet die Menschwerdung eines Gottes.

keiten, welche man im Laufe der Zeit erweitern kann. Sodann bekommt man eine textuelle Beschreibung des Raumes in dem man sich befindet, welche Gegenstände oder andere Personen sich darin befinden und welche Ausgänge es gibt. Man kann dann in einen anderen Raum gehen, mit Gegenständen hantieren, die Umgebung verändern oder mit den anderen Nutzern Kontakt aufnehmen. Um sich in einem MUD zurechtzufinden, ist viel Zeit und Engagement notwendig. Das Erkunden eines MUDs kann mit dem Erkunden einer neuen Stadt, eines neuen Landes, neuer Sitten, Gebräuche, neuer Wege, Orte, Einwohner, usw. verglichen werden. Durch diesen Lernaufwand entsteht unter den Nutzern ein starkes Gemeinschaftsgefühl.¹⁸

3. ROLLEN, FUNKTIONEN UND HANDLUNGSMÖGLICHKEITEN DER AKTEURE IM INTERNET

Bei der Nutzung des Internets kann man zwischen folgenden Kommunikationsinstanzen unterscheiden:

3.1 Der Teilnehmer bzw. Nutzer

Der Teilnehmer nutzt über den Client verschiedene Dienste des Internet, wie den WWW-Zugriff oder E-Mail, von seinem lokalen Rechner aus. Er ist der Empfänger der im Internet abgerufenen Inhalte.

Die Akteure im Internet, insbesondere die Nutzer, nennen sich »Netizen«. Das bedeutet »Citizen« im »Net« und betont vor allem deren Eigenständigkeit hinsichtlich ihrer allgemeinen Meinungsbildung. Mittlerweile ist ein solches Selbstbewusstsein

18 In den einschlägigen Newsgroups findet man oft die Meinung, dass MUD und IRC die idealen Kommunikationsmittel seien, weil sie von Rasse, Geschlecht, Alter usw. abstrahieren. Man käme somit auch mit Menschen ins Gespräch, denen man unter normalen Umständen eine eher geringe Gesprächsbereitschaft entgegenbringt. Onlinespiele sind jedoch auch in der Tat sehr günstige Mittel, beispielsweise Inhalte von Hassrede zu verbreiten. Als ein dafür berühmtes Spiel im Cyberspace kann das von Gary Rex Lauck angesehen werden. Gary Rex Lauck ist zwar 1995 aufgrund eines Haftbefehls in Dänemark festgenommen und vom Landgericht Hamburg wegen Volksverhetzung, Aufstachelung zum Rassenhass und Verbreitung von NS-Propaganda zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden, seit seiner Freilassung und Ausweisung aus Deutschland 1999 aber wieder mehr denn je im Internet aktiv. Aufgefallen ist Lauck in letzter Zeit durch eine veränderte Version des Moorhuhn-Spiels, bei dem »Jagd auf Juden« gemacht wurde. Phenomedia klagten jedoch erfolgreich gegen Lauck wegen Urheberrechtsverletzung, der das Spiel dann von seiner Website entfernen musste. (Menschenverachtende Version des Moorhuhns von US-Servern verbannt). Zwei weitere Spiele werden allerdings von Lauck weiterhin angeboten. Wie und ob der Verfassungsschutz gegen Laucks Webseite vorgehen will, war vom Bundesamt für Verfassungsschutz nicht zu ermitteln. Florian Rötzer, Gary Lauck provoziert den Verfassungsschutz, 05.03.2001. <http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/te/7061/1.html> (Stand: Nov. 2004).

als Bürger im Cyberspace zu einer Kultur geworden. Mittel der »bürgerschaftlichen« Selbstregulierung sind insbesondere Filter- und Klassifizierungssysteme (die nutzergerecht auszugestalten wären), Verhaltenskodizes (Codes of conduct als Minimalstandard der Angebotsqualität) und Aufklärungsversuche, die eine bessere Kommunikationskultur im Cyberspace entwickeln möchten. Hotlines sollten hierbei einen Schutz vor problematischen Netzinhalten gewähren.

3.2 Der Access-Provider bzw. Zugangsvermittler

Der Access-Provider oder Zugangsvermittler stellt die Schnittstelle zur Nutzung der Internet-Dienste zur Verfügung. Er betreibt weiterhin die notwendige internet-spezifische Infrastruktur, wie z.B. Router und Name-Server.¹⁹

Access Provider verschaffen lediglich den technischen Zugang zum Netz. Sie sind daher mit der Post zu vergleichen, die auch nicht weiß, was in den Briefen für Botschaften enthalten sind. Folglich wird der Access Provider von der Verantwortlichkeit freigestellt.

3.3 Der Service-Provider bzw. Informationsdienstanbieter

Der Service-Provider oder Dienstanbieter stellt die verschiedenen Internet-Dienste bzw. die fremde Information unentgeltlich oder gegen Bezahlung für den Teilnehmer zur Verfügung. In der Regel nimmt der Host Provider keinen Einfluss darauf, welche Inhalte auf seinem Server abgelegt werden. Er kann aber auch als Moderator von Newsgroups auftreten und dann unmittelbar an der inhaltlichen Zusammen-

19 Soll ein Web-Inhalt durch den Client aufgerufen werden, wird der Client in der Regel über das öffentliche Telefonnetz zuerst eine Verbindung zu seinem Access-Provider herstellen. Dort meldet er sich mit seiner Benutzerkennung und einem Passwort am Terminalserver an. Bei diesem Vorgang wird auf dem Terminalserver ein Datensatz angelegt, der den Login-Namen, das Datum und die Uhrzeit der Anmeldung sowie die zugewiesene IP-Adresse enthält. Nach dem Abschluss des Anmeldevorgangs schickt der Client eine Anfrage an den Proxy des Access-Providers. Diese Anfrage (Request) in Form der Adresse einer Web-Seite (URL: Uniform Resource Locator) wird vom Proxy zuerst vollständig gespeichert. Wenn eine Adressumsetzung stattfindet, speichert der Proxy, welche ankommende IP-Adresse durch welche neue IP-Adresse ersetzt wird. Der angefragte Web-Server sieht dann nur die neue IP-Adresse und erfährt nicht die Original-IP-Adresse des Clients. Sofern eine Auflösung der über die innerhalb des Requests aufgeführte URL in eine IP-Adresse des zu erreichenden Web-Servers erforderlich ist, wird diese Information von einem DNS-Server bezogen. Die Anfrage des Clients wird über das Internet an den zu erreichenden Web-Server gesandt. Die Anfrage wird durch den Web-Server mit weiteren Daten in einer Log-Datei gespeichert. Die gespeicherten Informationen entsprechen dabei vom Umfang her meist dem Common Logfile Format gemäß W3C (World Wide Web Consortium). Die angefragte Seite wird nun vom Web-Server über das Internet an den Proxy gesendet, der wiederum die Seite an den Client übergibt, wo sie mit Hilfe eines Browsers dargestellt wird. Der Proxy speichert die empfangene Antwortseite im Cache, um weitere Anfragen von anderen Clients schneller bedienen zu können.

menstellung des Internetangebots beteiligt sein. Wegen der häufig wechselnden Rollen und Tätigkeitsbereiche ist es nicht einfach einzuschätzen, ob der Host Provider mehr in die Rubrik der voll verantwortlichen Inhaltsanbieter oder der von der Haftung freigestellten Access Provider einzustufen ist.²⁰

3.4 Der Content-Provider bzw. Inhaltsanbieter

Der Content-Provider oder Inhaltsanbieter ist für die Inhalte von beispielsweise WWW-Angeboten verantwortlich. Diese stellt er mit der Hilfe von Service- und Access-Providern im Internet zur Verfügung.

4. SPEZIFISCHE EIGENHEITEN DES INTERNETS

4.1 Anonymität

Als eine spezifische Eigenheit des Internets wird in der öffentlichen Diskussion »Anonymität« zuallererst genannt. Allerdings trifft die Diagnose zunehmender Anonymität auch auf andere Bereiche des täglichen Lebens gleichermaßen zu. Anonymität spielt eine Rolle nicht nur im Cyberspace, sondern überall dort, wo Massenpublikum in Erscheinung tritt. So steigt z.B. die Tendenz, keine Verantwortung für eigene Aussagen zu übernehmen, überall dort, wo angenommen wird, dass die Identität der Autoren nicht nachvollzogen bzw. festgestellt werden kann. Auf das Internet bezogen stellt sich so insbesondere hinsichtlich der Glaubwürdigkeit von Informationen sowie des Risikos der Ehrenverletzung einerseits die Aufgabe der »Entanonymisierung« von Informationen, Mitteilungen, etc.

In bestimmter Hinsicht lässt sich seit kurzem im Internet allerdings auch ein entgegenstehender Trend feststellen:²¹ Anwender hinterlassen im Internet Datenspuren aller Art, die Unternehmen, Organisationen und Behörden vielfältig auswerten können. Werden solche Informationen dann noch zusammengeführt, so muss von einer datenschutzrechtlich höchst bedenklichen Situation ausgegangen werden. Von jedem Anbieter von Webseiten werden diese Daten protokolliert, das Ganze

20 Beispielsweise ist AOL ein Unternehmen und vereint gleichzeitig mehrere Aufgaben in sich. Als Content Provider liefert AOL eigene oder angekaufte Inhalte auf den eigenen Seiten von AOL. Außerdem gibt AOL als Access Provider seinen Mitgliedern die Möglichkeit, auf seinen Servern eigene Homepages zu betreiben.

21 Erwarten die Kassierer an der Supermarktkasse nur das Geld und keinen Ausweis, so verlangen Online-Shops von ihren Kunden wesentlich mehr Auskünfte.

kann in einer Profilbildung resultieren. So darf ein User heutzutage nicht allzu überrascht sein, wenn er später gezielte Werbung erhält, nicht nur per E-Mail, sondern auch per Hauspost.

Die im Alltag selbstverständliche Anonymität muss daher im Internet erst durch spezielle Maßnahmen hergestellt werden. Hier geht es um die Frage, wie man die vorteilhaften Funktionen der Anonymität weiter entwickeln und gleichzeitig deren Risiken vermeiden oder diesen vorbeugen kann. Während der Vorteil der Anonymität also in ihrem demokratiefreundlichen Charakter gesehen werden kann, wird sie andererseits dann problematisch, wenn so genannte Anti-Seiten im Internet nur noch zur Kritik der Kritik führen oder bis hin zum Tatbestand der Hassrede gereichen.

Als ausgewählte Beispiele für Anonymisierungsdienste, die sowohl dem Regime des TDG (Teledienstegesetz) als auch dem des TKG (Telekommunikationsgesetz) unterworfen sind,²² sind »Rewebber«²³ und »AN.ON – Anonymität Online«²⁴ zu nennen. Diese Anonymisierungsdienste bieten Funktionen an, die für die Anonymität der Benutzer gegenüber den Betreibern des Dienstes sorgen. Mit Hilfe dieser Tarnkappen lassen sich elektronische Spuren kaum zurückverfolgen. So viel Sicherheit hat aber auch ihren Preis; Der Datenfluss erfolgt über Zwischeninstanzen, was zeitliche Verzögerungen mit sich bringt, außerdem werden nicht mehr alle Seiten getreu dem ursprünglichen Web-Site-Original angezeigt. Im Extremfall kann es vorkommen, dass die Seite leer bleibt.²⁵

22 http://cdl.niedersachsen.de/blob/images/C1585593_L20.pdf (Stand: Sept. 2004).

23 <http://www.rewebber.de/> (Stand: Sept. 2004).

24 <http://anon.inf.tu-dresden.de/index.html> (Stand: Sept. 2004).

25 Anonym und unbeobachtbar im Internet zu surfen, ist eben auch Vertrauenssache. Auf Anfrage von deutschen Gerichten können die Anonymitätsdienste gezwungen werden, Adressen zu entschlüsseln. Dabei ist eine Abwägung zwischen dem garantierten Recht des Einzelnen auf Anonymität und berechtigten Interessen der Strafverfolgungsbehörden, z.B. in Fällen von »Hassrede«, erforderlich. Vor allem muss der Anonymisierungsdienst vertrauenswürdig bleiben. Vom Gelingen dieser Abwägung hängt schließlich ab, inwieweit der Cyberspace den Maßstäben einer sich weiter entwickelnden Demokratie förderlich ist, bzw. ihnen entspricht.

»Hassrede« ist ein Ausdruck, der sich auf ein ganzes Spektrum negativer Äußerungen bezieht, die geeignet sind, eine Person oder eine Gruppe zu beschimpfen, einzuschüchtern oder zu belästigen, sowie solche, die geeignet sind, zu Gewalt, Hass oder Diskriminierung aufzurufen. Gründe für den Hass oder die Diskriminierung sind meist Rasse, Religion, Geschlecht oder sexuelle Orientierung. Siehe auch ausführlich zu Anonymität: Oliver Raabe, Abgrenzungsprobleme bei der rechtlichen Einordnung von Anonymisierungsdiensten im Internet, CR 4/2003, S. 268; Winfried Brugger, Verbot oder Schutz von Hassrede? – Rechtsvergleichende Beobachtungen zum deutschen und amerikanischen Recht, AöR 128, 2003, S. 372; Michel Rosenfeld, Hate Speech in constitutional Jurisprudence: A Comparative Analysis, http://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=265939 (Stand: Nov. 2004); J. Jacobs & K. Potter, Hate Crimes: Criminal Law and Identity Politics, New York, Oxford University Press, 1998, S. 11; Bernd Holznapel, Meinungsfreiheit oder Free Speech im Internet, AFP, 2002, S. 373; Friedrich Kübler, Rassenhetze und Meinungsfreiheit, AöR 125, 2000, S. 109.

4.2 Globalität

Das Internet ist nicht nur auf die Bundesrepublik Deutschland oder auf den Kontinent Europa beschränkt, sondern ermöglicht einen erdumspannenden Datenverkehr, wie das oben genannte zweite Beispiel zeigt. Allerdings können die Grundrechte des Grundgesetzes nur gegenüber der deutschen Staatsgewalt Geltung beanspruchen. Ihre räumlich auf den Wirkungsbereich der deutschen Staatsgewalt begrenzte Geltung stellt in grenzüberschreitender Kommunikation ein Problem dar, weil im Einzelfall geklärt werden muss, welche Rechtsordnung in Konfliktfällen zur Anwendung kommt.

So lässt sich aufgrund der globalen Vernetzung sowie der lückenhaften, staatlichen Kontrollmöglichkeiten im grenzüberschreitenden Datenverkehr der Zugriff auf die im Ausland gespeicherten Inhalte durch private Nutzer heute kaum mehr völlig verhindern. Berechtigt ist gleichwohl die Forderung, dass das Recht gegen den Missbrauch des Internets mobilisiert werden muss. Da das Internet nicht vor den nationalstaatlichen Grenzen Halt macht, kann die von ihm ausgehende Herausforderung nicht vom Recht eines einzelnen Staates beantwortet werden. Man spricht daher von der internationalen Dimension des Internets, der durch die Rechtsetzung der Europäischen Union (EU) und durch entsprechende Bemühungen der Vereinten Nationen Rechnung getragen werden soll.²⁶

Im Hinblick auf Globalität ist daher eine Beschäftigung mit dem Spannungsverhältnis zwischen den einzelnen, nationalen Werteordnungen²⁷ gleichfalls unvermeidbar.

4.3 Simultanität und Interaktivität: Beiderseitige Kommunikation

Der Informationsverkehr im Internet zeichnet sich durch Gleichzeitigkeit aus. Man braucht nicht lange zu warten, bis eigene Informationen an andere Stellen im Netz übermittelt werden. In diesem Sinne hat das Internet den Charakter von Simultanität.

26 Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang das Bestreben, das europäische Einigungswerk durch eine Verfassung der EU fortzuführen. Entsprechend dem Stand von Juni 2005 ist nach der Ablehnung des Verfassungsprojektes in Frankreich und den Niederlanden der Ausgang des Projektes wieder unklar, gleichwohl muss die überragende Bedeutung, die dabei den Grundrechten zukommt, festgestellt werden. Ihnen hat die EU durch die Proklamation einer Grundrechtscharta auf der Regierungskonferenz in Nizza vom 7. bis 9. Dezember 2000 Rechnung getragen.

27 Bernd Holznagel, Meinungsfreiheit oder Free Speech im Internet, AfP (Archiv für Presserecht), 2002, S. 128, 129.

Darüber hinaus ist die Kommunikation im Internet beiderseitig, anders als die bisherigen Medien öffentlicher Kommunikation, welche die Sendung von Informationen in nur eine Richtung erlaubten. Jeder kann hier sowohl Informationsabsender als auch -empfänger sein. Von diesem Charakter des Internets wird nicht nur die Informationsdienstleistung, sondern auch deren Vernetzung getragen. Höchst interaktiv werden die Inhalte direkt über ein Webinterface eingespeist und als Seite wiederum veröffentlicht. In diesem Sinne kommt dem Cyberspace eine besondere Bedeutung für die neuen Möglichkeiten einer demokratischen und teilnehmenden Kommunikation zu.²⁸

4.4 Dezentralität

Im Gegensatz zum früheren Btx-System oder auch zu herkömmlichen Massenmedien, gibt es keinen Betreiber des Internets; es handelt sich im Gegenteil um ein chaotisches, also nicht hierarchisch strukturiertes Netzwerk aus Millionen miteinander verknüpfter Computer. Beim Ausfall eines Rechners suchen sie stets die nächste Verbindung zueinander.

Es gibt kein Kommandozentrum, bzw. einen zentralen Hauptrechner. Dies macht das Internet zum Hoffnungsträger für das Entstehen eines demokratischen Kommunikationsmarktes.

Wie oben erwähnt, ist das Internet kein einziges, zusammenhängendes Netz, sondern vielmehr ein weltumspannender Verbund aus zahllosen kleineren, territorial oder organisatorisch begrenzten Netzwerken. Die Struktur des Internets wird allein von den angeschlossenen Teilnetzen bestimmt.

4.5 Konvergenz

Die Internetnutzung erfolgt zunehmend in Kombination mit dem Einsatz verschiedener Massenmedien bzw. Kommunikationsmittel, wie z.B. Internetnutzung inklusive TV-, HiFi- oder Kamerafunktion, usw. Beide Entwicklungslinien, Telekommunikation und Multimedia, erfahren im Zuge der Digitalisierung eine immer höher werdende Konvergenz. So wird in nicht allzu langer Zeit jedes Haus, bzw. jeder Raum, den Empfang des Rundfunk- und Fernsehprogramms über das Internet via Computer, und umgekehrt, die Inanspruchnahme von Internetdiensten über das digi-

28 Mit Simultanität und Interaktivität kann die Kommunikation im Cyberspace als Informationsdreh-scheibe bezeichnet werden, weil die Nutzer die Informationen, z.B. in einer Homepage, z.T. selbst beisteuern und verändern können.

tale Fernsehen, gewährleisten. Die Entwicklung von Multimediadiensten befindet sich noch im Anfangsstadium. Ihnen wird aber eine stürmische Entwicklung vorausgesagt.

Im heutigen Zeitalter der Computertechnik überwindet die umfassende Umstellung auf digitale Informationsverarbeitung frühere Schranken zwischen einzelnen Technologien. Diese mit dem Begriff der Konvergenz bezeichnete Entwicklung begründet die Notwendigkeit, das Telekommunikations- und das Multimediarecht als Bestandteile eines rechtlichen Rahmens für netzorientierte Dienstleistungen zu begreifen.

Das Internet und insbesondere dessen Dienste »E-Mail«²⁹ und »Word Wide Web«³⁰ genießen eine hohe Attraktivität. Sie werden längst nicht mehr nur für den wissenschaftlichen oder privaten Informationsaustausch oder als Medium der Unterhaltung genutzt. Mit ihrer Hilfe entwickeln sich elektronische Marktplätze, Zahlungstransaktionen, Verwaltungskontakte und unternehmensinterne Informations- und Kommunikationssysteme.³¹

4.6 Digitalisierung des Datums und Hypertext

Alle im Internet befindlichen und fließenden Daten sind digitalisiert. Die Basis für viele Web-Seiten bildet die plattformunabhängige Dokumentenbeschreibungssprache HTML (Hypertext Markup Language), die es auf einfache Weise ermöglicht, Dokumente im Internet darzustellen und untereinander zu verknüpfen. Diese Verknüpfungen werden Hyperlink oder kurz Link genannt. Man unterscheidet dabei interne Links, also Verweise innerhalb einer Webseite und externe Links – Verweise auf Dokumente Grafiken oder Dateien auf anderen Webseiten. Durch unzählige Verknüpfungen bildet das gesamte WWW ein riesiges Hypertext-System.

4.7 Zukünftige Entwicklung im Internet

Das Internet eröffnet immer neue Möglichkeiten und Anwendungsbereiche. Es gibt kaum noch Lebensbereiche, in die das Internet nicht vorgedrungen ist. Aufgrund der steigenden Nutzerzahlen und angesichts der drastisch ansteigenden Datenmen-

29 Siehe oben 2.3.

30 Siehe Fußnote 7.

31 Beispielsweise wird durch das digitale Fernsehen der Fernseher zum Multimedia-Home-Center, das den individuellen Abruf von Fernsehsendungen, Filmen, Informationsangeboten, Lernprogrammen und Spielen ermöglicht. Auch wird es zum multimedialen Teleeinkauf, Telebüchern und Telebezahlen verwendet werden.

gen, die durch neue Technologien (z.B. Audio und Video) durch das Internet transferiert werden, entstand Ende der 1990er Jahre die Initiative »Internet2«, an der sich über 180 Universitäten und zahlreiche Unternehmen beteiligen. Mit Internet2 sollen bis zu 1000 mal schnellere Übertragungsraten erzielt werden, die nicht nur den schnelleren Transfer von Daten, sondern vor allem auch spezielle Anwendungen, beispielsweise digitale Bibliotheken, virtuelle Forschungszentren und vieles mehr ermöglichen sollen. Innerhalb des Projektes Internet2 werden neuen Technologien entwickelt und getestet, die das Internet in seiner bisherigen Form ähnlich revolutionieren sollen, wie seinerzeit die Entwicklung des WWW.³²

5. BEREITS EIN »KLASSIKER«: IST DAS INTERNET EIN RECHTSFREIER RAUM?

Bis vor einigen Jahren galt das Internet im allgemeinen als »rechtsfreier Raum«, die Rede war von einer »juristischen Grauzone«. Dies mag vor allem darin begründet sein, dass bis Mitte der 1990er Jahre einschlägige Rechtsprechung ebenso fehlte wie spezialgesetzliche Regelungen,³³ die den besonderen Anforderungen an ein Recht im Internet gerecht werden konnten. Häufig verführt die Erfahrung von Globalität im Internet und die anfängliche Hilflosigkeit staatlicher Organe gegenüber dem neuen Medium zur Annahme, das Internet sei ein Raum ohne staatliches Recht.

Das Gegenteil ist der Fall: Trotz aller Anwendungsfragen und Durchsetzungsprobleme im Einzelfall gilt staatliches Recht natürlich auch für die Anbieter und Nutzer im Internet. Bezugspunkt des Rechts ist die Person, die in einem Land über eine Niederlassung als lokalen Bezugspunkt der dort geltenden Rechtsordnung verfügt oder deren Wirken in den Geltungsbereich der Rechtsordnung eines Landes fällt und deswegen von dieser auch erfasst wird. Wer beispielsweise rechtswidrige Inhalte vom Ausland aus für Nutzer in Deutschland verfügbar macht, kann sich nach deutschem Recht strafbar machen. Es kann also keine Rede davon sein, dass das Internet ein rechtsfreier Raum sei.

Die Grundrechte des Grundgesetzes gelten für Anbieter und Nutzer von Information und Kommunikation im Internet. Als Ausdruck individueller Freiheit schützen sie beide gegen Eingriffe der deutschen Staatsgewalt. Die Geltung der Grundrechte im Internet ist ein Korrektiv der Freiheit gegen staatliche Aufsichts- und

32 <http://www.internet2.edu/> (Stand: Sept. 2004).

33 »Spezialgesetzliche Regelung« ist ein juristisches Antonym von »allgemeine Regelung«.

Strafmaßnahmen der deutschen Behörden zu Gunsten der Nutzer und Anbieter. Sie sind die Maßstäbe, an denen sich jede Initiative von Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz, das Internet staatlich zu reglementieren, messen lassen muss.

Die Grundrechte verhalten sich zu den medialen Formen ihrer Ausübung neutral. Sie schützen jede Form der Freiheitsausübung auch in elektronischen Netzen, auch wenn bei In-Kraft-Treten des Grundgesetzes noch niemand an das Internet dachte. Um diesbezügliche entwicklungsbedingte Lücken zu vermeiden, ist das deutsche Verfassungsverständnis prinzipiell dynamisch und entwicklungs offen konzipiert. Die Grundrechte sollen die Freiheit der Menschen schützen, nicht aber bestimmte Lebensformen konservieren. Aus diesem Grund entwickeln sich ihre Schutzgehalte mit dem Wandel von Technik und Lebensformen fort.

Das Internet ist damals wie heute ein Medium, das zeitliche, geografische und politische Grenzen mit Leichtigkeit überwinden kann. Die Annahme, dass auch rechtliche Grenzen verschwinden, kann jedoch sicherlich nicht zutreffen. So stellte sich der Rechtswissenschaft in der jüngeren Vergangenheit die Aufgabe, diese Grenzen zu markieren und deren Überschreitungen gegebenenfalls zu sanktionieren.

Es gab und gibt allenfalls rechtliche Spezialprobleme, denen die bisherigen Regelungen nicht in ausreichendem Maße gewachsen waren bzw. sind. Den zusätzlichen Regelungsbedarf hat der deutsche Gesetzgeber jedoch schon frühzeitig erkannt. Bereits zum 1. August 1997 setzte der Bundestag das IuKDG (Informations- und Kommunikationsdienstegesetz) in Kraft, mit dem er der Vielfalt im Internet einen rechtlichen Rahmen gab. Das IuKDG ist ein »Mantelgesetz«,³⁴ das aus einzelnen Artikeln besteht. In diesen Artikeln befinden sich Änderungsvorschriften zu bestehenden Gesetzen oder komplett neue Gesetze.³⁵

Epilog

Das Internet erscheint als die ideale technische Entsprechung einer modernen Kommunikations- und Informationsgesellschaft; noch nie zuvor erlaubte ein Medium einen vergleichbaren, universellen Zugang zu Informationen und Wissen. Das Internet eröffnet neue Räume der Meinungs- und Ausdrucksfreiheit, der kulturellen Vielfalt und des Pluralismus.

34 *Teles European Internet Academy* (Hrsg.), *Recht im Internet*, SPC TEIA Lehrbuch Verlag, 2002, S. 449.

35 Die Form eines Mantelgesetzes war notwendig, weil das IuKDG (Informations- und Kommunikationsgesetz) eine Querschnittsmaterie regelte, die in viele Rechtsbereiche hereinreicht: das Recht der Wirtschaft, den Verbraucher- und Datenschutz, das Urheberrecht sowie das Strafrecht und den Jugendschutz.

Der derzeitige technische und kulturelle Entwicklungsstand des Internets lässt sich am besten als permanente Übergangsphase bezeichnen; die Ergebnisoffenheit seiner weiteren Entwicklung lässt die künftige Gestalt des Mediums bestenfalls erahnen. Allerdings ist bereits eine zunehmende Auflösung ehemals eherner Grenzen zwischen Begriffen und Bereichen wie

- »privat/öffentlich«,
- »innerhalb/außerhalb der herkömmlichen Sphäre des staatlichen Rechtssystems«,
- »Absender und Empfänger«,
- »Selbstregulierung/gesetzliche Steuerung« sowie,
- zwischen den verschiedenen Kulturen hinsichtlich des Informationsflusses als charakteristische Erscheinung des Cyberspace zu diagnostizieren.

Neben diesen inhaltlichen Grenzen scheinen durch die neue Technologie herkömmliche Beschränkungen von Zeit und Geschwindigkeit, Raum und Weite weitgehend aufgehoben worden zu sein.

Für die bisherige Entwicklung des Internets gilt, dass deren Vor- und Nachteile Hand in Hand gehen – einerseits sind Informationen im Netz schwerer auf ihren Ursprung hin überprüfbar, was auf Kosten der Glaubwürdigkeit geht. Zudem bringt dies alle positiven und negativen Aspekte einer gestiegenen Anonymität mit sich.

Andererseits bietet die neue Technologie dem Bürger bisher nicht gekannte Möglichkeiten interaktiver und vielfältiger Kommunikation, der Bündelung von Meinungen sowie der Vernetzung und Organisation von Interessen.

Es bleibt – in Zusammenhang mit der weiteren kommunikationstechnischen Entwicklung – die Vision des mündigen, allinformierten Bürgers, der online an gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Entscheidungsprozessen partizipiert.

Kommen wir zuletzt nochmals auf die eingangs erwähnten beiden Beispiele zurück: Gibt das Cyberspace uns Frauen nun also Anlass zu neuer Hoffnung? Oder stellt es eine neue Herausforderung dar? Genauso wie innerhalb der bisherigen – nicht »virtuellen« – Realität stellen sich auch im Cyberspace nach wie vor die Fragen von Rassendiskriminierung und Ungleichheit – nicht nur zwischen Frauen und Männern, sondern auch zwischen verschiedenen Gruppierungen der Frauen untereinander.

Als ein neuer Kommunikationsraum bildet das Cyberspace eine Kultur, die herkömmliche Grenzen zu überschreiten imstande ist. Sie bietet uns Frauen so – grenzüberschreitend – neue Chancen der Diskussion, der Willensbildung, der Interessensaggregation und der Artikulation. Die Wahrnehmung dieser Potentiale erscheint hierbei nicht nur wünschenswert, sondern unumgänglich; nicht zuletzt deshalb, um

den »Raum« nicht den Gegnern einer offenen und emanzipatorischen Zukunftsgestaltung zu überlassen. Neben dem Einsatz für adäquate formelle und informelle Regelungsmuster benötigen wir hierfür insbesondere die erforderliche Medienkompetenz und das Selbstbewusstsein, um unseren Raum im Cyberspace zu schaffen und zu erhalten.

GEFANGENSCHAFT UND OSTRAMMYTHOS

GENDER, RAUM UND GATTUNG
IN WERKEN EDWIN ERICH DWINGERS
UND MARIA DE SMETHS

Polly Kienle

EINLEITUNG

Im folgenden Beitrag werden am Beispiel zweier Autoren literarische und journalistische Texte, die zwischen den zwanziger und den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts verfasst wurden, aus der Perspektive einer kulturwissenschaftlich geprägten Geschichtswissenschaft¹ untersucht. Der Beitrag stellt sich die Aufgabe, gendergeprägte Raumvorstellungen über den sowjetischen Osten bei Maria de Smeth und Edwin Erich Dwinger nachzuzeichnen. Dabei werden die in ihren Texten enthaltenden Sinnmuster zum einen mit Bezug auf das Literaturverständnis und den biographischen Hintergrund der Autoren und zum anderen als Repräsentanten für maßgebliche kulturelle Sinngelungen ihrer Epoche rekonstruiert. So betrachte ich die Autoren und ihre Schriften – entsprechend ihrem eigenen Literaturverständnis – als Verdichtungsmomente bestimmter Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, die in der deutschen Mehrheitsgesellschaft dieser Zeit prägend waren. Gleichzeitig werden gemäß des kulturwissenschaftlichen Ansatzes die Autoren als historische Akteure betrachtet, die an der Konstitution der gesellschaftlichen Wirklichkeit ihrer Zeit aktiv beteiligt waren. In den untersuchten Werken werden tragende räumliche Sinnmuster der nationalsozialistischen Ostpolitik zum Ausdruck gebracht, die ihrerseits auf tiefverwurzelte kulturelle Raumkonzepte aufbauen konnten. Der Blick des Autors auf diese kulturell überformte Raumerfahrung erweist sich in diesen Texten allerdings als nicht uniform, sondern gegendert (*gendered*).

Einem chronologischen Aufbau folgend werden die beruflichen Werdegänge der beiden Autoren vorgestellt. Es wird gezeigt, wie deren publizistische Tätigkeit

1 Darunter verstehe ich die methodisch begründete Erforschung der durch gegebene historische Rahmenbedingungen geprägten, kommunikativen Konstruktion einer sozialen Wirklichkeit. Ein Klassiker der Wissenssoziologie präsentiert diesen Ansatz, der mittlerweile auch in der Geschichtswissenschaft Eingang gefunden hat: Peter L. Berger/Thomas Luckmann, *Die gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (Frankfurt a.M. 2003, Originalausgabe 1967).

rechtsrevolutionären Zielen diene und zum Ausbau und zur Legitimierung sowohl von Vorstellungen eines deutschen »Ostraums« als auch von Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfen in der deutschen Gesellschaft beitrug. Im Verlauf dieser Schilderung werden zum Verständnis des beschriebenen historischen Prozesses notwendige Begriffe und Konzepte Schritt für Schritt vorgestellt. Auf diese Weise wird die Entwicklung der Raum- und Gendervorstellungen in den Werken zugleich als Spiegel wie als Motor der Entwicklung kultureller Muster zu Raum und Gender in der deutschen Gesellschaft von 1922 bis in die 1960er Jahre hinein nachgezeichnet. Als Ergebnis des Erkenntnisinteresses wird der kumulative und selbstbedingende Herausbildungsprozess eines öffentlichen Diskurses zur deutschen Aneignung des »Ostraums« sichtbar, für den sich zwei spezifische Arten der genderbedingten Raumerfahrung herausarbeiten lassen.

ÜBERRASCHENDE GEMEINSAMKEITEN – ZWEI LEBENSWEGE

Zwischen den beruflichen Werdegängen wie auch den schriftstellerischen Thematiken der nationalkonservativen (oder *nationalsozialistischen*, wenn man will) deutschen Autoren Maria de Smeth (1903-1976) und Edwin Erich Dwinger (1898-1983) – die eine wenig bekannt, der andere zu seiner Zeit Bestsellerautor – gibt es erstaunliche Parallelen. Woher rühren die vielen Gemeinsamkeiten, sowohl im Lebensweg als auch in der schriftstellerischen und publizistischen Tätigkeit? Diese sind nicht nur den geteilten politischen Ansichten zuzuschreiben, auch nicht allein der Tatsache, dass beide der Generation angehörten, deren Angehörige die Zwischenkriegszeit und den Zweiten Weltkrieg als engagierte Erwachsene erlebten. Vielmehr wurden de Smeth und Dwinger von einem übergreifenden kulturell-gesellschaftlichen Impuls »nach Osten« zu schauen geleitet.

Schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 hatte die »Bewegung« sich darum bemüht, an nationalkonservative Mythen anzuknüpfen und diese auf Grund ihrer Massenwirkung für die eigene Mythoskonstruktion nützlich zu machen. Zu den *idées fixes* der nationalsozialistischen Publizistik gehörte nicht nur die Weltkriegserfahrung, sondern auch ihre Verlängerung in die Weimarer Zeit hinein. So wurde z.B. die Beteiligung der deutschen, nationalkonservativen Freikorps am Kampf gegen die Rote Armee im baltischen Raum als Vorbild für den frühen nationalsozialistischen Kampf mit der deutschen kommunistischen Bewegung um die Besetzung des städtischen öffentlichen Raums gedeutet – auf dieser Basis wurden die Freikorpskämpfer in die Ahnenreihe der Nationalsozialisten aufgenommen

und als weltanschauliche Vorläufer der »Bewegung« verehrt. Ferner boten nach 1933 zwei Elemente des »Baltikumer«-Mythos dem nationalsozialistischen Regime gleich zwei Anknüpfungspunkte, die die Freikorpsbewegung als Vorläufer der NS-Ostpolitik deuten ließ. Diese waren: eine besondere deutsche Spielart der soldatischen Männlichkeit, die in der publizistischen Auslegung der Freikorpserfahrung verbreitet wurde, wie auch das Ziel dieser Milizeinheiten, durch die Zurückschlagung des Bolschewismus und die »Befreiung« des baltischen Gebiets deutschen Veteranensiedlungen in einem »deutschen Osten« den Weg zu ebnen. Bei Schilderungen der Wahrnehmung, Überwindung und Durchschreitung dieses »Ostraums« aus deutsch-nationaler Perspektive schwingen vor diesem Hintergrund also kulturelle Deutungen von Raum per se und vor allem von diesem besonderen historisch-geographischen Raum mit.

De Smeth und Dwinger bedienten sich episch-literarisch-journalistischer Gattungen, die darauf ausgerichtet waren, mit einem breiten Lesepublikum in verständlicher Weise zu kommunizieren. Beide Autoren übernahmen aus persönlicher Überzeugung eine propagandistische Tätigkeit im Dienst der nationalsozialistischen Idee und dann, nach 1933, des nationalsozialistischen Regimes. Beide sahen sich in der Lage, große Bevölkerungskreise von der Richtigkeit des nationalsozialistischen »Antibolschewismus« zu überzeugen. Um dieses Ziel zu erreichen, mussten ihre literarischen Erzeugnisse mit Bildern, Gedanken und Konstrukten ausgefüllt sein, die ihrem anvisierten Lesepublikum vertraut waren. So griffen sie bereits verfestigte gesellschaftliche Diskurse über die Erfahrung des Ersten Weltkriegs auf und passten diese an, um ihre eigenen Erfahrungen als Häftlinge in bolschewistischen Lagern und Gefängnissen zu schildern. Der treffendste Begriff für den dadurch entstandenen publizistischen Duktus scheint mir »autobiographische Augenzeugenschaft« zu sein.

AUFARBEITUNG DES WELTKRIEGS IM ZEICHEN DER AUGENZEUGENSCHAFT UND GRÜNDUNG EINER NEUEN GATTUNG DER POPULÄREN LITERATUR

Edwin Erich Dwinger (Jg. 1898), Sohn eines Marineoffiziers und einer russischen Mutter, nahm als Kriegsfreiwilliger am Ersten Weltkrieg teil. Im Jahr 1915 wurde der siebzehnjährige Dwinger an der Ostfront schwer verwundet und kam bei der zaristischen Armee in Gefangenschaft. Nach fünf Jahren in verschiedenen sibirischen Lagern schloss sich der junge Soldat den antirevolutionären »Weißen« an, die die

alte imperiale Gesellschaftsordnung gegen die revolutionären Kräfte des neuen Russlands zu verteidigen suchen. Auf äußerst abenteuerliche Weise gelang es Dwinger 1921 über die Mongolei nach Deutschland zurückzukehren. Dort verdingte sich der erst Dreiundzwanzigjährige als Landwirt und Schriftsteller, während seine ersten, eher romantisch gestimmten und wenig Erfolg versprechenden Romane erschienen.² Erst die Fokussierung auf einen zeitdiagnostischen Duktus im Rahmen einer eindeutig autobiographischen Perspektive ermöglichte es ihm, bei einer großen Leserschaft Eindruck zu machen. In einer 1929-1932 beim Eugen Diederichs Verlag erschienenen Trilogie, *Die deutsche Passion*, verarbeitet Dwinger seine Weltkriegserfahrungen.³ Dies geschah aber nicht nur aus dem persönlichen Bedürfnis heraus, durch das Schreiben traumatischen Erlebnissen einen Sinn zu verleihen. Vielmehr war der erste Roman der Trilogie eine Auftragsarbeit, die durch den Verlag angeregt wurde, und zwar als Versuch der hinter dem Verlag stehenden deutschnationalen Kreise, dem Erfolg pazifistischer Romane wie Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* entgegenzuwirken. So sollten Leser, die bereits den Antikriegsroman kannten, durch die Perspektive des beauftragten Romans nicht abgestoßen, sondern angezogen werden, und durch diese Anziehungswirkung von Stil und Thematik sowie der Überzeugungskraft der subtilen Argumentation zur Aufgabe ihrer pazifistischen, antinationalistischen Position ermutigt werden.⁴

Die drei Romane der *Passion* bedienen sich der Gattung des Tagebuchs. Darüber hinaus kommt dem Gesamtwerk durch die Mitgefangenen des jungen Tagebuchschreibers die zusätzliche »Fremd«-Bezeichnung »Chronik« zu. Dadurch wird ein hoher Anspruch auf Objektivität und Historizität erhoben, der durch einen in der Form von reellen Zeitungsmeldungen, der Beschreibung tatsächlicher revolutionärer Propagandaplakate und amtlicher Statistik gestellten Wahrheitsanspruch verfestigt wird.⁵ Die Augenzeugenschaft von Dwingers jungem und unerfahrenem Tagebuchschreiber, dessen Identität mit der des Autors eindeutig sein sollte, ermög-

2 Siehe: Helmut Müssener, »Edwin Erich Dwingers Roman ›Zwischen Weiß und Rot – die russische Tragödie‹ als deutsches Trauerspiel«, in: Wulf Koepke/Michael Winkler, Hg., *Deutschsprachige Exilliteratur. Studien zu ihrer Bedeutung im Kontext der Epoche. 1930 bis 1960* (Bonn 1984), S. 127.

3 Die Trilogie hat folgende Bestandteile: *Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch* (1929), *Zwischen Weiß und Rot. Die russische Tragödie 1919-1921* (1930), *Wir rufen Deutschland* (1932). Der angesehene Eugen Diederichs Verlag gab u.a. die Programmzeitschrift der konservativen Revolutionsbewegung »Die Tat« heraus. Zur Verlagsgeschichte siehe: Justus H. Ulbricht/Meike G. Werner, Hg., *Romantik, Revolution und Reform. Der Eugen Diederichs Verlag im Epochenkontext 1900 – 1949* (Göttingen 1999); Florian Triebel, *Der Eugen-Diederichs-Verlag 1930 – 1949. Ein Unternehmen zwischen Kultur und Kalkül* (München 2004).

4 Viktoria Hertling, *Quer durch: Von Dwinger bis Kisch. Berichte und Reportage über die Sowjetunion aus der Epoche der Weimarer Republik* (Königstein/Ts. 1982), S. 18.

5 Ebd., S. 130.

licht es, im Dienst einer Zeitdiagnostik »sich selber, kraft seiner Zeugenschaft, zum Richter und Ankläger in einer Person [zu stilisieren]«⁶ Diese Haltung kam dem Zeitgeist entgegen, denn veröffentlichte Kriegszeugnisse wie Tagebücher und Feldpostbriefe hatten sich bereits in der frühen Weimarer Republik einem Raster stringenter politischer Sinndeutungen und Zukunftshoffnungen verpflichtet und besaßen deshalb den Status von »Garanten für die bis in tiefste ›Seelengründe‹ hineinreichende Identifikation [...] mit der überindividuellen Einheit der Nation«⁷.

Die Bezeichnung *Deutsche Passion* deutet auf die konzeptuelle Monumentalität der Trilogie hin, die zu deren Erfolg führte. In seiner unbeschönigenden Präsentation des Überlebenskampfes deutscher Soldaten in russischer Kriegsgefangenschaft werden Dwingers deutsche und russische Protagonisten sowohl mit einem »westlichen« (kapitalistischen) als auch einem »östlichen« (bolschewistischen) nationalen Weg konfrontiert. Es wird indessen suggeriert, dass ein deutscher Alleingang, der sich die positiven, sozialen Aspekte des Bolschewismus (inkl. des weltrevolutionären Anspruchs) aneignet, aber dabei den eigenen, preußisch geprägten Nationalcharakter nicht leugnet, die einzige realistische und wahre Hoffnung für die Errettung der westlichen Kultur darstellt. An einer Schlüsselstelle in der Mitte des zweiten Romans nimmt die Erfahrung des Chronisten Benjamin⁸ sogar eine heilsgeschichtliche Dimension an:

»Es gibt auch andere Wege [als den des Bolschewismus], um der Menschheit ein anständiges Leben zu bereiten – ohne sie zu versklaven, ohne sie zu Maschinen zu machen.

Und vielleicht liegt darin sein Gutes, dass er dem Abendland zeigt, was uns alsbald erwartet, wenn wir nicht endlich daran gehen, das auf unsere Art zu erfüllen, was der Bolschewismus auf seiner Art erfüllen will: Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Freiheit ...«⁹

Das ewig leidende Russland erscheint zwar als Christusfigur, dennoch sind es die deutschen »Plennys« (vom Russischen für »Kriegsgefangene«), die zu Jüngern der neuen Diesseitsreligion heranreifen und dazu prädestiniert sind, die Botschaft der »russischen Tragödie«, aber auch deren Sinn als Heilsversprechen für Deutschland, in die Welt hinauszutragen. Der heilsgeschichtliche Rahmen bei der Darstellung des Erle-

6 Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933* (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – N.F., Bd. 8) (Essen 1997), S. 230.

7 Ebd., S. 305f.

8 Dieser Name trägt zur religiös-epischen Dimension des Werks bei – Benjamin, auf Hebräisch »Glückskind«, gilt als Stammvater des israelitischen Stammes Benjamin, der den ersten israelitischen König Saul stellte (*Praktisches Bibellexikon*, hg. v. Anton Grabner-Haider (Freiburg/Basel/Wien 1994), S. 118).

9 Dwinger, *Zwischen Weiß und Rot*, S. 192.

bens der »Plennys« führt zu einer neuen Deutung von Gefangenschaftserfahrung. Die Kriegsgefangenen gewinnen eine Innenansicht von einer fremden Gesellschaft, Selbst-erkenntnis und Reife.¹⁰ Diese Verwandlung bringt die Verantwortung mit sich, die gewonnenen Erkenntnisse in Taten umzusetzen: »Ja, was wir hier erlebten, muß durch die ganze Welt gehen! [...] Wir dürfen nicht schweigen, wenn wir heimkommen [...].¹¹« Mit diesem Postulat konnte sich die Trilogie eine Schlüsselstellung in der geistig-politischen Auseinandersetzung der frühen dreißiger Jahre erarbeiten.¹²

Weil die publizistische Kritik den postulierten Wahrheitsgehalt solcher Romane zum Qualitätskriterium erhob, wurde im Verlauf der zwanziger Jahre der auktoriale Anspruch auf Authentizität durch die Bevorzugung einer »Sicht von unten«¹³ mit immenser politischer Bedeutung aufgeladen. Auf diese Weise wurde die Darstellung des Kriegs aus der Sicht der Betroffenen bis Ende der zwanziger Jahre in den Motivkanon der populären Literatur aufgenommen. Bei diesem Prozess spielten Dwingers Erfolgsromane eine maßgebliche Rolle, denn sie markierten den Übergang zu einer stark politisierten Kriegsliteratur und dienten als Weichensteller und Wegweiser für deren Weiterentwicklung. Darüber hinaus fungierten sie als Texte mit kanonischer Autorität, die für eine Massenleserschaft eine Quelle für Vorstellungen vom »Ostraum« und dessen Bedeutung für Deutschland bereitstellten.¹⁴ Es kam dabei zur Verbreitung und Etablierung eines Texttyps, den man als Kriegsgefangenschaftsliteratur bezeichnen könnte.¹⁵

10 »Denn durch die Gefangenschaft wurde unsere Haltung für das ganze Leben festgelegt! [...] Wir haben unser eigenes und fremde Völker kennengelernt, wissen, wie weh sinnloses Leid tut, wie beglückend menschliches Gutsein ist« (ebd., S. 188).

11 Dwinger, *Zwischen Weiß und Rot*, S. 403.

12 Müssener, *Deutsches Trauerspiel*, S. 129.

13 Wie sie z.B. durch die Romane von Ernst Jünger und Erich Maria Remarque repräsentiert ist (ebd., S. 229).

14 Die genaue Auflagenhöhe Dwingers Werke wurde von der Forschung noch nicht eindeutig geklärt. In Donald Ray Richards *The German Bestseller in the Twentieth Century: A Complete Bibliography and Analysis 1915-1940* (Bern 1968) belegen die Romane der Trilogie resp. der Erscheinungsserienfolge Plätze 114, 97 und 287, während *Die letzten Reiter* für sich Platz 94 beanspruchen kann. Helmut Müssener und Hans Wagener bezeichnen Dwinger als »Erfolgsautor der Weimarer Republik«, der auf Grund seiner ideologischen Ausrichtung seine Stellung ohne Probleme in die NS-Zeit hinüber retten konnte (Müssener, »Deutsches Trauerspiel«, S. 142; Hans Wagener, »Als Zeuge im Verhör zum Ideologieverdacht in Sachen Dwinger«, in: *Leid der Worte. Panorama des literarischen Nationalsozialismus*, hg. v. Jörg Thuncke (Bonn 1987), S. 278). Siehe auch: Karl-Heinz Schoeps, *Literature and Film in the Third Reich* (Rochester, NY 2004), S. 65f. Walter Delabars Kritik an deren Schätzungen bezieht sich vor allem auf die Höhe der Neuauflagen Dwingers älterer Werke nach 1946 (Walter Delabar, »Dammbrüche und Untergänge. Edwin Erich Dwinger: Wenn die Dämme brechen (1950) und General Wlassow (1951)« in: *Von Böll bis Buchheim. Deutsche Kriegsprosa nach 1945*, hg. v. Hans Wagener (Amsterdam/Atlanta, GA 1977), S. 144).

15 In einem nationalsozialistischen Überblick der deutschen Literatur wird z.B. auf eine Reihe von ab 1931 erschienenen Werken zu Gefangenschaftserfahrungen in Sibirien, Frankreich, England und Afrika hingewiesen (Hellmuth Langenbucher, *Volkhafte Dichtung der Zeit* (Berlin 1941), S. 531f).

Das Stichwort »Ostraum« bietet einen Anlass, ohne theoretische Rahmung (diese soll an späterer Stelle nachgeholt werden) anzudeuten, wie die Sinnkategorien »Raum« und »Gender« in Dwingers weichenstellender *Passion* konstituiert werden. Die heilsgeschichtliche Botschaft des Werks wird durch eine sozialdarwinistische Auslegung des russischen Bürgerkriegs konterkariert, deren Gültigkeit dann wiederum durch einen grenzenüberwindenden utopischen Gegenentwurf widerlegt wird. Die Handlung der ersten zwei Romane spielt vor allem jenseits des Urals, in einem oft als asiatisch, unermesslich weit und fremd bezeichneten Sibirien. Lässt sich die vom Erzähler oft festgestellte andere »Wesensart« der Russen mit dieser Verbindung zu Asien, mit der Herrschaft des russischen Imperiums über diesen immensen Raum erklären? Benjamin stellt sich im Fall eines Sieges der Revolution die Schaffung einer »ungeheure[n] asiatisch-bolschewistische[n] Festung« vor, die »in Europa im Bälde Millionen verhungern« lassen müsste, und überlegt, ob diese Möglichkeit nicht eine Wiederholung der Geschichte darstellen könnte, wie einst in der Zeit von Dschingis Khan »von neuem [...] Christentum oder Hunnentum – Abendland oder Morgenland«. Er hält dem entgegen, dass der Bolschewismus für die würdigen Ziele »Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Freiheit« gegen die zaristische Autokratie kämpft.¹⁶ Die »ewigen« Weiten Sibiriens stehen also nicht für asiatische Andersartigkeit, sondern stattdessen für die russische Unfähigkeit, dieses an Ressourcen und Raum so reiche Territorium zu zivilisieren: Züge fahren scheinbar planlos durch die Steppe, Menschen werden mal nach Osten, mal nach Westen gekarrt oder müssen die Entfernungen in monatelangen Fußmärschen überwinden, wobei die Zustände um so chaotischer werden, je weiter man östlich reist. Diese Bewegungen durch den immensen Raum geben Benjamins Chronik der im Verfall begriffenen russischen Gesellschaft eine kartographische Gestalt. So lernt der Leser sowohl das Territorium als auch den entsprechenden gesellschaftlichen »Raum« kennen.

Den Gegenentwurf zur platten Gleichung Ost = böse, West = gut stellen die deutschen Kolonisten in Sibirien dar. Diese »blonde[n] und hochgewachsene[n], auffällig sauber gekleidete[n]« Menschen, deren Parole »Brot und Land« heißt, verkörpern deutsche Nationalcharakteristika wie Fleiß, Ordnung, und Ehrlichkeit.¹⁷ Ihr Schaffen weist auf die Möglichkeiten einer künftigen deutschen Siedlerbewegung hin, die sich nach dem Sieg über den Bolschewismus Sibiriens bemächtigen könnte. Dabei werden russische Bauern (insbesondere die stets »breithüftigen« Frauen¹⁸)

16 Dwinger, *Zwischen Weiß und Rot*, S. 192.

17 Ebd., S. 307f. Sie geben Auskunft über ihre politischen Ziele: »Wir wollen nur Ordnung und Frieden, sonst nichts ... Die Taiga ist groß – wer mehr Land will, kann sich roden, soviel er mag« (ebd., S. 308).

18 Z.B.: Edwin Erich Dwinger, *Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch* (Jena 1929), S. 160.

keineswegs kontrastiv als unfähig dargestellt, dennoch verfügen sie über veraltete Technik und wissen zu wenig über Tierpflege¹⁹. Wenn man die Siedlungsthematik des dritten Romans hinzunimmt, kommt unter dem Strich die klare Botschaft heraus, dass die Lösung sowohl für die beklagte deutsche Raumnot – die mit zu den revolutionären Tendenzen in der Heimat beigetragen haben soll – als auch für die Wirren des russischen Zusammenbruchs darin bestünde, den sibirischen Raum und dessen Ressourcen unter deutsche Herrschaft zu stellen.²⁰

Die Ausnahmeerfahrung des Gefangenen, die diesem zur besonderen Erkenntnis der Notwendigkeit eines neuen deutschen Nationalprojekts verhilft, scheint zunächst Soldaten, also Männern, vorbehalten zu sein. Die positive Charakterisierung sowohl deutscher als auch russischer männlicher Figuren in der Trilogie richtet sich indessen durchaus nach dem Kult der soldatischen Männlichkeit. Seydlitz, Spross einer alten preußischen Offiziersfamilie und Verkörperung dieses Ideals, sieht z.B. den Sinn von Benjamins Tagebuch darin, dass es »unsere Härte und Reinheit und Begeisterung«²¹ verewigt, wobei er damit auch russische Weißgardisten einschließt. Dennoch fehle der russischen Männlichkeit eine besondere »Exaktheit«, die es den Preußen ermöglicht habe, einen dem industriellen Zeitalter angepassten totalen Krieg zu führen.²² Aber es scheinen auch Frauen, die eben die erwähnte »Reinheit« (unter dem gleichzeitigen Ausschluss jeglicher Härte und soldatischer Begeisterung) besitzen, eine gestaltende Rolle im manichäischen Projekt Dwingers zu haben. Eine deutsche Zivildeportierte aus Ostpreußen, eine russische Adelige und eine russische Bürgerliche repräsentieren eine weibliche Heilungskraft, eine wegweisende Funktion und eine Weitsicht, die die Zukunft voraussieht. Sie sind auf Grund ihrer eigenen Augenzeugenschaft und ihrer Qualitäten durchaus in der Lage, den russischen Bürgerkrieg zu deuten und den kämpfenden Männern zur Seite zu ste-

19 Man findet z.B. »Pflüge aus den napoleonischen Kriegen« und »jämmerlich[e], holzachsige[n]« Wagen, die weit weniger transportieren kann als eine deutsche Bäuerin »auf eine Gabel« heben kann (Ebd., S. 160).

20 Dieser Glaube an die reinigende Kraft einer bäuerlichen Siedlungsbewegung stellt einen prominenten Erzählstrang in den Freikorpsromanen der zwanziger und dreißiger Jahre dar, wobei der hoffnungsvolle Blick der Autoren sich vor allem auf den baltischen Raum richtete. Die bündische Jugendbewegung versuchte diesen antimodernen Traum durch die Etablierung eigener Landsiedlungen zu realisieren. Nach 1933 erreichten einige ehemalige bündische Führer wie Rasse- und Siedlungshauptamtsleiter Walter Darré hohe Stellen in NS-Führungsinstanzen, von wo aus sie wahnwitzige Pläne für die deutsche Besiedlung des besetzten Ostens aufstellten und, vor allem im Fall von Polen, diese im Ansatz umsetzen konnten. Siehe: Michael A. Hartenstein, *Neue Dorflandschaften. Nationalsozialistische Siedlungsplanung in den »eingegliederten Ostgebieten« 1939 bis 1944* (Berlin 1998); Uwe Mai, *»Rasse und Raum«, Agrarpolitik, Sozial- und Raumplanung im NS-Staat* (Paderborn/München/Wien/Zürich 2002).

21 Dwinger, *Zwischen Weiß und Rot*, S. 187.

22 Ebd., S. 225f.

hen. Nur mit Hilfe dieser Frauen wie auch des Beispiels vorbildhafter Ehepartnerschaften kann Benjamin seine Manneswerdung zwischen der Scylla des verderblichen homosexuellen »Sexus« der Gefangenenlager und der Charybdis der syphilitischen Prostituierten der Städte steuern. Die bürgerliche Ehe dient ihm dabei als Musterbeispiel für eheliche Zusammenarbeit, und gleichzeitig für die Umsetzung des ideologischen Siedlungsziels.

SPIELARTEN DER NS-LITERATUR – REPORTAGE UND AUTOBIOGRAPHISCHE AUGENZEUGENSCHAFT IM DIENST DES REGIMES

Wie für die Trilogie Dwingers schon aufgezeigt wurde, spielte bei der Konstruktion von Deutungsangeboten in der engagierten nationalkonservativen Literatur der Zwischenkriegszeit die Gattungsbezeichnung eine zentrale Rolle. Die Vermengung von Augenzeugenschaft und Anspruch auf heilsgeschichtlichen Status erhob Dwingers Werke zu kanonischen Texten der populären Literatur. Dabei wurde in der literarisch-journalistischen Publizistik die Erfahrung des Gefangenen zum legitimen Mittel der Darstellung einer umfassenden Weltdeutung. In diesem Abschnitt soll die Weiterentwicklung dieses Erzähldukts anhand einer Autorin verfolgt werden, die ihre ersten längeren Texte im Dienst der antibolschewistischen Propaganda des NS-Regimes verfasste. Maria de Smeth siedelte ihre Texte in den Kontext dieses Diskurses an, allerdings eher als dessen Interpretation und Neuauslegung als eine getreue Realisierung Dwingers Vorlage. De Smeths journalistische Erfahrung als Journalistin ermöglichte ihr den Rückgriff auf die Gattung der Reportage, die über eine stilistische Betonung der individuellen Perspektive hinaus ebenfalls für ihre Aussagen den Status einer authentischen Augenzeugenschaft beanspruchte.

Maria de Smeth (Jg. 1903), Tochter eines bayrischen Oberförsters, erlebte nach einer Handelsschulausbildung besonders prägende Jahre während der Weltwirtschaftskrise der zwanziger Jahre, ein ungünstiges Timing, das ihr Flexibilität und einen erfinderischen Umgang mit der Ausrichtung ihrer Lebensplanung abverlangte. Nach dem Tod ihres geisteskranken Ehemannes, dem niederländischen Baron Dr. jur. Raymond de Smeth im Jahr 1927, versuchte sich de Smeth als Verfasserin von Reise-reportagen für verschiedene Presseagenturen. Es war im Rahmen dieser Tätigkeit, dass sie im Sommer 1932 vor der sowjetischen Schwarzmeerküste vom sowjetischen Geheimdienst (GPU) wegen Spionageverdachts verhaftet wurde. Die folgenden sechs Monate verbrachte sie zunächst im Sevastapoler GPU-Gefängnis, dann

im berühmten Moskauer Gefängnis Ljubljanka, bis sie aus ungeklärten Gründen unverhofft entlassen wurde. Durch die Haft körperlich und psychisch schwer gezeichnet, meinte die werdende Journalistin während dieser Zeit wesentliche Einsichten in das gesellschaftliche Innenleben und vor allem die politische Zielsetzung der Sowjetunion gewonnen zu haben. In ihren zwischen 1934 und 1971 veröffentlichten Texten – Reportagen, Berichten, Romanen und einer Autobiographie – wird die Verhaftung als Wendepunkt in ihrem Leben, ihr Wachruf für die Weltgefahr des Bolschewismus dargestellt. Das Weltbild der Smeths war ohne Zweifel um dieses prägende Erlebnis zentriert. Sie teilte fortan mit der NS-Ideologie die Überzeugung, dass seit der Russischen Revolution ein »Schicksalskampf« zwischen den Kräften des jüdischen Bolschewismus und der europäischen Kultur ausgetragen werde. Dwingers Entwurf einer antibolschewistischen Kriegsgefangenenliteratur entsprachen also den Smeths Schlussfolgerungen aus der Hafterfahrung, aber die von ihr gewählte Darstellungsform setzte durchaus neue Akzente.

Wie Dwinger vor ihr wählte die Smeth eine kommunikative Gattung, die es ihr ermöglichen sollte, ihre Botschaft einem Massenpublikum zu vermitteln. Die journalistisch-literarische Form der Reportage²³ war ein Produkt der entstehenden Massenmedienkultur, einer »sich demokratisierenden Öffentlichkeit«²⁴. Sie setzte bewusst auf die Kurzlebigkeit der journalistischen »Nachricht« und verzichtete dabei auf den Ewigkeitsanspruch der bürgerlichen Literatur. Sie sollte den Lesegewohnheiten eines ungebildeten (bzw. »proletarischen«) Massenpublikums entgegenkommen, um diesem ein tieferes Verständnis des Weltgeschehens zu ermöglichen. Die Smeths Rückgriff auf die Reportage lässt sich nicht durch explizite Gattungsbezeichnungen belegen, sondern vielmehr sowohl durch die eingesetzten stilistischen Mittel als auch die Themenwahl. Die Smeth stellte ihre Gefangenschaftserfahrung als erzwungene teilnehmende Beobachtung der sowjetischen Gefängniskultur dar, die ihr einen Einblick in dieses sonst schwer zugängliche »Forschungsfeld« ermöglichte. Die Gattung bürgte für die Authentizität des Texts auf Grund seiner subjektivierten Dar-

23 Ich beziehe mich im Folgenden auf eine neutrale Definition von »Reportage« (*Literaturwissenschaftliches Lexikon. Grundbegriffe der Literaturwissenschaft*, hg. v. Horst Brunner und Rainer Moritz (Berlin 1997), S. 286f.). Eine eindeutige Definition dieser Form zwischen Journalismus und Literatur ist in der Forschung umstritten, wie sie es auch schon in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts war. Siehe: Sabina Becker, *Neue Sachlichkeit. Band I: Die Ästhetik der neusachlichen Literatur (1920-1933)* (Köln/Weimar/Wien 2000), S. 300-309; Michael Geisler, *Die literarische Reportage in Deutschland. Möglichkeit und Grenzen eines operativen Genres* (Königstein/Ts. 1982); Peter Monteath, »The Spanish Civil War and the Aesthetics of Reportage«, in: *Literature and War*, hg. v. David Bevan (Amsterdam 1990), S. 69-86. Ich verzichte hier auf eine Differenzierung zwischen »Reportage« und »Bericht«, die bei weiterführenden Überlegungen notwendig wäre.

24 Jost Hermand/Frank Trommler, *Die Kultur der Weimarer Republik* (München 1978), S. 171.

stellungsform. De Smeth setzte den der Reportage innewohnenden Gestus der Sozialkritik ein, um nicht eine gattungsübliche linke Politik, sondern stattdessen ihre nationalkonservative Weltanschauung zu fundieren. Gleichzeitig porträtierte sie sich, getreu der Tradition der Reportage, als unerschrockene, technikvertraute Abenteuerin, die durch List und Wendigkeit das eigene Überleben sogar im berüchtigtsten GPU-Gefängnis sichern konnte.²⁵ Bei ihrer Thematisierung einer »unfreiwilligen Reise« in die Sowjetunion konnte de Smeth die Vorlage der positiv gestimmten Reportage über die Sowjetunion aufgreifen, die sich in der engagierten linken Literaturszene der Zwischenkriegszeit großer Popularität erfreut hatte.²⁶

Die journalistische Reportage als kommunikative Gattung zeichnete sich dadurch aus, dass sie für eine Vielzahl von Menschen zugleich verständlich wie interessant sein sollte. Mittels der Theorie der »kommunikativen Gattungen« nach dem Wissenssoziologen Thomas Luckmann lässt sich deren Bedeutsamkeit als Werkzeug, das im gesellschaftlichen Kommunikationsprozess zum Zweck der Integration eingesetzt wird, nachvollziehen.²⁷ Diese so bezeichneten, gesellschaftlich festgelegten Wissensbestände überwinden die übliche Begrenzung des Gattungsbegriffs auf einen Gegenstand »Literatur«. Der Blick durch das Prisma der kommunikativen Gattungen richtet sich auf den Wissensaustausch einer Gesellschaft. Dieser Prozess wird durch die von kommunikativen Gattungen gewährleistete Verfestigung von Selektionsverfahren aus vorhandenen kommunikativen Codes vereinfacht und beschleunigt. Auch in typischen sozialen Situationen werden kommunikative Gattungen eingesetzt. Luckmann interessiert sich zwar in erster Linie für »face-to-face«-Kommunikation zwischen Gesprächspartnern, aber sein Modell lässt sich genauso auf

25 Eine Textprobe als Nachweis: »Ich hatte allerdings schon früher bemerkt, dass die Rotgardisten auf Anschmauen reagierten. Als ich mal etwas zu rauchen haben wollte, fuhr ich einfach einen an: »Bist du Kommunist?« [...] »Jawohl!« [...] »Na, dann teile deinen Tabak kommunistisch mit mir!« [...] Das erste mal hatte ich auf diese Weise Pjotr einen gewaltigen Schreck eingejagt. Ganz erleichtert, dass nichts Schlimmeres von ihm verlangt wurde, hatte er in die Hosentasche gegriffen und eine Handvoll »Machorka« herausgezogen« (Maria de Smeth, *Unfreiwillige Reise nach Moskau* (Berlin 1939), S. 74).

26 Siehe dazu: Bernhard Fuhrler, *Augen-Schein. Deutschsprachige Reisereportagen über Sowjetrußland 1917-1939* (Frankfurt a.M. 1987); Hertling, *Quer durch*.

27 Im Folgenden beziehe ich mich auf: Peter Auer, »Kommunikative Gattungen (Thomas Luckmann)«, in: *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*, hg. v. Peter Auer (Tübingen 1999), S. 175-186; Thomas Luckmann, »Kommunikative Gattungen im kommunikativen »Haushalt« einer Gesellschaft«, in: *Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*, hg. v. Gisela Smolka-Koerdts/Peter M. Spangenberg/Dagmar Tillmann-Bartylla (München 1988), S. 279-288.

die mediale Präsentation von Botschaften, wie z.B. in der Massenpresse, übertragen.²⁸

Ferner funktionieren kommunikative Gattungen nicht nach den Regeln eines bereits vorhandenen literarischen Diskurses, sondern sie werden ins Leben gerufen, weil ihre Existenz die Kommunikation über grundlegende soziale Probleme einer Gesellschaft zu erleichtern verspricht.²⁹ Insoweit als eine solche Kommunikation handlungsleitend werden kann, können kommunikative Gattungen auch zur Lösung dieser Probleme dienen. Im vorhandenen Fall werden bestimmte Probleme der gesellschaftlichen Sinnggebung durch die hier besprochenen Texte im Rahmen der Verfestigung einer neuen kommunikativen Gattung »autobiographische Augenzeugenschaft« in Angriff genommen: Wie spricht man über die Kriegs- oder Gefängniserfahrungen des Weltkriegs? Wie können diese in Zusammenhang mit dem Wissen um die revolutionären Tendenzen der Gegenwart in Einklang gebracht werden? Mit welchen Mitteln kann das Individuum solche Erfahrungen deuten und bewältigen? Wie können diese Deutungsangebote gestaltet werden, so dass sie für die Gesamtgesellschaft gleich verständlich sind und dabei das Ziel einer gesellschaftlichen Integrationsleistung fördern? Diese drängenden Fragen unterstreichen die Typik dieser Gattung für den Gattungshaushalt moderner Gesellschaften – dieses Gattungsfeld dient u.a. der Vermittlung von Wissen und von ideologisch gestützten Moralvorstellungen. Anhand der besprochenen Texte wird des Weiteren ersichtlich, dass die Texttypenpalette um den Duktus einer »autobiographischen Augenzeugenschaft« sich im Einklang mit den Bedürfnissen der Gesellschaft ändert; sie wird also mit jeder Verwendung dem gesellschaftlichen Kontext aktualisierend ange-

28 Ein kurzes Beispiel zur Erläuterung: Jedes Mal wenn bestimmte kommunikative Gattung wie die Universitätsvorlesung zu Zwecken des gesellschaftlichen Informationsaustausches eingesetzt wird, werden Inhalte bevorzugt selektiert und nach bestimmten Regeln strukturiert, um schließlich in versprachlichter Form in einem vorgegebenen nichtsprachlichen Kontext präsentiert zu werden, dessen Beschaffenheit wiederum dem Gesamtkomplex eine weitere Bedeutungsdimension hinzufügt. Im Fall der Vorlesung wählt die Dozentin ein Thema, welches den vorgegebenen Bedingungen entspricht; bewegt sich dabei zwischen den Konventionen der Gattung, dem Verständnisvermögen ihrer Hörerschaft und der eigenen Zielsetzung für den Inhalt der einzelnen Stunden; setzt bei der Realisierung dieser Planung durch die Situation vorgegebene und Erfolg versprechende rhetorische Mittel ein; beurteilt am Semesterende den Erfolg ihrer Vorlesung anhand ihrer Deutung standardisierter Reaktionen der Zuhörer. Kurz gesagt, um ihre Vorlesung zu gestalten, greift die Dozentin auf vorhandene kommunikative Codes zurück, die sich auf alle Sinnebenen ihres Tuns anwenden lassen, wobei ihr die Möglichkeit offen steht, von diesen festen Formen abzuweichen.

29 Einige wichtige Funktionen einer Universitätsvorlesung wären z.B.: komplexes Wissen in einer einfachen, narrativen Form zu präsentieren; die Dozentin und ihre Forschung zu profilieren; durch die regelmäßige Versammlung der Zuhörerschaft das Gefühl einer Wissenschaftsgemeinschaft zu stiften; StudentInnen dazu zu bringen, mündlich kommuniziertes Material niederzuschreiben und zu internalisieren; das Stundendeputat einer Universitätsdozentin zu erfüllen, usw.

passt. Dwinders Trilogie bietet ein konkretes Beispiel für das Gerinnen einer kommunikativen Gattung, die den momentanen Bedürfnissen der deutschen Gesellschaft entsprach. Deren Weiterbearbeitung durch die in erster Linie journalistisch tätige de Smeth lässt Literatur und Journalismus als kommunikative Vorgänge erscheinen, die auf kommunikative Gattungen zurückgreifen, um gesellschaftlich relevante Wissensvorräte zu tradieren und zu vermitteln.

Im zweiten Teil dieses Unterkapitels wird es darum gehen, den von den nationalsozialistischen kulturpolitischen Instanzen bewusst eingeleiteten Prozess der Kanonisierung der wichtigen Gattung »autobiographischer Augenzeugenschaft« nachzuzeichnen. Dadurch sprachen die Texte der zwei Autoren nicht nur mit der Autorität der Gattung und des jeweiligen auktorialen Profils in der literarisch-journalistischen Öffentlichkeit. Darüber hinaus kam eine immense Erhöhung des Legitimitätsgrads der Texttypen und des Textinhalts durch ihre Einbettung in den nationalsozialistischen Literaturkanon hinzu. Kanonisierung kann als Verfahren zur Diskurskontrolle betrachtet werden, welches sich hoher formaler Verfestigung und Verbindlichkeit bedient. Eine auf diese Weise institutionalisierte kommunikative Gattung wird über Machtmittel gesteuerten, gesellschaftlichen Normierungsvorgängen zur Eingrenzung des Gebotenen wie auch Festlegung des Verbotenen (durch dessen aktive Zensur) unterzogen.³⁰ Die nationalsozialistische Kulturpolitik strebte eine solche absolute Kanonisierungsmacht an, indem sie versuchte, den gesamten Kulturbetrieb in den Zuständigkeitsbereich der Institutionen des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda (RMVP) und der Reichskulturkammer zu bringen.³¹ Sowohl der Inhalt der kulturellen Produktion als auch die Kulturschaffenden sollten durch diese Institutionen ausgewählt und gesteuert werden. Die parteiamtliche »Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums« prägte 1933 einen Kurs, der auch vom Propagandaministerium übernommen wurde, im Rahmen dessen man vom gezielten Einsatz der deutschen Literatur als »Waffe« ausging. Ziel dieser Instrumentalisierung war, Gedankengut früherer Zeiten gegen für eine nationalsozialistische Volksgemeinschaft geeignete Sinnkonstrukte auszutauschen. So begann man neben der Überprüfung des existierenden deutschen Schrifttums auch Neuveröffentlichungen in die gewünschten Bahnen zu leiten.³² Es lag der volksgemeinschaftlich »engagierten« Literaturpolitik nahe, auf Genres wie die Reportage

30 Auer, *Kommunikative Gattungen*, S. 179.

31 In diesem Zusammenhang sind die Betriebsbranchen der Literatur und des Journalismus relevante Beispiele – für die Literatur war die Reichsschrifttumskammer, für den Journalismus die Reichspressekammer zuständig.

32 Jan-Pieter Barbian, *Literaturpolitik im »Dritten Reich«*. *Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder* (München 19952), S. 122f.

zurückzugreifen, die vor 1933 für Sozialkritik aus linker Perspektive standen, denn diese kommunikativen Gattungen brachten sowohl einen bereits festgelegten au-thentisch-aktivistischen Deutungsrahmen als auch eine bereits etablierte Popularität mit sich.

Die Personalpolitik war nicht weniger streng institutionalisiert – Schriftsteller wurden gesetzlich dazu verpflichtet, Mitgliedschaft bei der für sie zuständigen Einzelkammer der übergeordneten Reichskulturkammer zu beantragen. Wer aus politischen oder »rassischen« Gründen nicht zugelassen wurde hatte zugleich Berufsverbot.³³ Dwingers manichäistisches Deutungsschema und damit seine Schriftstellerpersönlichkeit sprach die NS-Kulturinstanzen wegen der viel versprechenden kommunikativen Möglichkeiten an. Schon im dritten Roman seiner *Deutschen Passion, Wir rufen Deutschland* (1932), hatte er sich einem Geschichtsbild verpflichtet, in dem die nationalsozialistische Herrschaft als Endziel einer deterministischen historischen Entwicklung galt. Seine Zugehörigkeit zum NS-Literaturkanon wird durch die zeitgenössischen Literaturlexika bezeugt. Von den zehn wichtigen Literaturlexika der dreißiger und vierziger Jahre haben neun 21 Autoren gemeinsam, darunter Dwinger.³⁴ So wurde Dwingers Trilogie als »Sinnbild für die unüberwindliche Lebenskraft des deutschen Volks« und sein »Leben und Schaffen« insgesamt als »überzeugendes Beispiel« für die Schöpfung eines neuen deutschen Menschen und einer Volksgemeinschaft durch die Erfahrung des Ersten Weltkriegs gedeutet, letzteres also als Garant für die Authentizität des nationalsozialistischen Gründungsmythos.³⁵ In einem bei Franz Eher, dem Zentralverlag der NSDAP erschienenen Nachschlagewerk wird die »dichterische Berufung« des »Soldaten, Schriftstellers und Bauers« Dwinger als »verpflichtendes Vermächtnis« bezeichnet. Der Leser seiner Werke sollte nicht nur darüber aufgeklärt werden, »welche Gefahr der Bolschewismus für das Abendland bedeutet«, sondern er würde in Reaktion auf dieses Erlebnis aus zweiter Hand seine eigenen Handlungen auf die Beseitigung dieser Gefahr ausrichten³⁶. Dies ist ein eindeutiges Beispiel für die Zielsetzung des nationalsozialistischen Literaturbetriebs, durch die Kanonisierung bestimmter Autoren und kommunikativer Gattungen ein handlungsleitendes Vorbild zu institutionalisieren.

33 Ebd., S. 156.

34 Schoeps, *Literature and Film in the Third Reich*, S. 46. Die geringe Übereinstimmung in Bezug auf einen eindeutigen Kanon weist nach, wie wenig Erfolg die nationalsozialistische Literaturpolitik tatsächlich hatte, eine national einheitliche Vorstellung von einer deutschen Volksliteratur zu institutionalisieren. Umso beeindruckender ist also die Tatsache, dass Dwinger einer der wenigen Autoren war, über deren Kanonzugehörigkeit man sich einigen konnte.

35 Langenbucher, *Volkhafte Dichtung der Zeit*, S. 530-535.

Einhergehend mit dem erhöhten Status seiner Werke wurde Dwinger selbst zu einer kulturellen Institution. Er wurde 1935 mit dem vom Regime gestifteten (nach dem ersten Schriftleiter des »Völkischen Beobachters« genannten) »Dietrich-Eckart-Preis« für seine besonderen Verdienste um den Nationalsozialismus ausgezeichnet und in der Folge zum Reichskultursenator ernannt. Das machte ihn zum Mitglied des Komitees mit der höchsten Autorität in der gesamten Reichskulturkammer. Zudem wurde er auf Grund seines militärischen Hintergrunds zum Obersturmführer (Sonderführer) einer SS-Reiterstandarte gemacht.³⁷ Da der Propagandaapparat in ihm einen Zeugen für die Misshandlung deutscher Kriegsgefangener und Zivilisten durch die Bolschewisten im russischen Bürgerkrieg sah, wurde Dwingers Schreibtätigkeit in den Dienst der antisowjetischen Propaganda genommen. Er ging dazu über, seine Auftragsarbeit in neue Textsorten zu verpacken, wie er sich in den zwanziger Jahren auf Geheiß des Diederichs-Verlags der Gattung des Kriegsromans zugewandt hatte. Sein ›*Und Gott schweigt ...? Bericht und Aufruf* (Jena 1936) bedient sich erstmalig der Gattung der Reportage. Der Text gibt sich als vermeintlich authentischer Reisebericht eines desillusionierten deutschen Kommunisten und ehemaligen Kriegsgefangenen in der Ukraine aus, der die Sowjetunion wiedersehen wollte. Anhand von Erfahrungen in Moskau, in den Industrieregionen des Donbas und in der hungernden Ukraine wird dem Reisenden der Bolschewismus ausgetrieben und seine Liebe für Deutschland entfacht.³⁸

Die Kanonisierung von Dwingers Schriften wie auch seiner Person führte dazu, dass er die propagandistisch leicht handhabbare und für ein Massenpublikum leichter zugängliche journalistische Gattung des »Berichts« wählte, um die Entlarvung des Bolschewismus weiterzubetreiben, und vor allem sein Vorgehen dem neuen Schaffenskontext anzupassen. Wie man durch den Weimarer Boom der Reportagen über die Sowjetunion wusste, bestand ein großes öffentliches Interesse an der fernen, aufregenden Welt des sowjetischen Experiments. Dieses Interesse und das für dessen Befriedigung in Zeiten der Pressefreiheit entwickelte Genre der Ostreportage boten dem Propagandaapparat wichtige Anknüpfungspunkte für die Ver-

36 Hermann Gerstner/Karl Schworm, Hg., *Deutsche Dichter unserer Zeit* (München 1939), S. 91-96.

37 Jürgen Hillesheim, *Lexikon nationalsozialistischer Dichter. Biographien, Analysen, Bibliographien* (Würzburg 1993), S. 121.

38 Der Text scheint sich einer Vorlage von Egon Erwin Kisch mit einem sehr ähnlichen Handlungsschema zu bedienen. In *Paradies Amerika* (Berlin 1930) reist ein interessierter Beobachter durch das Land und muss seine vorgefassten positiven Meinungen dazu ändern (siehe: Thorsten Unger, »Erlebnisfähigkeit, unbefangene Zeugenschaft und literarischer Anspruch. Zum Reportagekonzept von Egon Erwin Kisch und seiner Durchführung in *Paradies Amerika*«, in: *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*, hg. v. Bernd Blöbaum/Stefan Neuhaus (Wiesbaden 2003), S. 173-194).

mittlung von ideologischen Vorstellungen im (wörtlich zu nehmenden) Kampf gegen nicht-nationalsozialistisches Gedankengut.

Maria de Smeth kam auch zur »Partei«, aber durch eigene Bemühungen, und zwar als reisende Propagandarednerin. Erst durch die Vermittlung einer einflussreichen Freundin erreichte de Smeth beim NS-Rednerapparat Gehör.³⁹ Ihre Behauptung, vor der Gefängniseraufnahme kein Interesse an Politik gehabt zu haben, ist unglaublich, denn die niederländische Staatsbürgerin de Smeth war seit 1930 Mitglied der Nationalsozialistischen Niederländischen Arbeiterpartei gewesen. In den ersten Jahren des NS-Regimes schloss sie sich der Deutschen Arbeitsfront (1933), der NS-Wohlfahrt (1934) und dem Förderkreis der SS (1934) an.⁴⁰ Als Rednerin des RMVP hielt de Smeth Vorträge, in denen sie Betriebsbelegschaften, also Kreise, die »am stärksten vom Kommunismus angesprochen worden war[en]«⁴¹, über die Missstände in der sowjetischen Gesellschaft aufklärte. De Smeths erste Deutung ihrer Gefängniszeit, *Aus der Heimat des Proletariats – Sowjetrußland*, wurde 1934 in Berlin veröffentlicht. Ab diesem Punkt scheint sie einen steilen Aufstieg als Propagandarednerin gemacht zu haben. Ihr Kampfbegriff war ein aktiver – durch Wissen und Überzeugungskraft, durch Kontakt zu Multiplikatoren an einflussreichen Stellen im NS-Propagandaapparat und zum einfachen Volk wollte sie sicherstellen, dass ihre Botschaft einer bolschewistischen Gefahr rasch Verbreitung fand.

In ihrer 1965 erschienenen Autobiographie spielte de Smeth unter Betonung der persönlichen Gründe für ihre Tätigkeit ihre Rolle als Rednerin der NSDAP herunter. Ein Blick in die seit 1931 erscheinende amtliche Zeitschrift der Reichspropagandaleitung der NSDAP, *Unser Wille und Weg*, ermöglicht eine bessere Einschätzung von de Smeths Stellung. Die Parteiredner wurden vom mythischen Nimbus der »Kampfzeit« umgeben und konnten sich zu den aktivsten Trägern des Regimes und ihrer aggressiven Ideologie zählen.⁴² Um nach 1933 überhaupt als Parteired-

39 In ihrer Autobiographie *Roter Kaviar – Hauptmann Maria. Odyssee einer Frau durch das 20. Jahrhundert* (München/Wels 1965) beschreibt sie ihre panischen Bemühungen Anfang 1933 die Behörden des neuen NS-Regimes von einem bevorstehenden Überfall der Sowjetunion auf Deutschland zu überzeugen.

40 Rolf Düsterberg: »Von der Greuelpropaganda zur Jugendliteratur. Eine literarisch-biographische Skizze über die Autorin Maria de Smeth, »Hauptmann« der Wehrmacht. Ein deutscher Lebensweg. (Teil I)«, in: *Krieg und Literatur* V Jg., H. 9, 1993, S. 126.

41 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 180.

42 »Der nationalsozialistische Redner [der »Kampfzeit«] hatte mit seinem Wort [...] er hatte den Glauben an die in Millionen-Auflagen erscheinende Presse seiner Gegner erschüttert, [...] er hatte die Wirkung der generischen Rundfunk- und Filmpropaganda schachmatt gesetzt und er hatte die weltanschaulichen Glaubenssätze gegnerischer Parteigeilde in den Herzen ihrer Anhänger wankend gemacht und Millionen dieser Gegner zu Bekennern und Bejahern der nationalsozialistischen Weltanschauung gewonnen.« (Hugo Ringler, »Der Redner, der aktivste Träger der nationalsozialistischen Propaganda«, in: *Unser Wille und Weg. Monatsblätter der Reichspropagandaleitung der NSDAP* 4 (1934), S. 235).

ner tätig zu sein war es notwendig, »nicht nur vor der Machtübernahme Parteigenosse gewesen zu sein, sondern sich auch rednerisch, mindestens als politischer Leiter, S.A.- oder S.S.-Mann oder als Hitlerjunge für die Bewegung eingesetzt zu haben.«⁴³ Während de Smeth 1934 als »Aufklärungsrednerin der NSDAP« bezeichnet wurde, trug sie 1937 bereits den Titel einer »Reichsrednerin«⁴⁴, eine Auszeichnung, die dem höchsten Dienstrang der NSDAP entsprach und nur »nach Verdienst und nach der bisherigen Leistung« vergeben werden konnte.⁴⁵ Dass sie während des Kriegs sogar als »Reichsonderrednerin« bezeichnet wurde, spricht für ihre Bedeutung für das RMVP. Auch wenn man im Fall de Smeths keinen kanonisierten Erfolgsautoren vor Augen hat, so kann diese Frau auf Grund ihrer propagandistischen Tätigkeit als anerkannte und wichtige Repräsentantin des vom Regime institutionalisierten antibolschewistischen Diskurses bezeichnet werden.

Die zunächst parallel verlaufenden Entwicklungslinien in Dwingers und de Smeths Karrieren als öffentliche Figuren finden sich im Milieu des Spanischen Bürgerkriegs. De Smeth wurde 1936 nach Spanien geschickt, um »Beweise« zu sammeln für eine sowjetische Einmischung in die Bemühungen der spanischen Republik, die von Deutschland unterstützten nationalistischen Gegenkräfte von der Macht zu halten. Nicht nur konnte de Smeth 1937 ihren ersten als Reportage verfassten propagandistischen Bericht *Viva Espana! Arriba Espana! Eine Frau erlebt den spanischen Krieg* veröffentlichen, zudem verfasste sie Teile des *Rotbuch über Spanien*, das im Verlag des NS-Antikominterns erschien und laut ihrer Auskunft als Vorlage für eine Goebbels-Rede beim Reichsparteitag 1937 zur »Wahrheit über Spanien« diente⁴⁶. Der auftraggebende Propagandaapparat setzte unterschiedliche Texttypen ein, um im Rahmen eines propagandistischen Gesamtentwurfs jeweils angebrachte Register zu ziehen. Ihre bisherigen Leistungen als Propagandarednerin hatten offenbar erkennen lassen, dass de Smeth begabt genug war, auf höchster Ebene als Texterin für offizielle Propaganda zu arbeiten. Auch Dwinger wurde beauftragt, im Spanischen Bürgerkrieg die faschistischen Truppen des General Franco zu begleiten. Das Tagebuch über seine Erfahrungen an der Seite der Falange veröffentlichte er 1937 unter dem Titel *Spanische Silhouetten. Tagebuch einer Frontreise*. Der erneute Einsatz dieses Genres baute dem Leser eine Brücke zur Trilogie. Im neuen Tagebuch trat Dwinger erstmalig als bekannter Tagebuchschreiber auf und konnte zur Legi-

43 Scheinbar waren Frauen für diese Tätigkeit nicht vorgesehen. Ebd., S. 238.

44 Düsterberg, »Von der Greuelpropaganda zur Jugendliteratur«, S. 128, 133 (Fn. 67).

45 Ringler, »Der Redner«, S. 239. Im Jahr 1936 gab es lediglich 60 von Goebbels persönlich anerkannte Reichsredner (Pg. Bartsch, »Wer darf als Redner der NSDAP. öffentlich auftreten?«, in: *Unser Wille und Weg. Monatsblätter der Reichspropagandaleitung der NSDAP* (1936), 7, S. 220).

46 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 314–315.

timierung seiner Aussagen auf den hohen Status seiner *Passion* im NS-Literaturkanon aufbauen. Beide Auftragsarbeiten markieren nicht nur die umfangreichen Bemühungen des NS-Regimes zur Rekrutierung von überzeugten Anti-Bolschewisten für seine Propagandistenreihen, sondern auch das Vertrauen, welches de Smeth und Dwinger beim Propagandaapparat genossen. Sie zeigen auch, wie die Reportage zur bevorzugten Gattung im vom Regime gesteuerten antibolschewistischen Diskurs avanciert war.

Als ab 1938 die deutsche Außenpolitik schrittweise zu ungehaltener Aggression überging, lieferten Dwinger und de Smeth propagandistische Beiträge, die ihre Verstrickung in diesen Kriegskurs vertieften. De Smeths »Lichtbildvortragsmaterial« »Weltfeind Bolschewismus« wurde 1938 von der Reichspropagandaleitung herausgebracht und im folgenden Jahr erschien ihr Erlebnisbericht *Unfreiwillige Reise nach Moskau* beim Nibelungen-Verlag, dem Hausverlags des Antikominterns⁴⁷. Obwohl nach dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 ihre lautstarken Warnungen vor der sowjetischen Gefahr keine allgemeine Verbreitung finden dürften, schätzte sie Goebbels' Propagandaapparat hoch genug, dass sie weiterhin ihre Vorträge halten durfte. Zunächst arbeitete sie zur Mobilisierung des deutschen Bevölkerungsanteils auf polnischem Staatsgebiet in Schlesien und Pommern, dann, nach dem Angriff auf Polen, in den »eingegliederten Reichsgebieten« und im Elsass⁴⁸. Mit seinem Text *Der Tod in Polen* (1940) richtete Dwinger seine Aufmerksamkeit ebenfalls auf die deutsche Auseinandersetzung mit dem neuen polnischen Staat. Hierzu setzte er das Genre der Chronik ein, um eine vermeintlich objektive Darstellung des »Bromberger Blutsonntags« vom September 1939 zu liefern. Dieses Ereignis war zu einem *cause célèbre* der anti-polnischen Propaganda geworden – bei polnischen Ausschreitungen gegen Deutsche waren über 5.000 unschuldige Menschen massakriert worden.⁴⁹ Dwinger griff dabei auf das aus seiner Trilogie bekannte Verfahren der Authentisierung durch in den Text eingestreute Realien zurück, indem er seinen Text um (angebliche) eidliche Aussagen deutscher Überlebender aufbaute.

1939 hatten die beiden Autoren sich scheinbar von dem sie vorantreibenden Ziel entfernt, im Kampf gegen den Bolschewismus Zeugnis abzulegen. Nach den antibolschewistischen Auftragsarbeiten im Spanischen Bürgerkrieg hatte im August

47 Zum Nibelungen-Verlag, siehe: Klaus Körner, »Eberhard Taubert und der Nibelungen-Verlag«, in: *Berlinische Monatsschriften* 12 (1997), S. 44–52.

48 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 320, 328. Zur massiven Propagandaoffensive im Vorfeld des Angriffs auf Polen, siehe: Jutta Sywottek, *Mobilmachung für den totalen Krieg. Die propagandistische Vorbereitung der deutschen Bevölkerung auf den Zweiten Weltkrieg* (Opladen 1976), S. 209–237.

49 Wolfgang Benz, Hg., *Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte* (München 1992), S. 47f.

1939 der Hitler-Stalin-Pakt zunächst die Ausrichtung aller propagandistischen Tätigkeiten auf die neue deutsch-sowjetische Freundschaft verlangt. Allerdings hatten sich de Smeth und Dwinger durch ihren Einsatz gegen Polen der Heimat des Bolschewismus, der Sowjetunion, räumlich genähert. Der Schritt des Hitler-Regimes gegen Polen kann zugleich als erster Schritt zur Anbändelung einer militärischen Auseinandersetzung mit der Sowjetunion angesehen werden.⁵⁰ Der deutsche Angriff auf Polen setzte ein unübersehbares Zeichen für den Willen des nationalsozialistischen Staats, seine geopolitischen Ziele mit militärischen Mitteln zu erreichen. Bald würden die beiden Propagandisten Gelegenheit haben, ihre als Gefangene erlebten Reisen durch die Sowjetunion zu wiederholen, aber dieses Mal als freie, von hohen Instanzen auserwählte Repräsentanten der deutschen Siegermacht. Für sie jedenfalls erschien die Teilnahme am »Feldzug gegen die Sowjetunion« zunächst sowohl als Höhepunkt ihrer Lebensläufe als auch sinnvolle Folgeerscheinung ihrer jahrelangen publizistischen Bemühungen.⁵¹

RAUM ALS KULTURELL-GESELLSCHAFTLICHES KONSTRUKT

Auf ähnliche Weise wie die Behauptung, dass literarische und journalistische Texte einen Teil des ihnen innewohnenden Sinns aus Anlehnungen an gängige kommunikative Gattungen beziehen, wird im folgenden erläutert, wie Raum als historische Sinnkategorie verstanden werden kann. Die Historizität von Raumkonzeptionen lässt sich daran erkennen, dass sie kontextbedingten Wandlungsprozessen unterworfen sind. Es lässt sich ein Zusammenwirken von verschiedenen Faktoren, wie

50 So Hitler am 23. Mai 1939 zum geplanten Angriff auf Polen: »Danzig ist nicht das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um die Erweiterung des Lebensraumes im Osten und Sicherstellung der Ernährung [...]. Lebensmittelversorgung ist nur von dort möglich, wo geringe Besiedlung herrscht. Neben der Fruchtbarkeit wird die deutsche, gründliche Bewirtschaftung die Überschüsse gewaltig steigern« (zitiert in: Walther Hofer, *Die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges* (Frankfurt a.M. 1967), S. 61ff.).

51 So Dwinger: »In einer Minute ... wird also Krieg sein ... Krieg mit Sowjet-Rußland! Es ist mir mit einem Male, als sei bisher Frieden gewesen, als sei alles Bisherige vergessen! Ich war in Polen, ich war auch in Frankreich, aber das versinkt plötzlich ... Ich fühle mich mit einem Male bis ins Tiefst, erst dieser Krieg mit Sowjet-Rußland wird ein wahrer Krieg sein – ihn habe ich immer als die große Entscheidung angesehen, für ihn habe ich im Grunde allein noch gelebt! War es nicht der Sinn meines ganzen schöpferischen Lebenswerks, auf ihn vorzubereiten, unser Volk für dieses Unausweichliche bereit zu machen?« (Edwin Erich Dwinger, *Wiedersehen mit Sowjetrußland. Tagebuch vom Ostfeldzug* (Jena 1942), S. 40). De Smeth bietet Ähnliches: »Anstatt den von Hess gesuchten Frieden gab es Krieg im Osten. Die Generation, die den ersten Weltkrieg miterlebt hat, erfasst ein Alpdruck. Zweifrontenkrieg! Nur ich fühlte mich erleichtert. Der Feindschaft, glaubte ich, konnte Deutschland standhalten, eine Freundschaft mit dem Kommunismus mußte uns unweigerlich auffressen« (de Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 335).

historisch gegebenen räumlichen Strukturen, menschlichem Handeln innerhalb dieser Räume und der Symbolik dieser Räume und des Handelns im Raum feststellen. Erkenntnisleitend sind dabei Fragen nach den kulturellen Prozessen, die historische Räume entstehen lassen, wie auch nach den Erfahrungen und kommunikativen Interaktionsprozessen historischer Akteure, die den Fortbestand und die Weiterentwicklung dieser Räume als Element der kulturellen Symbolik einer Gesellschaft sichern. Somit ist in diesem Zusammenhang nicht die Vorstellung von Raum als statischem geographischem Territorium oder einer »mental map« dessen, was im Alltagswissen einer Gesellschaft bekannt oder unbekannt ist, gesehen oder übersehen wird, ausschlaggebend. Vielmehr werden einerseits Raumkonzeptionen als an kulturelle Entwicklungsprozesse gebunden verstanden. Ferner steht die individuelle Raumerfahrung im Zentrum des Interesses – wie »sich das Individuum kultureller Sinndeutungsmuster bedient«, um seine Bewegungen durch kulturell definierte Räume zu verstehen und im Rahmen größerer Sinnzusammenhänge zu verarbeiten.⁵²

Um die Jahrhundertwende wurde die deutsche Staatspolitik durch neue Schwelentexte der politischen Geographie revolutioniert. Die Werke des Geographen Friedrich Ratzel veränderten gründlich die deutsche Vorstellung eines staatlichen Territoriums. Da er das »Leben« der Staaten als ewigen Kampf um territorialen Raum begriff; mussten nach seiner deterministischen Sichtweise die höchst entwickelten Kulturen zwangsweise expansionistische Ziele verfolgen. So wurde die Länderkunde für ein imperialistisches Weltverständnis tauglich gemacht. Entgegen früherer Vorstellungen von politischer Geographie kannte der Staat bei Ratzel keine natürlichen Grenzen, stattdessen nur Ziele, die seinem Wesen entsprechend seiner Erhaltung im zwischenstaatlichen »Ring um Raum« mehr oder weniger dienlich waren.⁵³ Erst diese geopolitische Auffassung des dynamischen Wesens des Territorialstaats ermöglichte die Vorstellung eines grenzenlosen Eroberungskriegs zum Zweck des vermeintlichen Erhalts des eigenen Staats und zum Nachteil anderer (östlich gelegener) Staaten. Hinzu kamen die seit dem Vormärz gängigen stereotypischen Denkschemata⁵⁴, die das Konzept eines »russischen Raums« umschrieben:

52 Martina Löw, *Raumsoziologie* (Suhrkamp-Taschenbuch 1506), Frankfurt am Main 2001, S. 13.

53 Dietrich Schulz, »Raumkonstrukte der klassischen deutschen Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts im Kontext ihrer Zeit«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002) 3, S. 348f.

54 Damals wurde die Vorstellung eines barbarischen russischen Ostens zum Gegenpol eines positiven deutschen nationalen Bewusstseins gemacht (Hans Lemberg, »Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom »Norden« zum »Osten« Europas«, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 33 (1985), S. 48-91).

»Die deutschen Phantasien vom ›russischen Raum‹ enthielten ein ganzes Programm: die Evokation von Ursprünglichkeit und Reinheit der Quellen, das Archaische und Barbarische als das Rettende auch, jenes Überlegene, vor dem sich das Höherentwickelte schützen zu müssen glaubt. ›Russischer Raum‹ enthält ein Angstprogramm. Darin ist auch die Vorstellung von der Machbarkeit, der unendlichen Plastizität von Erde und Landschaft enthalten. Es ist das Hauptprojektionsfeld eines spezifisch deutschen Orientalismus.«⁵⁵

Im Zuge der gesellschaftlichen Verarbeitung des Ersten Weltkriegs und des russischen Bürgerkriegs entwickelte sich ein deutscher »Raummythos«⁵⁶, demzufolge der »eigene« imaginierte territoriale Raum sich über die existierenden Staatsgrenzen hinaus zu erstrecken begann. Dieser Prozess der Mythenbildung stützte sich auf eine mythifizierende Lesart der Geschichte des deutschen Beitrags zur kulturellen Entwicklung in Osteuropa, die auf die sogenannte »Ostsiedlung« der von Slawen bewohnten Gebiete durch Deutschsprachige zurückblickte, die im Mittelalter auf Einladung slawischer Fürsten eingesetzt hatte. Das deutschnationale Selbstverständnis folgerte daraus, dass nur das deutsche Volk in der Lage sei, die europäischen Ostgebiete zu »zivilisieren«. Durch diese »sinnhafte Erzählung« konnten »grundlegende Werte, Ideen und Verhaltensweise« der Diskursträger beglaubigt werden. So wurde ein imaginierter deutscher Kulturraum definiert, beansprucht, gerechtfertigt und ideologisch verteidigt. Da die weit zurückreichende westliche Tradition einer Grenzziehung zwischen »Westen« und »Osten« sich für die rechtsrevolutionäre politische Tagesordnung als sehr fruchtbar erwies, konnte, vor allem unter dem Eindruck des Verlusts »deutscher Ostgebiete« an Polen, eine (obsessive) territoriale Vorstellung entstehen, die Anspruch auf weitere Ostterritorien erhob. Nach Versailles war dieser Traum von einem »deutschen Osten« nicht mehr auf extremistische Kreise begrenzt, sondern wurde durch kommunikative Gattungen wie Dwingers autobiographischer Augenzeugenschaft und Reportagen wie de Smeths zunehmend allgemein konsensfähig. So kam nach 1933 zu bereits vorhandenen Vorstellungen von einem »russischen Raum« der nationalsozialistische Literaturkanon hinzu, der im Bewusstsein eines Massenpublikums jene Ostraummetaphorik zementierte, die eine Erschließung weiterer Räume im Osten befürwortete.

55 Karl Schlögl, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik* (München/Wien 2003), S. 395.

56 Im Folgenden stütze ich mich auf: Heidi Hein, »Historische Mythosforschung«, in: *Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas*, S. 3f, 11f (24.03.2005), online im Internet: <http://www.vifaost.de/w/pdf/hein-mythosforschung.pdf> [Stand: 30.06.2005].

Das Individuum konnte solche mythischen Raumvorstellungen im Rahmen der eigenen Erfahrung aktiv umsetzen. Menschen konnten zunehmend diesen deutschen kulturellen Raum sozusagen am eigenen Leib erleben und dadurch die eigene Biographie mit dessen tiefem Sinn überhöhen. Denn die menschliche Vorstellung und Erfahrung von geographischer Distanz hatten sich zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts durch drei wesentliche technische Entwicklungen maßgeblich verändert: durch Verkehrsmittel, die große Strecken schnell überwinden konnten und für den Durchschnittsmenschen erschwinglich wurden; durch die Massenpresse, die den Hunger der Menschen nach Wissen über ferne Länder stillte; und durch Kommunikationsmittel wie Telefon und Telegraf, die Raum und Zeit scheinbar aufheben konnten. So konnte man durch Reisen selbst weite Räume in Erfahrung bringen, man konnte aus der Massenpresse (Stichworte Reisejournalismus und -literatur) von fernen Ländern erfahren, man konnte sogar vom Heimatort aus mit Menschen in fernen Ländern ins Gespräch treten. Es kam noch eine wichtige kulturelle »Entwicklung« hinzu – der Einbruch der Epoche des modernen totalen Kriegs, bei dem viele Menschen über weite Räume transportiert wurden, um Krieg zu führen (Soldaten) oder um seinen Folgen zu entkommen (Flüchtlinge).⁵⁷ Durch diese tiefgreifend veränderte Raumerfahrung in der westlichen Gesellschaft gewann das individuelle Verständnis eines kulturellen Raums eine neue Dynamik, eine Veränderbarkeit wie sie auch in den Werken Dwingers und de Smeths sowohl widerspiegelt als auch vorgelebt wurde.

Im Jahr 1935 erschien Dwingers Roman *Die letzten Reiter*⁵⁸, in dem der vergebliche Kampf der deutschen Freikorps im Baltikum gegen »sowjetrussischen« Bolschewismus und lettischen Separatismus geschildert wird. Dwingers auktorialer Erzähler spricht mit Selbstbewusstsein und Autorität, eine Haltung, die auf dem Erfolg der Trilogie und der Stellung des Autors im NS-Kulturbetrieb beruht. Jede Figur des Romans steht für eine kulturell-ideologische Haltung oder eine soziale Gruppe, um dem Leser die Deutung des handlungsleitenden Vermächtnisses zu erleichtern. Die Geschichte des Freikorps Mannsfeld wird als Elegie für ein aussterbendes Soldatentum besungen und dient darüber hinaus als wegweisendes Ver-

57 Um diese zwei Beobachtungen zusammenzuführen: für eine innovative Analyse der Auswirkung von veränderter Kommunikationstechnik auf Kriegführung seit Anfang des 19. Jahrhunderts, siehe: Stefan Kaufmann, *Kommunikationstechnik und Kriegführung 1815 – 1945. Stufen telemedialer Rüstung* (München 1996); für eine Studie der enormen Flüchtlingsproblematik im Zarenreich während des Ersten Weltkriegs, siehe: Peter Gatrell, *A Whole Empire Walking. Refugees in Russia during World War I* (Bloomington 1999).

58 Edwin Erich Dwinger, *Die letzten Reiter* (Jena 1935).

mächtnis an die nationalsozialistische Gegenwart.⁵⁹ Im Folgenden wird die im Text vorhandene Raumvorstellung und -erfahrung rekonstruiert und auf dieser Basis die Komponente der angesprochenen soldatischen Männlichkeit benannt.

Die Vorstellung des territorialen Raums, in dem sich die Handlung abspielt, ist um einen starken Raummythos aufgebaut, der sich aus der langen Geschichte der Baltendeutschen nährt. Ein baltisches Mitglied des Freikorps Mannsfeld weht den Leser wie folgt ein: »Und niemand in diesem großen Berlin begreift, dass hier des deutschen Landes deutsches Stück ist, denn um Deutschlands Sein geht es immer nur dort, wo sich der Westen mit dem Osten berührt, sein Zusammenprall zur Entscheidung drängt. In unsere Erde ist die ganze deutsche Geschichte geschrieben [...]«. ⁶⁰ Der baltische Adlige evoziert eine Leistungsschau der Errungenschaften seines Volks in diesem und für diesen Raum und beansprucht dafür Anerkennung als Vorposten an einem Bollwerk. Er stellt sich als Soldat an einer Vormauer vor, die der eigentlichen (»Volks«-)Grenze vorgelagert ist und dazu dient, die deutsche Lebensweise zu beschützen. ⁶¹ An anderer Stelle sagt die gleiche Figur: »[Die Vergangenheit der Baltendeutschen] war Kampf, [...] niemals etwas anderes, seit über siebenhundert Jahren! Kampf für christlichen Glauben! Kampf für deutsche Kultur, Kampf für menschliche Sitte! Dafür floß das baltische Blut damals, wie es auch heute wieder dafür fließt!« ⁶²

Diese Art von historisch begründeter Identitätsstiftung überträgt sich auf das ganze Freikorps Mannsfeld, das sich darüber hinaus aus Kavalleristen zusammensetzt. So geht die den Baltendeutschen seit Jahrhunderten innewohnende Qualität der Ritterschaft auf diese Gruppe »reichsdeutscher« Freiwilligen über. Einerseits inszeniert sich der Roman als Schwanengesang auf eine uralte adelig-soldatische Raumerfahrung. Die Schilderung eines Kavallerieangriffs ⁶³ gibt Auskunft über deren Beschaffenheit. Sie ist von einer Ganzheitlichkeit, einer Vielfältigkeit und vor allem einer übernatürlichen Schönheit, weil sie räumlich vervollständigt wird durch einen Bogen, der Erde und Himmel umspannt und zugleich vereinigt, und Tiere, Waffen

59 Die vielen Vorahnungen eines kommenden Nationalsozialismus reichen von der Deutung eines auf einer Freikorpsuniform sichtbaren Hakenkreuzes durch einen sympathischen Bauer als edles runisches Symbol einer germanischen Vergangenheit bis hin zu einer Diskussion (»wir wollen nicht den Tag, sondern die Ewigkeit erringen!«) zwischen einem Vertreter der Wandervogelbewegung und einem der zum Nationalsozialismus tendierenden bündischen Jugend, in der man sich darauf einigt, dass in Bezug auf »das Nationale« und »das Soziale« man »eben eines Tage beides erneuern« muss (*Die letzten Reiter*, S. 205ff).

60 Ebd., S. 268.

61 Vgl. Hein, »Historische Mythosforschung«, S. 14.

62 Dwinger, *Die letzten Reiter*, S. 57.

63 Ebd., S. 266.

und Menschen dazwischen einspannt, indem die »große Melodie« der sinngesättigten Ostwärtsbewegung von »hoher Schnelligkeit« über die Weiten alles vorantreibt. Diese Raumerfahrung ist a-historisch und ewig in ihrer Unmittelbarkeit, dennoch kann sie nicht einer kleinen Erinnerung an ihren Beweggrund durch die Freikorpsfahne entbehren – »für eine Sekunde sah Reimers das ›Trotzdem‹ unter den Knochen des Totenschädels tanzen ...« Die frappierende Einheit von Mann, Tier und Waffe – »So stoben sie klirrend über die weite Heide, dicht auf die Häse ihrer tobenden Tiere gebeugt, die tödliche Stahlrohrlanze angesaugt am Arm, die Zähne knirschend aufeinandergepresst, die Augen starr vorausgerichtet« – hebt die Schönheit einer Kriegstechnik hervor, die so alt wie das Rittertum selbst ist.

Diese Erfahrung ist aber nur deswegen in dieser Form möglich, weil die Freikorpsritter eine »völkische« Gesinnung in sich tragen und alle ihre Handlungen darauf ausrichten. So erweist sich das Reiten gen Osten als eine Handlung, die es dem Individuum ermöglicht, am kulturellen Raummythos teilzunehmen, diesen wieder zum Leben zu erwecken, und vor allem, ganz im Sinne der konservativen Revolution, die sonst abstrakte eigene politische Position im Tun und Erleben aufgehen zu lassen.⁶⁴ Jeder einzelne Freikorpsritter im Roman, der den Osten als angreifender Kavallerist erlebte, setzt den Raummythos im Sinne des sehr modernen deutschen Traumes einer kolonialen Erschließung des »Ostraums« in Handlung um.⁶⁵ In einer erstaunlichen hellseherischen Passage erkennt Dwinger, dass die Epoche des Kavalleristen zwar vorüber ist, setzt aber hinzu, dass dies der Raumerschließung im Osten jedoch keinen Abbruch tut. Vielmehr wird sie durch neue militärische Technik beschleunigt, in deren Folge der Reiter durch den Panzerfahrer ersetzt werden wird: »Es werden nur mehr Maschinen [über die östlichen Schneefelder] rasen« ...⁶⁶ So wird ein Angebot an den Leser gerichtet, künftig diesen mythischen Ostraum dynamisch-erobernd zu erleben.

64 Siehe den Dialog zwischen dem Wandervogelveteran und dem bündischen Jugendlichen, in der die instinktive und unregulierte Realitätsferne der Wandervogel mit der vorausgesehenen, zur gesellschaftlichen Erneuerung notwendigen politischen Haltung künftiger deutscher Jugendbewegungen kontrastiert wird (Ebd., S. 177f).

65 Dieser Komplex ist ohne den im Roman ebenfalls evozierten bäuerlichen Siedlungsmythos – hier mit revolutionärem Zusatzelement – nicht denkbar. Man ist der Überzeugung, »Kurland muß deutsch werden!«, damit man »[h]ier einen Brunnen graben [kann], aus dem das wahre Deutschland quillt«. So sollen die deutschen »Enterbten« ihr »Geschlecht« vermehren, »das einst dies Weimar-Deutschland wieder aufrollt, an seine Stelle das alte Potsdam-Deutschland setzt!« Denn der Krieg sei nicht zu Ende, »[e]r fängt erst an!« Und das wahre Deutschland liege »nicht im Westen«, sondern »nur noch wo unsere Fahnen flattern – steht das wahre Deutschland!« (Ebd., S. 50).

66 Ebd., S. 60.

WIE GEGENDERTE AKTEURE RAUM ERFAHREN

Angesichts der Tatsache, dass im frühen zwanzigsten Jahrhundert die Stellung von politischen Ansprüchen auf fremde Territorien und deren Einforderung durch kriegerische Handlungen in der Regel eine reine Männersache war, scheint der deutsche Raummythos eine fast exklusiv männliche Angelegenheit gewesen zu sein. Dennoch gab es bislang auch einige Hinweise auf die Beteiligung von Frauen an diesem Projekt – z.B. die positiven Frauenfiguren in Dwingers Romanen und Maria de Smeth als (zuerst) aktive Reisejournalistin, (dann) politische Gefangene und (schließlich) angesehene politische Propagandistin. Somit könnte es durchaus interessant sein, Dwingers und de Smeths Präsentation der je eigenen Raumerfahrung im deutsch-sowjetischen Krieg zu vergleichen. Im Unterschied zum biologischen Geschlecht ist Gender ein soziales Konstrukt, ein sich im Spiegel gesellschaftlicher Bedürfnisse wandelndes Produkt der Rollenzuschreibungen »Mann« und »Frau«. Männer und Frauen werden in einen bestimmten kulturellen Kontext hineingegeben, der ihnen einen begrenzten Spielraum zur Umsetzung ihrer jeweils individuellen Genderkonzepte anbietet. Individualisierte »Rezepte« aus diesen Angeboten werden von Männern und Frauen im Verlauf ihres Lebens zusammengestellt. So werden diese Vorstellungen Teil ihrer festen persönlichen Identität, ihrer Sicht auf die Welt, in der sie leben. Daraus lässt sich schließen, dass viele menschliche Erfahrungsfelder von einem Mann aus einer bestimmten Kultur oder Gesellschaft anders erlebt werden als von einer Frau mit demselben Hintergrund. Im nächsten Abschnitt werden wir uns mit folgenden Fragen beschäftigen: Welche kulturellen Erfahrungsangebote gab es für Männer und Frauen in Zusammenhang mit dieser institutionell-kanonischen Vorstellung eines deutschen Ostraums? Wurden diese von herrschenden, kulturell festgelegten Genderrollen beeinflusst, und wenn ja, wie wirkten solche Vorgaben auf die Texte Dwingers und de Smeths ein?

Es erscheint sinnvoll, in diesem Zusammenhang den Schwerpunkt auf zwei wichtige Genderkonstrukte zu setzen: auf den Soldaten als Gipfel der nationalistischen Männlichkeit, wie auch auf die Möglichkeit für Frauen, der Nation in Kriegszeiten auf ihre eigene Art zu dienen. In unserem speziellen Fall bedeutet dies eine Betrachtung gendergeprägter Erfahrungsangebote des zu erobernden Ostraums im Zeichen kultureller Vorstellungen von männlichem und weiblichem Dienst an der Nation. Schon seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zeichnete sich in Westeuropa eine Differenzierung der Genderrollen ab.⁶⁷ Wurde dem Mann die Beherrschung des

67 Siehe: Hanna Schissler, Hg., *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt a.M. 1993.

öffentlichen Raums zugeschrieben, so sollte die Frau ihre Tätigkeiten auf einen häuslichen Verantwortungsbereich beschränken. Doch sowohl die deutsche Nationalbewegung als auch die bürgerliche Frauenbewegung bemühten sich um die Sicherung eines weiblichen Zugangs zur öffentlich-nationalen Sphäre, solange die Frau sich beim Dienst an der Nation ihrer weiblichen Rolle im Sinne einer »geistigen Mütterlichkeit« bewusst blieb.⁶⁸ Die nationalsozialistische Sozialpolitik erhob den Gender-Unterschied zu einem Hauptansatzpunkt bei der Umgestaltung der deutschen Gesellschaft.⁶⁹ Das Regime strebte eine Aufhebung der Trennung zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre an. Auch die Familienplanung und -gestaltung sollten in erster Linie im Dienst der Volksgemeinschaft geschehen. Gleichzeitig sollten Frauen aus dem Berufsleben zurückgedrängt und ihre Energien auf die Führung von Ehen konzentriert werden, die im Sinne der rassenbiologischen und bevölkerungspolitischen Staatsziele zu schließen waren.⁷⁰ Beiden Geschlechtern wurden also Möglichkeiten zur Beteiligung an der nationalsozialistischen Herrschaftspraxis angeboten, wobei diese jeweils in sehr unterschiedlichen Sphären angesiedelt wurden. Obwohl in Folge der NS-Geschlechterpolitik sehr wenig Frauen öffentliche Positionen in Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Wissenschaft, den Künsten und dem Militär bekleideten, wurde ihnen andererseits Gelegenheit zur Mitwirkung an der Neugestaltung Deutschlands in anderen Feldern wie dem domestisch-sozialen Bereich geboten.⁷¹ Engagement im Rahmen einer der enormen NS-Frauenorganisationen wurde von vielen Frauen als Dienst an der Volksgemeinschaft betrachtet. Wie das deutsche Militär und in ihrer Folge die deutsche Besatzungsverwaltung neue Territorien für das Reich beanspruchten, so breiteten sich die Frauenorganisationen, ihre Aktivitäten und ihre Trägerinnen über die deutsche Grenze von 1937 hinaus aus, was auch Frauen die Teilnahme an der Erschließung neuer Territorien sicherte.⁷² Somit kann man sich vorstellen, dass trotz der stark trennenden Genderrollen der NS-Zeit (die dazu auch sehr tiefe kulturelle Wurzeln hatten) die Möglichkeit einer auf territoriale Eroberung im Krieg beruhenden weiblichen Raumerfahrung existierte, zumal während des Kriegs der Einsatz des Großteils der arbeitsfähigen Män-

68 Siehe Ute Frevert, »Mann und Weib, und Weib und Mann«. *Geschlechter-Differenzen in der Moderne* (München 1995), S. 125-132.

69 Siehe: Jill Stephenson, *Women in Nazi Germany* (London 2001).

70 Gabriele Czarnowski, »Der Wert der Ehe für die Volksgemeinschaft«. Frauen und Männer in der nationalsozialistischen Ehepolitik«, in: *Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland*, hg. v. Kirsten Heinsohn/Barbara Vogel/Ulrike Weckel (Frankfurt a.M. 1997), S. 92.

71 Ulrike Weckel/Kirsten Heinsohn/Barbara Vogel, »Einleitung«, in: *Zwischen Karriere und Verfolgung*, S. 12.

72 Siehe z.B.: Elizabeth Harvey, *Women and the Nazi East. Agents and Witnesses of Germanization* (New Haven/London 2003).

ner im Militär eine Übertragung von öffentlichen Aufgaben an Frauen unumgänglich machte⁷³. Diese Hypothese können wir anhand von de Smeths 1965 erschienener Autobiographie austesten, aber zunächst muss die Norm der Männlichkeit näher erörtert werden.

Mit der Analyse der Reiterthematik in Dwingers *Die letzten Reiter* wurde schon angedeutet, dass in diesem Text die soldatische Männlichkeit einen wichtigen Aspekt des Vermächtnisses des Freikorps an die Nachwelt darstellt. Während die Balten-deutschen unter der bolschewistischen Knute zum Untergang verdammt sind und ihr Leidensweg im Verlauf der Erzählung durch lange Schilderungen von Gefangenschaft, Folter, in Massenhinrichtungen endenden Trecks von sterbenden Alten, Frauen und Kindern, usw. chronikartig festgehalten wird, gibt es einen parallelen Untergang, das scheinbare Ende der Freikorps. Letzteres wird als nationales Aufbegehren Dwingers Kavalleristen im Geist der soldatischen Männlichkeit dargelegt. Der nationalsozialistischen Bewegung war dieses Vermächtnis bewusst und es verstand die Freikorps als Vorbilder für die eigenen Männlichkeitsvorstellungen. Zu dieser Genderrolle gehörten die Eigenschaften der Härte und des Selbstüberwindungsvermögens, wie sie sich nur im militärischen Drill einprägen lassen. Nach einem fast mörderischen Übungsmarsch lässt Dwinger die Freiwilligen des Freikorps Mannsfeld z.B. zu einer neuen Erkenntnis gelangen: »Eins ahnen sie schon dunkel, dass es in Zukunft nichts mehr geben wird, was ihnen von vornherein unmöglich erscheint. Daß die wahre Leistung erst dort beginnt, wo sich das schwächliche ›ich kann nicht mehr‹ meldet. Und sie nur so siegen können ...«⁷⁴

Diese Art von Männlichkeit wird vom Erzähler in der Tradition des epischen Heldentums besungen: »Ach, laßt es Euch nicht verdrießen, dies stille Reiten über die östlichen Schneefelder, denn nach euch wird niemand mehr darüber reiten! Es werden nur mehr Maschinen darüber rasen, ihr aber dürft bis an euer Ende denken, dass ihr die Letzten wart!«⁷⁵ Auch der rauschhafte Zustand beim Kavallerieangriff wird mit epischen Qualitäten ausgeschmückt: »Auch könnten sie doch hundertmal noch so reiten, hundertmal dem Feind noch so entgegenbrausen ... [...] Oder war es schon – das letzte Mal?«⁷⁶ Indem Dwinger wie ein homerischer Barde seine soldatischen Helden besingt, erhebt sein Text Anspruch auf den Status eines National-epos. So wird das Erfahrungsangebot, welches im deutschen Raummythos liegt,

73 Karin Hagemann, »Heimat –Front. Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege«, in: *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, hg. v. Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum, (Frankfurt/New York 2002), S. 15.

74 Ebd., S. 158.

75 Ebd., S. 60.

76 Ebd., S. 266.

erneut durch die Möglichkeit der Teilhabe am Kult des soldatischen Heldentums potenziert – wer in die Fußstapfen der Freikorpshelden tritt, kann auch an diesem transzendenten Zustand teilhaben. Wie diese Teilhabe aussehen könnte, wird nicht ausgelassen – laut Dwinger würden bald Panzer über die östlichen Weiten brausen. So wird der Leser auf eine Teilnahme am deutschen Ostraummythos als Soldat in einem modernen Angriffstrupp vorbereitet.

Obwohl im Freikorpsroman der Bolschewismus stets die Rolle des Urfeinds spielte, konnte der Gegensatz zwischen dem Kommunismus und deutscher Zivilisation gesteigert werden. Vertreter des deutsch-konservativen Weltbilds besannen sich auf die Soldatinnen und Kommissarinnen unter den Freiwilligen der bolschewistischen Roten Armee, deren Kampfeinsatz für die kommunistische Revolution wie auch deren soldatische Weiblichkeit ihnen unbegreiflich bleiben musste. Im Freikorpsroman wurden diese so genannten »Flintenweiber« dargestellt als die allerschlimmsten vorstellbaren, naturwidrigen Wesen, die durch ihre Perfidie die absolute Verkommenheit des Bolschewismus entlarven.⁷⁷ Eine solche Dämonin des Bösen stellt die grobe Kommissarin dar, die einen von den roten Truppen gefangengenommenen, scheinbar bewusstlosen Soldaten foltern möchte. Ausgestattet mit klangloser Stimme, blechernem Lachen, und spitzen Schuhen mit kantigen Absätzen spricht sie zum lettischen Kommissar: »Lehr Du mich nicht, was ich erreichen kann! habe schon viel erreicht, mehr als du glaubst! Daß ein Sohn seinen Vater verriet, eine Mutter ihre Tochter auslieferte – alles schon erreicht, was weißt du? Ich stelle die Natur auf den Kopf, bei mir fließen die Ströme bergauf ...«⁷⁸ Sie entspricht dem Gegenpol zur in der Trilogie aufgeworfenen Frauenrolle der wissenden Wegweiserin und sorgenden Ehepartnerin – eine »soldatische Weiblichkeit« ist nach Dwingers Vorstellung naturwidrig und verderblich, denn der militärische Kampf um Raum ist den Männern vorbehalten.⁷⁹

77 Vgl.: »Feindbild ›Flintenweib‹«, in: *Mascha und Nina und Katjuscha. Frauen in der Roten Armee 1941-1945*, hg. v. Deutsch-Russischem Museum Berlin-Karlshorst (Berlin 2002), S. 50-53. Für die Behandlung von gefangengenommenen weiblichen Rotarmisten durch die deutsche Wehrmacht, siehe: Claudia Freytag, »Kriegsbeute ›Flintenweib‹. Rotarmistinnen in deutscher Gefangenschaft«, in: *Mascha und Nina und Katjuscha*, S. 32-36.

78 Dwinger, *Die letzten Reiter*, S. 128f.

79 Dabei hatte der deutsche Geschlechterdiskurs bereits seit den Befreiungskriegen eine gewisse Komplementarität zwischen der Rollen des männlichen soldatischen Patrioten und der weiblichen wohl-tätigen Patriotin, die als Krankenschwester im Lazarett diente, geboten (Cf.: Karen Hagemann, »Heldenmütter, Kriegerbräute und Amazonen. Entwürfe »patriotischer« Weiblichkeit zur Zeit der Freiheitskriege«, in: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. v. Ute Frevert, (Stuttgart 1997), S. 174-200; Dirk Redner, *Frauenbewegung und Nation. Patriotische Frauenvereine in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts* (Köln 1998), S. 355).

In de Smeths Reportage über ihre Gefängniserfahrungen erscheinen zum einen weder Soldatinnen noch Kommissarinnen. Zum anderen wird kein dualistisches Schema aufgeworfen, in dem die Genderrollen als unabänderbar und deswegen moralisch aufgeladen erscheinen. In diesem Text, der eigentlich zu Propagandazwecken unter den Vorgaben des eingespielten NS-Antikomintern-Propagandaapparats veröffentlicht wurde, wird dem Leser die starke Sympathie der Autorin für die sowjetische Frau vermittelt, auch wenn in anderer Form als in der Autobiographie von 1965. Zunächst scheint nur aus der ideologischen Perspektive ein besonderes Augenmerk auf das Abstraktum der sowjetischen Frau gerichtet zu sein, um als nur eines unter anderen Argumenten gegen das Sowjetsystem aufzuzeigen, wie diese Frauen entgegen ihrer Natur in die öffentliche Sphäre gedrängt werden. So de Smeth: »Die gleichberechtigten Sowjetbürgerinnen müssen bekanntlich genau so in die Arbeit gehen wie die Männer.«⁸⁰ Dazu spricht der Text bei Charakterisierungen des »Volks« im allgemeinen Sinn von »Russen«, ohne das Geschlecht besonders hervorzuheben: »[I]ch habe gerade durch [die vielen kleinen Einzelerlebnisse] die russischen Menschen lieben und achten gelernt.«⁸¹ Dabei entstanden de Smeths intimere Kenntnisse der »Russen« durch Gespräche mit ihren weiblichen Mithäftlingen. Sogar in diesem nur scheinbar persönlichen, weil vom Konzept her propagandistisch-argumentativen Text schimmert eine spezifische Bezugnahme auf sowjetische Frauen und ihre besonderen Qualitäten durch: »Etwas Gutes hat aber, glaube ich, hat das Sowjetregime erst zu voller Blüte gebracht: eine wunderbare Güte und Großzügigkeit der russischen Frauen.«⁸² Hinzu sind es nicht nur die inhaftierten Regimegegnerinnen, die sich hoher Sympathiewerte erfreuen – auch die Komsomolzinnen⁸³ werden als letztendlich liebenswürdige, wenn auch fehlgeleitete Frauen dargestellt. Einige brechen in Tränen aus, nachdem de Smeths listige Fragerei sie dazu gebracht hat, durch ideologische Sentenzen das Absurde und das Ungerechte am Sowjetsystem bloßzustellen, während andere erst durch furchtbare persönliche Umstände in die Arme der Partei getrieben wurden.⁸⁴

80 De Smeth, *Unfreiwillige Reise*, S. 142. Ein weiteres Beispiel sei folgende Darstellung der »Ehe kommunistischer Prägung«: »Barrikada erklärte mir diese als eine Art Kameradschaftsehe, eigentlich nur um die geschlechtlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Haushalt, Kinder usw. sollten ganz abgeschafft werden. [...] Arme Frauen in Russland!« (Ebd., S. 200).

81 Ebd., S. 171.

82 Ebd., S. 200.

83 D.h. weibliche Mitglieder der sowjetischen Jugendorganisation, die als Agitationsorgan und Kaderschmied diente.

84 Für das erste Beispiel, siehe S. 182-186, für das zweite, siehe S. 76-80, 82, 84. Auch die anderen Frauen unterscheiden nicht streng zwischen Freundin und Feindin: »Aber die Russen sind gutmütig, sie lachten über Lida und trösteten Manja« (Ebd., S. 186). In dieser Situation, die sich in der Gefängniszelle abspielt, kann mit »Russen« nur Frauen gemeint sein.

Die Faszination, die de Smeth in den sowjetischen Gefängnissen für die warmherzigen russischen Frauen entwickelte, hat ihr Pendant in der Befreiung von den Gendervorstellungen der eigenen Kultur, die sie selbst in sowjetischer Haft erfuhr. Beim alltäglichen Kampf gegen Gefängniswärter und Geheimdienstoffiziere hatte sie erkannt, dass ausgerechnet diese Menschen in ihr keine Frau sahen, sondern einen gleichwertigen kapitalistischen Feind. So setzte sie nicht auf weibliche Reize, sondern auf ihren Sonderstatus als ausländische Gefangene und baute eine Art Narrenfreiheit auf.⁸⁵ Diese Befreiung vom Zwang der von ihr selbst unterstützten NS-Ideologie und deren Frauenrolle sollte auch eine bedeutende Rolle in ihrer Autobiographie spielen, in deren Mittelpunkt die Erfahrung als Leiterin einer Truppe von russischen Propagandistinnen an der Ostfront steht.

Für de Smeth waren die Fragen des Geschlechts nicht in dem Maße vorstrukturiert, wie das für Dwinger der Fall war, weil de Smeth sich des Genres der Reportage bediente, die sich ja durch eine individuelle und persönliche Perspektive auszeichnet. So sollen die Brüche in de Smeths im Grunde ideologisch vorgegebener Sicht auf das sowjetische System uns doch nicht allzu sehr erstaunen. Im Gegensatz dazu waren das epische männliche Heldentum und die dazugehörige Frauenrolle wichtige strukturelle Bestandteile der Gattung des »authentischen« Kriegsromans der konservativen Revolution, an dessen Ausgestaltung Dwinger maßgeblich beteiligt war. Aber darüber hinaus war das Bild der sowjetischen Frau vor allem als negative Folie gedacht, vor der ein positives Selbstbild um so heller leuchten sollte. Durch de Smeths Grenzübertritt in die Welt des sowjetischen Gefängnisses befand sie sich plötzlich auf derselben Seite wie diese Frauen. In Kontrast zu Dwinger, bei dem empfundene Affinitäten für Russen von ihrer kulturellen Minderwertigkeit überzeichnet wurden, tut sich de Smeth auch vor ihrer Erfahrung an der Ostfront schwer, sich von den sowjetischen Frauen zu distanzieren.

WIEDERSEHEN MIT DEM OSTEN – 1941 UND DANACH

Mit dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion im August 1941 gelangten beide Autoren plötzlich in die Lage, ihre Bekanntschaft mit der Sowjetunion zu erneuern. De Smeth nahm 1942 eine weitere Vortragstätigkeit im Rahmen der Truppenbe-

85 An einer Stelle erzählt de Smeth, wie sie von einem Geheimdienstoffizier ein halbes Kilo Tabak bekam und daraus eine Riesenzigarette dreht. Als sie veranlassen will, dass ein Teil dieses Tabaks an ihre Mitgefangenen gegeben wird, bestätigt »der Schickanierer, dem ich [zu einem früheren Zeitpunkt] durchgebrannt war«, »Kannst es ruhig tun, die Nemka [Deutsche] bekommt doch alles!« (Ebd., S. 85–87).

treuung der Deutschen Arbeitsfront auf.⁸⁶ Dwinger, von SS-Chef Heinrich Himmler mit umfassenden Vollmachten ausgestattet, setzte seine Kriegsberichterstattertätigkeit bei einer Panzerdivision der Heeresgruppe Mitte fort. 1942 erschien ein *Bericht Widersehen mit Russland. Tagebuch vom Ostfeldzug* über seine Erfahrung im ersten Jahr des Ostkriegs, welcher direkten Bezug auf die Vertrautheit seines Lesepublikums mit den quasi-autobiographischen Werken der dreißiger Jahre nahm.⁸⁷ Von der Literatur als »Waffe« im Dienst der Volksgemeinschaft war es kein weiter Schritt zum tatsächlichen Schlachtfeld. Dort bot sich die Form des Tagebuchs wieder an, um eine strukturelle Anknüpfung an die früheren Texte herzustellen. Der Tagebuchschreiber des Ostfronttexts wird eindeutig als Dwinger selbst identifiziert, und die Gestaltung des Genres weist mehr Ähnlichkeit mit einer Reportage oder einem Bericht als mit den Romanen der Trilogie auf. Dwinger hatte sich dem Duktus der NS-propagandistischen Reportage über die Sowjetunion verschrieben, wie er seit 1934⁸⁸ von de Smeth vertreten wurde. Auch de Smeth beteiligte sich ab 1943 am Einsatz an der vordersten Front als Führerin verschiedener weiblicher Propagandazüge und -kompanien. Laut de Smeth bekleidete keine andere weibliche Angestellte der Wehrmacht eine ähnliche Stelle.⁸⁹ Dazu konnte es kommen, weil das in Berlin ansässige Oberkommando der Wehrmacht, Abteilung Wehrmachtpropaganda (OKW/WPr) 1943 auf ihre 1939 erschienene *Unfreiwillige Reise nach Moskau* aufmerksam wurde. Man bot ihr in Anerkennung ihrer Kenntnisse eine Tätigkeit beim Frontpropagandaapparat des Heers an. Im Winter 1944 erhielt de Smeth den Dienstrang eines Offiziers, im Frühjahr 1945 wurde sie zum Hauptmann befördert – keine andere Frau erhielt vom deutschen Militär Sonderränge in dieser Höhe.

Ironischerweise war es der Aufenthalt im Osten, der Dwinger wie auch de Smeth dazu brachte, ihre uneingeschränkte Unterstützung für die nationalsozialistischen Kriegsziele zu hinterfragen. Obwohl sie ihren anti-bolschewistischen Standpunkt nicht aufgaben – was die Tendenz ihrer Nachkriegsschriften beweist –, blieb die direkte Konfrontation mit der massenmörderischen NS-Politik an der Front⁹⁰ nicht ohne Wirkung. Dwinger wurde 1943 für seine Unterstützung des in deutsche Hand geratenen russischen Generals Vlassov, der eine anti-sowjetische Armee von russi-

86 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 335.

87 Dwinger, *Widersehen mit Sowjetrußland*.

88 Maria de Smeth, *Aus der Heimat des Proletariats – Sowjetrußland* (Berlin 1934).

89 Siehe Maria de Smeth, »Frauen in der deutschen HKL. Vom Einsatz der weiblichen Propagandakompanien«, in: *Deutsche Soldatenzeitung* 16 (1954), 10.

90 Siehe dazu: Babette Quinkert, Hg., *Wir sind die Herren dieses Landes. Ursachen, Verlauf und Folgen des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion* (Hamburg 2000); Mechtild Rössler, Hg., *Der Generalplan Ost. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik* (Berlin 1993).

schen Kriegsgefangenen aufstellen wollte, unter Hausarrest gestellt. De Smeth eckte nach eigener Auskunft bei Vorgesetzten im Propagandaapparat wie auch bei Militärs an, in ihrem Versuch, eine bessere Behandlung für die russische Zivilbevölkerung und gleichzeitig eine an die russische weibliche Intelligenz gerichtete Werbepolitik zu erreichen. Beide beteuerten in ihren Nachkriegsschriften, dass, hätte man nur auf sie gehört, der Krieg für Deutschland anders verlaufen wäre. Die Sowjetunion wäre gefallen und der riesige imperiale Raum Russlands deutscher Besitz geworden.⁹¹

Im Folgenden werden die Genderrollen und Raumvorstellungen einerseits im genannten Propagandabericht Dwingers und andererseits in der in der Nachkriegszeit erschienenen Autobiographie de Smeths besprochen. Es wird sich zeigen, dass sich die mythischen Thematiken Dwingers gegenüber seinen früheren Werken kaum geändert haben, obwohl er sich des vermeintlich sachlicheren Genres des Berichts bedient. In ihrem ebenfalls einen epischen Status anstrebenden Selbstzeugnis entwirft de Smeth wiederum eine Welt der neuen weiblichen Möglichkeiten, die auf eigensinnige Weise die Postulate der nationalsozialistischen Ideologie zu Gunsten ihres Entwurfs einer kriegerischen Weiblichkeit verwirft, die die Barriere Nationalsozialistin-Kommunistin zu überwinden vermag.

Zunächst gilt es aber die bei Dwinger so wichtige Reiterthematik aufzugreifen, denn der nationalsozialistische Erfolgsautor setzte sich in seinem Bericht mit der neuen Technik der Panzerwaffe auseinander und konnte diese – dieses mal nicht bahnbrechend, sondern durchaus im Sinne des guten Tons seiner Zeit – nun sowohl als Verwirklichung des deutschen Raummythos als auch eine Erweiterung des soldatisch-epischen Heldentums gutheißen. Im Hintergrund stand die sich rasch entwickelnde kulturelle Bedeutsamkeit der Panzerwaffe im Krieg.⁹² Nachdem beim deutschen Angriff auf Frankreich zu Anfang des Ersten Weltkriegs die Erfassungsstrategie Alfred Graf v. Schlieffens fehlschlug, beobachteten Militärs der Zeit den Wandel des Ideals eines Bewegungskriegs in eine Realität des zermürbenden Stel-

91 Dies heißt aber keineswegs, dass die beiden die nationalsozialistische Rassenideologie nicht mittrugen. So Dwinger in *Wiedersehen mit Sowjetrußland* beim ersten Anblick gefangener Rotarmisten: »Was mich hier irgendwie böse schielend umstand, das war ja ein ausgemergeltes Volksgemisch [...] Gott im Himmel, dachte ich erschrocken, ist die Umwandlung bereits so weit gegangen, dass sie geradezu schon die biologische Substanz ergriffen?« (Dwinger, *Wiedersehen mit Sowjetrußland*, S. 57). De Smeth meinte noch 1965 in bezug auf die »Russen« »[e]s ist eben doch etwas an der Rassenlehre« (de Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 446). Vgl. eine sehr ähnliche Passage in »*Unfreiwillige Reise*« (de Smeth, *Unfreiwillige Reise*, S. 103) und der 1971 erschienene Roman *Partisanen-Anne* (Rastatt 1971), in dem die Tragik der Hauptfigur der volksdeutschen Propagandistin Anne darin liegt, dass ihr deutsches und ihr russisches Blut um ihre Seele miteinander kämpfen.

92 Die folgenden Überlegungen stützen sich auf Stefan Kaufmann, »Raumrevolution. Die militärischen Raumauffassungen zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg«, in: *Der Weltkrieg 1914-1918. Ereignis und Erinnerung*. Hg. v. Rainer Rother (Berlin 2004), S. 42-49.

lungskriegs mit großer Beunruhigung. Man fürchtete den Stellungskrieg in so extremer Weise, unter anderem weil er sehr deutliche Kratzer am Idealbild der soldatischen Männlichkeit hinterließ.

Mit dem Verlust der Bewegungsfreiheit ging ein Bedeutungsverlust der Kavallerie und damit des Kavalleristen einher, des Inbegriffs des tapferen, moralisch überlegenen Offiziers. Müsste dieser wenigstens der Soldaten gänzlich auf den Traum des kavalleristischen Vordringens in der militärischen Offensive im Dienst einer nationalterritorialistischen Ausdehnungsstrategie verzichten? Ein neues Paradigma für die Kampftaktik bot einen Ausweg aus diesem Dilemma – sich gegenseitig bedingende Prozesse einer Suche nach Möglichkeiten zur Überwindung des Stellungskriegs und der Entwicklung einer neuen Waffentechnik führten im Verlauf der zwanziger Jahre zur Neukonzipierung eines gestaffelten, flächenhaften Kampfraums, zu dessen Durchschreitung das geeignetste Mittel ein neuartiges, bewaffnetes und gepanzertes Fortbewegungsgeräts zu sein schien. Der Panzerwagen war die Waffe der Zukunft; wer die Motorisierung und Mechanisierung vorantrieb, schien die Chancen seines Landes und (im Jargon der rassenbiologischen Gedankenwelt der Nationalsozialisten) seines »Volkes« im nächsten Krieg zu erhöhen. Für viele deutsche Militärs hing die Hoffnung auf Wiedererlangung der ehemaligen deutschen Gebiete, die nun zu Polen gehörten, und darüber hinaus die Eroberung neuen Lebensraums auf Kosten der Sowjetunion mit einer konzentrierten Förderung der Panzerwaffe zusammen.

Der Panzer versprach eine Rückkehr zum Bewegungskrieg, nun unter dem Zeichen einer modern Waffentechnik wie auch einer immens gesteigerten Fähigkeit zur schnellen Überwindung (bzw. Eroberung) von Raum. Bepanzerte, vordringende, die neueste Technik beherrschende Männergestalten, die – in eine lockere, durch Radiotechnik beschleunigte Befehlsstruktur integriert – eigenständige Entscheidungen zum taktischen Vorgehen treffen konnten, vervollständigten das Bild. Die Panzerfahrer wurden an Stelle der Kavalleristen zur neuen Elite, so dass die bisherige, mit einer Reiterelite zusammenhängende Vorstellung einer vorbildlichen, ritterlichen Männlichkeit durch ein auf die neuen Möglichkeiten der Panzerwaffe beruhendes Elitenbild ersetzt wurde. Hier ging es vorwiegend um die Einbindung in die zeitgenössische Vorstellung des technischen Könnens, ohne welche die Idealvorstellung des modernen Mannes nicht denkbar wäre.

In Dwingers propagandistischem »Tagebuch« zum Ostkrieg wird die neue Legende des Panzerfahrers, Sinnbild für das deutsche Erfolgsrezept »Blitzkrieg«, durch den impliziten Vergleich mit den in seinen früheren Werken dargestellten legendären Gestalten aus der Geschichte der Freikorps legitimiert. In diesem Text

kann Dwinger das Wissen seines Lesepublikums um den Reitermythos voraussetzen und so die Übertragung dessen epischer Merkmale auf die Panzerfahrer vollziehen. Dennoch musste auch das Neue an diesem Krieg betont werden; der Grenzübertritt beim Angriff wird z.B. als der Austausch eines bekannten Raums gegen einen fremden dargestellt: »[...] – hier war also die letzte Schranke, hier endete unser aller Wissen! Am anderen Ufer lauerte das Unbekannte, das drohende Geheimnis einer dunklen Welt, von der wir trotz aller Bücher wohl nichts wußten«.⁹³ Diesem vollständigen Fremden im Osten wird aber durch ebenso vollständige und geordnete Vorbereitung, die angesichts des Ausmaßes nicht anders als geschichtsträchtig sein kann, standgehalten: »Und so liegt nun das deutsche Feldheer auf zweitausend Kilometern sturmbereit, [...] von Murmansk in der Eismeerzone bis zum Gestade des Schwarzen Meeres! Gegen diesen Aufmarsch verblassen alle Taten der Kriegsgeschichte [...]«.⁹⁴ Im Angesicht des unvorstellbaren Unbekannten stellt sich Dwinger ein Feldheer vor, das sowohl den »dunklen« Raum als auch den geheimnisvollen Gegner besiegen wird.

Um in dieses Unbekannte hineinzudringen mussten dieser weite Raum und seine Eigenschaften in Erfahrung gebracht werden, und dazu war das Sehen-Können eine Voraussetzung. Wie Dwinger, der vor dem Angriff mit dem Fernglas über die Grenze vordringt⁹⁵, so musste auch die Gefechtstaktik die vorliegenden weiten Räume erkunden. Bemannte technische Mittel – Flieger und Panzerspähwagen – erfüllten dieses Kriterium. Zu Zwecken der Aufklärung wurden also Mensch und Technik vereint und durch diese Vereinigung Raum überwunden. Dieser Rückgriff auf Technik bedeutet aber keineswegs Abgeschirmtheit für die Aufklärer. Die mit dieser Gefechtstaktik verbundene Gefahr ließ wieder die aus dem Freikorpsmythos bekannte Verwegenheit anklingen: »die Basis unserer im Grunde tollkühnen Unternehmungen« ist diese Aufklärung, dadurch wird »diese neue Kampfform der Panzerdivisionen möglich«⁹⁶. Deren Beschreibung ruft die Marschpassagen in *Die letzten Reiter* in Erinnerung: »Nur auf diese Weise konnten wir so isoliert durch Feindesland marschieren, ohne Verbindung rechts, ohne Verbindung links, auf die Art des Weltkriegs hätte es lediglich einem Selbstmord geglichen.«⁹⁷ So sollten Technik und organisatorisches Können wie früher berittene Kundschafter die Enormität

93 Dwinger, *Widersehen mit Russland*, S. 29.

94 Ebd., S. 29.

95 Ebd., S. 37.

96 Ebd., S. 141.

97 Ebd., S. 142.

des östlichen Raums überwinden: »Wohl haben sie mit ihrem Spähwagen eine neue Form gefunden, dennoch sind es im Geiste die einstigen Kavalleristen.«⁹⁸

Diese durchaus dem Ostmythos entsprechende Gefechtstaktik stellte auch dem einzelnen Soldaten Erfahrungsangebote bereit. Dwinger schildert seine eigenen Empfindungen gleich vor dem Grenzübertritt: »In wenigen Minuten werde ich dort sein, werde ich es wieder unter meinen Füßen fühlen, jenes geheimnisvolle Land [...]« wo er einst extreme Gegensätze kennen lernte: Hunger und Sättigung, Hitze der Wüste und Kälte der Tundra, Gefangenschaft und vielfach über das normale Maß hinaus gesteigertes Erleben. Nur in »Russland« sei es laut Dwinger möglich, »das gebärende Leben in seiner ganzen tierischen Unerschöpflichkeit«, »das Sterben in einem monumentalen Ausmaß« in Erfahrung zu bringen.⁹⁹ Die Teilnahme am Krieg fügte noch einen Höhepunkt hinzu – im Augenblick des Angriffs die Ganzkörpererfahrung einer artilleristischen »Symphonie« mit dem »Grundakkord« eines »in dieser Art noch nie gehörte[n] schraubende[n] Brausen[s]«.¹⁰⁰ Diese »Symphonie kriegerischen Getöses« durchfährt und besetzt den Körper des Teilnehmenden, und, da sie gleichzeitig Himmel und Erde vereinigt – »Um uns herum ist ein einziges pausenloses Donnern, hinter uns bellen die berstenden Abschnüsse, von vorne schwingen die dumpfer wummernden Detonationen zurück. Gerade über unsere Köpfe ziehen die rauschen Flugbahnen [...]« –, geht der Soldat als Höhepunkt des menschlichen Erfahrungsvermögens in dieser symphonischen Vereinigung auf:

»Und dies Getöse ist auch wirklich eine Art Musik, ich empfinde deutlich in immer wachsender Erregung, dass etwas dionysisch Berauschendes von ihr ausgeht.

Es ist ein ungeheures Weltraumorchester, dessen Instrumente, alle ins Riesenhafte übersteigert, von diesen Höhen ins Universum schmettern.«¹⁰¹

So ging es in diesem Eroberungskrieg für den Einzelnen letztendlich um Erlebnisse, die nur in einem Umfeld des Übermaßes möglich waren – dem Leser wurde ein (Er)Lebensrausch der Extreme in Aussicht gestellt. Diese Kriegserfahrung nahm nur deswegen eine »dionysische« Gestalt an, weil die individuelle Raumerfahrung mit einem bestimmten Sinn gesättigt war, mit dem Kampf, und auch Krieg um Raum, wie diese Themen in Dwingers früheren Werken verbreitet wurden.

Dwinger, der »alte Soldat«, schildert junge Soldaten als vorbildliche Helden in der alten Tradition, so dass diese Art von Heldentum für seinen Leser zunächst aus

98 Ebd., S. 207.

99 Ebd., S. 55.

100 Ebd., S. 40f.

101 Ebd., S. 44. Dwinger hatte in einem ähnlichen Frankreich-»Tagebuch« (*Panzerführer. Tagebuchblätter vom Frankreichfeldzug* (Jena 1941)) die Panzertruppe als moderne Kavallerie des zwanzigsten Jahrhunderts (S. 24), wie auch die Panzerschlacht als Symphonie besungen (S. 23).

zweiter Hand erlebbar wurde. Und da Deutschland sich 1942 noch im Krieg befand, konnten sich junge männliche Leser des »Tagebuchs« ihren eigenen künftigen Einsatz im Krieg nach diesem Muster vorstellen. Die Sturmpioniere vor dem Angriff sind zum Beispiel »eine herrliche Truppe«, weil trotz der drohenden hohen Verluste im kommenden Gefecht »sie alle in fast heiterer Unterhaltung zusammen stehen« und lachen, »als ob auch jetzt nur ein leichtes Übergangsmanöver ihrer warte!«¹⁰² Der Hinweis, dass manche dieser Soldaten Briefe verfassen und Tagebuch schreiben¹⁰³, während sie auf den Angriff warten, soll dafür zeugen, dass der einfache Soldat auch in diesem Krieg weiterhin als Chronist dienen und – wie Dwinger selbst in der Vergangenheit ebenso in der Gegenwart der Handlung – einiges über das Wesen eines deutschen Krieges gegen den Bolschewismus zu erzählen haben wird. Diese Deutung der neuen, das Vermächtnis der Freikorps erfüllenden Soldatengeneration erfährt eine Steigerung durch die Schilderung des Panzerangriffs, indem an die bekannte epische Dimension der früheren Kavallerieangriffe angeknüpft wird: »Mitte in einem Zug Panzerspähwagen« taucht ein »junge[r] Kriegsleutnant« auf, der »mit weißen Zähnen wie ein Achill auf [Dwinger] herab« lacht und wie alle anderen »diese[n] hinreißende[n] Schwung nach Vorwärts« »aus dem innersten Wesen deutschen Soldatentums« spürt.¹⁰⁴

Der Titel von Maria de Smeths Autobiographie markiert ebenfalls die Einordnung der eigenen Lebenserfahrung in einen epischen Kontext. Ihr persönlicher Kampf gegen den Bolschewismus wird ebenfalls als Teil eines nationalen Bemühens zur Selbsterhaltung dargestellt. An diesem Kampf sollte der Leser die treibende Kraft in der Geschichte dieses Jahrhunderts erkennen. Dennoch fehlt dieser Vision die quasi-religiöse Überhöhung, die bei Dwinger so kennzeichnend war. Der Haupttitel, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, stellt stattdessen zunächst eine Ironie des Widerspruchs in den Raum. Diese Ironie wird dann vom Untertitel *Odyssee einer Frau im zwanzigsten Jahrhundert* kommentiert. Auf den ersten Blick umschreibt der Haupttitel die Handlung des Werks – nur weil der Auftrag über die Schwarzmeer-Störfischerei zu berichten im Jahr 1932 einen unerwarteten Verlauf nahm, konnte de Smeth zehn Jahre später Hauptmann werden. Dieser kausal-temporale Bezug ist an und für sich absurd genug, denn wer könnte eine solche Ereigniskette erahnen, vor allem weil das Endprodukt, ein weiblicher Hauptmann, eine »Hauptmann Maria« (ausgerechnet mit dem Namen der friedlichen Mutter Gottes!), einen

102 Ebd., S. 28f.

103 Ebd., S. 28

104 Ebd., S. 45.

Widerspruch in sich darstellt. Hinzu kommt der Untertitel, der den Grund für das Spannungsverhältnis im Haupttitel suggeriert, indem er den gegenderten Blick auf das Zeitgeschehen unterstreicht. De Smeth lässt im Werk das in den im Haupttitel angedeuteten zehn Jahren Erlebte Revue passieren, im zum Scheitern verurteilten Versuch, die weibliche Genderrolle dem männlichen soldatischen Heldentum anzupassen. Bereits der Titel zeigt, dass es de Smeth auf Grund ihres Frau-Seins nicht gelingen wird, und gar nicht gelingen kann, ihren, dem anti-bolschewistischen Endkampf gewidmeten Lebensweg erfolgreich in eine geschlossene, saubere Sinnwelt zu verpacken, wie das Dwinger schafft.

Somit wird der Hinweis auf eine epische Selbstkategorisierung zwar ironisiert, aber dennoch postuliert die Autobiographie zugleich zumindest die Möglichkeit, dass auch eine Frau diese Zeit im heroisch-epischen Modus erleben könnte. Im Grunde präsentiert sich die Autobiographie in der Textform einer Montage, denn sie beinhaltet nur geringfügig überarbeitete Abschnitte aus der Reportage von 1939 wie auch einige »Realien« zur Betonung des authentischen Charakters. So wird trotz der selbstironisierenden Grundhaltung für den Text auch 1965 mit Rückbezug auf den Wahrheitsanspruch der autobiographischen Augenzeugenschaft wie auch der Reportage ein Anspruch auf Unmittelbarkeit und Zeitnähe erhoben. In der Ära des Kalten Kriegs und der atomaren Bedrohung schien für de Smeth ihre Erfahrung an der Ostfront noch aktuell zu sein, zumal sie von ihren damaligen Ansichten kaum abgewichen war.

Zur Abrundung des Beitrags soll anhand einiger Textstellen de Smeths Deutung ihrer Wiederkehr in den Osten, und damit die darin enthaltene Raumerfahrung, analysiert werden. Hierin birgt sich ein recht komplexes Weltbild, da de Smeth kaum die nationalsozialistische Ideologie, die sie auf sowjetischem Boden repräsentierte, mit ihrer Bewunderung für »Russland« allgemein und vor allem der sowjetischen Frau vereinbaren konnte. So berichtet sie über eine Fahrt Anfang 1943 von Warschau, die sie nach Roslawl und zu ihrer neuen Stelle als Ausbilderin für russische Propagandistinnen bringen sollte:

»Als ich im Januar 1933 aus sowjetrussischer Gefangenschaft zurückgekehrt war, hatte ich das Gefühl gehabt, aus dem Dunkel ins Licht zu kommen, nicht nur sinnbildlich aus der Gefangenschaft in die Freiheit, sondern ganz real. Die dichten dunklen Nadelwälder, die bis an die Bahndämme heranreichten, hatten auch während des Tages in den Zugabteilen keine rechte Helligkeit aufkommen lassen. Je näher wir jedoch der Grenze gekommen waren, umso Lichter war es auch geworden, weil die Nadelwälder immer häufiger mit winterkahlem Laubwald durchsetzt waren. Von Lettland an beherrschten dann die weiten

flächen kultivierten Landes das Bild. Helle und Licht also nach durchfahrener Dunkelheit!

Nun aber hatte ich das Gefühl, direkt ins Helle hineinzufahren. Es war nicht nur die Morgenstunde mit der im Osten aufsteigenden Sonne, die diesen Eindruck vermittelte, es war wirklich viel mehr Licht. An beiden Seiten des Bahndammes waren die hohen Nadelbäume in einer Breite von mindestens zweihundert Metern abgeholzt. Der dadurch entstandene Streifen zwischen den dunklen, rindenbraunen und tannengrünen Wänden wirkte auf mich wie eine Lichtstraße nach Osten.

Erst als ich die Begleitsoldaten darin ablöste, bei den Wachhäusern längs der Bahnstrecke Zeitungen zur Tür hinauszuerwerfen, lernte ich verstehen, dass diese Lichtstraße als Sicherungstreifen gegen hinterlistigen Überfall und Tod entstanden war, als Schutz gegen Partisanenangriffe. Die durch ihre Schneehauben freundlich wirkenden Blockhäuser waren von hohen Schneewällen umgeben, aus denen ab und zu braune Stämme eines starken Palisadenzaunes hervorlugten. Kleine Wehrburgen also.«¹⁰⁵

Dieser Textausschnitt spiegelt die Smeths Perspektive auf ihre Erfahrung im »Osten« wider. Sie selbst verweist auf die sinnbildliche Dimension ihrer ersten Fahrt aus der Dunkelheit der schrecklichen Haft in das Licht der Freiheit. Dadurch lädt sie dazu ein, ihre »Rückfahrt« auch als sinnbildliche Reise in eine bessere Zukunft auszulegen. Sie bedient sich einer bestimmten kulturellen Metaphorik, die auf ihre Vision der deutschen Zukunft im »Osten« verweist. 1933 waren ihr die dichten Nadelwälder aufgefallen, die dann durch die Laubbäume ersetzt werden, woraufhin die kultivierten Felder Lettlands in Erscheinung treten. Laubbäume waren im Sinnhorizont ihrer Generation ein Charakteristikum des deutschen Kulturwaldes, wie auch die Felder im baltischen Raum die deutsche Beherrschung und landwirtschaftliche wie symbolische »Kultivierung« des Bodens verkörperten. Beides verwies auf den so genannten »deutschen Kulturboden«, also die räumliche Erstreckung des deutschen Kultureinflusses auf die Gestalt der Landschaft. So bringt die Beschreibung der Landschaft die Smeths Freude zum Ausdruck, den »wilden Osten« gegen den »zivilisierten« deutschen Raum einzutauschen. Die zweite Reise findet nach zehn Jahren nationalsozialistischer Herrschaft statt; Teile der Sowjetunion sind nach dem deutschen Angriff besetzt. Die Smeths durch »Wehrburgen« geschützte »Lichtstraße« verweist auf ihre Unterstützung der so genannten »deutschen Kulturmission im Osten«. Sie scheint sich vorzustellen, wie die deutsche Besatzung sowohl zum Zwecke ihres

105 Ebd., S. 343.

eigenen als auch Deutschlands Vorankommens eine lichterfüllte Schneise durch die Urwälder schnitt, in denen heimtückische Partisanen und andere Gefahren lauern.

Dabei sind es genau diese Partisanen, die es de Smeth mit Hilfe der russischen Propagandistinnen zu bekämpfen gilt. Sie stellt sich als Kämpferin an der vordersten Front einer Konfrontation zwischen Osten und Westen dar, ganz im Sinne des nationalsozialistischen Geschichtsverständnisses. Ihre Wahl des Begriffs »Wehrburgen« erinnert an die »Wehrbauern«, die im neuen »deutschen Osten« ihre Höfe errichten sollten. Sie inszeniert sich somit als Kulturbringerin und als Bezähmerin der slawischen Wildnis, eine Rolle, in der sie für sich eine hell-erleuchtete Zukunft sieht. Das Ziel von de Smeths zweiter Reise scheint unbestimmt zu sein, aber die »Lichtstraße« führt eindeutig irgendwohin, im großen Unterschied zu Dwingers Grenzübertritt, der durch das Geheimnisvolle und das Undefinitere gekennzeichnet war. Für die Propagandistin steht bei diesem Übergang in erster Linie der allen Gefahren trotzen, befreiende Aspekt im Vordergrund. Ihre Kriegsteilnahme besteht für sie in der Auseinandersetzung mit dem »Osten«, den sie vor zehn Jahren so gern verließ, aber nun unter veränderten Bedingungen wieder betritt. Wie aber lässt sich diese Erwartungshaltung erklären, und welchen Verlauf nahmen die Dinge »tatsächlich«?

Mit dem Eintritt in den Dienst der Wehrmacht verletzte de Smeth ein kulturelles Tabu. Als Führerin verschiedener weiblicher Propagandazüge und kompanien war sie an der vordersten Front eingesetzt, was anderen weiblichen Angestellten der Wehrmacht verboten war.¹⁰⁶ De Smeth war nicht angetan von der Vorstellung, »so etwas wie eine Frauenschaft und einen BDM« für russische Frauen aufzuziehen.¹⁰⁷ Als vom technischen Zeitgeist begeisterte, beruflich unabhängige Frau hatte sie trotz ihrer Unterstützung des NS-Regimes kein Interesse daran, nach dem domestischen NS-Frauenideal zu leben. Zumal es ihr sehr problematisch erschien, dieses Ideal an Russinnen zu verkaufen, die es aus sowjetischer Perspektive für »die absolute Versklavung«¹⁰⁸ halten mussten. Als Beauftragte der OKW/WPr konnte sie ihren privaten Kampf gegen den Bolschewismus fortsetzen¹⁰⁹, ihre »Neugier«, Russland wiederzusehen befriedigen¹¹⁰ und gleichzeitig ihren Lebenslauf weiterhin in unkonventionelle Bahnen lenken. Aber es sollte sich zeigen, dass ihre Faszination von der

106 Vgl.: Ursula von Gersdorff, *Frauen im Kriegsdienst 1914-1945* (Stuttgart 1969). De Smeth selbst unterstreicht diesen Punkt in: Maria de Smeth, »Frauen in der deutschen HKL«, o.P.

107 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 338.

108 Ebd., S. 338.

109 »Ich sah ja in meiner Tätigkeit bei der Wehrmacht keine Existenzgründung, sondern einfach Hilfe in diesem Krieg« (de Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 425).

110 Ebd., S. 338.

Lage und dem Können der sowjetischen Frau zwar noch mit der Kolonialisierungspolitik des Regimes zu vereinbaren war, aber dafür nicht mit dem Plan, die Bevölkerung auszubeuten und zum großen Teil verhungern zu lassen.¹¹¹ Als Vertreterin der NS-Rassenideologie unterstützte de Smeth das erste dieser Kriegsziele. Noch 1965 konnte sie die »politische« Vorstellung einer deutschen Besiedlung von Weißrussland und der westlichen Ukraine befürworten¹¹². Zwar beklagte sie die schädliche Wirkung von Dwingers Trilogie auf die Männer der Wehrmacht¹¹³. Dennoch drückte sich ihre Faszination für die »Natürlichkeit und Herzlichkeit«, die »Schläue« und die »Falschheit«, die »helle Fröhlichkeit« und die »tiefe Traurigkeit« der »Menschen des Ostens« durchaus in rassenbiologischer Begrifflichkeit aus. Der Zugang zu diesem idealisierten Osten musste de Smeth verwehrt bleiben, denn »[e]s ist eben doch etwas an der Rassenlehre«; die Russen seien komplizierter als Europäer, weil das russische Blut »europäisch-orientalisch mit starkem asiatischem Einschlag« sei.¹¹⁴ Auf Grund ihrer natürlichen rassistischen Andersartigkeit »wird einem klar, dass man sie [trotz ihrer naturgewaltigen Anziehungskraft] nie ganz kennenlernen kann«.¹¹⁵ Je näher de Smeth ihren Osten »kennen lernte«, um so klarer musste es ihr werden, dass sie nie von dessen positiven Eigenschaften und Angeboten profitieren würde. Verfolgt von der Angst, wieder in sowjetische Gefangenschaft zu geraten, bemühte sich de Smeth also um die Beschäftigung sowjetischer Frauen im Rahmen der Wehrmachtspropaganda. Obwohl sie den Weiblichkeitsentwurf dieser Frauen bewundert, den sie aus ihrer Zeit in sowjetischer Haft wieder erkennt, musste sie begreifen, dass ihre Propagandistinnen sie nie in ihren geschlossenen Kreis aufnehmen würden. Denn laut ihrer rassenbiologischen Prinzipien konnten diese Frauen auf Grund ihrer geistigen Andersartigkeit nie Vertrauen zu ihrer deutschen Chefin haben. Auf diese Weise werden in de Smeths von Sehnsucht verstellten Wahrnehmungen die tatsächlichen Machtverhältnisse auf den Kopf gestellt.

Die deutschsprachigen Propagandistinnen, die im Rahmen von Wehrmachtsplanstellen für einheimische Hilfskräfte (»Hilfswillige«) beschäftigt wurden, schie-

111 Zumal auch die Wehrmacht unter diesen Bedingungen durch die Arbeitskräfte der Bevölkerung die eigene Infrastruktur erhalten musste, wie auch durch Abhilfe für die Zivilbevölkerung dem bewaffneten Partisanenwiderstand seine Legitimationsbasis entziehen (Ortwin Buchbender, *Das tönende Erz. Deutsche Propaganda gegen die Rote Armee im Zweiten Weltkrieg* (Stuttgart 1978), S. 263-288).

112 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 348.

113 Ebd., S. 363. De Smeths Missfallen lässt auch die Prägekraft von Dwingers Sinnentwurf bestätigen. Ebenso wird häufig in Feldpostbriefen deutscher Soldaten im »Ostfeldzug« auf Dwingers Bücher Bezug genommen.

114 Ebd., S. 446. Vgl. eine sehr ähnliche Passage in *Unfreiwillige Reise*, die behauptet, »Die russischen Menschen ganz zu verstehen, ist, glaube ich, unmöglich«, was auf die vielen »Rassenmischungen« zurückzuführen sei (de Smeth, *Unfreiwillige Reise*, S. 103).

115 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 446.

nen de Smeth »von den deutschen Männern nach ›Kurven‹ ausgewählt zu sein«¹¹⁶. Die Aufgaben dieser Frauen betrug zunächst die Vermittlung zwischen Wehrmacht und zivilen Ortskommandanten, einheimischen Bürgermeistern, Einsatzführern besonderer Bauprojekte, bei den viele Zivilisten, vor allem Frauen, zwangsverpflichtet waren und der Zivilbevölkerung. Die Lage der von der Besatzungsmacht zwangsverpflichteten Frauen sollte durch die Einrichtung von Kindergärten und Betreuungsstellen für alte Leute, die von den Frauen abhängig waren, verbessert werden.¹¹⁷ Erst nach längeren Bemühungen durften die Russinnen in die Schützengräben, um von dort mit Lautsprechern zersetzende Propaganda in die Reihen der Roten Armee zu verbreiten.¹¹⁸ Das mit unüberwindbaren Problemen behaftete Zusammenleben zwischen Deutschen und Einheimischen verharmloste de Smeth noch 1965 als das Ergebnis von »sprachlichen Missverständnissen oder fehlerhaften Übersetzungen«, die durch ihre aufklärenden Propagandistinnen aus der Welt geschafft werden konnten.¹¹⁹

Damit griff sie eine bekannte Prägung des Mythos um die Wehrmacht auf, laut der die guten Absichten der militärischen Besatzungsmacht im Osten zwischen den Zangen der hitler'schen Politik einerseits und der bolschewistischen Partisanenbewegung andererseits zerschlagen wurden.¹²⁰ De Smeth setzte aber einen besonderen Schwerpunkt – schon damals habe sie erkannt, dass auf Grund des seit Jahren in der Sowjetunion herrschenden Männermangels wie auch der stalinistischen Frauenpolitik, Frauen das wirtschafts- und öffentliche Leben trugen. Diese Tatsache hätten die Deutschen verkannt, mit der Folge, dass sie Frauen aus verantwortungsvollen Positionen herausgenommen und sie durch minderwertige Männer ersetzt hatten. Gebildete und fähige Frauen seien schwer gekränkt gewesen und darüber hinaus von deutschen Männern respektlos behandelt worden. Dass solche Frauen von den Deutschen regelrecht in die Partisanenbewegung getrieben wurden, trug laut de Smeth im wesentlichen zum Misserfolg der deutschen Besatzungspolitik bei.¹²¹

116 Ebd., S. 355.

117 Ebd., S. 422.

118 Ebd., S. 440.

119 Ebd., S. 381.

120 Vgl. z.B. Hasso von Wedel, *Die Propagandatruppen der deutschen Wehrmacht* (Neckargmünd 1962) und schließlich auch Dwingers Roman *General Wlassow. Eine Tragödie unserer Zeit*. Für eine kritische Analyse dieses Denkschemas, siehe: Matthias Schröder, *Deutschbaltische SS-Führer und Andrej Vlassow 1942-1945. »Russland kann nur von Russen besiegt werden«*. Erhard Kroeger, Friedrich Buchardt und die »Russische Befreiungsarmee« (Paderborn/München/Wien/Zürich 2000).

121 Vgl. einen von de Smeth wiedergegebenen zeitgenössischen Bericht: de Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 397ff; auch: Maria de Smeth, »Die verkannte Sonja«, in: *Die Wildente*, 1 (1952) 2, S. 12-15.

Wie schon seit 1933 stellte sich de Smeth als Kennerin der Sowjetunion dar, aber in diesem Zusammenhang um auf das verkannte Potential ihrer Frauen aufmerksam zu machen, statt wie sonst vor der bolschewistischen Gefahr zu warnen. Ihre Propagandatrupps wählte sie entsprechend aus: weder Exilanten noch Balten-deutsche mit Russischkenntnissen sollten in Kontakt mit den einfachen Menschen treten, denn sie beherrschten die »Sowjetsprache« nicht und wirkten herrisch und weltfremd.¹²² De Smeth bevorzugte bekennende Komsomolzinnen, deren »Intelligenz, Energie und Stolz« und tatkräftiger, offener »Idealismus« gefordert worden waren.¹²³ Die Komsomolzinnen besaßen »eine grundsaubere Haltung«, die eine sexuelle Abhängigkeit von Männern ausschloss, da die Frau in der Sowjetunion von ihrer finanziellen Anhängigkeit vom Ehemann befreit worden war.¹²⁴ De Smeth bewunderte Eigenschaften (Energie – Stolz – Idealismus), die nach der zeitgenössischen Ideologie für die deutsche männliche Jugend gelten sollten. Sie stand allein mit ihrer Erkenntnis, dass die Russinnen diese Merkmale teilen konnten, und zwar weil sie »in den Sowjetgefängnissen mit Frauen Rußlands gleiche Ängste und gleiche Not gelitten hatte«¹²⁵. Indem sie sich Ähnlichkeit mit diesen Frauen zuspricht, gibt sie zugleich zu, dass deutsche Männer auch ihr diese positiven Eigenschaften aberkannten.

De Smeth kehrte den negativen NS-Stereotyp der sowjetischen Frau einfach ins Positive um. Ihre Einschätzung der Stellung dieser Frauen in der sowjetischen Gesellschaft blieb einseitig, bildete eine positive Vergleichsfolie für ihre implizite Kritik an der deutschen Gesellschaft.¹²⁶ De Smeths Sehnsucht nach Anerkennung und die ideologisch vorgegebene Blindheit der deutschen Männer ließen ihr die Auswirkung der sowjetischen Frauenpolitik auf die weibliche Jugend wie eine faszinierende, aber verbotene Frucht erscheinen. Dennoch: trotz aller Bewunderung für die sowjetischen Frauen als Produkt ihrer Gesellschaft konnte de Smeth ihren Kampf gegen den jüdischen Bolschewismus nicht aufgeben. Wie sollte sie die Bewunderung für den Idealismus der Komsomolzinnen mit ihrer Abscheu für das System vereinbaren? Wie das »fremde« russische Denken mit dem Bedürfnis, diese russischen Frauen zu verstehen und mit ihnen zusammenzuarbeiten? Der Reiz der für sie unerreichbaren Kultur des Ostens und der verbotenen (vermeintlichen) Emanzipation

122 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 391.

123 Ebd., S. 366, 382.

124 Ebd., S. 404.

125 Ebd., S. 363.

126 Zur Rolle und Stellung der Frau in der sowjetischen Vorkriegsgesellschaft, siehe: Mary Buckley, »Complex Realities of New Women in the 1930s: Assertive, Superior, Belittled and Beaten«, in: *Gender in Russian History and Culture*, hg. v. Linda Edmondson (Basingstok/NY 2001), S. 177-193.

der sowjetischen Frau widersprach ihrem starken Nationalismus und ihrer fundamentalen rassenbiologischen Ursachenfindung. Weil sie sich Letzterem verschrieben hatte, konnte sie die Distanz zwischen sich selbst und den einzigen Frauen, mit denen sie sich verwandt fühlte, nicht überbrücken. Diese Frauen schienen ihr eine höhere Art Kameradschaftlichkeit zu besitzen, die sonst nur unter den einfachen deutschen Frontsoldaten vorherrschte, bei denen de Smeth sich aber auf Grund ihrer Grobheit und Frauenfeindlichkeit nicht vollständig wohl fühlen konnte.¹²⁷ Während de Smeth sich gegen die »Zackigkeit« der deutschen militärischen Führung wehrte, fühlte sie sich von einer sowjetischen Fallschirmspringerin mit Offiziersrang angezogen. Beim Gespräch über das Springen »erinnerte (diese Frau) mich an meine eigene Empfindungen, die zwischen der Angst und einem Drängen liegen, der Gefahr entgegenzusehen, die man eigentlich nur fühlen, aber nicht beschreiben kann«¹²⁸. Auf dem Weg an die Front meinte sie, sich auf einer »Lichtstraße nach Osten« zu befinden, die sie »aus dem Dunkel ins Licht« führen würde¹²⁹ – sie »(lockte) ein aus Furcht und Neugier zusammengesetztes Gefühl«¹³⁰. Wie die Fallschirmspringerin Leutnant Vera suchte sie die Freiheit des freien Falls ins Unbekannte, die für sie am ehesten in der Gegenwart von sowjetischen Frauen zu suchen, aber letztendlich nie zu erlangen war.

FAZIT – »GENDERED SPACE« IN DEN WERKEN DE SMETHS UND DWINGERS

Maria de Smeth und Edwin Erich Dwinger teilten die Sichtweise, die Grundfrage ihrer Zeit sei eine vermeintlich schicksalhafte Auseinandersetzung zwischen den Kräften eines positiv besetzten Nationalsozialismus und seines negativen Gegensatzes, des Bolschewismus. In diesem Kampf spielte eine aktive Raumüberbrückung, und dadurch die individuelle Raumerfahrung, eine besonders wichtige Rolle, denn der kulturell herrschende Raummythos gab vor, dass durch die militärische Besetzung von Territorien im »Osten« Deutschland von diesem Kampf als Sieger hervorgehen würde. Dwinger wurde zu einem wichtigen Multiplikatoren bei der Verbreitung dieser Deutung der Weltkriegserfahrung und trug dazu bei, eine eigens diesem Zweck dienende kommunikative Gattung, die »autobiographische Augenzeugen-

127 De Smeth, *Roter Kaviar – Hauptmann Maria*, S. 460.

128 Ebd., S. 383.

129 Ebd., S. 343.

130 Ebd., S. 345.

schaft«, in den deutschen Massenmedien zu verfestigen. De Smeth wiederum griff Elemente dieser kommunikativen Gattung auf, wie den Anspruch auf Authentizität, die Offenbarung über den Bolschewismus in der Gefangenschaft und eine betonte (fürsorglich-patriarchale) Liebe für das russische Volk, um die politische Ausrichtung ihrer Reportagen zu unterstreichen. Aber während Dwinger das kulturell vorgegebene Schema der soldatisch-heroischen Männlichkeit sehr gut in das Muster seiner epischen Werke einfügen konnte, tat sich de Smeth als Frau schwer, die eigene Erfahrung innerhalb dieses Rahmens zu deuten. Ihr Bemühen, die Schranken der zeitgenössischen Frauenrolle in Zusammenhang mit ihrer unvorhersehbaren Gefangenschaft in der Sowjetunion zu überwinden, führte sie dazu, ihre Erfahrungen durch das Prisma zum einen des heroischen Soldatentums und zum anderen der autobiographischen Augenzeugenschaft zu deuten.

Dwinger hatte als Weltkriegsveteran keine Schwierigkeit damit, seine Augenzeugenschaft mit den Männlichkeitsvorstellungen und Eroberungsträumen eines konsequenten Sinnentwurfs zu vereinbaren. Die Ordnung des russischen Raumes durch die von ihm verehrten Kavalleristen wie auch die späteren Panzerfahrer stellte einen Vorboten der nachzufolgenden politischen und wirtschaftlichen (Neu-)Ordnung dieses Raums unter deutscher Herrschaft dar. So konnte in seinen Werken ein Angriffskrieg als Handlung zur Ordnung des Politischen vorgestellt, und das individuelle Erleben in diesem Kontext als heldenhafter Beitrag dazu verstanden werden. Wie aber neuere Forschung hervorgehoben hat, stellten die Eroberungskriege des nationalsozialistischen Regimes keine Ausweitung der weiblichen Sphäre im gesellschaftlich-strukturellen Sinne dar, und nur für sehr wenige, im Kriegsgebiet und in den besetzten Territorien beschäftigte Frauen im räumlichen Sinne. Während der Krieg den deutschen Frauen keine sozioökonomische Emanzipation brachte, wurde es ihnen zeitweilig möglich, sich am nationalem Projekt der Beschaffung von Lebensraum und der bio-politischen Neuordnung Europas zu beteiligen. Da das Regime anstrebte, auch bei totaler Mobilisierung der »Volksgemeinschaft« die gesellschaftliche Aufgabenteilung in Männer- und Frauenrollen im Krieg aufrechtzuerhalten, sollte diese Beteiligung unter Beibehaltung der Privilegierung einer domestischen Frauenrolle gewährt werden.

Unter diesen kulturell-gesellschaftlichen Vorgaben strebte de Smeth eine Befreiung von dieser Frauenrolle mittels des männlichen Musters des soldatischen Raumerlebens an. Ihr war der versuchte sozioökonomische Aufstieg verwehrt worden, so dass die vermeintlich emanzipierende sowjetische Genderrevolution eine besondere Faszinationskraft auf sie ausübte. Indessen lehnte de Smeth NS-Aktivistinnen wie Gertrud Scholz-Klink und andere ab, die im Rahmen von NS-Frauenorganisa-

tionen ihre Interessen verfolgten.¹³¹ De Smeth überschritt die Grenze zwischen dieser den Frauen zugestandenem Einflussphäre und der Welt des männlichen »Kampf« gegen die Feinde des Hitler-Regimes. Obwohl weibliche Aktivistinnen im Dienst der »Volksgemeinschaft« durchaus mit bevölkerungspolitischen Maßnahmen des Vernichtungskriegs im Osten in Berührung kamen, sich sogar daran beteiligten¹³², wurde dennoch der Dienst an der Front den Streitkräften überlassen. Auch in den letzten Kriegsjahren wurden junge, ledige Frauen entweder durch den »Reichsarbeitsdienst – weibliche Jugend« oder durch eine freiwillige Tätigkeit im Kriegshilfsdienst beim Militär beschäftigt, vorwiegend in der institutionellen Infrastruktur oder als Krankenschwester.¹³³

Im Unterschied zur Mehrheit dieser Frauen hatte de Smeth ihr Engagement im Kampf gegen die bolschewistische Bedrohung, die für sie allgegenwärtig war, bereits seit über zehn Jahren unter Beweis stellen können. Ihr Beitrag zur Wehrmachtspropaganda an der Ostfront beruhte nicht nur auf aus der Kriegslage heraus geborene Freiwilligkeit, sondern war Teil eines langjährigen Prozesses, der ihrem Leben seine Bedeutung gab. Da für eine »soldatische Weiblichkeit« weder ein gesellschaftliches Rollenmuster noch eine angemessene kommunikative Gattung zur Verfügung stand und unter den herrschenden ideologischen Vorgaben überhaupt geben konnte, entwickelte de Smeth einen individuellen Entwurf des epischen Erlebens, welcher um den Preis dieser Deutungs Offenheit aber gleichzeitig nicht in der Lage sein konnte, die Widersprüche in ihrem Erleben aufzulösen.

131 Diese Tätigkeiten wurden vor allem von vielen jungen Frauen als emanzipatorisch empfunden, wobei sie sich gleichzeitig den nationalsozialistischen Gendernormen unterwarfen. Siehe z.B.: Nori Möding, »Ich muss irgendwo engagiert sein – fragen Sie mich bloß nicht, warum.« Überlegungen zu Sozialisationserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen«, in: »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 3, hg. v. Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Berlin/Bonn 1985), S. 256-304.

132 Vgl.: Harvey, *Women and the Nazi East*.

133 Die »Blitzmädchen«, die als Flakhelferinnen und dergl. bei der Bodenverteidigung eingesetzt waren, bilden hier eine Ausnahme aus. Vgl.: Elizabeth D. Heineman, *What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany* (Berkeley/Los Angeles/London 1999), S. 64-71, auch Ursula von Gersdorff: *Frauen im Kriegsdienst 1941-1945* (Stuttgart 1969).

III.

**Gender-Raum-
Konstellationen
in der Literatur**

IM NETZ DER SCHICK- SALSWEGE – GRENZÜBER- SCHREITUNGEN IN DEN TEXTEN VON ANNEMARIE SCHWARZENBACH¹

Agnieszka Vojta

Grenzen werden durch Grenzüberschreitungen präsent gemacht. Im 16. Jahrhundert wurden Grenzen auf Landkarten nicht mit einer Linie markiert, sondern mit einem leeren Feld. Eine Grenze war »ein unbehauster Raum«. In diesem unbehausten Dazwischen bewegen sich die Texte von Annemarie Schwarzenbach. An zwei Beispielen möchte ich zeigen, wie sie (sich) durch Grenzüberschreitungen Freiräume schuf. Ich werde zwei verschiedene Aspekte der Evozierung von Freiräumen skizzieren: Die Androgynie als Verweigerung der Geschlechterzuschreibung(en) und die Orientlandschaft als Projektionsfläche für die eigene Seele. Dabei ist der Zusammenhang zwischen Freiraum und Fremdsein ausschlaggebend für meine Überlegungen. Schwarzenbach fühlte sich fremd in ihrer Familie, in der Gesellschaftsschicht der sie angehörte, in der Schweiz, letztendlich in der eigenen Haut. Fremdsein und Einsamkeit sind die wichtigsten Topoi in ihrem literarischen Werk. In einem unveröffentlichten Prosastück mit dem programmatischen Titel: »Die zärtlichen Wege, unsere Einsamkeit« schreibt sie 1940: »Wenn du so einsam bist, dass dein einsames, dein unmenschliches Rufen kein Echo mehr hat, willst du Zeugen? Dafür? Erstick sie doch, deine nur von Felsenöde und leer widerhallende Stimme!«²

In meinen Überlegungen zur »Fremdheit« orientiere ich mich an den Arbeiten von Ottfried Schöffter. Schöffter hat nämlich in seinen Arbeiten zur Fremdenheitsforschung vier Arten des Umgangs mit dem Fremden definiert: Fremdheit als Resonanzboden des Eigenen, als Gegenbild/Negation von Eigenheit, als Ergänzung und Vervollständigung und als Komplementarität.³ Angelehnt an dieses Konzept bezeichne ich den Umgang Schwarzenbachs mit der Fremde als komplementäre Projektionsfläche- sie brauchte die Fremde bzw. das Andere weil »sie sich selber

- 1 Annemarie Schwarzenbach (1908-1942)-Journalistin, Schriftstellerin, Fotoreporterin. Antifaschistisch engagiert, mit Erika und Klaus Mann befreundet.
- 2 Zitiert nach Charles Linsmayer: »Leben und Werk Annemarie Schwarzenbachs. Ein tragisches Kapitel Schweizer Literaturgeschichte«, Nachwort zu: *Das glückliche Tal*, Verlag Huber Frauenfeld, 1989, S. 165.
- 3 Ottfried Schöffter: *Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung*, Opladen 1991, S. 21.

nicht genug war«, wie sie in einem ihrer Briefe an Erika Mann formulierte. Das Phänomen der Fremdheit als Komplementarität wird von Schöffter so skizziert: »Das Fremde wird nicht stehen gelassen in seiner Besonderheit, die Auseinandersetzung damit geschieht nicht partnerhaft-dialogisch, sondern alle Andersheit wird auf dem kürzestmöglichen Wege als Eben-doch-Eigenes vereinnahmt. Erklärbar war dies damit, dass Fremdheit für die jeweils zugrundliegende Ordnungsstruktur eine wichtige Funktion bei der Konstitution von Identität erhält. Unabhängig davon, ob die Trennungslinie der »Ur-Scheidung« als resonante Membran, als reflektierende Außenhaut oder als Vielfalt ausgreifender Kontaktstellen konzipiert war, letztlich entscheidend blieb die Fixierung auf einen internen Standpunkt.«⁴ Diese Vereinnahmung des Fremden, um die eigene Identität zu konstruieren, erscheint mir charakteristisch für das ganze Schaffen von Schwarzenbach.

Annemarie Schwarzenbach hat sowohl in ihrem Leben wie auch in ihren Texten Grenzen überschritten. Soziale, politische und sexuelle Grenzen. In meinem Artikel möchte ich zwei Strategien der literarischen Grenzüberschreitung vorstellen, die Annemarie Schwarzenbach besonders oft verwendet: die Auflösung der Geschlechtergrenze und die Auflösung der Grenze zwischen Innen und Außen.

1. ANDROGYNIE ALS ZWISCHENRAUM

Annemarie Schwarzenbach hat in ihren literarischen⁵ Texten die Geschlechterdichotomie hinterfragt. Die eindeutige Zuordnung zu einem Geschlecht wird verweigert, die einzelnen Figuren haben weibliche und männliche Facetten. Konstellationen und Beziehungen changieren, die jungen Leute lieben mal Männer mal Frauen – mit einer unschuldigen, reinen Liebe, die sich nach Ewigkeit sehnt, alle haben »eine weiblich-zarte und zum Leiden geneigte Empfindsamkeit«⁶. Die zarte, junge, schöne Androgynie schafft ein drittes Geschlecht, einen Freiraum ohne Zuschreibungen:

»Bernhard weiß nicht, ob es die Köpfe von Knaben oder von Mädchen sind, sie gleichen sich, weil sie denselben Ausdruck frommer und leuchtender Heldenhaftigkeit haben. (...) Vor dem Bild eines sehr jungen und zarten Menschen bleibt Bernhard lange stehen: Auch hier weiß er nicht, ob es das Bild eines Mädchens oder eines

4 Ebd. S. 12.

5 In diesem Beitrag beziehe ich mich nur auf Erzählungen und Romane, da sie in ihren Reportagen ganz andere Strategien anwendet.

6 Annemarie Schwarzenbach: *Freunde um Bernhard*, Zürich 1998, S. 13.

Knaben ist, ihm scheint, es müsse ein Knabe sein, obwohl die Züge auffallend weich, ja beinahe konturlos sind. Einzig die blasse, von blondem Haar umgebene Stirn leuchtet in klaren Formen, streng gezeichnete Brauen wölben sich hoch über schönen und dunklen Augen«⁷.

Gert liebt Ines, dann Leon, Christina liebt Jolie, Bernhard liebt Ines, Gerald liebt Bernhard und Gert – wie die Geschlechtergrenzen werden auch die Grenzen des Begehrens negiert. Schwarzenbach verweigert die Zuordnung; das Geschlecht ist weder Zuschreibung noch Verpflichtung. »Es war ein seltsames Zusammentreffen: Früher waren sie sehr verschieden gewesen, denn Leon war schon als Knabe gerade und schlank und von einer eindringlicher Schönheit, während Christina schwer und ohne Anmut war. Jetzt aber glichen sie sich beide in erstaunlichem Maß, sie hatten große und jünglingshafte Gebärden, ihre Gesichter waren weiß und von ebenmäßiger Schönheit. Dabei besaß auch Leon jene gleichgültige Kälte, welche Unbehagen und Verwirrung weckte«⁸. Die Unsicherheit bzw. Uneindeutigkeit und das damit verbundene Unbehagen werden durch die Androgynie hervorgerufen. Die Geschlechterrollen werden gesprengt und das Geschlecht wird als performativer Akt konstituiert, um mit Judith Butler zu sprechen: »Die Geschlechtsidentität ist also weder das kausale Resultat des Geschlechts, noch so starr wie scheinbar dieses. Die Unterscheidung Geschlecht/Geschlechtsidentität erlaubt vielmehr, die Geschlechtsidentität als vielfältige Interpretation des Geschlechts zu denken, und sie ficht bereits potentiell die Einheit des Subjekts an«. Butler thematisiert den Bruch, der bei Schwarzenbach das Begehren konstituiert: »Wenn wir jedoch den kulturell bedingten Status der Geschlechteridentität als radikal unabhängig vom anatomischen Geschlecht denken, wird die Geschlechtsidentität selbst zu einem frei schwebenden Artefakt«.⁹ Wenn die Geschlechtsidentität konstruiert und wandelbar ist, wird das begehren von der Dichotomie losgelöst. Somit wird die lesbische Liebe legitimiert, aber immer noch nicht darstellbar.

In ihren Romanen und Novellen herrscht eine Atmosphäre von Zärtlichkeit, latenter Homo- und Bisexualität, Anbetung und Sehnsucht, die Liebe ist vielmehr Qual als Lust. Uneindeutig sind auch die Beziehungen zwischen den Protagonisten, sie »könnten ebenso gut Geschwister wie Geliebte sein«¹⁰. Die literarischen Texte von Annemarie Schwarzenbach sind eine homoerotische Camouflage – das wahre Geschlecht wird verschleiert und gleichzeitig signalisiert. Die Camouflage wird durch

7 Ebd. S. 80

8 ebd. S. 95

9 Judith Butler: *Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt 1991, S. 23f.

10 Anne-Marie Heintz-Gresser: »Annemarie Schwarzenbach als Thomas-Mann-Gestalt«. In: Elvira Willems (Hg.): *Annemarie Schwarzenbach: Autorin-Reisende-Fotografin*. Herbolzheim 2001, S. 81.

eine »intentionale Differenz zwischen Oberflächentext und Subtext«¹¹ erzeugt. Der homoerotische Inhalt wird zu einem Subtext, der im Oberflächentext signalisiert wird. Annemarie Schwarzenbach schreibt an den Kritiker Charles Clerc übe die *Lyrische Novelle*, dass »der zwanzigjährige Held kein Held ist, kein Jüngling, sondern ein Mädchen«.

Die Sanktionierung der lesbischen Liebe wird trotz Maskierung deutlich:

»Ich bin nicht mehr müde. Ich gewöhne mich daran, allein zu sein. (...) Man kann also alleine leben? Man kann sich den gewöhnlichen Daseinsformen entziehen? Man hat mich angelogen: Ich hätte doch mit Sybille leben können. Gut, die Welt wäre mit mir nicht einverstanden gewesen, und ich wäre bestraft worden. Es gibt Gesetze sagte Erik. (...) Er sagte mir, dass man gewisse Lebensnotwendigkeiten einsehen müsse. Mit gesellschaftlichen Vorurteilen habe das nicht das Geringste zu tun, sondern mit unserer Bezogenheit auf Gott. Ich war bereit es einzusehen, und ich fühlte mich sehr schuldig. Aber ich bin nur ein Mensch (...)«¹²

Die Unmöglichkeit einer lesbischen Liebe wird auch in *Das glückliche Tal* deutlich. Ein Engel brachte dem Erzähler, der eine Frau ist,¹³ die Todesnachricht: »Ich kann dir nichts ersparen, auch Jale ist tot. Sie war Tscherkessin, an Gehorsam gewöhnt und hatte einen zu harten Vater. Außerdem glaubte sie sich unheilbar krank. Sie stürzte sich auf das Straßenpflaster der Stadt, in der du sie kürzlich verlassen hast«¹⁴. Bevor der Erzähler die Stadt verließ, sagte sie ihm nach einer zärtlich beschriebenen Liebeszene, ermattet vor Glück: »Wir müssen uns trennen, verstehst du, was ich dir sage? Heute noch! Du darfst diesen Garten nie wieder betreten, ich darf dich nie wieder sehen.«¹⁵

»Diese ist im Buch zwar maskiert, offenbart sich aber dem aufmerksamen Leser durch ihre durchsichtige Verschleierung. (...) Sicher ist, dass Annemarie Schwarzenbach die Verwandlung einer lesbischen in eine heterosexuelle Liebe schon früher in ihren Texten praktizierte. Der Grund dafür ist einerseits in der Biografie der Autorin, andererseits in der literarischen Tradition zu suchen. In dieser konnte Schwarzenbach damals für die Darstellung ihres Themas noch fast keine weiblichen Vorbilder finden. (...) Eine offen deklarierte lesbische Liebesgeschichte wäre vom Rowohlt Verlag wohl auch kaum veröffentlicht worden«.¹⁶

11 Ich stütze mich auf die Arbeiten von Heinrich Detering, Patricia Dunker und Madeleine Marti zur Homoerotischen Camouflage.

12 Annemarie Schwarzenbach: *Lyrische Novelle*, Basel 1993, S. 85.

13 Das Geschlecht wird erst in der Mitte des Textes angedeutet – durch ein einziges Pronomen. Diese Schreibstrategie erinnert an *Orlando* von Virginia Woolf.

14 Annemarie Schwarzenbach: *Das glückliche Tal*, Frauenfeld 1989, S. 155.

15 Ebd. 143.

16 Roger Perret in seinem Nachwort zur *Lyrischen Novelle*, S. 100ff.

Annemarie Schwarzenbach dekonstruiert die starre Geschlechterdichotomie. Ihre Protagonisten sind an der Textoberfläche männlich, aber in der Tiefenstruktur weiblich. Jung, schlank, mit schmalen Hüften und Schultern, kreativ und melancholisch, mit traurigen Augen und schönen Gesichtern – androgyn¹⁷ im Sinne der Harmonie, der Suche nach Vollkommenheit. Im Raum zwischen dem Oberflächen-text und dem verschlüsselten Subtext, analog zum geschlechtlichem Dazwischen, konnten Inhalte transportiert werden, die sich einer Zuschreibung verweigerten. Die Verschiebung schuf einen gender-entrückten Raum, eine zusätzliche literarische Dimension. Die transparente Verschleierung irritiert unsere Lese- und Sehgewohnheiten, stellt die tradierten Binaritäten in Frage. Das Geschlecht wird zum performativen, immer wieder neu zu konstruierenden Akt – im Sinne Judith Butlers. Die androgyn Dimension der Texte enthält ein emanzipatorisches Potential. Die Subversion ermöglicht Gesellschaftskritik – in allen Romanen scheitert die Liebe an Konventionen, Intoleranz, Entfremdung. Was im Oberflächentext als Flucht oder Versagen erscheint, wird bei einer Gegen-Lektüre zum Tabubruch, zur Auflehnung. Fluidität und Hybridität treten an die Stelle der Normierung. »Androgynie ist hier Metapher für den Bereich des Transitorischen, kein stabiler Zustand, sondern gerade die Negation der festen Kategorie, die Fluidität der androgynen Identität erscheint als Metapher für die endlose Dynamik des Begehrens selber«¹⁸. Diese Fluidität führt zu einer »Vervielfältigung der Möglichkeiten«¹⁹ und dekonstruiert die starre Geschlechterpolarität. Neue Gender-Räume entstehen.

Das literarische Schaffen soll nicht platt mit der Biografie der Autorin erklärt oder interpretiert werden. Aber der Hinweis auf den Zusammenhang zwischen den Inszenierungen im Text und der eigenen Inszenierung scheint interessant und fruchtbar für die Analyse. Zumal Schwarzenbach eindeutige autobiografische Markierungen in ihre Texte eingeflochten hat. Ihre eigene Weiblichkeit hat sie durch Abwesenheit sozial lesbarer Zeichen gekennzeichnet, gar affirmiert. Durch die Verweigerung der geschlechtsspezifischen Attribute hat sie die Ontologie der Weiblichkeit bestätigt, um mit Judith Butler zu sprechen. Auch das Motiv der stets unglückliche Liebe hat einen biografischen Hintergrund. Im Dezember 1931 schreibt sie an Erika Mann: »Ich glaube überhaupt nicht mehr, E. – dass es so etwas wie eine glückliche Liebe gibt, es ist immer

17 Ich möchte auf die Notwendigkeit der Historisierung und Kontextualisierung des Begriffs Androgynie hinweisen, denn »die jeweilige Sichtweise des Androgynen muss (...) als Seismograph des gesellschaftlichen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern betrachtet werden«, Zitat nach Ursula Prinz: *Androgyn. Sehnsucht nach Vollkommenheit*, Berlin, 1987.

18 Irmgard Maasen: »Schreiben jenseits der Geschlechterpolarität«, in: *Querelles, Jahrbuch für Frauenforschung 1999, Androgynie. Vielfalt der Möglichkeiten*, Hsg. Ulla Bock, Metzler Verlag, S. 62.

19 Ebd. S. 62f.

scheußlich, ernüchternd u. grenzenlos vereinsamend«²⁰. Ella Maillart, ihre Reisegefährtin, formulierte das überschäumende Liebesbedürfnis Schwarzenbachs folgendermaßen: »Ich habe gesehen, wie du die Menschen auspumpst (sic!) Du verlangst eine Liebe, die mit unseren gegenwärtigen Begrenzungen nicht vereinbar ist.«²¹

In Schwarzenbachs Texten wird die Verführung als eine Grenzerfahrung inszeniert – anziehend ist das Uneindeutige. Die Erotik steckt in dem Rätselhaften. Der androgyne Körper wird zur Imaginationsfläche für den Betrachter. »Das Verführerische, das von einem Wesen ungewissen oder verheimlichten Geschlechts ausgeht, ist mächtig«.²²

Das Motiv der Außenseiterin durchzieht wie ein roter Faden die Texte und die Lebensgeschichte Schwarzenbachs. Ihre Familie hat nie akzeptiert, dass sie lesbisch, links, antifaschistisch, drogenabhängig und depressiv war. In einem Brief an Erika Mann²³ schrieb sie in Bezug auf ihre Eltern und die Atmosphäre auf Bocken: »Welche Atmosphäre herrscht, welche Veränderung, welches gründliche Abgeschnitten sein! Und wohin gehöre ich? Warum sprechen mich weder Papa noch Mama an? Warum vermeiden sie das, warum übersehen sie mich, fragen kein Wort und sind wieder einmal schmerzvoll nicht einverstanden?«²⁴.

2. REISE(N) ALS RAUMEROBERUNG

Eine andere Art der Grenzüberschreitung war das Reisen. Annemarie Schwarzenbach reiste, weil sie sich »verbannen wollte« um vor der Traurigkeit und Leere zu fliehen. Von jeder Reise erhoffte sie sich Erlösung und Sinngebung.

Als Journalistin und Fotoreporterin bereiste sie Amerika, Afghanistan, Persien, Skandinavien, Spanien. In Amerika schrieb sie sozialkritische Reportagen, in Europa verfasste sie antifaschistische Berichte. Sie schrieb, um sich »weniger unnütz und

20 Brief an Erika Mann vom Dezember 1931.

21 Ella Maillart: *Der bittere Weg. Mit Annemarie Schwarzenbach unterwegs nach Afghanistan*. Lenos Verlag, Zürich, 2001, S. 95.

22 Colette: *Diese Freuden*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1983, S. 73.

23 Interessant in dieser Hinsicht erscheint die Tatsache, dass Schwarzenbach ihre geliebte Erika Mann in Briefen mal als »geliebte Erika«, mal als großen Bruder, mal als Fordprinzen (Anspielung auf die gemeinsame Liebe zu Automobilen, vor allem zum geliebten Ford- Anm. A.V.) mal als Mutter anspricht. Dementsprechend ist sie selber der kleine Bruder, das ungezogene Kind. Geschwister Mann nannten die Schweizerin »unser Schweizer Kind«.

24 Briefe S. 56.

überflüssig«²⁵ zu fühlen. In ihren (Foto)Reportagen befasste sie sich mit Themen, die »ihr auf den Nägeln brannten«²⁶, schrieb über »die Dinge, zu denen man eine Beziehung hat, von denen man berührt wird«²⁷

In ihren literarischen Reisebeschreibungen dagegen befasste sie sich mit sich selbst. Vor allem Persien²⁸ wurde zur Chiffre ihrer Seele. Die leere, öde Landschaft wurde zur Projektionsfläche für die Seelenlandschaft des untröstlichen Engels.

In ihrer »Tokkata und Fuge für den Fremden« schildert Julia Kristeva die Konfrontation mit dem Fremden in uns selbst:

»Auf befremdliche Weise ist der Fremde in uns selbst: Er ist die verborgene Seite unserer Identität, der Raum, der unsere Bleibe zunichte macht, die Zeit, in der das Einverständnis und die Sympathie zugrunde gehen. Wenn wir ihn in uns erkennen, verhindern wir, dass wir ihn selbst verabscheuen. Als Symptom, das gerade das wir problematisch, vielleicht sogar unmöglich macht, entsteht der Fremde, wenn in mir das Bewusstsein meiner Differenz auftaucht, und er hört auf zu bestehen, wenn wir uns alle als Fremde erkennen, widerspenstig gegen Bindungen und Gemeinschaften.«²⁹ Dieser innere Zwiespalt trieb Schwarzenbach von Ort zu Ort, immer auf der Suche nach dem inneren Frieden. Das Reisen war die einzig mögliche Existenzform für die Rastlose, das Schreiben eine »Bestätigung des Lebens«³⁰. Im Rausch des Fahrtwindes in ihrem geliebten Ford oder im Drogenrausch floh sie vor sich selber, den gesellschaftlichen Zwängen, der Übermutter, die »zuviel Initiative und Energie für sich gepachtet hat«.³¹ Die Rastlose reiste immer weiter, nahm stets neue Projekte in Angriff, lebte nur in Hotels, denn: »Ich wollte mich verbannen, kein Exil war mir einsam genug«.³²

Ihre Persienreise wurde zur Auseinandersetzung mit sich selber, das Land wird zum »Sinnbild für die existentielle Verlorenheit des Menschen«³³. Schwarzenbach nimmt nicht das Land wahr, sondern sich selber in der fremden Umgebung. Das

25 Brief an Erika Mann vom Dezember 1931.

26 Annemarie Schwarzenbach: »Interview ohne Reporter«. In: *Auf der Schattenseite. Reportagen und Fotografien*. Basel 1995, S. 12.

27 Ebd. 12f.

28 Annemarie Schwarzenbach lebte in Persien mit Unterbrechungen von 1933 bis 1937.

29 Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt, 1990, S. 11.

30 Brief an Erika Mann vom August 1931.

31 Aus einem Brief an Erika Mann vom 27. März 1932.

32 Annemarie Schwarzenbach: *Das glückliche Tal*, Frauenfeld 1989, S. 54.

33 Roger Perret: »Annemarie Schwarzenbach. Annäherung an ein Portrait«. In: *Der Alltag*, Nr. 2, Zürich, 1987. S. 11.

Lahr-Tal, »das glückliche Tal«³⁴, dient als Visualisierung der eigenen Seelenlandschaft. Die Untersuchung von Annegret Pelz und ihre These von »autopoetischen Reisebeschreibungen« von weiblichen Reisenden scheinen mir in Bezug auf Schwarzenbachs Persienreise besonders zutreffend.

Das Verhältnis zwischen dem (weiblichen) Körper und der Außenwelt scheint problematisch zu sein. Die Schnittstelle zwischen Körper und (fremder) Außenwelt ist der von mir angesprochene Raum, den Schwarzenbach erfährt.

»Wenn die Fremde ein untrennbarer Teil eines weiblichen Selbst ist, wie kann diese Figur reisen, wenn es keine physische Abgrenzungslinie gibt, die zu überschreiten wäre« schreibt Pelz – oder anders formuliert durch Lucy Irigaray: »Wie könnte die Materie sich selbst genießen, ohne beim Konsumenten Angst vor dem Verschwinden seines Nährbodens zu provozieren?«³⁵ Im »Glücklichen Tal« ist das Gefühl des Verlorenseins, oder besser gesagt der Orientierungslosigkeit, zentral. Das »unpersönliche Tagebuch«, wie der paradoxe Titel der (Reise)Aufzeichnungen lautet, folge keiner Chronologie, keiner Reisebewegung. Die Gegenwart und die Erinnerungen changieren, die Realität wird mit den Träumen und Visionen bis zur Unkenntlichkeit vermischt. Das Fließende, Rastlose spiegelt sich auch in der geschlechtlichen Ambivalenz wider: Das Geschlecht des Erzählers wird erst auf Seite 35 mit einem Pronomen markiert. Aber diese grammatikalische Zuweisung wirkt weder eindeutig noch verpflichtend. Das Geschlecht flimmert in der orientalischen Sonne und lässt sich nicht eindeutig erkennen. Auch hier flüchtet Schwarzenbach vor Zuschreibungen in den Raum der Androgynie. Rücksichtnahme auf Familie oder die Wünsche des Verlegers sind meiner Meinung nach keine ausreichenden Gründe für diese »heterosexuelle Markierung«. Diese Verschleierung scheint mir viel eher ein Teil des ästhetischen Programms zu sein. Die Identität, auch die Geschlechtsidentität, wird hinterfragt und als Konstrukt entlarvt.

Im Text findet eine doppelte Bewegung statt: Die Grenze zwischen innen und außen, zwischen Körper und Landschaft wird durch gegenseitige Projektionen aufgehoben: Schwarzenbach projiziert ihre Seelenlandschaft auf Persien und gleichzeitig saugt sie Persien in sich auf, wird zum Teil dieser Welt. In dem glücklichen Tal, wo sie glaubte sterben zu müssen fand sie sich selber: »In Persien, im verloren Hochtal, am Ende der Welt, hatte ich zum ersten Mal einen der seltenen Augenblicke fast

34 Titel des lyrischen Reiseberichts über die Persienreise – frappierend ist, dass der ursprüngliche Titel »Tod in Persien« lautete. Die überarbeitete Fassung erschien 1940 in Zürich.

35 Annegret Pelz: *Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeografische Schriften*. Köln 1993, S. 16.

hellseherischer Klarheit, wobei man sich plötzlich deutlich im komplizierten Netz der Umwelt und seines Schicksals sieht und dieses Netz mit Ursachen und Folgen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, begreift³⁶.

»Kann man Fremder sein und glücklich? Der Fremde erweckt eine neue Vorstellung von Glück. Zwischen Flucht und Ursprung: eine fragile Grenze, ein provisorisches Gleichgewicht. Dieses Glück, das ernst, gegenwärtig, manchmal sicher ist, versteht sich dennoch als Übergang, wie das Feuer, das nur leuchtet, weil es sich verzehrt. Das fremdartige Glück des Fremden besteht darin, an dieser fliehenden Ewigkeit oder diesem immerwährenden Übergang festzuhalten«³⁷. Diese innere Spannung zwischen dem flüchtigen Moment des Glücks und dem Bedürfnis nach immer neuen, fremden Reizen erfüllt Schwarzenbachs Texte. Die Reise war ihr Ziel, das Schreiben darüber ihr Glück. Sie suchte sich in der Fremde, dabei war sie sich selber fremd. »Hatte etwa eine fremde Hand eingegriffen, ein Zufall, und mich auf diese Spuren der Fremdheit geworfen? – Dieses furchtbare Zwielficht diese tödliche Größe! – das war mir nicht bestimmt, dem war ich nicht gewachsen, nicht ich hatte diesen Weg gewählt«. ³⁸ Der Fremde wird eine schicksalhafte Bedeutung zugesprochen, die Landschaft wird mythisiert.

Die Fremde hat nicht nur eine identitätsstiftende Funktion. Sie kann auch bedrohlich wirken: »Fern von den vertrauten Tröstungen, allein. Die Fremdheit rührte mich an, ich erkannte mich nicht mehr. Was vermochte so viel über mich? Welcher Gewalt war ich preisgegeben? Ich war preisgegeben! Mir selbst entfremdet!«³⁹ Schäffter bezeichnet diese utopische Wahrnehmung des Fremden als Ausgrenzungsfunktion: »Die Ausgrenzungsfunktion dieses Deutungsmusters lässt daher auch triviale Erfahrungsweisen und Beschreibungen des Fremden mythisch-traumhaft erscheinen, unabhängig davon, ob es sich dabei um innerpsychische, interpersonale oder interkulturelle Auseinandersetzungen mit der abgespaltenen Außenseite handelt. Gemeinsam ist den Beschreibungen eine unterstellte Gefährdung. Erst aufgrund einer Integrationsform, die das Fremde nicht indifferent in ihrer Eigenart belassen kann, erhält das Nicht-Subsumptionsfähige als Unbewusstes, als Krankheit, als Irrationalität oder als Aberglaube zutiefst bedrohlichen Charakter«.⁴⁰

36 Brief an Klaus Mann vom 9. Mai 1938.

37 Kristeva, S. 14.

38 Annemarie Schwarzenbach: *Das glückliche Tal*, Frauenfeld 1989, S. 47.

39 Ebd. S. 48.

40 Otfried Schäffter: *Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung*, Opladen 1991, S. 9.

In der Fremde wird man sich selber fremd. Das Begehrnswerte mutiert zum Bedrohlichen. In diesem Wechsel werden die Gefühle, die Stimmungsschwankungen deutlich. In den Glücksmomenten erscheint die Verbannung als Neuanfang: »Ich tat recht daran: zu verbannen, zu vergessen, die Spuren auszulöschen (...) Ich hatte die Andenken fortgeschickt. Ich wollte, dass mein Gepäck immer leichter werde. Keine Gegenstände, keine Bilder, keine Bücher. Keine Namen. Und kein Dach über dem Kopf...«⁴¹ Es wird deutlich, dass Persien als ein utopisches Neuland fungiert. Das Land wird in seinen Eigenheiten nicht wahrgenommen, es dient als fremdes Pendant zu den zurückgelassenen »Schatten der Laubbäume, Geruch von Heu und feuchtem Waldboden«⁴². Persien wird zur intimen Seelenlandschaft stilisiert. Eigene Ängste finden sich in der Natur wider: »Kein Engel begegnete mir auf dem versengten Talboden, kein Antlitz stand hinter dem Dornbusch. Es war Leiden, Einsamkeit, Fieber in den Adern, kalter Schauer des Gebirgswassers unter der Haut, es waren Pfeilbündel, was weiß ich! – Eine Legion von Feinden, Höllkonzert ihre Angriffe. Und doch lebte ich! Ich musste mit bis zur letzten verrinnenden Minute, bis zum letzten Herzschlag.«⁴³

Deutlich ist die Ästhetisierung der Fremde, in dem Fall Persiens. »Alle Wege, welche ich auch ging, welchen ich auch entging, endeten hier, in diesem Tal, das keinen Ausgang mehr hat und deshalb schon dem Ort des Todes ähnlich und den Feldern der Engel benachbart sein muss ...«⁴⁴. Die Felder der Engel, die schwefelgelben Sonnenaufgänge, die tödliche Größe sind Bezeichnungen einer schmerz erfüllten Seele. »Mir will jetzt am Ende aller Wege scheinen, dass ich mir Persien nicht ausgesucht habe – es könnte ebenso gut irgendein anderes Land sein«⁴⁵. Die Landschaft wird emotional aufgeladen und symbolisch überhöht. Areti Georgiadou, die Biografin Schwarzenbachs, schreibt: »Ihre literarischen Figuren verharren in Passivität und Innerlichkeit. Sie erobern das Fremde nicht, sie liefern sich ihr schutzlos aus. Und so wird nicht das gelebte Leben niedergeschrieben, sondern der gelebte Schmerz«⁴⁶. Die eigene Verletzlichkeit wird mit der monumentalen Landschaft kontrastiert. Georgiadou interpretiert den Schmerz als ein Konzept der Schmerzästhetik, die Nervenschwäche als Paradigma des Schreibens.

41 Ebd. S. 59.

42 Ebd. S. 47.

43 Ebd. 36.

44 Ebd. 19.

45 Ebd. S. 111.

46 Areti Georgiadou: *Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke. Annemarie Schwarzenbach – eine Biografie*, dtv Verlag, München 1998, S. 108.

»Das glückliche Tal« ist kein Reisebericht, auch kein Reiseroman. Die Reise nach Persien ist nur das Gerüst für die innere Bewegung, das Ziel – das Lahr-Tal – der Fluchtpunkt am Horizont. Das Land und seine Bewohner werden ausgeblendet, nur die erbarmungslose, zu große Natur wird zum Imaginationsraum, in dem sie »auf alle Arten zu leben versucht hat«⁴⁷.

FAZIT:

Anhand von zwei Aspekten wollte ich zeigen, welche Textstrategien Annemarie Schwarzenbach verwendet hat, um sich geschlechtliche und geografische Freiräume zu schaffen. Freiräume, die ihr in Wirklichkeit verwehrt blieben.

In ihrer Untersuchung »Reisen als Lebensform« unterscheidet Sabine Boomers drei Wahrnehmungen von Fremdheit: Fremdheit als Erlösung, Fremdheit als Bestätigung und Fremdheit als Differenz. So zutreffend diese Unterscheidung auch sein mag, bei Annemarie Schwarzenbach scheinen alle drei Kategorien aufzutauchen. Boomers ordnet Schwarzenbach der dritten Gruppe zu: »Fremdes als Differenz zu denken bzw. ein flexibles Ich zu favorisieren, findet sich als eine Art roter Faden bei Liebe Joris, Annemarie Schwarzenbach, Paul Bowles, Bruce Chatwin, Kenneth With. Sie sind mit einer hochgradig selbst-reflexiven Distanz unterwegs. Bei ihnen dreht sich das Reisen und Schreiben hauptsächlich darum, eine Pluralität von Weltordnungen und damit Relativität ihrer eigenen Positionierungen erkunden und erfahren zu können«⁴⁸. Diese Pluralität und Relativität sehe ich bei Schwarzenbach in der Fluchtbewegung der Texte, die in den Gender-Räumen münden. Ella Maillart, die mit Schwarzenbach eine Reise nach Afghanistan unternommen hatte, beschreibt diese Fluchtbewegung folgendermaßen: »Bewusst von einer Hölle in die andere zu gehen, war wohl für sie die einzig mögliche Art, mit Kopf und Herz gleichzeitig zu leben. So machte sie selbstgeschaffene Prüfungen durch, die kein Mensch sonst hätte ertragen können. Und sie wurde hin- und hergezerrt zwischen dem Wunsch nach jenem intensiven Leben, das ihr Bewusstsein weitete, und der Furcht, es nicht zu erreichen. Sklavin des Begehrens, wollte sie ungeduldig den Daseinsprozess beschleunigen. Und im Tal zwischen zwei intensiven Wellen fühlte sie derart die Schaltheit des Lebens, dass sie glaubte, sterben zu müssen.«⁴⁹ Dennoch war es das glückliche Tal.

47 Annemarie Schwarzenbach: *Das glückliche Tal*, Frauenfeld 1989, S. 49.

48 Sabine Boomers: *Reisen als Lebensform*. Frankfurt/New York 2004 S. 23.

BIBLIOGRAFIE:

Primärtexte:

Ella Maillart: *Der bittere Weg*. Basel, 2001.

Annemarie Schwarzenbach: *Das glückliche Tal*, Frauenfeld, 1989.

Dies.: *Lyrische Novelle*, Basel 1993.

Dies.: *Freunde um Bernhard*, Zürich 1998.

Forschungsliteratur:

Sabine Boomers: *Reisen als Lebensform*. Frankfurt/New York 2004.

Judith Butler: *Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt 1991.

Heinrich Detering: »Ich wünschte, ich hätte ihr ganzes Ich.« In: *Forum Homosexualität und Literatur* 9/90.

Patricia Dunker: »Lesbisch Schreiben.« In: Kalveram, Michael. Popp, Wolfgang (Hg): *Literaturwissenschaftliche Beiträge zum Internationalen Kongress »Homosexuality, which Homosexuality?«*. Amsterdam 1987.

Uta Fleischmann: *Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben. Annemarie Schwarzenbach an Erika und Klaus Mann. Briefe 1930-1942*, Herbolzheim 2001.

Areti Georgiadou: *Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke. Annemarie Schwarzenbach – eine Biografie*, dtv Verlag, München 1998.

Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt 1990.

Marti, Madeleine: »Hahnenkampf um Annemarie Schwarzenbach, Schweizer Schriftstellerin (1908-1942).« In: Hagazussa e.V. Frauenbuchladen: *Die Welt neu erfinden. Über das Schreiben und Lesen von Lesbenliteratur*. Bremen 1989.

Annegret Pelz: *Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als auto-geografische Schriften*. Köln 1993.

Ortfried Schäffter: *Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung*, Opladen 1991.

49 Ella Maillart: *Der bittere Weg*. Basel 2001, S. 93.

RÄUME SCHAFFEN – RÄUME BELEBEN

DIE ENTGRENZUNG DES ETHNISCH- NATIONALEN UND ERÖFFNUNG DES INTIM-PRIVATEN IM SCHREIBEN VON FRAUEN IN DER KARIBIK ODER MIT DER KARIBIK IN DEN USA

Margarethe Herzog

Havanna und Miami, San Juan und Santo Domingo, New York und New Jersey sind die Orte, an denen heute literarische Stimmen Zeugnisse der kulturellen Praxis vor Ort ablegen. Die Rede ist von neuester Prosaliteratur hispano-karibisch beeinflusster Autorinnen in den USA und von karibischen Autorinnen auf den spanischsprachigen Inseln Cuba, Puerto Rico und der Dominikanischen Republik. Zwei zentrale Anliegen in den Prosatexten und deren SprecherInnen sind die Darstellung der Existenzweise der Frauen und die Besonderheiten kultureller Begegnungen bzw. Abschiede. Beide Themen führen in Grenzbereiche und berühren Randerscheinungen.

KULTURELLE VERORTUNGEN AM BEGINN DES 21. JAHRHUNDERTS

*»Born into a borderland, raised in a cultural middle –
I am two cultures, I am what I am.«
(Guzmán 2002:9)*

In Romanen und Erzählungen hispanischkaribisch beeinflusster Frauen in den USA werden mit Beginn des 21. Jahrhunderts die Stimmen lauter, die nicht mehr das Ringen mit einer eigenen kulturellen Verortung verhandeln, sondern mit einem großen Selbstverständnis die eigene Bi- oder gar Plurikulturalität behaupten und zugleich ein Bewußtsein als Grenzgängerinnen deutlich machen. Die Autorinnen und Frauen dieser Gegenwartsprosa haben Grenzen überwunden und Räume für sich geschaffen: Sie haben es als Frauen der Karibik geschafft, patriarchale und nationale Strukturen zu durchkreuzen. Sie haben es als Migrantinnen geschafft, neuen Bewegungen vorzustehen. Sie schaffen es als Künstlerinnen, neue Entwicklungsmöglichkeiten

auszuloten. Diese Autorinnen und ihre fiktionalen Figuren besetzen eine offensive Position der Marginalität, denn sie sprechen als transnational Marginalisierte vom anti-nationalen und anti-patriarchalen Rande her in Richtung auf ein Zentrum (Campuzano 2004, Bhabha 1990). Als bewegliche Subjekte begeben sie sich in Grenzregionen von Zeit, Raum und Gesellschaft; und setzen schließlich selbst neue Grenzen im Sinne von Edward Saids Neuanfängen (Said 1997/2003).

So geht es in der jüngst erschienenen hispano-karibisch beeinflussten Literatur in den USA wie auch in der inner-karibischen Literatur nicht mehr um »kleine ethnische« Positionen, die erklärt oder erkämpft würden, vielmehr gibt das große (trans-)nationale Ringen den Grundton an. »Ge-gender-te Subjekte« bieten dabei Variationen über die sozialen Konstruktionen der Geschlechter und das Rollenverhalten in den neuen Lebensräumen.

AUSSER-KARIBISCHE ANSICHTEN

Ein erstes Beispiel für diese Entwicklungen in der zeitgenössischen Literatur ist der Roman »*Memory Mambo*« (1996) von der kuba-amerikanischen Autorin **Achy Obejas**¹: Eine handlungs- und diskurskonstituierende Debatte um exil-kubanische Positionen wird hier einerseits in der generellen Frage nach der Möglichkeit von Geschichte bzw. Erinnerung aufgelöst. Andererseits ist die Debatte an eine lesbische Beziehung zwischen einer Exilkubanerin und einer Puertorikanerin geknüpft. In der kubanischen Perspektive erfolgt durch die Beziehung eine Absage an Familie und Nation², in der puertorikanischen Perspektive steht der Kampf um Unabhängigkeit im Vordergrund. Die lesbische Beziehung mündet in eine Dystopie. Damit steht die Wandelbarkeit und Überwindung der »herrschenden« kulturpolitischen Umstände und gesellschaftlich-geschlechtlichen Verhältnisse bei Obejas in Frage.³

1 Weiterhin erschienen sind von der Autorin Achy Obejas »We came all the way from Cuba so You Could dress like This?« (1994) und »Days of Awe« (2002).

2 Gleichsam bekommt der Roman mit diesem Diskurs und der Debatte eine doch recht nationalistische Note: »Memory Mambo« announces a queer engagement with a dominant Cuban exile »national« imaginary and its conceptual entanglement with the U.S. national imaginary.« (Allatson 2002:160).

3 Dass diese Überwindung trotz Lesbentum im Roman nicht stattfindet, stellt auch Allatson fest: »In any guise, the lesbian in »Memory Mambo« is like the novel's other diasporic subjects, whatever the script of gender or sexuality allocated them in the narrative. Her body, like theirs, is never beyond, never unaffected by the rival culturally and linguistically contingent economies that meet in Juani's families and communities.« (Allatson 2002:172).

Rosario Ferré ist als »Grenzfall« einer puertorikanisch-US-amerikanischen Literatur-Repräsentantin von Interesse. Wandelnd und wirkend zwischen den beiden Kulturgebieten und ihren Hauptsprachen, stilisiert sich die Autorin mit ihrem Werk selbst zum Begegnungspunkt zweier Kulturen. Sie nimmt Tanskurations-Prozesse als »true habitat as a writer« an und verortet sich in einer Position des »Weder-Noch-Dazwischen«. Dabei gibt es eine deutliche Wende zwischen dem ersten und den späteren Romanen der Schriftstellerin zu verzeichnen. »Maldito Amor« (1986), vierteiliges Buch, wurde ursprünglich auf Spanisch geschrieben und von der Autorin selbst ins Englische gebracht, unter dem Titel »Sweet Diamond Dust« (1996). Dieser Kurzroman erzählt von einer Mulattin, die mit einer Erbschaft und Schwangerschaft eine kreolische Präsenz in das nationale puertorikanische Ideal einschreibt (Allatson 2002:59). Es wird auch von Männern erzählt, die als literarische Helden ihres eventuellen Machismo und der Heteronormativität enthoben werden (Allatson 2002:88). Schließlich finden wir das Motiv der Verrücktheit bzw. Brandstiftung aufgenommen, das als feminin-karibischer Intertext signifikant geworden ist.⁴

Neben der inhaltlichen Interpretation ist der springende Punkt bei diesem Roman das Thema Sprache bzw. die Publikationssprache mit Blick auf die Stellung puertorikanischer Literatur gegenüber US-amerikanischer Kultur: auf der fiktionalen Ebene wird durch ein Plädoyer für die spanische Sprache der Konflikt Puerto Rico-USA unter kolonialen Bedingungen pro-puertorikanisch gelöst. Doch bleibt die puertorikanische Literatur von jeher kompromittierte Literatur. Denn die Befreiung bzw. Entgrenzung von ungleichen Verhältnissen bzw. das Verhandeln über eine Grenzregion, wie sie Puerto Rico durch den Status als frei assoziierter Staat (und Kultur) an die USA darstellt, kann nur im kritischen Dialog mit dem Nationalen stattfinden. (Poblete 2003)

In den neueren auf Englisch erstveröffentlichten Romanen⁵ hat Rosario Ferré mit ihrer »Translation« in die andere, d.h. hier hegemoniale Sprache einen kom-

4 Die in Dominica aufgewachsene englische Autorin Jean Rhys sowie die aus Guadeloupe stammende Autorin Maryce Condé haben in ihren Romanen Rhys, J. (1966) »Wide Sargasso Sea«, London (dt. Sargassomeer) und Condé, M. (1995) »La migration des cœurs«, Paris (dt. Sturminsel) das Motiv der »madwoman in the attic«, der Verrückten unterm Dach, von den Brontë-Schwwestern aus der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts entnommen und in einen karibischen Kontext (um-)gestellt (Brontë, Charlotte (1847): »Jane Eyre – An Autobiographie.« London. Brontë, Emily (1847): »Wuthering Heights«, London). Zum Motiv »madwomen« siehe Showalter, Elaine (1985): »The female Malady. Women, Madness and English Culture 1830-1980.« New York; sowie Gilbert, Sandra M./Gubar, Susan (1979): »The Madwoman in the Attic: The Women Writer and the Nineteenth-Century Literary Imagination.« New Haven/London.

5 Rosario Ferré: »The House in the Lagoon« (1995/96), »Eccentric Neighborhoods« (1998), »Flight of the Swan« (2001).

merziell-linguistischen Handelsweg beschritten. Durch den Sprachwechsel wird ein anderes Set an kulturellen Werten, auktoriellen Intentionen und antizipiertem Publikum auf den Plan gerufen. Damit geht der Ort der Auseinandersetzung um die Macht von der Literatur auf den Markt über mit seinen Kräften und Gesetzen von Change und Exchange (Allatson 2002).

So weist Rosario Ferré in ihren neueren Büchern auch den Frauen einen besonderen Schaffens- bzw. Schreibort zu – und reiht sich damit in eine Tendenz innerkaribischer wie migrationsspezifischer neuer Frauenliteratur: »Die andere große thematische Achse der weiblichen Erzählprosa dieser Jahre (...) reflektiert (...) über das Schreiben selbst, als einen Ort des Zweifels, aber auch der Verwirklichung von Frauen. Dies tut sie teilweise in einer Art Metatext. Dieser Teil des Korpus macht die gewalttätigsten Formen der Unterdrückung von Frauen im Privaten sichtbar sowie die weisen Strategien der Rebellion, die sie dagegen entwickeln.« (Campuzano 2004:134)

INNER-KARIBISCHE ANSICHTEN

Auf **Kuba** zeigen die Erzählerinnen an der Jahrtausendwende zunächst neue Wege für ein Verständnis der sogenannten »período especial«, der wirtschaftlich schweren Epoche seit dem US-Embargo, und die Bewältigung der ganz realen ›harten Jahre‹. Denn die Strenge der Zeit bekommen die Frauen dort doppelt zu spüren (Campuzano 2004:131). Sie antworten darauf in der Literatur mit Veränderungen und Verkehrungen in den Geschlechterrollen⁶ sowie mit der Neukonzeption von Handlungsräumen. Homoerotik und Pervertierung wie auch das Fokussieren auf Milieus marginaler bzw. marginalisierter Gestalten zum einen, Humor und Ironie als Stilmittel sowie die Konstruktion von Rückzugsorten und Konzentration auf das Schreiben zum anderen, verweisen auf Gegenmodelle, welche eine andere Wirklichkeit kommentieren. Das Schreiben ist hier inner- wie außerliterarisch eine kulturelle Praxis, vermittels derer die Frauen sich den Anforderungen des »besonderen Zeitabschnitts« in Kuba stellen, und ihre Konsequenzen – auf existentielle wie experimentelle Weise – aus den krisenhaften Zeiten ziehen.

6 Bis Anfang der 1990er Jahre müssen wir bei der Entwicklung der kubanischen Literatur die für die Gesellschaft verordnete Gleichstellung der Geschlechter mit bedenken (Campuzano 2004). Diese fand ihren Niederschlag in einer meist männlich, machistisch bis martialisch codierten Gegenwartsprosa. In den 1990er Jahren änderte sich daran etwas mit dem einsetzenden Schriftstellerinnenboom.

Anders als bei den »novísimas«⁷ ist bei den jetzigen »posnovísimas« der kubanischen Literatur⁸ eine Abkehr vom Sozialen und von Beziehungsproblematiken zu beobachten, und stattdessen eine Hinwendung zum Individuum mit seiner an Selbstkenntnis gekoppelten Kreativität, schließlich eine destabilisierende Poetik. »Sie reflektieren den Beruf des Autors [bzw. der Autorin] und die Welt der Literatur. Diese bislang unbekannte Betonung unterstreicht neben anderen Überlegungen zweifellos die Bedeutung, die jener Raum voller Risiken, aber auch Freiheiten, jener Raum der Selbstreflexion, der formalen Recherche und der öffentlichen Projektion, der Annahme oder Verwerfung etablierter Muster und Leitlinien, für sie als Frauen hat.« (Campuzano 2004:135)

Von fast allen kubanischen Erzählerinnen wird das Thema (E)migration in unterschiedlichen Dimensionen ausgelotet: **Mylene Fernandez Pintado**⁹ beispielsweise verarbeitet in der Erzählung »Der Tag, an dem ich nicht nach New York reiste«¹⁰ den Konflikt um das Verlassen des Landes in einer Sequenz dezidiert Ausreisepreparationen, die am Ende jedoch auf der Traumebene verbleiben. **Adelaida Fernández de Juan** führt uns in einer ihrer Erzählungen, »Clemencia bajo el sol«¹¹, die Leere vor, die durch die Rückkehr einer russischen Nachbarin in ihr Herkunftsland entsteht. Bei **Karla Suárez**¹² wird die Rückkehr eines gescheiterten Flüchtlings, bei **Aida Bahr**¹³ die Nachricht von einem Todesfall auf der Flucht als traumatisches Erlebnis dargestellt (Campuzano 2004:132/133). So versehen die kubanischen Autorinnen das von ihren Schriftstellerkollegen oftmals sensationell ausgebreitete Thema der »balseros«, der Floßflüchtlinge, mit einer eher tragischen Note.

Als eine Art der Binnenmigration ist das Thema Prostitution in Kuba zu sehen. Bei **Marilyn Bobes** »Alguien tiene que llorar« von 1995 etwa wandern »Jinetas« in

7 Die »novísimas« der kubanischen Literatur der 90er Jahre (Aída Bahr: »Espejismos«, La Habana 1998, La Habana 1999, Mylene Fernández Pintado: »Anhedonia«, La Habana 1999, Karla Suárez: »Espuma«, La Habana 1999) wandten sich mehr der Beziehungsproblematik und damit zusammenhängenden Unsicherheiten zu – ohne dies allerdings in der Form und Absicht traditionell »weiblicher« Themen- und Konfliktbearbeitung zu tun. (Campuzano 2004:135)

8 Zu den »posnovísimas« zählen Marilyn Bobes mit »Alguien tiene que llorar« (La Habana/Bogotá, 1995), Adelaida Fernández de Juan mit »Oh vida« (La Habana, 1999), Ena Lucía Portela mit »El viejo, el asesino y yo« (in »Revolución y cultura«, nr. 1, Jan-Feb. 2000, La Habana) sowie Anna Lidia Vega Serova mit »Catálogo de mascotas« und »Bad Painting« (beide La Habana 1998).

9 Fernandez Pintado, Mylene: »Anhedonia«. La Habana, 1999.

10 Vgl. Fernandez Pintado, Mylene: »El día que no fui a Nueva York« in: Anhedonia (La Habana, 1999) bzw. dies.: »Der Tag, an dem ich nicht nach New York reiste.« In: Cubanísimo, Junge Erzähler aus Cuba. Frankfurt am Main 2000.

11 Vgl. Fernández de Juan, Adelaida in »Oh vida« (La Habana, 1999) und dies. (2000): Mitleid unter der Sonne. In: Cubanísimo, Junge Erzähler aus Cuba. Frankfurt am Main.

12 Suarez, Karla (2001): »Silencios«. Madrid.

13 Bahr, Aida: »Espejismos«. La Habana 1998.

die neuen virtuellen nationalen Zonen, in der Hoffnung, hier ihre Träume vom Ausgehen in ein feines Restaurant, vom Einkauf in einer noblen Boutique oder nur von einer Spazierfahrt in einem teuren Auto verwirklichen zu können. Das Thema Markt spielt hierbei inner- wie außerliterarisch eine große Rolle, denn Sinnlichkeit, Sensationen und politische Skandale des »verrufenen Kuba« lassen sich gut verkaufen.¹⁴ Darüber haben die jüngsten Autorinnen ihre Lektion gelernt, bzw. angefangen, eine solche zu erteilen: »... mir kam es vor, als würden die Schriftsteller Journalismus betreiben (...) Sie sprachen von Menschen, die auf Flößen von der Insel flüchteten, von den jineteras in Havannas Nächten, vom Dollar, dessen Kurs immer weiter stieg, und von der Hoffnung, die immer [weiter sank]. Es war langweilig.« (Suárez: *Silencios* 1999:217, übersetzt zitiert bei Campuzano 2004:137) **Karla Suárez**¹⁵ wie auch **Ena Lucía Portela**¹⁶ gemahnen nicht nur an die verlegerische Vermarktung sondern auch an das »akademische fast-food«, zu dem die genannten Themen und Texte mittlerweile verleiten. (Campuzano 2004:137)

Ähnlich, aber anders als die kubanische, legt auch die zeitgenössische dominikanische Frauenliteratur Zeugnis von den besonderen historischen und sozialen Entwicklungen, vom gegenwärtigen Alltag und den Lebensumständen auf Hispaniola ab (Vallejo 2002:96). So wird auch hier kulturelle Praxis vor Ort geübt.

In der dominikanischen Frauennarrativik hat erst in den 1970er und 1980er Jahren eine »transgresión afirmativa« stattgefunden: weg von den traditionellen Frauenthematen¹⁷ hin zu Themen wie der Diaspora und den politischen Zusammenhängen, zum alltäglichen städtischen, hispano-amerikanischen Leben und Sterben, zu den Existenzbedingungen dominikanischer Frauen, zur Kunst schließlich, das Schreiben zu meistern in mageren wie in postmodernen Zeiten – »... discontinua, fragmentada, caótica y popularizante« (Vallejo 2002:96). Unter dem Aspekt der Verkaufbarkeit der Bücher gilt der Produktionsort **Dominikanische Republik** für

14 Die internationalen literarischen Erfolge von **Reinaldo Arenas** und **Zoé Valdés** haben das in der jüngeren Vergangenheit gezeigt. Bei Ena Lucía Portela heißt es explizit in einer ihrer Erzählungen: »Du mußt etwas erzählen! (...) die kubanische Realität ist so sinnlich!« natürlich war sie sinnlich, sehr sinnlich. Auf der ganzen Welt gab es nichts Köstlicheres. Nicht umsonst waren so viele ausländische Verlage ihr auf der Spur, die sich stark für die Emigration, die jineteras, die Sache mit den Schwulen interessierten – die Rocker und der Angolakrieg waren schon etwas aus der Mode gekommen.« (zitiert bei Campuzano 2004:137)

15 Suárez, Karla: »Silencios«. Madrid, 1999; in Übersetzung erschienen ist von derselben Autorin »Ein Gedicht für Alicia« in: Strausfeld, Michi (Hrsg.): *Cubanísimo, Junge Erzähler aus Cuba*. Frankfurt am Main, 2000; sowie dies. (2001): »Gesichter des Schweigens.« Reinbek bei Hamburg.

16 Portela, Ena Lucía: »El pájaro: pincel y tinta china«. La Habana, 1999.

17 Einforderung und Durchsetzung von Frauenrechten mit dem Kampf um eine Stimme und sozialen Durchbruch, weiterverfolgt bis in die 1960er Jahre, dazu soziopolitische Besorgnis und literarisches Experimentieren.

Schriftstellerinnen als ein Raum voller Risiken und erkämpfter Freiheiten. Dabei haben es die dominikanischen Schriftstellerinnen noch besser als ihre Landsmänner, können erstere wenigstens vom Boom (karibischer) Frauenliteratur profitieren. Gelingt der Einzelnen das, so wird der Schreibort Dominikanische Republik schnell als ein Raum der Selbstreflexion und Neudefinition begriffen.

Als Pionierin kann bis heute **Aída Cartagena Portalatín** gelten. Mit Blick auf die Aspekte Identität, Geschlecht und Rasse hat sie die Verhältnisse in ihrem Land, ob profan oder perfide, immer wieder ad absurdum geführt: In einer Erzählung aus dem Band »tablero«¹⁸ (1978/1992) z.B. tritt eine Dominikanerin mit allen Insignien einer Nordamerikanerin auf – vom geänderten Namen bis zu den blond gefärbten Haaren. Wie eine Fremde erscheint sie in ihrem eigenen Land. Nach einem Zusammenbruch aber endgültig aus den USA in ihre Heimat zurückgeschickt, steht sie verloren da. »Pre-bis is alienated, without an authentic identity, having embraced an alien culture at the expense of her own.« (Bankay 2002:331) Die Protagonistin einer anderen Erzählung¹⁹ kehrt im Sarg in ihre Heimat zurück. Als dieser geöffnet wird und ein wohlgeschminkter Transvestit zum Vorschein kommt, löst das im Dorf Empörung und essentielle Fragen aus: War dies die ach so gute Mutter Malvina oder dieselbe eine Go-go-Figur?

Migration, die Mystifizierung der USA und US-amerikanische Moden, die Suche nach nationaler, geschlechtlicher und rassistischer Identität infolge der Erfahrungen von Fremd-, Tyrannen- und patriarchaler Herrschaft im Lande, schließlich Familie und Verwandtschaftsbeziehungen sowie Sexualität und Homoerotik sind die Themen, derer sich die dominikanischen Schriftstellerinnen der Gegenwart angenommen haben. **Constanza Colmenares**²⁰ oder **Hilma Contreras**²¹ sowie **Àngela Hernández**²² sind hier die eingeführten Namen. Zu den neuesten Autorinnen zählen

18 Santo Domingo 1978 erstveröffentlicht. Die hier erwähnte erste Erzählung »La fuerza aniquilada« findet sich übersetzt unter »Die verzehrte Kraft« in einer Anthologie dominikanischer Erzählungen von Frauke Gewecke: »Den Tod sterben und das Leben«. Frankfurt am Main 1990.

19 »En Maginoth: Masquil de David« in: Cartagena Portalatín, Aída: tablero [Kurzgeschichten], Santo Domingo, 1978.

20 Colmenares, Constanza: »Sueños de Naftalina.« In: Cocco de Filippis, Daisy: »Combatidas, combativas, combatientes: antología de cuentos escritos por mujeres dominicanas.« Santo Domingo, 1992.

21 Contreras, Hilma: »Entre dos silencios.« Santo Domingo, 1987.

22 Hernández, Àngela: »Piedra de sacrificio« Santo Domingo, 2000; dies.: »Masticar una rosa« Santo Domingo, 1993; dies.: »Las mariposas no temen a los cactus«, Santo Domingo 1985/1988. Catharina Vallejo (2002) unterstreicht am Beispiel der Texte von Àngela Hernández die Randerscheinungen, als die Frauen hier präsentiert werden, leben diese doch zugleich in großer Selbstgewissheit und mythologischer Verbundenheit ein zufriedenes Leben. »Mujeres que viven al margen: no del mundo dominado por lo masculino, sino de una existencia concreta y aceptada por sus propios familiares femininos. Sin embargo, viven en coherencia consigo mismas a través de un contacto superhumano (...) una forma nueva de la relación mitológica entre las fuerzas naturales vistas como femininas, un mundo descrito con gran riqueza y estilo.« (Vallejo 2002:99)

weiter **Emilia Pereyra**²³ und **Emelda Ramos**.²⁴ Sie alle erzählen in ihren meist kurzen Prosatexten von Randexistenzen und vom »eigenen Raum« – in Anspielung auf Virginia Woolfs »room of one's own«, in Anlehnung an das Motiv der »Verrückten unterm Dach«²⁵ oder in Anleihen bei antiken mythologischen Frauengestalten.

Puerto Rico ist als Literaturland im Gegensatz zur Dominikanischen Republik »seit Mitte des vorigen Jahrhunderts (...) mit Autorinnen gesegnet ...« (Binder 1999:273). Mit **Magalí García Ramis**²⁶ gilt **Ana Lydia Vega** als die meistgelesene zeitgenössische Schriftstellerin in- und außerhalb Puerto Ricos. Ihre sieben Bände Prosa zeichnen sich durch die »Abkehr von der inzwischen etwas plakativ wirkenden sozio-politischen Schreibweise aus, die patriotisch, ernst (und meist patriarchalisch) die puertoricanische Nation und ihre Kultur gegen den im Lande anwesenden übermächtigen großen Nachbarn aus dem Norden zu verteidigen oder zu definieren trachtet(e).« (Binder 1999:273) Sie greift spezifisch karibische Befindlichkeiten auf – zu denen auch der puertorikanische Status Quo gehört. So bietet Vega z.B. in »Saludo a los niuyorricans«²⁷ (1994) eine historisch-literarisch-kulturell hintergründige und anspielungsreiche Bespiegelung von Inselbild und Inseldasein, USA-Bild und USA-Leben von PuertorikanerInnen.

»El baúl de Miss Florence: Fragmentos para un novelón romántico«²⁸ (1991) »... weicht von allem ab, was die Autorin bis dato publiziert hat, [...] ist fikionalisierte, feminisierte Geschichtsschreibung.« (Binder 1999:278). Ana Lydia Vega²⁹ zeigt darin »das tragische Lebensgefühl einer wenig im Lande verwurzelten kreolischen Elite (...), und zwar überwiegend in der Wahrnehmung einer Frau. (...) Die weibli-

23 Pereyra, Emilia: »El inapelable designio de Dios«, Santo Domingo 1998. Erotisch und phantastisch; mit Ironie und Humor wird hier das Durcheinander einer Frauenalltagsroutine und einer fragmentierten und multiplen Realität gezeigt, welche die Sicherheit einer einzigen und persönlichen Mitte als das menschliche Subjekt Konstituierende zerstört. (Vallejo 2002:100)

24 Ramos, Emelda: »De oro, botijas y amor«, Santo Domingo, 1998; In: dies.: »El despojo, o por los trillos de la leyenda«, Santo Domingo, 1984.

25 Vgl. Showalter 1985, Gilbert/Gubar 1979 zu »Mad women in the attic«.

26 García Ramis, Magalí: »Felices Días, tío Sergio«. San José 1986. Dieser in Puerto Rico populäre Roman wurde auch ins Deutsche übersetzt und erschien 1996 in Zürich unter dem Titel »Onkel Sergio«.

27 Vega, Ana Lydia: »Saludo a los niuyorricans« in dies.: »Esperando a Loló y otros delirios generacionales«. Río Piedras, 1994; auch auf Deutsch wurde dieser Text »Gruss an die Niuyorricans« veröffentlicht in Vega, Lydia Ana: »Die Leidenschaft der Geschichte – und andere leidenschaftliche Geschichten.« Hrsg. Wolfgang Binder, Zürich, 1999.

28 Vega, Ana Lydia: »El baúl de Miss Florence: Fragmentos para un novelón romántico.« In: dies.: »Falsas Crónicas del Sur.« Río Piedras, 1991. Auch dieser Text ist übersetzt nachzulesen in Vega, Lydia Ana: »Die Leidenschaft der Geschichte – und andere leidenschaftliche Geschichten.« Hrsg. Wolfgang Binder, Zürich 1999.

29 Ruinen, Wahnsinn, Selbstmord und Tod wie auch rührende Fürsorge, Liebesbeziehungen und Leidenschaft sind in dieser Geschichte zu finden. Der Sohn Charles wählt den Freitod, die Mutter ertränkt sich in geistiger Umnachtung im offenen Meer.

che Perzeption beherrscht die Handlung, was angesichts der (...) Sklaverei besondere Brisanz gewinnt.« (Binder 1999:277) Als Handelnde bleiben die führenden weiblichen Figuren in dieser Geschichte Gefangene ihrer Gefühle und ihrer gesellschaftlichen Umstände.

Auf dem Gebiet der »Geschlechterverhältnisse« bietet Ana Lydia Vega Abrechnung mit dem Machismo, aber auch mit törichten Frauen; Satire auf die perfekte Ehe und auf die traditionellen Rollenzuweisungen an Mann und Frau. Sie paart die Untersuchung von Beziehungen in Ehen und Familien mit Krimi-Anteilen, sowie das Eifersuchtsmotiv mit Grausamkeit oder Spiritismus. Schließlich kommt Erotik vor – bisweilen als Anti-Erotik verkleidet durch detektivische Interventionen.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

In Bezug auf die Entgrenzung des Ethnisch-Nationalen und die Eröffnung des Intim-Privaten möchte ich am Schluss auf vier bemerkenswerte Kontraste aber auch Kongruenzen zwischen inner- und außer-karibischer Erzählprosa aufmerksam machen: bei der hispano-karibischen wie bei der hispano-karibisch beeinflussten Gegenwartsliteratur führen hintergründig Momente großer kollektiver oder individueller sozio-politischer Krisen, wie Migration und Heimatverlust, wie scheinbare Stagnation in den Entwicklungen oder die Erfahrung existentieller Not, zu einem produktiven Prozess im literarischen Schaffen. D.h. es werden hier wie da neue Gemeinschafts- und Gesellschafts-, Geschlechter- und Geschichtskonstruktionen präsentiert, wo Familie und Nation, Subjekt und Existenz auf dem Spiel stehen. Dabei finde ich es wiederum bemerkenswert, wie stark karibisch und wie moderat in den Frauenbelangen die außerhalb der Inseln produzierte Literatur sich gibt; wie offen bzw. kritisch gegenüber der Migration und den USA und wie kämpferisch, ja ketzerisch in der Geschlechtersprache hingegen sich die neuere karibische Literatur zeigt.

LITERATURVERZEICHNIS

Primärliteratur:

Bahr, Aída (1998): »Espejismos.« La Habana.

Bobes, Marilyn (1995): »Alguien tiene que llorar.« La Habana/Bogotá.

Brontë, Charlotte (1847): »Jane Eyre. An Autobiographie.« London.

- Brontë, Emily (1847): »Wuthering Heights.« London.
- Cartagena Portalatín, Aída (1978): »En Maginoth: Masquil de David.« In: dies.: »tablero.« Santo Domingo.
- Cartagena Portalatín, Aída (1978): »La fuerza aniquilada«. In: dies.: »tablero.« Santo Domingo.
- Cartagena Portalatín, Aída (1990): »Die verzehrte Kraft.« In: Gewecke, Frauke (Hrsg.): »Den Tod sterben und das Leben.« Frankfurt am Main.
- Cocco de Filippis, Daisy (ed.) (1992): »Combatidas, combativas, combatientes: antología de cuentos escritos por mujeres dominicanas.« Santo Domingo.
- Colmenares, Constanza (1992): »Sueños de Naftalina.« In: Cocco de Filippis, Daisy (ed.): »Combatidas, combativas, combatientes: antología de cuentos escritos por mujeres dominicanas.« Santo Domingo.
- Condé, Maryce (1995): »La migration des coeurs«. Paris. (dt. »Sturminsel«. Hamburg, 1997)
- Contreras, Hilma (1987): »Entre dos silencios.« Santo Domingo.
- Fernández de Juan, Adelaida (1999): »Clemencia bajo el sol.« In: dies.: »Oh vida«. La Habana.
- Fernández de Juan, Adelaida (1999): »Oh vida.« La Habana.
- Fernández de Juan, Adelaida (2000): »Mitleid unter der Sonne.« In: Strausfeld, Michi (Hrsg.): »Cubanísimo, Junge Erzähler aus Cuba.« Frankfurt am Main.
- Fernández Pintado, Mylene (1999): »Anhedonia.« La Habana.
- Fernández Pintado, Mylene (1999): »El día que no fui a Nueva York.« In: dies.: »Anhedonia.« La Habana. Bzw. dies.: »Der Tag, an dem ich nicht nach New reiste.« In: Strausfeld, Michi (Hrsg.): »Cubanísimo, Junge Erzähler aus Cuba.« Frankfurt am Main.
- Ferré, Rosario (1986): »Maldito amor.« San José.
- Ferré, Rosario (1995/96): »The House in the Lagoon«. New York.
- Ferré, Rosario (1996): »Sweet Diamond Dust.« New York.
- Ferré, Rosario (1998): »Eccentric Neighborhoods«. New York. (dt. »Die Stimmen der Träume«. Frankfurt am Main, 1999).
- Ferré, Rosario (2001): »Flight of the Swan«. New York.
- García Ramis, Magalí (1986): »Felices Días, tío Sergio.« San José.
- García Ramis, Magalí (1996): »Onkel Sergio.« Zürich.
- Gewecke, Frauke (Hrsg.) (1990): »Den Tod sterben und das Leben.« Frankfurt am Main.
- Hernández, Angela (1985/88): »Las mariposas no temen a los cactus.« Santo Domingo.
- Hernández, Angela (1993): »Masticar una rosa.« Santo Domingo.

- Hernández, Angela (2000): »Piedra de sacrificio.« Santo Domingo
- Obejas, Achy (1994): »We came all the way from Cuba so You Could dress like This?« New York.
- Obejas, Achy (1996): »Memory Mambo.« New York.
- Obejas, Achy (2002): »Days of Awe.« New York.
- Pereyra, Emilia (1998): »El inapelable designio de Dios.« Santo Domingo.
- Portela, Ena Lucía (1999): »El pájaro: pincel y tinta china.« La Habana.
- Portela, Ena Lucía (2000): »El viejo, el asesino y yo.« In: »Revolución y cultura«, Nr.1, Jan-Feb. 2000, La Habana.
- Ramos, Emelda (1984): »El despojo, o por los trillos de la leyenda.« Santo Domingo.
- Ramos, Emelda (1998): »De oro, botijas y amor.« Santo Domingo
- Rhys, Jean (1966): »Wide Sargasso Sea«. London. (dt. »Sargassomeer«. München, 1985)
- Suárez, Karla (1999): »Espuma.« La Habana.
- Suárez, Karla (2001): »Gesichter des Schweigens.« Reinbek bei Hamburg.
- Suárez, Karla (2001): »Silencios.« Madrid.
- Suárez, Karla: »Ein Gedicht für Alicia«. In: Strausfeld, Michi (Hrsg.): Cubanísimo, Junge Erzähler aus Cuba. Frankfurt am Main.
- Vega, Ana Lydia (1994): »Saludo a los niuyorricans«. In: dies.: »Esperando a Loló y otros delirios generacionales«, Río Piedras.
- Vega, Ana Lydia (1999): »Gruss an die Niuyorricans.« In: dies.: »Die Leidenschaft der Geschichte – und andere leidenschaftliche Geschichten.« Hrsg. Wolfgang Binder. Zürich.
- Vega, Ana Lydia (1991): »El baúl de Miss Florence: Fragmentos para un novelón romántico.« In: dies.: »Falsas Crónicas del Sur.« Río Piedras.
- Vega Serova, Anna Lidia (1998): »Bad Painting.« La Habana.
- Vega Serova, Anna Lidia (1998): »Catálogo de mascotas.« La Habana.
- Vega Serova, Anna Lidia (2001): »Limpiando ventanas y espejos.« La Habana.

Sekundärliteratur:

- Allatson, Paul (2002): »Latino Dreamers. Transcultural Traffic and the U.S. National Imaginary.« New York.
- Bankay; Anne Maria (2002): »Crossing Boundaries. Race, Gender, Identity in Short Narrative Fiction by Women Writers of the Dominican Republic.« In: Mohammed, Patricia: »Gendered realities: essays in Caribbean feminist thought.« New York. S. 325-333.
- Bhabha, Homi K. (1990): »Nation and Narration.« Routledge.

- Binder, Wolfgang (1999): »Strategien des Gelächters und die Welt der Alltäglichkeit: Nachwort zum Werk Ana Lydia Vegas.« In: Vega, Ana Lydia: »Die Leidenschaft der Geschichte und andere leidenschaftliche Geschichten.« Zürich. S. 273-278.
- Campuzano, Luisa (2004): »Was erzählen Kubas zeitgenössische Autorinnen? Geschlechterverhältnisse in der Literatur seit 1990.« In: Lang, Miriam (Hrsg.): »Salsa cubana – Tanz der Geschlechter.« Hamburg. S. 126-140.
- Gilbert, Sandra M./Susan Gubar (1979): »The Madwoman in the Attic: The Women Writer and the Nineteenth-Century Literary Imagination.« New Haven/London.
- Guzmán, Sandra (2002): »The Latina's Bible. The Nueva Latina's Guide to Love, Spirituality, Family.« New York.
- Herzog, Margarethe (2003): »Lebensentwürfe zwischen zwei Welten. Migrationsromane karibischer Autorinnen in den USA.« Frankfurt am Main.
- Nieves, Myrna (2002): »Atisbando: cinco cuentos.« In: Pérez, Olga Marta y Jiménez Thelma/Blanco, Andrés D. (Ed.): »Mujeres como islas. Antología de narradoras cubanas, dominicanas y puertorriqueñas.« La Habana, Santo Domingo 2002. S. 139-146.
- Pérez, Olga Marta (2002): »Consideraciones sobre una muestra.« In: Pérez, Olga Marta y Jiménez Thelma/Blanco, Andrés D. (Ed.): »Mujeres como islas. Antología de narradoras cubanas, dominicanas y puertorriqueñas.« La Habana, Santo Domingo. S. 9-14.
- Pérez, Olga Marta/Jiménez, Thelma/Blanco, Andrés D. (Ed.) (2002): »Mujeres como islas. Antología de narradoras cubanas, dominicanas y puertorriqueñas.« La Habana, Santo Domingo.
- Poblete, Juan (ed.) (2003): »Critical Latin American and Latino Studies.« Minnesota.
- Said, Edward (1997): »Die Welt, der Text, der Kritiker.« Berlin.
- Said, Edward (2003): »Am falschen Ort.« Berlin
- Showalter, Elaine (1985): »The female Malady. Women, Madness and English Culture 1830-1980.« New York.
- Strausfeld, Michi (2000): »Es gibt nur eine kubanische Literatur«. In dies. (Hrsg.): »Cubanísimo, Junge Erzähler aus Cuba.« Frankfurt am Main. S. 9-16.
- Strausfeld, Michi (Hrsg.) (2000): »Cubanísimo, Junge Erzähler aus Cuba.« Frankfurt am Main.
- Vallejo, Catharina (2002): »Innovación, calidad y riqueza en la cuentística dominicana femenina contemporánea.« In: Pérez, Olga Marta y Jiménez Thelma/Blanco, Andrés D. (Ed.): »Mujeres como islas. Antología de narradoras cubanas, dominicanas y puertorriqueñas.« La Habana, Santo Domingo 2002. S. 89-102.

RÄUME BEGEHEN – GRENZEN ÜBERSCHREITEN

KONSTRUKTIONEN VON RAUM UND GESCHLECHT IN VIER AKTUELLEN ROMANEN VON HISPANOAMERI- KANERINNEN IN DEN USA

Margarethe Herzog

(I) »People were on the move all over Mamá Earth. No place was exactly as wonderful as the people had imagined it would be, so they kept wandering around. Some of these people arrived on an island in the middle of a warm blue ocean. ›This is better than where we were before‹, they said, and they decided to stay.« (Julia Alvarez 2002:120f.)

(II) »Domingo wondered about these migrations, these cross-cultural-lusts. Were people meant to travel such distances? Mix with others so different from themselves? His great-grandfather had left China more than a hundred years ago, penniless and alone. Then he'd fallen in love with a slave girl and created a whole new race – brown children with Chinese eyes who spoke Spanish and a smattering of Abakuá. His first family never saw him again.« (Cristina García 2003:209)

(III) »Did we know that Russia had suffered a coup d'état and that Bolsheviks were in power? We had evidently been at sea at the time and hadn't heard about it. In any case, since we were Russian citizens, our passports were now invalid, because Russia had ceased to exist. (...) ›What does it all mean?‹ (...) ›It means‹, Dandré answered, ›that we, as Russian citizens, are now pariahs without a country. We've become flotsam at the mercy of the waves.« (Rosario Ferré 2001:34ff.)

(IV) »I was looking and looking but I couldn't figure him out. All I know is that I dance, Manolo shrugged. (...) I've got five passports, he said. Don't ask me where I got them. (...) That's how I get around. And wherever I'm going next I'll just get there. But none of that means who I am.« (Ana Castillo 1999:84)

VON TROPISCHEN MÄRCHEN UND MYTHISCHEN ORTEN, VON TRANSATLANTISCHEN MIGRANTINNEN UND ENTGRENZTEN TÄNZERINNEN

Jüngst erschienene Romane namhafter hispanoamerikanischer Autorinnen in den USA bieten ein bemerkenswertes Spektrum an transkulturellen »Settings«. So verbindet

(I) **Julia Alvarez** in *How Tía Lola Came to Visit Stay* (New York 2002) eine nord-amerikanische Kindergeschichte in Vermont mit einem dominikanischen Familienhintergrund. In

(II) **Cristina Garcías** *Monkey Hunting* (New York 2003) wird ein Chinese in Havanna zum Begründer einer über fünf Generationen verzweigten Familien-Migrations-Geschichte zwischen Asien, Afrika und den Amerikas.

(III) **Rosario Ferré** erzählt in *Flight of the Swan* (New York 2001) von einer St. Petersburger Balletttruppe auf Puerto Rico. Diese gerät am Ausgang des Ersten Weltkrieges, zwischen dem Ausbruch der russischen Revolution und der Assoziation der Antilleninsel an die USA, in die Wirren einer »amour fou« ihrer Primaballerina mit einem puertoricanischen Unabhängigkeitskämpfer.

(IV) **Ana Castillo** schließlich verknüpft in *Peel my Love like an Onion* (New York 1999) die Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte einer mexikanisch-amerikanischen Flamencotänzerin mit Elementen von amerikanischer Chicana- und europäischer Gypsy-Kultur.

- Wie werden in diesen Romanen konkret die lokalen Bindungen, wie die globalen Beziehungen der literarischen Figuren gestaltet?
- Welche Bewegungsmöglichkeiten und welche Lebenswirklichkeiten zeichnen sich für die ProtagonistInnen fiktionaler grenzüberschreitender und transnationaler Lebensgeschichten ab?
- Inwiefern werden also in den vorliegenden Prosatexten besondere Räume von bzw. für MigrantInnen, GrenzgängerInnen und transkulturelle Subjekte geschaffen?

Mit diesen Fragen möchte ich mich auf der Textebene der vier Romane den konkreten Motiven von Raum und Geschlecht bzw. der Konstruktion von Räumen in Verbindung mit Geschlechterbildern und -rollen zuwenden. Mein Raumbegriff bezieht sich dabei grundsätzlich auf konkrete örtliche Motive, die Handlungsräume darstellen: kleinere, wie Haus, Zimmer und Küche, Theater, Hotel oder Restaurant, Flughäfen und Bahnstationen, Zug und Schiff etwa; größere, wie Inseln und Länder, die benannt werden, Vorstellungen von Nation und Nationalitäten, die ins Spiel

gebracht werden, Landschaftsbeschreibungen und Reiserouten, die geschildert werden, Kartierungen¹ und Topographien, die erstellt werden. So lassen sich einerseits inner- und intratextuell lokale Bezüge und globale Beziehungen der ProtagonistInnen aufzeigen, andererseits auf einer Mikro- und Makroebene Einblicke in Innen- und Außenwelten gewinnen. Schließlich geht es perspektivisch um die Lebensräume von GrenzgängerInnen². Reizvoll und aufschlussreich ist es dabei, auf die Differenzen bzw. Kongruenzen von Handlungs- und Geschlechterräumen aufmerksam zu machen. Denn die Romanfiguren sind mit geschlechtlichen Zuschreibungen als männliche und weibliche Gestalten sowie mit traditionellen bis progressiven Rollenbildern versehen. Als solchermaßen »ge-gender-te« Subjekte werden sie bestimmten Räumen zugeordnet.

I. JULIA ALVAREZ *HOW TÍA LOLA CAME TO VISIT* STAY: ZWISCHEN NORDAMERIKANISCHER METROPOLENERFAHRUNG UND KARIBISCHEM MÄRCHENLAND

I.1. Lokale Bindungen und globale Beziehungen

Miguel und Juanita, ein »Teenie-Geschwisterpaar«, ist anlässlich der Scheidung der Eltern kürzlich von New York nach Vermont umgezogen. Hier holt sich die berufstätige Mutter für den neuen Alltag Unterstützung von ihrer Tante Lola aus der Dominikanischen Republik. Unter den äußeren Umständen von Trennung, Umzug und anstehendem Besuch werden Erfahrungen und Einsichten von GroßstädterInnen bzw. den in der Großstadt Aufgewachsenen mit denen von KleinstädterInnen und deren anderer Lebenswirklichkeit kontrastiert. »*Their farming neighbors think of New York as a foreign country. Whenever Miguel and his family do something odd, Tom and Becky believe it is due to their having come from ›the city‹.*« (JA 98) Dazu kommen sonderbare Vorstellungen und Wahrnehmungen von einer karibischen Insel bzw. Inselkultur, welche mit der Tante Einzug in den Lebensalltag der Kinder halten. »*It turns out Tía Lola has laid out the garden in the shape of the island! Where her hometown would be on the map, she has planted berenjenas, her favorite vege-*

- 1 Vgl. Ette, Ottmar: Kartierungen einer Welt in Bewegung. In: ders. (2001): Literatur in Bewegung. Velbrück. S. 21-84.
- 2 Ich verwende diesen Begriff im Sinne von Homi K. Bhabha, der in seinen Kulturtheorien MigrantInnen und Marginalisierte in einem besonderen Raum am Rande dominanter Kulturen mit Blick aus der Peripherie auf das Zentrum sieht. Vgl. Bhabha, Homi K. (2004): The Location of Culture. New York.

table, eggplants. For the border between the Dominican Republic and its neighbor, Haiti, she orders a special kind of rosebush without thorns. »For a rosier future between the two countries«, she explains in Spanish. She reserves her hot chili peppers for the spot where the capital would be. »Para los políticos por las mentiras que dicen«. Miguel does not understand.« (JA 67)

Schließlich werden die kontrastiven Erfahrungen von Stadt – Land bzw. die von vertrautem und fremdem Land und Kultur durch wechselseitige Besuche der Kinder mit der Tante in New York beim Vater, in Brooklyn bei den Großeltern sowie in der Dominikanischen Republik bei der Großfamilie bespiegelt. *»(...) in Brooklyn (...) the minute they step [out?] of the subway station, Tía Lola's ears perk up. Everyone is speaking Spanish! (...) Most of the shops have spilled outdoors into the streets. Colorful dresses hang from racks on the sidewalks, and bins overflow with tropical fruits and vegetables, which they have not seen for months in the Grand Union in Vermont. (...) »Tía Lola?« (...) there she is, down the street, under a sign that reads SOUNDS OF QUISQUEYA and LAVANDERIA TROPICAL. Tía Lola is dancing the merengue with one of the shopkeepers right on the sidewalk.« (JA 87ff.)* Während die Tante sich in der neuen MigrantInnenheimat von Miguels Großeltern sofort heimisch fühlt, findet Miguel die ersten Eindrücke von der ursprünglichen Familienheimat, der Dominikanischen Republik, befremdlich aber reizvoll. *»Everything is strange and interesting. They drive into the city past row upon row of wooden market stands. At one stand, coconuts are piled up for sale. At another, pieces of meat and long strings of squirming crabs hang from rods. The smells of cooking food and spices and hot sea air and green vegetation waft into the car. The sea matches the turquoise of the sky, and the houses are painted yellow and turquoise and purple and mint green and pink, and the palm trees are like spraying fountains at the ends of tall, slender trunks.« (JA 137)* Kulturelle Erfahrungen und Verirrungen, Entwicklungen und Entwirrungen werden in Alvarez Roman so gegeneinander ausgespielt, dass lokale Bindungen und globale Beziehungen schachbrettmusterartig neu zusammengefügt und gefestigt werden können.

1.2. Bewegungsmöglichkeiten und Lebenswirklichkeiten

Während die Dominikanische Republik aus einer allwissenden und distanzierten Erzählhaltung heraus mit der angekündigten Tante in das Romangeschehen gebracht wird, wird Vermont als gegenwärtiger Spiel- und Handlungsort und zunehmend »kleine private Welt« der vaterlosen Familie eingekreist. Diese entgegengesetzten Pole von Lebensbereichen auf Mikro- und Makroebene sowie von lokaler Bindung

und globaler Beziehung werden durch die Großstadt New York zur Trias ergänzt. Hier lebt der Vater. Als Künstler gestaltet und repräsentiert er mit seiner Arbeit und seinen Ansichten die US-amerikanische Metropole. Den Kindern erscheint diese – als ihr ehemaliger Geburts- und Wohnort – immer entfernter und entrückter, zugleich reizvoll anziehend. Miguel, der Sohn, eifert mit seinen Vorstellungen dem Vater dort nach. Zwar findet er sich mit seinem aufgeklärten bzw. »emanzipierten« Rollenverhalten auch in den eher weiblich definierten bzw. dominierten häuslichen Raum ein, seine tieferen Sehnsüchte aber transzendiert er in eine kosmische Welt. »*Miguel finds himself alone in a drafty kitchen with all the dirty bowls and plates to wash and the table to wipe. As he cleans up at the sink, he glances out the window at the frosty world outside. Up in the sky, the moon is just the tiniest silver sliver. It looks as if someone has gobbled up most of it and left behind only this bit of light for Miguel to see by. For the first time since he heard the news, he is glad his aunt is arriving tomorrow. It might be nice to have a fourth person – who is still talking to him – in the house, even if her name is Tía Lola*³.« (JA 7)

Der Umzug von New York nach Vermont lässt die Kinder als die Hauptfiguren dieses Jugendromans als entortet, entfremdet und heimatlos erscheinen, denn sie verlieren ihr vertrautes Umfeld. »*Every morning, instead of walking to school as they used to do in New York City, Miguel and Juanita wait for the school bus by the mailbox. It is still dark when they board and drive down the dirt road, past their neighbors sheep farm to town.*« (JA 2) Miguel klagt von Anfang an darüber, kaum neue Freunde zu finden und wie ein Fremder behandelt zu werden. Bei Juanita künden die Puppen von ihrem Verlorenheitsgefühl: »*Back at the house, her dolls are falling asleep in the boxes that Papi has cut and painted into elaborate cradles. Juanita always keeps them in the same place. When Mami or Tía Lola moves them, Juanita gets upset. Her dolls will feel lost if they wake up and find themselves in a new place.*« (JA 121) Anders als ihr Bruder, der in der noch ungewohnten Umgebung die transzendente Welt anruft und Freundschaften einklagt, sucht die kleine Schwester Juanita die familiäre und konkret räumlich-häusliche Anbindung.

Erfahrungen von Fremdheit bis Verirrung macht auch die dominikanische Tante auf ihrer Besuchsreise in die USA. »*She tells me she's at the corner of Stop and One Way!*« (...) *Does she remember how in Vermont they also practiced reading the names of streets at each corner? (...) And then Tía Lola is back on the line with the names of the streets.* »*Estoy en la treinta y cuatro y quinta.* 'She is on Thirty-fourth and Fifth.

3 Inwieweit diese abschließende Sentenz eine sexistische und rassistische Note aufweist, sei dahingestellt.

She is looking up at a very, very, very tall building whose top floor must be heaven's front door!« (JA 79f.) Tía Lola sieht sich nicht nur ihrer vertrauten Umgebung beraubt, sondern auch ihrer Sprache.⁴

Die Schwierigkeiten der Orientierung im Alltag werden auf allen Seiten schnell gelöst: Miguel freundet sich mit Schulkameraden an und wird in die örtliche Baseballmannschaft aufgenommen, Juanita richtet sich in den neuen Familiengegebenheiten ein, und die Tante zeigt sich gegenüber den Menschen und der Welt so offen, dass sie sich mit einem zunächst noch kleinen nachbarschaftlichen Aktionsradios schnell beliebt macht. »*Spring has arrived! There is no keeping Tía Lola in doors. She puts on her bright flowered dress and her high-heel tacones. She ties her yellow scarf around her neck, buttons up her heavy suéter, and sets out to meet the neighbors. ›Tía Lola! Juanita and Miguel run after her. ›Tú no sabes hablar inglés! Someone has to remind their aunt that she doesn't know how to speak English. (...) Blond, shy Becky, who can lift a bale as well as any man, comes out from the barn. She is carrying a small, bawling lamb. ›Ay! ¡Qué cosita más mona! Tía Lola exclaims. What a cute little thing! Soon she has tied her yellow scarf around the lamb's neck. (...) ›Mi buena suerte, Tía Lola explains. Her good-luck scarf. ›I've got a good-luck charm, too, Becky says. ›Except it isn't a scarf but my 4-H bandanna. Miguel has never heard Becky say this many words in the four months they have known her. All trace of shyness is gone as she chats along in English. Tía Lola nods and chats right back in Spanish. The two women aren't speaking the same language and yet they seem to understand each other perfectly!*« (JA 43ff.)

Gravierender erscheinen im Roman *How Tia Lola Came to Visit Stay* die kulturellen Differenzen und Schwierigkeiten auf einer nationalen und globalen Ebene von karibischer Herkunft und amerikanischer Lebenswirklichkeit. Dabei wird die Tante zur Schlüsselfigur für die Erfahrung von Andersartigkeit in Alltag und Familie sowie in der Gegenwart und der Vergangenheit. Sie ist diejenige, die, durch die sonderbaren Dinge, die sie tut, und die skurrilen Geschichten, die sie erzählt, die Kinder an ihre kulturellen Wurzeln heranführt bzw. zurückerinnert. »*Lola tells them all about their large and exciting Dominican family. She tells about their uncle with six fingers who can do anything with his hands, and about their great-grandmother who*

4 Die Episode der in der Stadt und vor den Straßenschildern New Yorks nahezu analphabetisch ratlos verirrten Tante erinnert an die große Diskrepanz, die für die BewohnerInnen in der »Neuen Welt« durch die Erschaffung einer europäischen Kolonial- und Stadtarchitektur und der sukzessiven mit Herrschaftssymbolen aufgeladenen Benennung von Straßen und Plätzen entstand: eine chiffrierte Stadt! Vgl. Rama, Angel: La ciudad letrada. In: Richard Morse/Jorge Enrique Hardey (Hrsg.): Cultura urbana latinoamericana. Buenos Aires, 1985, S. 11-37.

could read the future from looking at the stains in a coffee cup.« (JA 18) Das ursprüngliche Herkunftsland beider dominikanischer Eltern nimmt für die Kinder Juanita und Miguel im Romangeschehen erst mit der Anwesenheit und den Erzählungen der Tante Gestalt an.

Zugleich aber stürzt die Kinder das zunehmende Wissen um den für sie mythischen Ort Dominikanische Republik und ihre dort liegenden kulturellen Wurzeln in eine tiefe Verunsicherung über ihre persönliche heimatlich-räumliche Verbundenheit, ja in eine Identitätskrise. Als Tante Lola die Insel Hispaniola bzw. die Dominikanische Republik in einer märchenhaften Erzählung zum besten Ort auf der Welt stilisiert⁵, zweifelt Juanita: »*So was that their home? (...) She herself isn't sure anymore where she is from. Both her mami and her papi came from the Dominican Republic. She was born in New York and lived there all her life until eight months ago, when they moved to Vermont. So is she from Vermont now?*« (JA 121) Die realen Orte sind es, die Juanita beschäftigen. Einen wirklichen Ort, an den sie – wie ihre Puppen – gehört, sucht sie quasi irgendwo im Nirgendwo. »*Like her dolls, Juanita feels lost when she thinks of all the places she is from. Maybe she will never know where she really, really belongs.*« (JA 122)

Miguel lässt sich im Gegensatz zu seiner Schwester zu Hause in Vermont noch in die entrückten Welten der Tante entführen. »*None of Tía Lola's stories sound exactly true, but Miguel doesn't care. While he listens, he feels as if he isn't in Vermont at all, but in a magical world where anything can happen.*« (JA 17) Einen leise aufkommenden Zugehörigkeitszweifel löst er anlässlich des märchenhaften Angebots der Tante wiederum durch Transzendenz in kosmische und irreale Welten. »*He wonders if things are better on other planets, other stars. (...) It's hard to know what is home anymore. Maybe it would be better to live on some other planet and be some other boy?*« (JA 120) Erst die Reise der Familie in die Dominikanische Republik führt bei Miguel zu einer »echten« Grenzerfahrung: »*The official in his glass booth checks their passports, peering at Miguel and then at Juanita. 'No parecen americanos', he tells their mother. They don't look like Americans. 'We are Americans!' Miguel pipes up. He wonders what makes him a real American. Because he was born in New York – unlike his parents, who were both born in the Dominican Republic? Because he speaks English? Because his favorite baseball team is the Yankees? Because he still*

5 Die Idee und das Phänomen karibischer Inseln als geokulturelle Topoi wurden auch theoretisch von antillanischen Kulturwissenschaftlern beschrieben und in Postmoderne-Theorien mit aufgenommen. Vgl. Benítez Rojo, Antonio (1989): *La isla que se repite. El Caribe y la perspectiva posmoderna*. Hannover/USA. Oder Glissant, Édouard (1981): *Le Discours Antillais*. Paris sowie ders. (1996): *Traité du Tout-Monde*. Paris.

likes hot dogs more than arroz con habichuelas?« (JA 133) Der Konflikt von Blutsbande und Geburtsort, von Ortszugehörigkeitsgefühl und kulturellen Bindungen wird bei Miguel in dem Moment offenbar, wo eine konfrontative Berührung mit den schlummernden kulturellen Wurzeln stattfindet. Wie wird dieser Konflikt gelöst?

1.3. Räume von bzw. für MigrantInnen, GrenzgängerInnen und transkulturelle Subjekte

In dem Maße, wie Miguel mit seinen schwarzen Haaren, seiner braunen Haut und seinem befremdlich klingenden Nachnamen Guzmán – »Gooseman, Quak, quak!« (JA 23) – seine Andersartigkeit gegenüber seinen Schulkameraden in Vermont zu spüren bekam – »*He feels so different from everybody. ›Are you Indian?‹ one kid asks him, impressed.*« (JA 5) – entdeckt er durch die entfernte Verwandtschaft in der Dominikanischen Republik seine Ähnlichkeit mit den Anderen. »*Miguel sees a crowd of relatives standing on the sidewalk outside the terminal. He is surprised they look so normal. He half expected to shake hands with uncles with six fingers and ciguapa aunts wearing braces on their feet. But his relatives have the same noses, mouths, eyes, ears and skin color as Tía Lola and Mami.*« (JA 135) So findet er sich in die provinzielle familiäre Geborgenheit in der Dominikanischen Republik ein. »*He feels suddenly very lucky just riding in the back seat of an old Chevy, squeezed between two cousins, with his mother, his little sister, and his aunt all talking at the same time.*« (JA 138) Zugleich aber bemerkt er seine Unterschiedenheit im familiären Alltag und Umgang, da er z.B. an Mittagsschlaf und brüderlich geteilte Schlafzimmer nicht gewöhnt ist. Er verweigert das Stereotyp als Halb-Dominikaner per se ein Baseball-Naturell zu haben, nimmt aber die familiären dominikanischen Anteile als »Supplement«⁶ im wörtlichen und übertragenen Sinne an: »*(...) now I'm in the D.R. And my Tía Lola says that here you can ask for a ñapa, a little bit more, after you've gotten what you asked for. (...) ›I want Tía Lola to come back home with us.‹*« (JA 143f.)

Juanita hält sich – eher unauffällig im letzten Romanteil – an die vornehmlich weibliche Familienbande und deren Gebaren. Die kulturelle Identitätsfrage löst sie spontan ästhetisch-pragmatisch: »*As they enter the terminal, a band strikes up a merengue. Everyone starts to dance, including Tía Lola and Mami and Juanita. (...) They stand on a long line waiting for their turn. Some of the people have red pass-*

6 Auch diesen Begriff entlehne ich dem Kulturwissenschaftler Homi K. Bhabha: Im Zusammenhang mit Migrationskulturen gegen Defizit- und Differenzansätze verwendet, betont die Vorstellung des »Supplements« die Bereicherung, die eine dominante Kultur durch RepräsentantInnen von etwas »Anderem« in Wechselwirkung erfahren kann. Vgl. Bhabha, Homi K. (2004): *The Location of Culture*. New York.

ports. *Theirs are blue.* ›Why?‹ *Juanita asks her mother.* ›Because we're American citizens. The Dominicans have red.‹ *Juanita feels proud that she has an American passport⁷, though she wishes that Americans had chosen red since that is her favorite color.*« (JA 133)

Einschließlich der Mutter, die mithilfe der märchenhaft vorgetragenen Geschichten aus ihrer alten Heimat in ihre »heile Kinderwelt« zurückfindet, werden die Frauen und Kinder im Roman von Alvarez zu spatialen wie auch spirituellen GrenzgängerInnen. Tía Lola ist dabei mit ihrem kulturen- und geschlechterübergreifenden Verhalten die schillerndste Figur. Mit ihrer »Weltoffenheit« schafft sie es einerseits, differenziert interkulturelle Betrachtungen zu vermitteln, etwa englisch-spanische Grammatik-Regeln über die Geschlechter oder Benimm-Regeln für das Besuchsland: ›*In the middle seat, Tía Lola is going through some last-minute tips on island customs.* ›*Americans shake hands*‹, *she is saying.* ›*But Dominicans prefer a kiss*‹.« (JA 131) Mit ihrem Pendeln zwischen der karibischen und der nordamerikanischen Welt und Kultur, ihrer Bereitschaft zum schnellen sprachlichen wie örtlichen Seitenwechsel, ihrer Fähigkeit »das Eigene im Fremden« zu entdecken bzw. das »Fremde im Eigenen« anzunehmen, verfügt Tante Lola als Titelfigur des Romans und Schlüsselfigur für Miguel und Juanita über das größte transkulturelle Potential in der dominikanisch-nordamerikanischen Kindergeschichte.

Schließlich fungiert Tante Lola sogar im Verborgenen als »Trans-Gender-Subjekt« bzw. »Drag-King«: ›*Standing before them is Santa Claus. He looks different from the American Santa Claus – much more slender, his skin soft brown, his eyes dark and lively. (...) As Santa draws him close, Miguel notices the flash of gold hoops in Santa's pierced ears! (...)* ›*Feliz Navidad*‹, *Miguel says.* ›*Merry Christmas!*‹ *Then he reaches up and plants a kiss right on the beauty mark on Santa's cheek.*« (JA 142ff.) Nicht nur tritt die Tante beim tropischen Heiligabend als Weihnachtsmann auf, sie nimmt sogar in dieser transkulturellen und transvestiten Gestalt den Wunsch und die Bitte Miguels entgegen, doch dauerhaft in das US-amerikanische Zuhause »zurück«-zukehren. ›*Thank you, Santa, for the great trip*‹, *he begins.* ›*But just one thing. When it's over, I want Tía Lola to come back home with us.*« (JA 142) So wird die Tante nach ihrer ersten Besuchsreise in die USA, wieder zurückgekehrt in die Dominikanische Republik, zum hier wie da heimischen transkulturellen Subjekt gemacht. Die letztendliche Transition der Tante in Richtung USA wird im Paratext des Buches von Julia Alvarez angezeigt: *How Tía Lola Came to Visit Stay.*

7 Zum Einsatz des Passes als Bedeutungsträger für kulturelle Identität und Grenzgängertum in den hier behandelten vier literarischen Texten vgl. bereits die Eingangszitate (III) und (IV) sowie die folgenden Abschnitte dieser Untersuchung.

II. CRISTINA GARCÍA *MONKEY HUNTING*: VON EINEM CHINESEN IN HAVANNA ZU FÜNF GENERATIONEN VON MIGRANTINNEN ZWISCHEN ASIEN, AFRIKA UND DEN AMERIKAS

II.1. Lokale Bindungen und globale Beziehungen

Chen Pan ist in Cristina Garcías Roman *Monkey Hunting* der Begründer einer weit verzweigten Familienmigrationsgeschichte über fünf Generationen und vier Länder in einem erzählten Zeitraum von 1857 bis 1970. Transitionen zwischen dem amerikanischen und dem asiatischen Kontinent sowie Transkulturationen⁸ in den unterschiedlichsten Kombinationen und Lebenssituationen ziehen sich als die großen Thematiken durch den gesamten Erzähltext.

Chen Pan verlässt in der Mitte des 19. Jahrhunderts Amoy in China. Angelockt von Mythen über das Wetter und das Wasser, die Frauen und die Fische auf der großen Antilleninsel, heuert er in der Hoffnung auf ein gutes Schicksal und zukünftige Reichtümer als Kontraktarbeiter in Richtung Kuba an. »*Chen Pan never understood what the sight of Havana, with its seductive curve of coast, stirred in him; only that from the moment he arrived, he knew it was where he belonged.*« (CG 62)

Nach seiner Ankunft in Kuba wird Chen Pan zunächst als Sklave verkauft, doch flieht er von den Zuckerrohrfeldern. Mit einem Gebrauchtwarenladen »Lucky Find« schafft er es, in Havannas Chinatown zu einer einträglichen Existenz und Ansehen zu gelangen. Er geht eine Bindung mit der schwarzafrikanischen Sklavin Lucrecia ein und sie bekommen drei Kinder. »*Lucrecia's family was from the Sierra Maestra, and from the Congo before that. Her grandparents had been runaway slaves, cimarrones, like Chen Pan. For years they'd lived in a cluster of bohíos in the mountains outside Guantánamo and had grown okra, corn, pumpkins, and sweet potatoes.*« (CG 169) Lucrecia bleibt Zeit ihres Lebens sowohl dem Boden als auch Chen Pan, ihrem »Besitzer«, verbunden. Sie verlässt ihn nicht, nachdem sie sich als Sklavin von ihm freikaufen kann, sondern legt einen Garten⁹ an. »*In July, Lucrecia announced to Chen Pan that she'd gone to the magistrate to have herself evaluated. Chen*

8 Der Begriff geht auf den kubanischen Anthropologen Fernando Ortiz zurück, der in Abgrenzung von der bis dahin so genannten »Akkulturation« nicht nur die »Entwöhnung« von einer Kultur durch das Verlassen und Eingewöhnen in eine andere wahrnahm, sondern den Kulturenaustausch als wechselseitig bereichernden Prozess annahm. Vgl. Ortiz, Fernando (1940): *Contrapunto del tabaco y el azúcar*. La Habana.

9 Zum Motiv des Gartens vgl. hier bereits I.1. sowie Rodríguez, Ileana (1994): *House/Garden/Nation. Space, Gender, and Ethnicity in Postcolonial Latin American Literatures by Women*. Durham, London.

Pan knew what that meant. Lucrecia wanted to buy her and Víctor Manuel's freedom. »You're free to go today«, he told her. »I won't hold you here against your will.« Lucrecia didn't answer him, but she also didn't leave. Instead Lucrecia planted a garden behind the Lucky Find. Yucca. Taro root. Black-eyed peas. Three types of beans. No ornamental flowers whatsoever. She said she would grow only what they could eat. Chen Pan insisted that she plant chrysanthemums like his great-aunt had in China.« (CG 78)

Chen Pan wird von seinen Landsleuten als wahres chinesisches Transplantat bezeichnet *»Everyone knew him in Chinatown. His regular customers called him un chino aplanado, a Chinese transplant.«* (CG 62). Er bewahrt fernöstliche Traditionen und Poesie, verschreibt sich aber auf seine Art auch immer mehr der Karibikinsel und der kubanischen Kultur. *»Listening to his friends, Chen Pan questioned whether he was genuinely Chinese anymore. It was true that he'd left his sorry patch of wheat half a world away, but in ten years he'd built a new life entirely from muscle and cunning.«* (CG 83) Als er dem Ende seiner Lebtag entgegensteht, zieht er eine Rückreise in seine ehemalige Heimat entschiedenermaßen nicht einmal mehr in Erwägung. *»Over the years, other friends of Chen Pan's had returned to China. They'd taken the ferry to New Orleans, then a train through miles of dusty plains to the western coast of America, and from there a ship for the voyage across the Pacific. It was an expensive trip, but Chen Pan could have afforded it. (...) But where would he go? Whom would he visit? Why would he travel so far just to scratch a bit of long-depleted earth?«* (CG 238)

Bei Lucrecia setzt umgekehrt in den Jahren des Zusammenlebens mit Chen Pan eine zunehmend chinesische »Kulturation« ein. *»Sometimes Lucrecia questioned the origin of her birth, but she didn't question who she'd become. Her name was Lucrecia Chen. She was thirty-six years old and the wife of Chen Pan, mother of his children. She was Chinese in her liver, Chinese in her heart.«* (CG 138) Durch ihr Leben mit Chen Pan – mit chinesischer Sprache, Schrift und Stäbchen einigermaßen vertraut – fühlt sie sich als ein Teil von Chinatown. *»Everything she loved was in Chinatown. The tamales with smoked duck. The fried sweet potatoes, finally chopped. Her favorite dessert was also Chinese – a pound cake with so many sesame seeds it was called chino con piojos, Chinaman with fleas. She was a part of Chinatown now, at peace here, with smells and sounds she'd found so foreign.«* (CG 137) Lucrecia orientiert sich an chinesischen Sitten und Gebräuchen und wünscht an ihrem letzten Lebensabend ihre sterbliche Hülle am liebsten in einem asiatischen Geiste dem chinesischen Friedhof anvertraut, sonst im eigenen Garten verscharrt. *»If you don't want to bury me in the Chinese cemetery, then bury me in the garden. This way I'll*

help the vegetables grow.« How Lucrecia loved her garden! The fig tree with its stubborn roots. The rows of herbs lovingly arranged in brocades of green. (...) Who would take care of it all when she was gone? Only his great-aunt in China had loved her garden more.» (CG 168)

Chen Pans und Lucrecias mittlerer Sohn, Lorenzo Chen, Vertreter der zweiten Generation, bindet sich räumlich, beruflich und familiär zunächst zurück an China, mit einer zweiten chinesischen Frau und drei Kindern wiederum an Kuba. So gehört er zu einer Zwischengeneration von Wandernden zwischen ererbten und erlebten Kulturen. »*His son had returned to Havana a stranger after being a foreigner abroad. Now where could he call home? Lorenzo's skin, Chen Pan supposed, was a home of sorts, with its accommodations to three continents.» (CG 192)*

Im chinesischen Teil von Lorenzos Geschichte kommt mit Chen Fang, der dritten Tochter aus erster Ehe, ein Trans-Gender-Schicksal mit ins Spiel. Denn Chen Fang wird um der Gunst des aushäusigen Vaters Lorenzo und der abergläubischen Nachbarschaft Willen als Sohn ausgegeben. »*Mother dressed me as a boy, treated me as a boy, and soon everyone seemed to forget that I was a girl. She did not bind my feet, and I was allowed to play with the rough boys who caught wild bees in the fields. I did not help in the kitchen. I did not learn how to sew. And only I, of my sisters, went to school.» (CG 90)* Das großzügig freiheitliche Schicksal Chen Fangs qua sozialem Geschlechterwechsel – das auch die Nuance freundschaftlich-vertrauter bis homoerotischer Begegnungen mit einem cantoneser Bordellmädchen und mit einer französischen Hausdame vorsieht – wendet sich dramatisch, als Chen Fang sechzehnjährig von der Mutter zurückbeordert und verheiratet wird. »*It was not easy to become a woman. I was not trained to pour tea or be graceful in the usual deferences. I could not cook, and my sewing was crooked. My hair was wavy and hard to control. Worst of all were my unbound feet. For this, my mother-in-law ridiculed me: »We wouldn't have paid so much for you if we'd seen those clumsy hooves!« This I must say directly. There is no harder work than being a woman.» (CG 96)* Zwischenwelten und Grenzerfahrungen von Mann- und Frausein, in Sex und Gender, werden Chen Fang an Körper und Rollenverhalten zugeschrieben. Kaum verheiratet, wird sie schwanger. Kaum hat sie ihren Sohn Lu Chih-mo geboren (die vierte Generation der Chen-Familie), wird sie getrieben, diesen zu verlassen, zurückzulassen.

Die Grenzerfahrungen Chen Fangs auf der geschlechtlichen Identitäts- und Rollenebene – nicht sein zu dürfen, was sie ist und nicht zu sein, was sie sein darf oder soll –, spiegeln sich einerseits in einem permanenten Leben in einem bloß vorgegebenen Sein: »*I pretended to be a boy for so long. This is what men do: pretend to*

be men, hide their weaknesses at all costs. (CG 96) »I pretend to be a widow. I pretend to be childless. And so people do not concern themselves with my live.« (CG 101) »How could I stand to walk the dreary corridors of that school, pretending to be a teacher? Pretending tranquility?« (CG 146) Andererseits sind Chen Fangs Identitäts- und Rollenwidersprüche mit ihren unterschiedlichen kulturellen Wurzeln und dort einmal männlichen und einmal weiblichen RepräsentantInnen verknüpft: Chen Fang weiß durch ihren Großvater Chen Pan und den Vater Lorenzo um die freiheitlichen Wege nach Kuba, durch ihre Mutter und Schwiegermutter aber ist sie an China gebunden. Der Begriff der Heimat erschließt sich ihr umso weniger, als sie herren- und heimatlos gemacht ist. »As a woman alone, a teacher of literature, I lived simply, learning to endure absence like a continental thirst. I longed for my father in Cuba (...). In China women do not stand alone. They obey fathers, husbands, their eldest sons. I lived outside the dictates of men, and so my life proved as unsteady as an egg on an ox.« (CG 226) Zeit ihres Lebens bleibt Chen Fang in China, Gefangene ihres Geschlechts, die wider die Gesetze ihres Geschlechts lebt. »In China they say the greatest glory for a woman is to bear and raise sons for the future. So, where, I ask, is my place? I am neither woman nor man but a stone, a tree struck by lightning long ago.« (CG 149) Am Ende ihres Lebens fühlt sich Chen Fang entwurzelt und ihrem Land fremd, zugleich als im Lande Gefangene. 72-jährig sehen wir sie als Opfer der Umstände ihres Lebens und ihres Erbes, ihrer Gefühle und der Geschichte schließlich der Realität der chinesischen Revolution ausgesetzt, deren neues Regime sie verhaften lässt.

Auf Domingo Chen schließlich, dem jüngsten Glied in der langen Familienkette der Chens, werden alle kulturellen Elemente und transitorischen Momente aus fünf Generationen Familienmigrationsgeschichte vereint. Domingo ist wiederum ein Enkel von Lorenzo Chen, diesmal aus zweiter Ehe: als Sohn von Pipo Chen und Idalia Quiñones. »»Hey, where you from?« the nurse asked him when the music finally stopped. Domingo wanted to answer her, to say that his blood was a mix of this and that. So how was he supposed to chose who he wanted to be? »Cuba«, he said. »I'm from Cuba.«« (CG 47) Mit afrikanischen und asiatischen Kulturanteilen bei den Eltern in Guantánamo aufgewachsen, emigriert Domingo 18-jährig mit seinem Vater nach New York. Hier verdingt er sich alsbald bei der US-amerikanischen Armee und gelangt so als Söldner nach Vietnam. Als eine Art Städte-, Schlachten- und Weltenbummler ist Domingo in *Monkey Hunting* diejenige Figur, die in der variationsreich ausgestalteten Geschichte von MigrantInnen und GrenzgängerInnen am weitesten herumkommt. »»Where are you from?« she demanded. »Cuba«, he said. »I'm from Cuba.« He was tired of explaining this to everyone. »What happened to you?« Tham Thanh

Lans's voice was pitched high and thin, like an Okónkolo drum. Domingo didn't know where to begin – how he carried the darkness inside him now, how trampling on plants made him cringe. He wanted to talk about the forests of rubber trees he'd seen, about the elephant grass and flame vines that reminded him of Cuba. In Vietnam, he'd noticed, everything flowered all at once, not on fits and starts like deciduous New York. At what point had all this foliage turned to camouflage?» (CG 156)

II.2. Bewegungsmöglichkeiten und Lebenswirklichkeiten

Die räumlichen Transitionen und kulturellen Translationen¹⁰, die Cristina García ihre Figuren in *Monkey Hunting* in großem Maßstab ausführen lässt, werden von Generation zu Generation weitergetragen und in immer kleineren Maßstäben verankert und relevant.

So korrespondiert Chen Pans transatlantische Schifffreise mit seiner antillanische Landnahme. Während der Überfahrt von China nach Kuba wird das von Männern voller Hoffnungen besetzte Schiff zunächst der zunehmenden Perspektiv- und Trostlosigkeit des Meeres ausgesetzt. Trost und Umarmung durch Himmel und Meer erfahren nur die, die durch Selbst-/Mord oder Tod/-schlag über Bord gehen, um sich so mit den geistigen Welten des sich entfernenden Ostens wieder zu verbinden: visionäre Rettungs-, Erinnerungsorte, mythische Frauen- und Märchenorte. Gegenimpulse zur physisch-existentiellen Hoffnungslosigkeit für die am Leben bleibenden Schiffsreisenden bringen die symbolisch aufgeladenen geographischen Anhaltspunkte an Land: Amoy, Avila, das Kap der guten Hoffnung. Die schwindenden chinesischen Orte werden auf der literarischen »Seekarte« nur grob angedeutet, erscheinen meist abgekürzt und als Unterscheidungsmerkmal von verschiedenen Personen und Charakteren. Die karibische Topographie hingegen wird detaillierter angesteuert. Nach der anfangs Männer-besetzten Schiffs- und Meereswelt erzählter Gegenwart, der erinnerte und visualisierte Frauenwelten und -figuren in Haus und Hof, Feld und Garten, Bett und Poesie gegenüberstanden, werden die Annäherung an die karibische Küstenlinie und die konkreter werdenden Vorstellungen vom kubanischen Straßenleben mit weiblichen Bildern konnotiert: »*Sometimes the men spoke wistfully of the road-side flowers who awaited them in Cuba, easy amber-colored whores who opened their legs for their own pleasure, expecting nothing in*

10 Der kuba-amerikanische Kulturtheoretiker und Literat Gustavo Pérez Firmat prägte im Zusammenhang mit Migrationsprozessen den Begriff der »Translation« als ein Übertragen von Sprache und Kultur in der wörtlichen und sinnbildlichen Bedeutung. Vgl. Pérez Firmat, Gustavo (1989): *The Cuban Condition. Translation and Identity in Modern Cuban Literature*. Cambridge.

return. For all that it had cost him, Chen Pan couldn't remember his one night with the dancing girl in Amoy. There were only memories of his mournful wife. The ship passed through the Straits of Sunda without incident, then followed the verdant curve of Africa before veering west across the Atlantic. In St. Helena they stopped for fresh water, continuing to Ascension, Cayenne, the Barbadian coast, and Trinidad. (...) When the ship finally reached Regla, across the bay from Havana, Chen Pan climbed to the top deck to get a better view. It was a hot, sunny morning, and the city looked like a fancy seashell in the distance, smooth pink and white.« (CG 19f.)

Nachdem Chen Pan in Havanna angekommen und sesshaft geworden ist, durchmisst er die Straßen der Stadt immer wieder zu Fuß. Seine Beschreibungen kubanisch-chinesischer Lebensart werden von denen Lucrecias, die es ihm gleichtut, ergänzt.

Durch Lorenzo, den jüngsten Sohn Chen Pans und Lucrecias, erhalten wir sowohl Beschreibungen von China als auch von Kuba. Den mütterlichen wie den väterlichen Kulturtraditionen gegenüber offen, fühlt er sich zum chinesischen Heilkundigen berufen und verbindet als solcher in seiner Person und in seinem Leben beide Kulturräume. »By the time their son was nine years old, he was treating all kinds of ailments. Chen Pan put him to study with the herbal master from F---, whose speciality was curing consumption.« (CG 131) Er studiert in China, heiratet und bereist die Heimat seines Vaters. »Lorenzo had journeyed to Chen Pan's village by sedan chair and spice-wood boat. The children there had been barefoot, their heads full of lice, their bellies swollen with hunger and worms.« (CG 191) Er kehrt zum zweiten Mal verheiratet nach Kuba zurück, bereichert das Land mit seinem theoretischen und praktischen traditionellen chinesischen Medizin-Wissen und bereist es nun im Zug zusammen mit seinem alten Vater. Die kulturelle Kreuzung asiatisch-afrikanischer Ursprünge, die in Lorenzo als Vertreter der zweiten Migrationsgeneration zur antillanischen Synthese gelangt, spiegelt sich in den Wegen und Weisen, wie Lorenzo die Kulturgebiete durchkreuzt und physisch wie auch spirituell (mit Kindern und Können) gegenseitig befruchtet. Einzig die sich wandelnde Zeit und die sich wandelnden Vorstellungen und Richtungen der wandernden Menschen weisen ihm hier in der Funktion eines Heilkundigen eine ungewisse Zukunft. »The number of Lorenzo's clients was dwindling. Few Chinese were immigrating to Cuba, preferring instead to go to the United States. Chen Pan knew that most of the old former coolies, like himself, had died or gone back home for good. These days, there were more funerals than births in Chinatown. The younger generations hardly considered themselves Chinese. And they preferred more modern medical methods, too, demanding overnight results even if it ended up killing them.« (CG 199)

Durch die in China lebende Tochter Lorenzos, Chen Fang, erhalten wir in Cristina Garcías Roman gewissermaßen ein Pendant zu Chen Pans Länderbeschreibung: Chen Fang schildert einerseits ihren chinesischen Lebensraum, die ländliche Umgebung eines Bergdorfes sowie ihre Stadterfahrungen in Canton und Shanghai. Andererseits fokussiert sie im Makromaßstab auf Cuba, als das Land der Träume und Märe von ihrem Vater und ihrem Großvater. »Once he [Lorenzo] sent us a photograph of our grandfather, Chen Pan. I had heard many stories about him. That he had been kidnapped in China and enslaved on a large farm in Cuba. That he had escaped the farm after killing three white men. That he had survived for years as a fugitive in the woods (...). That he became rich after saving a Spanish lady's honor, although he never succeeded in marrying her. (...) ›Will I ever get to meet him?‹ (...) From an early age I dreamed of running away, of joining my father in Cuba.« (CG 91) Chen Fang liefert also Geschichte und Geschichten der Familie und ihres Lebens aus umgekehrter Perspektive. Komplementäres Gegenstück, ja Gegengewicht zu Chen Pans Erzählung – mit einer allwissenden Erzählhaltung in dritter Person – als einzige weibliche und Ich-Erzählstimme. Wie also ist ihre Lebenswirklichkeit, sind ihre Bewegungsmöglichkeiten gestaltet?

»Heim«, wozu Chen Fang als vermeintlicher Junge in der Schule im Kalligraphie-Unterricht früh das Schriftzeichen als Schlüssel entdeckt, entpuppt sich in der fraulich-familiären Lebensrealität Chen Fangs als Ort der Einkerkierung und Unterdrückung. Hier wird sie von ihrer Schwiegermutter gegängelt und verlacht, eingesperrt und erniedrigt, da sie weder als Schwiegertochter noch als Schwangere traditionellen weiblichen Erwartungen entspricht. Der Blick aus dem Fenster über den Garten zum Horizont der ländlichen Umgebung kündigt bei ihr – im Gegensatz zur Sichtweise des Großvaters, dem der Himmel über den Meeren und der Garten seiner Frau geistige Rückbindung, Erbauung und Errettung versprach – von Bedrückung/Existenzangst und Todesahnung. »I looked out the window. The garden was bright with peonies, their stems bending with heavy blossoms. I thought of how flowers in full bloom were most ready to die. The sun was setting. The horizon, it seemed to me, neatly divided the living from the dead.« (CG 97) Errettung in Form von Aufklärung, Kultur und Freiheit verheißen für Chen Fang die Städte: Canton und Shanghai. Hier erfährt sie Verbundenheit und Zärtlichkeit mit Frauen, Kunst und Weltoffenheit in der Oper und auf dem Marktplatz, schließlich die Möglichkeit ein einigermaßen selbstbestimmtes Leben als Lehrerin zu führen. Havanna – die Stadt ihrer (Groß-)Väter – ist für sie gleichermaßen als Kulturmetropole mit weiblich-freiheitlichen Insignien versehen. »There were other tales about Cuba. (...) How gold was so plentiful that the Cubans used it for buttons and broom handles.

And when a woman fancied a man, she signaled to him with her fan. In Havana, the women chose whom they would marry and when. Everything I heard about Cuba made my head revolve with dreams. How badly I wanted to go!» (CG 92) Erfüllung aber erfährt Chen Fang mit ihren Träumen in ihrem Leben nicht. »*My life is not a woman's life. I live like a man, like less than a man, alone in my two rooms.*« (CG 148) Entsagung und Verleugnung bleiben vorherrschend in Chen Fangs gebrochenem transkulturellen und trans-sexuellen Schicksal. Persönlich wie räumlich erscheint sie am Schluss ohne Bewegungsmöglichkeit, eingesperrt in einer Zelle, ausweglos isoliert. Einzig der Traum von Kuba verschafft ihr noch Hoffnung und Verbindung zu ihrer Familie.

Auf besondere Weise bewegt zwischen Mikro- und Makroebenen, Innenräumen und Außenräumen, zwischen Innerlichkeit und Außenwahrnehmung wird Domingo Chen, der Urenkel Chen Pans. In filmartigen Sequenzen greifen seine Lebensgeschichte und Liebesabenteuer ineinander, überlagern Erlebnisse in Vietnam und den USA Erinnerungen aus Kuba und China, wechseln männliche Perspektiven mit Schilderungen von Frauengestalten und Frauenräumen ab, brechen in monologische Innigkeit äußere Ereignisse herein. »*Domingo delicately licked Tham Thanh Lan, pushing the tufts of her hair aside with his tongue. 'I'm sorry', he murmured. 'T'ôi nghĩêp', he repeated in Vietnamese. He thought of the pygmy boas that he used to spot by the Río Guaso. Majacitos bobos. (...) Domingo was from the Río Guaso, from the grasses where the snakes lay in wait, from the palm trees where the boisterous parakeets lived, flashing the red patches beneath their wings. He'd spent his whole childhood by that river, assuming he would never leave, swimming beneath its tents of whispering trees. Domingo burrowed his face deep between Tham Thanh Lan's legs, breathed in her sorrows, longed for forgiveness himself. He heard the yelping of a dog on the street, then nothing but Tham Thanh Lan's mournful pleasure.*« (CG 160) Die Beschreibung der Begegnung zwischen Domingo und Tham Thanh Lan, der Freundin eines gefallenen Mitkämpfers in Saigon, erfolgt in sich steigernden erotischen Roman-Episoden: Jeder Schritt der Annäherung an die junge Frau in ihrer Bordell-Behausung wird von inneren und äußeren Eindrücken begleitet bzw. unterbrochen und so mit Spannung aufgeladen. Wie in Domingos Kopf Gedanken und Bilder von früher, wie in die geschlossene Szene vertrauter Zweisamkeit Personen und Vorkommnisse von draußen, so dringt in den Frauenraum und -körper Domingo als Mann ein. Die Raum- und Naturbeschreibungen werden immer inniger und intensiver, passend zum Szenarium von Zärtlichkeit und Vereinigung. Danach wacht Domingo über den Schlaf der unmittelbar schwanger gewordenen Tham Thanh Lan und beschließt, sich weiterhin ihrer anzunehmen.

Doch während die Vietnamesin von Gelüsten und Launen getrieben wird, nimmt Domingo wieder sein Leben als Söldner mit allen Lastern und Leiden auf. Es wachsen seine Sehnsüchte nach Kuba und seinen familiären Wurzeln und zugleich die Zweifel an seinen zukünftigen Verpflichtungen. »*That night, as he studied Tham Thanh Lan's enlarged body, Domingo grew frightened. How could he become a father? He hadn't been able to protect his own father, much less finish being a son.*« (CG 212) Die »kleine Welt« Tham Thanh Lans – ihre Wohnung und ihre Schwangerschaft – wird ihm zu eng. »*Suddenly everything seemed small to him, cramped like a little cage – the toy bed and coverlet, the kitchen table no bigger than a drum.*« (CG 214) Domingo geht auf Distanz: zu sich, zu Tham Thanh, zu ihrer Welt, zu Vietnam. »*Domingo watched himself watching Tham Thanh Lan from a distance, like a ghost on the other side of a river bank. (...) Her tiny feet began paddling the air. And so you go, never to come back. Did he imagine her saying that?*« (CG 218) Als einer, der einige Grenzen überwunden, unzählige Länder betreten, und eine Vielzahl von Frauen »bestiegen« hat, entscheidet sich Domingo weiterhin für seinen Weg als Wanderer und Weltenbummler. »*He needed to go away, to leave her like another country.*« (CG 217)

II.3. Räume von bzw. für MigrantInnen, GrenzgängerInnen und transkulturelle Subjekte

»Alle träumten von Kuba ...« – so könnte in Anlehnung an den deutschen Titel der berühmten Auswanderergeschichte »Gallego« des kubanischen Romanciers Miguel Barnet der Schluss zu Cristina Garcías neuem Roman lauten¹¹ – und fortgesetzt werden: »... einige verwirklichten ihren Traum und lebten gut in Kuba«. Von Chen Pan und Lucrecia, über Lorenzo, Chen Fang und schließlich Domingo Chen verbindet alle im Vordergrund stehenden ProtagonistInnen in *Monkey Hunting* etwas mit Kuba:

Für Chen Pan ist Kuba der anfängliche Zielort seiner Migration und bleibt bis zum Schluss der Erfüllungsort seiner (und Lucrecias) gelungenen Transkulturation. Als der erste und älteste Migrant der Chens blickt er am Ende seiner Lebtag mit Verbundenheit auf seine alte Heimat China und ihre Geisterwelten, zugleich auf ein

11 »Biografía de un Cimarrón« (1966), deutsch »Der Cimarron« (1969) – die »Lebensgeschichte eines entlaufenen Negerklaven aus Cuba von ihm selbst erzählt« – und »Gallego« (1981), deutsch »Alle träumten von Cuba« (1981) – »Die Lebensgeschichte eines galicischen Auswanderers« – von Miguel Barnet könnten den Titeln und den Texten nach gleichsam für zwei Romane von Cristina García Pate gestanden haben: für den letzten, »Monkey Hunting«, wie auch für den ersten »Dreaming in Cuban« (1992).

gegenwärtiges Kuba, in das er sich zu Lebzeiten eingeschrieben hat. Die Frage der räumlichen Heimat erscheint ihm nicht mehr wesentlich. Das Leben auf Kuba und das Weltgeschehen¹² gehen weiter, sein Geist und seine Wurzeln leben in späteren Generationen weiter: »*Perhaps home was in the blood of his grandsons as it traveled through their flash.*« (CG 192) Wesentlich für Chen Pan ist die Frage, an welcher Stelle sein Lebensabend sich zum Ende neigen möge, da er sich unsterblich fühlt. So hat Chen Pan die Grenzen von Raum und Zeit überwunden und zugleich seine kulturellen und religiösen Werte und Welten zu einem translokalen Vermächtnis verbunden.

Für Lorenzo ist Kuba der Geburtsort, von dem aus er in Richtung seiner zweiten Heimat China aufbricht und an den er wieder zurückkehrt. Als Wandernder sucht er die Kreuzungen seines Lebens auf, geht sie kreuzweise ab, und schafft die kulturelle und spirituelle Verbindung asiatischer, afrikanischer und antillanischer Lebensvorstellungen.

Für Chen Fang ist Kuba ein visionärer Ort, an dem Familienwurzeln liegen, den sie von Kind an bis ins hohe Alter hinein aufsuchen möchte. »*I am old and very weak, but I want to live in the world again. (...) If I survive, I will search for my family in Cuba. (...) And I must teach myself Spanish! Who knows if my Cuban family can speak Chinese?*« (CG 232/233) Damit übernimmt sie geradezu telepathisch einen komplementären Gedanken Chen Pans. Denn er mutmaßte über sie als den vermeintlichen Enkelsohn in China: »*Perhaps one day the boy would come to Cuba and teach them all Chinese.*« (CG 187) Das Motiv des Sprachenwechsels bzw. -austauschs steht hier für ein Konzept wechselseitiger Transkulturation.

Für Domingo Chen schließlich ist Kuba nicht nur sein Geburtsort, sondern der Herkunftsort, auf den er sich immer wieder beruft, und an den ein jeder anderer Ort in der Welt, an den er gelangt, Erinnerungen in ihm wachruft.

So fungiert Kuba in Cristina Garcías *Monkey Hunting* als ein mythischer dritter Ort, an dem MigrantInnen zur Ruhe kommen, an dem Transkulturationen zu einer gelungenen Synthese gebracht werden, an dem die nach ihrem Ursprung Suchenden sich jenseits der Grenzen von Zeit und Raum aufgehoben fühlen.

12 Interessant ist an dieser Stelle die historische Situation, die hier mit der Wahrnehmung des ersten Weltkrieges und seiner Auswirkungen auf den karibischen Raum, fast gleich wie bei Rosario Ferré beschrieben wird: »*There was a revolution in Russia and a war between Germany and most of the world. China had sent troops to the Western Front to dig trenches, bury cadavers, do the work no one else would do. In Cuba the war meant the price of sugar was soaring.*« (CG 246)

III. ROSARIO FERRÉ *FLIGHT OF THE SWAN*: VON EINER PETERSBURGER BALLETTTRUPPE AUF PUERTO RICO IM WIRBEL DER WELTGESCHICHTE

III.1. Lokale Bindungen und globale Beziehungen

Auf der dritten großen Antilleninsel, Puerto Rico, spielt der neueste Roman *Flight of the Swan* von Rosario Ferré: Eine Petersburger Primaballerina – Madame Niura – gerät hier während einer Tournee mit ihrer Tanztruppe 1917 in die Wirren einer Liebes- und der Weltgeschichte.¹³ Im Flash-Back erzählt Masha, die langjährige Haushälterin, engste Vertraute, ehemalige Schülerin und ständige Begleiterin der Ballerina, die Geschichte ihrer »Herrin« zwischen 1897, dem Kennenlernen, und 1932, da sie die Nachricht des Todes erreicht. Die Mutter der Ersten Tänzerin, Lyubovna Fedorovna, sowie der puertoricanische Schuster und spätere Ehemann Mashas, Juan Anduce, werden als Erzählstimmen für kurze Kindheitsepisoden und puertoricanische Landeseindrücke hinzugezogen. Daneben bevölkert eine Vielzahl von Nebenfiguren die Szene(n): russische Protégés und Gauner, Kriminelle und Korrupte, puertoricanische Gouverneure und Gönnerinnen, Intellektuelle und Militante, ein korsischer Betrüger und ein italienischer Impressario, schließlich schillernde und illustre Figuren aus dem Tanztheater. »*The company was made up of twelve girls and six boys who danced in the chorus. (...) Novikov was our ballett master and Madame's partner on stage. (...) Novikov, fortunately would never fall in love with her; he liked buns much better than breasts. (...) Although our female dancers all had exotic Russian names – Katia Borodina, Maya Ulanova, Egorova Sedova, Nadja Bulova – two of them were actually shy English girls and had been trained by Madame in recent years.*« (RF 30)

Disziplin und Autonomie in der Kunst und in der Liebe, Anspruch und Wirklichkeit in der Politik und im Leben sind die großen Themen des Romans, in die Motive wie Missbrauch und Inzest, Macht und Verrat hineinspielen. Im großen kulturellen Kontext geht es um die Bespiegelung europäischer Mythen und karibischer Tropen-Topoi: »*the island's lushness*« (RF 5), die üppige Natur und die (legendäre) wunder-

13 Es ist der Beginn der russischen Revolution, der das Ende des zaristischen Russland bringt; es ist die späte Phase des Ersten Weltkrieges, in der es zur Kriegserklärung der USA an Deutschland kommt; es ist der Zeitpunkt, zu dem die BewohnerInnen des »Frei assoziierten Staates« Puerto Rico per »Jones Act« zu US-amerikanischen Staatsbürgern erklärt und direkt in den Krieg mit hineingezogen werden. »*The Americans joined the war in Europe, and Puerto Ricans were urged to volunteer.*« (RF 81)

bare Wirklichkeit Puerto Ricos, »*baroque, tropical paradise*« (RF 81), werden beleuchtet.

Der Fokus der Erzählung *Flight of the Swan* liegt auf der »Insel« mit der Hauptstadt San Juan, wozu Russland bzw. St. Petersburg einen Gegenpol bilden. »*I have lived for fifteen years on this island, almost half as long as I lived in Russia. I still love the color red, as all Russians do – russ, after all, means red, something few people realize because it's so obvious – but my Russian heart is beginning to feel stifled. Incredibly enough, I am growing tired of this island's splendid sun and I miss winter. I would give anything to hear its silence, the stillness that precedes the blizzard, oblivion's snowflakes sifting quietly over my graying head.*« (RF3/4) Zwischen den entgegengesetzten Lebensräumen werden beständig Vergleiche angestellt, Biographien abgeglichen, Handlungsstränge verflochten, nicht zuletzt Verbindungen unter den Personengruppen gesucht. Zur »Paarbildung« kommt es zwischen Niura, der Primaballerina und Diamantino Márquez, einem jungen engagierten Intellektuellen auf Puerto Rico, sowie zwischen Masha, der Haupterzählerin, und Juan Anduce, einem stadtbekannten Schuster auf der Insel.

Niura und Masha, die russischen Hauptprotagonistinnen, teilen ihre Herkunft aus einfachen und familiär problematischen Verhältnissen. Über Niura berichtet die Mutter: »*Niura was a premature baby, Lyubovna said (...) We lived in Kolomenskaya Street then, where I did the laundry for several well-to-do families. One of them was the Poliakovs, a very wealthy Jewish family. One day I saw the son of the family come out of the house and he followed me to the apartment on Kolomenskaya Street. (...) He closed the door after him and asked my mother to go out and get him a pack of cigarettes. As soon as we were alone, he pushed me on top of the bundle of dirty clothes I'd been carrying and raped me.*« (RF 38) Niura weiß um diesen familiären Hintergrund, verheimlicht ihn aber, um im zaristischen Russland Karriere als Balletttänzerin machen zu können. Masha, ebenfalls eine Frau mit einer Missbrauchs-Geschichte, sucht den Kontakt zu jener: »*Madame and I have known each other from way back. I'm the daughter of a Russian peasant from Minsk who used to beat me with a poplar branch every time he got drunk. I survived thanks to a traveling merchant who went by the house one afternoon and saw him beat me. (...) A few years went by and I was perfectly happy, but when I turned sixteen, the merchant raped me and began to beat me. Eventually I went to Madame's apartment and knocked on her door. It was 1897 and Madame had just opened a small ballet school at home, and she took in private pupils.*« (RF 6)

Mit der Erzählperspektive von der russischen Balletttruppe aus bleibt die Perspektive auf Puerto Rico die von BesucherInnen auf der Insel. Schon bei der Annähe-

nung an Puerto Rico vom Schiff aus wird der Anblick San Juans vom Andenken an den Petersburger Dunst überlagert. »As we neared the fortified city of San Juan, the light became even stronger, refracted by the looming medieval walls and ramparts. Madame turned her face toward the sun's rays and closed her eyes. I imagined she was thinking of St. Petersburg. (...) »If only I could absorb this sunlight and take it with me when I leave!« Madame said. »Maybe that way I could get rid of the periodic depressions that visit me, when I feel lost in the St. Petersburg mist.« (RF 25) Die kulturellen Gegensätze werden im Laufe des Romangeschehens immer weiter ausgespielt und von der russischen Seite aus mit Überheblichkeit versehen. »That morning they hadn't had their exercise class, so they decided to race the train. Six amazons, their golden manes trailing in the wind, ponytails flicking from side to side, the muscles of their legs rippling under their short exercise tunics. (...) People on the island were easily amazed by us. They weren't used to Russian women, who are often as brawny and strong as the men and capable of any physical feat. Everything here seemed minuscule to us, coming from the Russian steppes, where distances are measured in thousands of kilometers.« (RF 110)

Als Mittler-Figur zwischen den Kulturen bzw. als einheimischer Fremdenführer fungiert Juan Anduce. Er zeigt Masha die Stadt San Juan, erklärt ihr puertoricanische Geschichten und Bräuche. »The shoe repair was two blocks away from La Casa de las Medias y los Botones, and the first time I visited Juan I asked him why that store was always so full of people. (...) Juan looked at me, a curious expression on his face. »That's something you only understand when you live on an island, my duck. Sanjuaneros are always giving carnivals and costume balls and dressing up as something or other, because they're always trying to get away.«¹⁴ (RF 76) Juan spricht hauptsächlich Spanisch, aber auch sehr gut Englisch, und weist ein genuin karibisches Kulturerbe auf (vgl. dazu hier III.3.). Die Großeltern mütterlicherseits waren ein Fischer und eine Sklavin, die Eltern Tabakpflanzler. So verfügt Juan in der Romanerzählung und als Erzählfigur über alle landesrelevanten Kenntnisse von der Stadt bis zur Küste, von den unwegsamen Mangroven bis zu den geheimnisvollen Kordilleren. »Juan answered all my questions about the island: about its mountains, its rivers, the towns that peppered its valleys. He loved to talk about the capital more than anything. (...) He also loved to talk about the bay, about its many lagoons, linked to each other by mangrove labyrinths and whispering canals.« (RF 185f.)

14 Auf die Besonderheit eines historisch-geographischen Inselverständnisses, des »Insularismus«, hat Ulrich Fleischmann hingewiesen: die Insel wird als ein »Isolat« erfahren, was Fluchttendenzen nach sich zieht. Vgl. Fleischmann, Ulrich: Insularités – Observation sur les dimensions spatiales des sociétés créoles. In: Ulrich Fleischmann/Ineke Phaf (Hg.): El Caribe y América Latina: Actas del III. Coloquio Interdisciplinario sobre el Caribe efectuado el 9 y 10 de noviembre de 1984. Frankfurt a.M. S. 32-42.

Schließlich weiß Juan auch aus eigener Erfahrung von der frühen Migrationsgeschichte der PuertoricanerInnen in New York zu berichten. Nach dem Tod seines Vaters schiffte er sich als Kontraktarbeiter für die »Tampa Tobacco Company« auf dem Dampfer »California« ein,¹⁵ schlug sich nach New York durch und stieg in einer kleinen Tabakfabrik zum Vorleser auf. »Juan felt unwelcome first. He had arrived from the island recently, while most of the men there had spent fifteen or twenty years scuttling under the skyscrapers, struggling not to perish in the freezing winds that wrapped their thin flannel overcoats around their bodies like paper envelopes. Soon he found them friendly enough, however. Puerto Ricans were close as ticks; they stuck together like dandruff, and left their doors open to friends in need.« (RF 194)

Eine unglückliche Liebesgeschichte bringt Juan zurück in seine Heimat. Dort bleibt er als Schuster in San Juan mit seiner Werkstatt »La Nueva Suela« – »die neue Sohle« – sein restliches Leben lang seinen Leisten und dem heimatlichen Boden und verbunden. Hier macht er Masha zu seiner Frau. Sie spricht am Beginn des Romans von »our island« (RF 3). Nach dem Tod Juans aber holt sie das Gefühl »bodenlos« verloren zu sein wieder ein. »Time erases everything and at the end we are left with nothing. I refuse to become a ghost, a woman without a country, without love and without memories, clutching at my own shadow.«¹⁶ (RF 4)

Als originär puertoricanische Figur erscheint neben Juan Anduce der Protagonist Diamantino Márquez. Mit Spitznamen »El Delfín« – im wörtlichen Sinne besagtes Meerestier, im übertragenen Sinne ein Kronprinz, im Romangeschehen ein weniger Bohemien und tatsächlich veränderter Nachfolger des Premierministers – verkörpert dieser die politische Gegenwartsgeschichte Puerto Ricos mit all ihren diplomatischen Verstrickungen und familiären Intrigen. Er versteht sich als junger Künstler und Intellektueller, und bekommt als solcher einen reizvollen Widerpart zur Primaballerina. »Diamantino Márquez, mucho gusto«. The young man shook her hand. »I'm a journalist and a poet, and I also play the violin. Forgive me for being sarcastic, but ours is a tragic case. We're the only Latin American country that ever became independent. (...) »How old are you, Diamantino, if you don't mind my asking!« »Twenty. But I feel a lot older. In fact, I could easily be your lover.« (RF 69) Diamantino macht die Ballerina zu seiner Geliebten und bewegt sich so einerseits

15 Wie bereits Cristina García, so nutzt auch Rosario Ferré konkrete historische Daten für ihre fiktional erzählten Migrationsgeschichten. Hier sind es der Schiffs- und der Fabrikname, dort bei García die Stadt Amoy und das Jahr 1847 zusammen mit dem Begriff der Cúlies – welche in der Geschichte der Migrationen von PuertoricanerInnen in Richtung USA/New York bzw. von ChinesInnen in Richtung Kuba/Havanna historisch nachgewiesen und also »faktional« sind.

16 Vgl. hier zum Motiv der »geisterhaft gefangenen landlosen Frau« auch Chen Fang bei Christina García weiter oben.

auf der Bruchstelle von Niuras Lebensphilosophie, nach welcher sie die bedingungslose Hingabe an den Tanzberuf fordert. »*A career and love are impossible to reconcile. That's why, when you dance, you must never give yourself to anyone*«, she told us, as she lit a ruby-red votive candle in front of the Virgin with a long taper. And we kissed the holy icon and gave her our promise.« (RF 22) Andererseits bewegt sich Diamantino durch sein Verhältnis mit Niura an einer Bruchstelle mit seinen Ansprüchen an die puertoricanische Autonomiebewegung. Er wird mit der »VIP« Niura als Geisel von den militanten Unabhängigkeitskämpfern »Los Tiznados« in die Berge verschleppt. Danach entsagt er den Kämpfern seine Sympathie und wird im Karnevalstrudel ermordet. In den Augen Niuras stirbt er als Märtyrer. »*Juan had informed her of everything except Diamantino's last-minute refusal to cooperate with Los Tiznados. Juan thought it better not to tell Madame the truth about him. She believed Diamantino had died a hero's death, persecuted by the police for being a revolutionary, and it was better to leave things the way they were.*« (RF 256)

III.2. Bewegungsmöglichkeiten und Lebenswirklichkeiten

»*Very few people know that Madame, the famous Russian ballerina, visited our island from April to September 1917.*« (RF 3) Die BegleiterInnen der Tänzerin Niura wie auch die Begleitumstände ihrer Tournee sorgen in *Flight of the Swan* für ein breit angelegtes globales und ein – was Innenräume anbelangt – weniger ausgestaltetes lokales Setting.

Die Erzählung beginnt auf einer undefiniert kollektiv besetzten Insel, von der aus die Erzählerin Masha die Fäden der Handlung in zwei Richtungen spannt: in Richtung Westeuropa, wo der Todesort der Madame liegt, ein Amsterdamer Hotel, und wo das Erbe der Madame liegt, ein Londoner Herrenhauses mit prachtvollem englischen Garten; in Richtung Osteuropa, St. Petersburg und Minsk, wo sich die Geburts- und Wohnstätten der Tänzerin und der Erzählerin befinden. Den weiblich konnotierten privaten Räumen von Insel, Haus und Hotel steht die Welt als öffentlicher Raum gegenüber. Die Tanztruppe betritt Bühnen im Baltikum und bald auch in Nord- und Südamerika, während die eigenen Landsmänner auf den Schlachtfeldern der Großmächte stehen. »*I joined the flock of young women and accompanied Madame from Russia to the Baltic when I was nineteen. From there we toured many European countries, until one day we sailed to the United States. Many of our relatives in Russia perished during those years, when the White and Red Armies were grappling in mortal combat along a frontier thousands of miles long.*« (RF 5)

Den männlichen Haupt- und Nebenfiguren kommt in *Flight of the Swan* die Führung in den großen Bewegungen, in den übergeordneten Dimensionen, auf der Makroebene zu: sie sind die Präsidenten und Gouverneure, Politiker und Kämpfer, welche die Geschicke des Landes und der Welt lenken, sie sind die Manager, Agenten und Impresarios, die weltweit die Planung und Abwicklung der Auftritte organisieren, sie sind schließlich die Stadtführer und Landeskundigen, die die Balletttänzer ausführen. Einer von ihnen ist Victor Dandré, der ominöse Ehemann Niuras. Er organisiert einerseits die Tourneen und sorgt dafür, dass Niura weltbekannt wird. »He realized she had a unique talent, and that if she stayed in Russia she'd never be able to free herself from the ›shroud of the Imperial Ballet School‹, as he used to say. (...) In Paris and London she could blossom into a true artist. One day he suggested she go on tour and visit Helsinki, Riga, Stockholm, and other cities of the Baltic coast. (...) Then we sailed off to America. Our first tour took the company across the whole United States by train. We visited forty cities from New Orleans to Seattle, in a span of nine weeks, and sometimes Niura had to dance two performances a day. She earned thousands of dollars a week, but at the end of the tour she didn't have any money.« (RF 48) So kümmert sich Dandré andererseits um die Geldgeschäfte – allerdings nicht immer ehrenhaft. Als Niura drauf und dran ist, sich mit einem kleinen Vermögen ihre eigene unabhängige Balletttruppe aufzubauen, kommt Dandré wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder ins Gefängnis. »Niura had eighteen thousand dollars put away, the greater part of her earnings after her first grueling European tour, and she wired the money directly to Russia to get Dandré out on bail. (...) Not a week passed before Dandré slipped away from St. Petersburg and secretly crossed the border over to Denmark, where Niura was waiting for him. She brought him to London, and he's been living off our backs ever since.« (RF 51). Während Dandré als stadtbekannter Investor und Mann von Welt ein korruptes Leben im großen Stile liebt, lebt Niura als sparsame, hilfsbereite und edle junge Frau. In der Raumkonstruktion spiegeln sich diese Geschlechterrollengegensätze wieder: Kaum ist er auf den Handlungsplan getreten, wird die Weltkarte für die Primaballerina abgesteckt. Kaum hat sie Weltruf erlangt, investiert sie in eine gemeinsame Zukunft und bemüht sich um einen heimeligen Ort für Beide.

Zu den »weltbewegenden Männern« im Roman gehört auch Diamantino Márquez. Ähnlich wie Juan Anduce, der mit seinen Geschichten die Hauptstadt und das Land Puerto Rico gegenüber Masha bis ins Innerste zu repräsentieren weiß, kommt auch Diamantino an der Seite Niuras eine Führungsrolle zu. Er verführt Niura dazu, eine »Promotion«-Reise ins Landesinnere anzutreten. Dabei vereint er einen kühl-berechnenden Innerlichkeitsdiskurs mit tropischer Anzüglichkeit. »I want you more

than anything in the world; just the two of us, going deeper and deeper into the cool interior of the island.» (RF 112) Juan hingegen lädt Masha zu einer Erzählreise zu den Wurzeln seiner Familie, den unwegsamen Mangroven ein. Den Zugang präsentiert auch er mit einer – allerdings wehrhaft weiblichen – erotischen Metaphorik. »Some people call San Juan Bay ›Señorita Bay‹, because it's guarded both by El Morro Castle and El Cañuelo Fort, which make it almost impossible for an enemy ship to enter it. As you sail in, it widens on either side like the hips of a beautiful woman and ends in San José Lagoon, El Caño de Martín Peña, Los Corozos, and Piñones. These canals are completely free territory, a no-man's-land. They are always in motion, and will change over night in accordance with the tides. It was here the cimarrones, the escaped slaves like my grandmother Zambia, hid.» (RF 186) Die von Juan vorgestellte Bucht bietet als »herrenloses Land« Schutz vor Ein- und Übergriffen, obwohl oder gerade weil sie von Wehrtürmen bewacht wird. Im Gegensatz dazu erscheinen die Zuckermühlenschlote der Stadt Arecibo – wo Diamantino Familie hat – geradezu herrschaftlich-phallisch gegen ein vorher friedvoll stimmiges Landschaftsbild. »On the left a caravan of mogotes rose from the cane fields like a school of green humpback whales. I had read about these exotic rock formations in some magazine; they also existed in the China Sea and were many millions years old, among the oldest mountains in the world. The clouds above looked like lambs shedding fleece. On our right the sea stained the lower part of the sky a darker blue, like melted oil paint. Five hours later the train neared the town of Arecibo. Several sugar mills appeared on the horizon, their funnels smoking like huge cigars.» (RF 112)

In ihrer Konstruktion von Natur und Kultur, von Lebensräumen und Bewegungsmöglichkeiten bietet Rosario Ferré ein nach Geschlechterbildern stereotypisiertes Wechselspiel. So gelingen Vergleiche und Gegensätze im jeweils »Eigenen« und »Fremden«, deren Überschneidungen aber nur in politischen Bereichen, deren Überwindung im Grunde nie.

III.3. Räume von bzw. für MigrantInnen, GrenzgängerInnen und transkulturelle Subjekte

Um »GrenzgängerInnen« geht es in Rosario Ferrés *Flight of the Swan* zunächst nur insofern, als ein Teil der ProtagonistInnen einer internationalen Tanztruppe angehört, welche auf ihren weltweiten Tourneen immer wieder unzählige Landesgrenzen passiert. Dass von diesen Reisenden einige russische Pässe haben, gewinnt an Bedeutung, als die Weltordnung im Zuge des Ersten Weltkrieges und der russischen Revolution aus den Fugen gerät. Plötzlich wird das Reise- und Aufenthaltsrecht

beschnitten, werden Grenzen an sich und ihre Unüberwindlichkeit erfahren. »*When had we arrived? Did we know that Russia had suffered a coup d'état and that Bolsheviks were in power? We had evidently been at sea at the time and hadn't heard about it. In any case, since we were Russian citizens, our passports were now invalid, because Russia had ceased to exist. »Russia ceased to exist? You must be joking. You have no idea how large and powerful my country is, Madame declared indignantly, a tilt of icy superiority to her chin. »It's a fact, ma'am.«* (RF34) Den RussInnen wird in Puerto Rico ihre Staatsbürgerschaft aberkannt, sodass sie sich als staatenlose »Pariahs«¹⁷ sehen. Im weiteren Ringen um diplomatische Gunst und eine pragmatische Lösung für ihr Problem wird dann eher zufällig die britische Staatsbürgerschaft gewonnen. Diese »Grenzerfahrung« korrespondiert im Roman mit der Geschichte der puertoricanischen Staatsbürgerschaft im Zwielficht des US-amerikanischen Protektorats über die Insel. Auch hier leben Menschen mit einem Nationalbewusstsein ohne Staat, bzw. in einem Staat, der an einen anderen assoziiert ist, mit dem Paradoxon einer fremd bestimmten Staatsbürgerschaft ohne primäre eigene Landesrechte, aber mit Verteidigungspflichten.¹⁸ »*We were made American citizens only last month, and we have to defend our citizenship with our lives. Dandré agreed stolidly, while Madame stared at him in disgust. (...) »That's impossible. How can you become citizens of one country if you live in another?« she asked. »That's exactly what you'll be doing Madame, in order to survive« (...). She would soon be a British subject, whether she liked it or not.*« (RF 54)

Im karibischen Kontext von *Flight of the Swan* kommt stärker als Transnationalität das Konzept von Transkulturation und Hybridität zum Tragen. Vergleichbar mit der besonderen Geschichte von Chen Pan und Lucrecia in Cristina Garcías Roman erzählt auch Rosario Ferré mit Juan Anduce eine für die Karibik typische Geschichte multipler Kulturenvermischungen: Juans Familie väterlicherseits zählt zu den Nachfahren der ursprünglichen Taino-EinwohnerInnen auf der Insel. Die Großeltern mütterlicherseits sind Zambia, eine entlaufene schwarzafrikanische Sklavin, und Ezequiel, ein einheimischer Fischer – wobei die vermeintlich gemeinsame Tochter, Altagracia (also die Mutter Juans), aus einer heimlichen Verbindung Zambias mit

17 Mit diesem Begriff bleibt Rosario Ferré innerhalb der jüdischen Kulturgeschichte, die mit der Herkunft Niuras bereits angelegt wurde. Vgl. auch: »*I suspected one of the reasons Madame felt drawn to Diamantino was because of her secret Jewishness. Her mother had feared pogroms in Russia because Poliakoff, her daughter's father was a Jew. She commiserated with the independistas because she understood how they felt. »You lost your country, but I've never owned mine, Diamantino would say. »You're not the only one, Madame would answer in a low voice. »Think of the Jewish people.«* (RF 90f.)

18 Konkret wird an dieser Stelle im Roman an den historischen Einsatz puertoricanischer Truppen bei der US-amerikanischen Besetzung Panamas erinnert.

einem holländischen Kapitän hervorging: Um ihrer Aussteuer willen hatte Zambia als entlaufene Sklavin kurz vor ihrer Hochzeit ein holländisches Schiff bestiegen und beim Kapitän »Liebesgeld« eingeworben. So ist ihr Enkel Juan als Kreole ein genuin karibischer Hybrid. »Ezequiel asked no questions – he knew Zambia and her rebel ways; (...) Altagracia Carabalí was born nine months after her parents' marriage. She was black but had blue eyes, a fact that Ezequiel never noticed because, fortunately, he was color-blind.« (RF 188)

Juan seinerseits geht während seiner Migrationsjahre in New York zunächst eine eheliche Verbindung mit einer ebenfalls emigrierten Puertoricanerin, Marta Gómez, ein. Diese Liebesgeschichte zwischen Juan und Marta endet dramatisch. »Marta's family came from the mountains and tried to pass for Spanish. If you were from Naranjito or Barranquitas, towns high in the cordillera which shone like hives of glowworms at night, your eyes might be blue and your hair honey-colored, and this made a huge difference when you were looking for a job in New York. But if you came from the coast, there was a good chance that you looked like Juan's mother, Altagracia, and it was more difficult to find work.« (RF 195) Der Vater ersticht die Tochter, die sich mit Juan einer mehr puertoricanisch-afrikanischen denn phänotypisch-hispanischen Zukunft öffnen wollte. »But this man is tar black! Have you gone crazy? No one in our family has a drop of bad blood in them. Blacks are lazy, filthy descendants of sugar-cutting slaves. Our people are from the mountains; we're civilized. Go to the judge this minutes and have him annul the marriage.« (...) »We're from New York now, Father; there are no mountains and no sugar coast here, and it's cold as hell. The color of our skin doesn't keep us any warmer than Juan's. I'm his wife now and that's that.« (RF 196)

Die zweite Liaison, die Juan schließlich lebenslang mit Masha, der Erzählerin der russischen Ballerina-Geschichte, eingeht, steht zwar unter einem grenzüberschreitenden, kulturen-übergreifenden, menschen-verbindenden Credo. »It doesn't matter that you are Russian and I am Puerto Rican, or that you are large, white and blond and I am slender and dark-skinned, my duck. The important thing is that we are both tender-hearted and fight for the common good.« (RF 185) Nach dem Tod ihres puertoricanischen Mannes aber fühlt Masha sich haltlos im Lande, kämpft gegen ihre existentielle Entfremdung und den Kulturverlust, den sie durch ihre »Grenzüberschreitung« erlitten hat, da sie versuchte in Puerto Rico Wurzeln zu schlagen.

So kommt es, anders als in *Monkey Hunting* – wo Kuba zum mythischen dritten Ort für MigrantInnen stilisiert wird –, in *Flight of the Swan* kaum zu einer glücklichen hybriden Verbindung: Missbrauch und Inzest verquickt mit Lebenslügen und

Machtinteressen durchkreuzen familiäre Bindungen oder verunmöglichen eheliche Ambitionen.

Letztendlich »funktioniert« in Rosario Ferrés Roman *Flight of the Swan* kein grenzüberschreitendes Modell. Weder Alterität (das »Eigene« versus das »Fremde«) noch Transkulturation und Hybridität. Schließlich werden auch Alter und Geschlecht als Hindernisse erfahren. Homoerotische Beziehungen erscheinen als sehr nah. »Once a woman has experienced the softness of another woman's caresses, the delicate fingertips like silk buds on her skin – even if it's an amitié en rose – how can she ever go back loving a man?« (RF 23) So lobt Masha die Zärtlichkeit von Frauen, doch die Erfüllung des Begehrens verliert sich in Angst und Distanz. Diaghilev und Nijinsky, ein schwules Tänzerpaar, kränkt und bekriegt sich schließlich. Transgenerationale Beziehungen, wie die zwischen der reifen Niura und dem jugendlichen Diamantino, enden tragisch. »When an older woman falls in love with a handsome swain, it's an insult to nature. She turns into a clown – her wrinkled, made-up face becomes a mask of death next to her lover's blossoming countenance. And that's exactly what will happen to Madame, I told myself.« (RF 115)

Rosario Ferrés *Flight of the Swan* lässt sich schließlich als fragwürdiges Plädoyer auf einer allegorischen Ebene lesen: Während der legendäre sterbende Schwan die Agonie der Aristokratie meint, und als Friedensgruß an das Volk stilisiert wird, bleibt der »Flug des Schwans«¹⁹ – Niura über Grenzen des Alters, von Ästhetik und Disziplin, von Ländern und Kulturen hinweg; die Elevinnen über ihre sozialen Grenzen hinweg – eine schwierige Mission.

IV. VERGLEICHSDARSTELLUNG UND ABSCHLIESSENDE BETRACHTUNGEN ZU ANA CASTILLO *PEEL MY LOVE LIKE AN ONION*: AMERIKANISCHE CHICANA- UND EURO- PÄISCHE GYPSY-KULTUR

IV.1. Lokale Bindungen und globale Beziehungen

»Die Liebe der Tänzerin«, so der Titel der deutschen Ausgabe (2002) von Ana Castillos Roman *Peel My Love Like an Onion*, verbindet vom Sujet her vieles mit Rosario Ferrés *The Flight of the Swan*. »Dancing has to do with feet, of course, with the

19 Inwieweit dieses Bild eine Anspielung auf den in der puertoricanischen Migrationsgeschichte legendären »Luftbus« – literarisch verarbeitet als »La guagua aérea« von dem puertoricanischen Schriftsteller Luis Rafael Sánchez – ist, muss hier offen bleiben.

way you move in the world. Perhaps that's why I fell in love with Juan.« (RF 145) So resümiert die Erzählfigur Masha in Ferrés Roman ihre Verbindung von Tanz und Liebe im Leben. Ähnlich formuliert Castillos Flamencotänzerin: »I know it's no coincidence that the men I loved later were dancers. (...) It's what I admired most, what was most out of reach because of my leg and yet within my reach because of love.« (AC 100) Castillo erzählt die Geschichte einer »krüppeligen« Tänzerin; Carmen la Coja, und ihrer Lieben – zu zwei Männern: Agustín und Manolo.

Die große Verbindungslinie zwischen diesem und den voran besprochenen Prosatexten lässt sich noch einmal über das besondere transkulturelle Setting ziehen, das die Chicana-Autorin Ana Castillo für ihre Figuren ersinnt: Carmen ist eine mexikanisch-amerikanische Flamencotänzerin, die mit ihren Eltern und Brüdern in Chicago lebt und den eigenen Kulturenkonflikt einer »Chicana« durchlebt. »*You never feel right saying that – m y c o u n t r y. For some reasons looking Mexican means you can't be American. And my cousins tell me, the ones who've gone to Mexico but who were born on this side like me, that over there they're definitely not Mexican. Because you were born on this side pocha is what you're called there, by your unkind relatives (...). Still, you try at least. You try like no one else on earth tries to be in two places at once. Being pocha means you try here and there, this way and that, and still you don't fit. Not here and not there.*« (AC 3) Carmens Liebhaber Agustín und Manolo sind Gypsies aus der spanischen Tanzszene. Die beiden »fremden« Männer bereichern Carmens Kulturbild, verkomplizieren aber zugleich ihren Konflikt. »*Manolo's bato was a violinist from Yugoslavia. His mother danced. She was born in Mexico, he said, but her family came from Spain. Manolo himself came into the world in New York where his parents met at a big gypsy campout for St. Agnes. Are you Spanish or Mexican? I asked one night, looking into his eyes as if there were a fixed location in them. (...) In the end maybe Manolo was just another all-American boy with high ambitions.*« (AC 84)

Durch die Koppelung zweier unterschiedlicher transnationaler Familiengenerationen – der einer »Chicana« in den USA und der zweier Menschen, die einer nicht-sesshaften Kulturengruppe, wie den Gypsies angehören – reizt Ana Castillo ein Höchstmass an Kulturenvermischung und GrenzgängerInnenentum aus. Denn wie MigrantInnen überschreiten und vererben Chicanas ihre Herkunftskultur, übertragen und kreuzen sie mit der Zielkultur. Zugleich fühlen sie sich als GrenzgängerInnen bzw. einem (geraubten) Grenzgebiet zugehörig. Die Gypsies leben im Vergleich dazu als permanente GrenzgängerInnen mit einem Selbstverständnis von »transkulturierten Subjekten«. »*For a gypsy, I also learned later, an adopted homeland is as good as any.*« (AC 19)

Für Carmen heißt ihre amourös-kulturelle Liaison sowohl Hingabe als auch Verlust, sowohl Außenseitertum als auch Einweihung. »*When we danced it wasn't a folkloric example of long-ago country customs. It was a glimpse through a tiny window for a few gold coins. I was allowed into that life through Agustín as a watered-down and, let's face it, inauthentic presentation of the gypsy woman:*« (AC 80) Ihre letztendlich große vorbehaltlose Öffnung zur »anderen« Kultur hin zeigt sich bei Ana Castillos Hauptfigur in ihrer Sprachenmischung: »*Here we go again, language complicating life for me, as it has from my first day of school. I was born in Chicago but my first language was not English. My first language was Spanish but I am not really Mexican. I guess I am a Chicago-Mexican. But when Agustín became part of my life there was his language too, a language of the ancients deriving from Sanskrit, and his language brought me into a world nobody but nobody from the outside knows about. The language of thieves, my father calls it whenever I use any of Agustín's words. It's Romany, my mother said once to my surprise.*« (AC 30) Ähnlich wie Lucrecia in Cristina Garcías Roman als afrikanische Sklavin durch ihre Verbindung mit Chen Pan in Havanna der chinesischen Kultur nahe kommt, beginnt Carmen Elemente der Romakultur anzunehmen. Mehr als ein bloßes »Code-switching«, das Phänomen des situationsbedingten Sprachenspringens, wie es die Kinder von MigrantInnen wie bei Julia Alvarez mit ihrem »Spanglish« zwischen Mutter- und Zweitsprache praktizieren, und weitaus mehr als die ProtagonistInnen bei Rosario Ferré, die als »TanztouristInnen« auf Puerto Rico Alteritätsmodellen vom »Eigenen« und vom »Fremden« verhaftet bleiben, scheint bei Ana Castillos Carmen die Übernahme vom »Fremden« ins »Eigene«²⁰ zu gelingen.

IV.2. Bewegungsmöglichkeiten und Lebenswirklichkeiten

Agustín und Manolo werden durch ihr »Zigeuner-Leben« und ihr professionelles Leben mit familiären und weltweiten Anknüpfungspunkten als »multiple Kulturträger« gekennzeichnet. »*Agustín was a calorero born in Cleveland. It may not sound like the kind of exotic place where you'd find a gypsy, but gypsies are everywhere, we just choose not to see them. (...) When he finished college, he'd gone traveling to Europe in search of his ancestors' nomad roots.*« (AC 35) »*Meanwhile Manolo's father was Serbian, but nobody really talked about that with all that was going on in those countries, gypsies being the first to get the worst of it when conflicts and wars broke out.*« (AC 38) Als literarische Figuren sind Manolo und Agustín »Welt-

20 Vgl. Julia Kristeva (1990): Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main.

männer« vergleichbar mit Dandré oder Diamantino bei Rosario Ferré, oder mit Domingo bei Cristina García. So sehr Ana Castillos Gipsies aber als »fahrende Weltbürger« erscheinen, um so mehr werden in ihrer Darstellung auch Stereotypen angesprochen und gebrochen: denn mit Bildung und Erfolg unter anderem versehen, gelten Agustín und Manolo gleichsam als untypische »Zigeuner«.

Ana Castillo überträgt ein komplexes Konzept mehrfacher Grenzüberschreitungen nicht nur auf der kulturellen Ebene von Raum und Bewegung auf ihre Charaktere sondern auch auf der ganz konkreten Ebene von Körper und ihren Eigenschaften. So ist Carmen »la Coja« eine »verkrüppelte« Tänzerin. »*I could not walk right and I was being asked to dance. But I would dance. (...) Carmen the cripple could dance. Why not?*« (AC 16) Nachdem sie als Kind spinale Kinderlähmung erlitt, erfährt sie eher zufällig Tanzförderung, gelangt zu den professionellen Flamen-cotänzern, und mit ihnen zu Weltruf. So schafft es Carmen einerseits mit ihrem Tanz die Grenzen ihres Körpers zu verwischen bzw. zu überschreiten. »*I lifted my dress ever so slightly. (...) I put a toe forward. Click, come here, said one heel, and then the heel that always lagged behind repeated the command. Manolo came toward me. Just when I could almost feel his breath on my face we both spun away from each other, not just once or twice but even a third time in perfect synchronicity. (...) He ended on one knee and drew me upon him as the audience applauded and cheered and seemed happy to see for themselves that Carmen la Coja indeed danced for all she was worth.*« (AC 135) Andererseits schafft Carmen es nur durch den Namen, den sie sich als Tänzerin gemacht hat, auch räumliche Grenzen zu überschreiten. »*But back in Sevilla we heard about you (...). You truly are a legend in my country, you know!*« (AC 169ff.)

Tatsächlich kommt Carmen als Tänzerin aus ihrer Geburtsstadt kaum heraus. »*Manolo had been invited to perform around the Bay Area for a month-long gig by some old contacts who needed a male dancer of Manolo's caliber, and he had asked me to come along. (...) He had travelled everywhere while I had never left Chicago before then. Except for my grandmother's funeral in Texas when I was a girl, but all that involved was two days of stranger-relatives and my first visit to a cemetery with the smell of carnations permanently imprinted on my brain.*« (AC 132) Die größeren Ortsveränderungen und die globalen Raumstrukturen stehen in *Peel My Love Like an Onion* für »große Geschichten«, die mit Hintergrundinformationen über Herkunft und Familie angefüllt sind, oder einen Erfahrungsschatz von Personen und Existenz(en) unterbreiten. Die umgekehrte Konzentration des Erzählfokus auf einige äußerst detaillierte Innenraumbeschreibungen hält Einblicke in intime menschlich-persönliche Beziehungen bereit. »*While Amá is in the hospital I commit a mortal*

sin. I clean out her refrigerator. To the best of my knowledge this hasn't been done since July 20, 1969, the day Neil Armstrong set foot on the moon. (...) If a man can go to the moon, I remember my mother saying, I can find out what's in the back of my refrigerator. (...) There are old catsup bottles and expired salsa jars (...). I scrub all the shelves and tray. (...) After I'm done, I stand back and admire my glorious achievement. Like Neil Armstrong, I want to plant a flag and claim the new frontier in the name of peace.« (AC 105f.) Innenraum und Außenraum bzw. Innerlichkeit und Außenwahrnehmung werden hier auf eine humoristisch-psychologische Art – vergleichbar mit der für García bezeichnenden dramaturgisch-erotischen Art – miteinander kontrastiert. Dabei arbeiten beide Autorinnen mit Geschlechterbildern und -gegensätzen: Während Garcías »Weltenbummler« Domingo beispielsweise von den tropischen Schlachtfeldern aus immer weiter in die kleine intime Welt einer vietnamesischen Sexarbeiterin eindringt, wartet Castillo bei der Öffnung des von Tochterhänden entweihten mütterlich-heiligen Kühlschranks mit Männern der Weltgeschichte und des Kosmos auf.

Auf der Ebene von Sex und Gender spielt Ana Castillo – wie die anderen drei Autorinnen auch²¹ – mit einer Vielfalt von Verhältnissen und Verhaltensweisen jenseits der heteronormativen Grenzen: in jungen Jahren durchlebt Carmen mit einem Geschwisterpaar eine »hermaphroditische Romanze«, ihre beste Freundin unterhält homoerotische Beziehungen, schließlich wird auch ein transsexuelles Exempel geboten. »*Chichi didn't have any pimp to answer since she was most muscle beneath the satin miniskirt, garter and bra cut to expose the nipples. She could defend herself pretty well on her own, so she could quit a shift just like that. I learned a lot about being a woman from Chichi, who was a lot of woman for being a man.*« (AC 45)

IV.3. Räume von bzw. für MigrantInnen, GrenzgängerInnen und transkulturelle Subjekte

Ana Castillos Carmen weiß, dass ihr Leben unter den vorgegebenen Umständen eine Gratwanderung ist, weiß dieses als Gratwanderung zu leben, macht es für sich und für andere zu einer aufregenden Gratwanderung. »Zwischen ungemein mitleiderregend und unerträglich grandios« fordert sie vor allem ihren Liebhabern unbedingten Respekt ab. »*For a woman to know she is really loved she must draw a line*

21 Zum Vergleich: wir hatten bei Julia Alvarez z.B. die transvestite Weihnachtsfrau, bei Cristina García den Geschlechterrollenwechsel von Chen Fang, bei Rosario Ferré die verhaltenere Zärtlichkeits- und Beziehungsproblematik zwischen Masha und Niura sowie die schwulen Tänzer Diaghilev und Nijinsky.

in the ground that her lover is never permitted to cross. The line is not always the same and depends on the lover. With Agustín the line had been our pregnancy. I did know that when he had crossed it he could not come back. No green card, no tariffs, just a one-way ticket out. (...) With Manolío, who was a personification on stage of whirl-wind of fire, the line was our dancing. He knew before we even started that he should never let me fall or falter, never show me up.» (AC 73) Indem Carmen für ihr Leben und ihre Lieben Linien zieht, erreicht sie letztendlich ein Optimum an Intensität jenseits von Zeit und Raum. *»But if I am not adept in any way or cannot do anything just right, I once had two loves and together there was nothing to add and nothing to take away.« (AC 33)* Mit dieser Reflexion über ihre gelebten Lieben kommt Castillos Carmen Garcías Chen Pan sehr nahe, der auf seine Art an seinem Lebensabend die Grenzen von Raum und Zeit überschreitet.

Mit ihrer Lebens-, ihrer Tanz- und ihrer Liebesgeschichte ist Carmen eine Figur, die körperlich und kulturell auf allen Ebenen bewusst traditionelle Grenzen überschreitet. Verbunden mit ihren Liebhabern und deren Geschichten ist es in *Peel My Love Like an Onion* kein mythischer Ort, wie Kuba bei Cristina García, und keine Märcheninsel, wie die Dominikanische Republik bei Julia Alvarez, die zu einer Heimat für »entgrenzte« Personen stilisiert würden, sondern es ist der Tanz. *»My spirit is off somewhere dancing. My spirit dances all the time. It's my body – my cuckoo out-of-control body – that doesn't dance anymore.« (AC 166)*

LITERATURVERZEICHNIS

- Alvarez, Julia (2002): *How Tía Lola Came to Visit Stay*. New York.
- Barnet, Miguel (1969): *Der Cimarrón – Lebensgeschichte eines entlaufenen Negerklavens aus Cuba von ihm selbst erzählt*. Frankfurt am Main. (Original 1966: *Biografía de un Cimarrón*. La Habana.)
- Barnet, Miguel (1981): *Alle träumten von Cuba – Die Lebensgeschichte eines galicischen Auswanderers*. Frankfurt am Main (Original 1981: *Gallego*. La Habana.)
- Benítez Rojo, Antonio (1989): *La isla que se repite. El Caribe y la perspectiva posmoderna*. Hanover/USA.
- Bhabha, Homi K. (2004): *The Location of Culture*. New York.
- Castillo, Ana (1999): *Peel My Love Like an Onion*. New York.
- Castillo, Ana (2002): *Die Liebe der Tänzerin*. Bern, München, Wien.
- Ette, Ottmar (2001): *Kartierungen einer Welt in Bewegung*. In: ders.: *Literatur in Bewegung*. Velbrück, 2001. S. 21-84.

- Ferré, Rosario (2001): *Flight of the Swan*. New York.
- Fleischmann, Ulrich: (1987): *Insularités – Observation sur les dimensions spatiales des sociétés créoles*. In: Ulrich Fleischmann/Ineke Phaf (Hg.): *El Caribe y América Latina: Actas del III. Coloquio Interdisciplinario sobre el Caribe efectuado el 9 y 10 de noviembre de 1984*. Frankfurt a.M. S.32-42.
- García, Cristina (1992): *Dreaming in Cuban*. New York.
- García, Cristina (2003): *Monkey Hunting*. New York.
- Glissant, Edouard (1981): *Le Discours Antillais*. Paris.
- Glissant, Edouard (1996): *Traité du Tout-Monde*. Paris.
- Kristeva, Julia (1990): *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt am Main.
- Ortiz, Fernando (1940): *Contrapunteo del tabaco y el azúcar*. La Habana
- Pérez Firmat, Gustavo (1989): *The Cuban Condition. Translation and Identity in Modern Cuban Literature*. Cambridge.
- Rama, Angel (1985): *La ciudad letrada*. In: Richard Morse/Jorge Enrique Hardey (Hrsg.): *Cultura urbana latinoamericana*. Buenos Aires, 1985. S. 11-37.
- Rodríguez, Ileana (1994): *House/Garden/Nation. Space, Gender, and Ethnicity in Post-colonial Latin American Literatures by Women*. Durham, London.

DIE HÖHLE/HÖLLE IM »PARADIES«

GESCHLECHTS- UND RAUMKONSTRUKTIONEN IN MARTIN WALSERS ROMAN *BRANDUNG*

Ana-Maria Palimariu

»Nichts ist so richtig wie das, was unterbleibt.
Du bist im Augenblick nicht du selbst. Sobald
du keine Frau hast, wird dir klar, was deine erste
Bestimmung ist: Fortpflanzung. [...] Das Mädchen
ist nur das Objekt, an dem dieser Befehl erfüllt werden
muß. Das Mädchen ist Mittel zum Zweck. Köder, gelegt nur,
den Geköderten verrückt zu machen. [...] Man spürt. Der Zweck
der Verklärung wird erreicht: man vergißt, dass die Verklärung
einen Zweck hat. Das Mittel wird zum Einundalles. Da aber auch
der regierende Zweck längst um seinen Sinn, die Fortpflanzung,
betrogen ist, gilt die Verklärung einem Scheinzweck, das heißt,
der Schein arbeitet für einen Schein. Das ist das, was dich Tag
und Nacht um deine Zeit bringt, um dein Leben. Ein Scheinschein.«¹

In seinen 1981 erschienenen *Poetik-Vorlesungen* nennt Martin Walser die literarische Gegenüberstellung von einer *Herrschaft* und ihrem *Knecht* deshalb »Ironie«², weil der Knecht gegen seinen Willen der Herrschaft zustimmt und sich selbst dabei verleugnet. Die Ironie des 1985 erschienenen Romans *Brandung* entsteht nicht nur aus der Kontrastierung der kalifornischen Frauen mit den ihnen zustimmenden europäischen männlichen Emigranten. Die Konstruktion wird mehr noch durch die Knechte-, Beutetier- und Brandopferstilisierung der Männer einerseits und durch die Herrscher-, Raubtier- und Götterstilisierung der Frauen andererseits bewerkstelligt. Die Problematik der Ironie des Romans *Brandung* besteht darin, dass die Männer ihre Bejahung der Frauen nicht nur mit der Selbstverleugnung einhergehen lassen,

1 Martin Walser, *Brandung. Roman*, Frankfurt/Main 1985, S. 117, 270f. Die Seitenangaben werden im folgenden direkt in den Text eingefügt unter Verwendung von runden Klammern; auf eine Siglenzuweisung wird dabei verzichtet. Für Anregungen und konstruktive Kritik in Bezug auf das Entstehen dieses Beitrags danke ich herzlich meinem Betreuer, Prof. Dr. Ulrich Gaier und der Herausgeberin des vorliegenden Bandes, Sibel Vurgun.

2 Martin Walser *Selbstbewußtsein und Ironie. Frankfurter Vorlesungen*, Frankfurt/Main 1981, S. 195f.

sondern diese vielmehr von ihrer mystischen Suche nach dem Geist *nicht* getrennt thematisieren. Weil die Frauen, entgegen der Erwartung der Männer, den gesuchten Geist nicht erweisen, werden sie vom männlichen *Erzählmedium* Helmut Halm, als grausam stilisiert. Die *Höhle* – als Chiffre für den weiblichen Körper – erweist sich aufgrund ihrer Weigerung, die männlichen Samen – als Chiffre für den männlichen Geist – für dessen Fortpflanzung aufzunehmen, als *Hölle*. Die Ironie ist nicht einfach männlicher ›Geist‹ gegen weiblichen ›Körper‹ – dies wäre eine zugespitzte Formulierung. Die Gegensätzlichkeit der im Folgenden nachzuweisenden Konstruktion besteht darin, dass im Falle des Weiblichen als einer Ganzheit der *Körper* der *Hauptteil* und der Geist nur der kleinere Teil dazu ist. Im Falle des Männlichen als einer Ganzheit hingegen macht der Körper den kleineren Teil, der *Geist* hingegen den *Hauptteil* aus. Anhand seines hinausragenden Geistes kann das Männliche den um ihrer Körperlichkeit willen zum *kleineren Teil* verkommenen Geist der Weiblichkeit entlarven. Um diesen ganz entscheidenden *kleineren Teil* – ein Tadel an der Weiblichkeit – soll es im Folgenden gehen.

1. WEIBLICHE HERRSCHAFT, MÄNNLICHE KNECHTSCHAFT

Im Roman *Brandung* wird gleichlaufend mit der Schilderung einer lebhaften Ereigniskette, die einem Authentizitätsanspruch dient³, was nicht Wahrheitsanspruch heißen soll, ein mehrschichtiger Diskurs allegorisch konstruiert, der die Romanfiguren in weibliche Herrscher und männliche Knechte einteilen lässt. Der alternde deutsche Germanist Helmut Halm kommt, auf Einladung seines Jugendfreundes Rainer, den er noch aus Tübingen kennt, und der mittlerweile Leiter der Germanistik-Abteilung der Washington-Universität in Oakland ist, als Gastdozent nach Kalifornien. In seinen Konversationsstunden macht sich eine attraktive kalifornische Studentin, Fran Webb, durch ihre Stummheit bemerkbar, bittet doch Halm seine Teilnehmer so sehr um mündliche Beteiligung. Fran fällt ihm stattdessen dadurch auf, dass sie ihm nach den Konversationsstunden immer folgt, mit ihm flirtet und dabei um Aufsatzhilfe bittet. Aber ihre Bitte um Hilfe richtet sie an Halm, indem sie ihn in seinem Raum, in und außerhalb seiner Sprechstunden, oft aufsucht und ihm

3 Martin Walser sagt: »[W]enn ich einen Roman schreibe, der in Amerika spielt, dann will ich doch nicht Kritik an Amerika üben, sondern ich will eben erzählen, wie eine bestimmte Figur, eine deutsche Figur, sich in Amerika vorkommt.« »Ein Gespräch mit Martin Walser über Amerika. Geführt von Andreas Weihe am 5. August 1987«. In: Andreas Weihe, *Das Amerikabild Martin Walsers*, Mannheim: Mikrofiche 1992, S. 173-180, hier 179.

zusätzliche Lektüreaufgaben im Hinblick auf ihre Aufsätze auch für andere Veranstaltungen stellt. Halm denkt, sie sei »verwöhnt« (60), und er müsse für sie, wie ein *Knecht* für eine *Herrin*, zusätzlich arbeiten. Er vergleicht, weil er Fran keine Absage erteilen kann, sein Verhältnis zu ihr mit dem Verhältnis zwischen einem Hund und seinem Herrn.

Das ist ein Mädchen, für das immer zu viel getan wurde. Zuerst von den Eltern, dann von den Freundinnen, dann von den Freunden, jetzt bin ich dran, basta. (60)

Aber jeden Tag stand er da, pappig, schwer, wie betäubt, zu keiner Souveränität imstande. Sie redete, lächelte, grüßte, drehte sich, ging. Er hatte das Nachsehen. Startete ihr nach wie der Hund dem Herrn, wenn er den Befehl erhalten hat: Sitz. (160)

Zugleich aber verliebt er sich in sie. Nicht nur über Fran, sondern auch über Kalifornien überhaupt, denkt Halm, es »sprengt ihm schier sein sogenanntes Fassungsvermögen« (34). Dennoch fällt ihm sehr oft auf, dass in den kalifornischen Zeitungen immer wieder über eine sehr große Angst vor sehr gefährlichen »rapists« (117, 151, 211, 246-249, 256) berichtet wird. Auch Halm behandelt in Kalifornien seine eigene Frau wie ein »rapist« (152) und bewundert währenddessen mit großer Genugtuung die durch einen Hubschrauber hinterlassene Spur auf dem kalifornischen Himmelblau als »exemplarisches Sperma« (152). Die Liebesphantasien, die er im Zusammenhang mit Fran hat, arten, aufgrund seiner Unsicherheit und ihrer Undurchschaubarkeit, in einen imaginären »Feindseligkeitston« (209) ihr gegenüber aus. Weil eine Aussprache oder eine eindeutige Antwort auch nach härtesten inneren Kämpfen Halms nicht erfolgt, wird er immer öfter von Vergewaltigungsphantasien in Bezug auf Fran heimgesucht – »Why didn't you harass her!« (250, vgl. 236). Er hat diese Phantasien auch in Bezug auf seine kalifornische Katze (270). Der Roman führt unter anderem unterschwellig eine Perspektive vor, die Vergewaltigungen ein Stück weit legitimiert. Dies wird durch die Inszenierung der Männer als Knechte und der Frauen als Herrscher geleistet, ein Rollenmuster, so wird suggeriert, das zwangsläufig zur Rollenumkehrung führen muss. Josh Cohen diagnostiziert angesichts der amerikanischen Großstadtliteratur eine Statusherabsenkung der männlichen Figur vom aktiven Subjekt zum Opfer-Objekt. Als Reaktion auf diese Entwertung nehmen männliche Charaktere aggressive Eigenschaften an, und werden zum Beispiel zu von Frauenhass erfüllten Vergewaltigern.⁴ Die amerikanische Frau, als weibliches Sub-

4 Vgl. Josh Cohen, *Spectacular Allegories. Postmodern American Writing and the Politics of Seeing*, London/Sterling, Virginia 2000, S. 132.

jekt und Wunschobjekt zugleich, versetzt den männlichen Charakter in endlose Verwirrung.

Die verführerische und zugleich schillernde Fran lädt Halm auf eine Party bei sich zu Hause ein. Weil Halm dabei zu viel trinkt, kommt es beim Tanzen mit Fran zu einem gemeinsamen Sturz. Die dabei verletzte Fran bekommt danach Krücken, aufgrund derer sie bei einem darauf folgenden selbstverursachten Autounfall an der Pazifikküste nicht mehr gerettet werden kann und in der Brandung ertrinkt. Halm tötet damit indirekt Fran, den Inbegriff der Herrschaft. Und ebenfalls indirekt tötet er, nach seiner Rückkehr aus Kalifornien, seinen Hund Otto, den Inbegriff des Knechtes. Der Tod des Hundes Otto wird zwar direkt durch einen Autofahrer verursacht. Dieser Autofahrer aber kommt von einem Elternabend, auf dem die Lehrer in Bezug auf seine beiden Töchter steinern beschließen, dass sie sitzen bleiben müssen (312f). Auch Halm ist ein Lehrer. In den zwei Todesfällen, die indirekt durch ihn verursacht werden, inszeniert das Erzählmedium Halm zum einen den Tod der Herrschaft durch einen Knecht, zum anderen den Tod eines noch kleineren Knechtes durch den Knecht, *als Folge* des Herrschafts-Knechtschafts-Verhältnisses. Der »tötende« Lehrer Helmut Halm legitimiert sich als glaubwürdiger und ums Überleben kämpfender Knecht, der seinerseits durchaus zum Herrscher werden kann.

Rüdiger Maack hat dem Verhältnis Halms zu Kalifornien zwei Bedeutungen zugesprochen, eine persönliche und eine mythische. Persönlich, weil Halm der Brandung des Pazifik alles »beichten« (90) möchte, mythisch, weil der Pazifik das westlichste Meer der Welt, »das Ziel aller Wanderungen«, »das Ende der Geschichte«⁵ ist. Rüdiger Maack stellt über den Amerika-Roman *Brandung* folgende These auf:

In Brandung existieren zwei Amerikabilder nebeneinander: zum einen das Amerika, das Helmut Halm sieht und zum anderen das Amerikabild, das Martin Walser übermitteln will.⁶

Der Leitthese Rüdiger Maacks, nach der Halm zwar der Amerikabegeisterte, Martin Walser hingegen der Amerikakritiker sei, lässt sich nicht zustimmen. Denn der Erzähler, der als impliziter und nicht als historischer Autor zu verstehen ist, und die Hauptfigur im Roman Brandung können nicht getrennt werden. Es handelt sich hierbei um eine heterodiegetische Erzählsituation mit interner Fokalisierung, die Helmut zum ausschließlichen Erzählmedium macht. Auch wenn die Erzählstimme in der dritten Person spricht, wird nichts ohne Halm oder gegen ihn, nichts in seiner Abwesenheit

5 Rüdiger Maack, *Das Amerikabild der deutschen Nachkriegsliteratur unter besonderer Berücksichtigung Martin Walsers*, Mainz 1996, S. 233.

6 Maack, *Das Amerikabild*, S. 245.

erzählt, es werden ausschließlich seine Gedanken mitgeteilt. Die interne Fokalisierung wird durch akustische, visuelle und subjektiv-bewertende Wahrnehmungen – mit Stanzels Terminus durch den »Reflektormodus«⁷ – realisiert, die ein eher partielles Bild von Kalifornien abgeben. Die Inszenierung einer Geschlechter-Problematik wird durch die rhetorischen Strategien des auf kontrastreichen Konstellationen basierenden *Ironiekonzepts* Walsers erreicht, das hier unterschwellig agiert. Vorgebliche Knechte werden angeblichen Herrschern gegenübergestellt, wobei letztere hauptsächlich der Weiblichkeit und speziell den in Kalifornien Gebürtigen zuzuordnen sind. Diese Raum- und Geschlechtskonstruktion wird auch damit bewerkstelligt, dass oft das herkömmliche Erzählgeschehen mit einem weiterhin auf die Zukunft ausgerichteten, nur vermuteten Geschehen fortgesetzt wird. Dadurch wird ein »System spezifischer Autopoiesis« hervorgebracht, das »sich selbst genügt und folglich nur eine Wahrheit gelten lässt«⁸ – die Wahrheit des Erzählermediums Halm. Das vom Erzähler verdichtete, fiktionalisierte Paradies dient dem Zweck, eine Erfahrung zu vermitteln, in der die Wirklichkeit sich *nur* als enttäuschende Hölle entlarven kann. Durch diese Strategie werden nicht nur die kalifornische Wirklichkeit und deren Weiblichkeit angeklagt, sondern die Erzählstimme »stilisiert sich zur alleinigen Beglaubigungsinstanz«⁹.

Halms Verhältnis zu Kalifornien und dessen Frauen ist vergleichbar mit Martin Walsers Kritik an der Herrschaft, so wie sie in seinen *Selbstbewußtsein und Ironie* betitelten *Frankfurter Vorlesungen* erläutert wird. Walser deutet sein Konzept der Herrschaft als Sprachgebrauch, der nicht aus Leid, sondern aus Wohlstand und aus positiven Lebensverhältnissen hervorgeht, ein sich selbst genügender *unkämpferischer* Sprachgebrauch also. Walser kritisiert in seinen Vorlesungen die von Goethe geschilderte Welt in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, denn in der »Turmgesellschaft« soll alles auf eine »positive Verhältnismäßigkeit«¹⁰ gegründet sein. Die Herrschaft wird durch Wilhelms Welt aus Walsers Sicht beispielhaft bewiesen, denn »alles entspricht allem nur aufs beste« – deshalb nennt es Walser auch »Herrschaft«¹¹. Die teleologische Sendung, die Walser bei Goethe findet, ist das, was er hingegen bei Kafka vermisst. Diese Differenz, das subversive Potential *gegen eine Herrschaft*, macht für ihn die »reine Ironie« aus – die aus Walsers Sicht durch Kafka wiederum beispielhaft vertreten wird. Der Erzähler Goethe erlaube der Hauptfigur eine Entwicklung, der Erzähler

7 Frank K. Stanzel, »Die Opposition Erzähler – Reflektor im erzählerischen Diskurs«. In: Wagner, Karl (Hrsg.), *Moderne Erzähltheorie*, Wien 2002, S. 340–361, hier 347.

8 Schwann, »Konfliktkonstellationen«, S. 415.

9 Ibidem.

10 Ibidem.

11 Ibidem, S. 56, 193, 196.

Kafka dagegen eben nicht. Goethes »Turmgesellschaft« habe das Ziel, »die Ausbildung eines glücklichen Selbstbewußtseins zu ermöglichen«, Kafkas »Schloßbehörde« dagegen erweise sich in ihrer durchgehenden »Vereitelungsvirtuosität«¹² als hemmend. Die reine Ironie, die Martin Walser bei Franz Kafka beispielhaft geleistet sieht, entsteht dadurch, dass es eine »Herrschaft« gibt, gegen die gekämpft werden muss. Als einziges Mittel gegen die »Herrschaft« kann man laut den *Frankfurter Vorlesungen* Walsers die »Ironie« einsetzen, denn sie »entzieht den Verhältnissen wahrscheinlich mehr Rechtfertigung als jede direkte Kritik«¹³. Nach Martin Walser kann man eine Figur ironisch nennen, wenn sie mit Kafkas K. vergleichbar ist und einer unbegreiflichen, unfassbaren Herrschaft zum Opfer fällt. Die »Ironie« als poetisches Mittel, sagt Walser, ist insofern »[v]ertrauenswürdig[]«¹⁴, als sie vom authentischen Kampf der Figuren hervorgeht, die zu ihren Herrschern wie Knechte *ja* sagen und lebenslang auf der Suche nach dem Geist im religiösen Sinne sind. Die Problematik von Walsers Ironiekonzept besteht darin, und das unterscheidet ihn meines Erachtens auch grundsätzlich von Kafka, dass die ironische Figur ihre Zustimmung der Herrschaft von ihrer asketischen Suche nach dem Geist nicht getrennt behandelt. Die Herrschaft wird zur Gottheit stilisiert, die den Geist – entgegen der Erwartung der ironischen Figur – nicht hat, folglich zur grausamen Gottheit verkürzt wird.

Die ironische Figur hingegen wird als geistreiche und geistbegnadete Heiligenfigur, ja als Geistlicher mythisiert und mystifiziert. Nach der Dramaturgie der *Frankfurter Vorlesungen* ließen sich auch die Männer im Roman *Brandung* als ironische Figuren, also als zustimmende Knechte von weiblichen »Herrschern« und Helden von weiblichen Göttern zugleich auffassen. Rainer Mersjohann ist die beispielhafte ironische Figur im Sinne der *Vorlesungen*, weil er als Heiligenfigur inszeniert wird. Ich argumentiere an diesem Punkt gegen Nováks grundsätzlichen Befund, demnach die Semantik der Erzählwerke Walsers in unterschiedlicher Weise ein Riss zwischen objektiver Re-Präsentation und subjektiver *Konstruktion* des Sinns durchziehen soll.¹⁵ Es besteht bei Walsers Erzähler nie der Anspruch auf Objektivität, geschweige denn auf »objektive[] Re-Präsentation«. Seine Zielsetzung ist hingegen die Glaubwürdigkeit, die Inszenierung der Authentizität der zu Opfern werdenden ironischen Figuren. Die ironischen Figuren interessieren sich für ihre Wahrheit; damit wollen sie die Authentizität belegen. Dem Erzähler geht es nicht darum, etwas objek-

12 Ibidem, S. 194.

13 Ibidem, S. 196.

14 Ibidem, S. 195.

15 Jakub Novák, *Martin Walsers doppelte Buchführung. Die Konstruktion und die Dekonstruktion der nationalen Identität in seinem Spätwerk*. <http://www.ub.uni-konstanz.de/kops/volltexte/2003/944>, S. 195.

tiv re-präsentieren zu wollen, sondern ihm geht es um die Legitimierung und um die glaubwürdige Inszenierung der leidenden ironischen Figuren. Es geht nicht um Objektivität, sondern um »Inszenierungen der Glaubwürdigkeit« als »reflexive Kategorie des Mediums selbst«¹⁶.

2. WEIBLICHE RAUB-, MÄNNLICHE BEUTETIERE

Den Kuss einer Frau und das Schlafen mit ihr inszeniert Halm als Akt, in dem das weibliche Raubtier das männliche Beutetier frisst. Durch Halms Beobachtung einander küssender Paare wird suggeriert, dass die Männer in Kalifornien Beute der »fressenden« Frauen sind. Dies wird auch durch den kontrastierenden Vergleich mit dem Kuss zwischen zwei lesbischen Frauen deutlich. Als Halm beobachtet, wie sich zwei Mädchen küssen, wirkt dieses »rein weibliche Paar« »spielend leicht«, »sachlich« und heiterer »als männlich-weibliche Paare, die ja oft wirken, als hätten die Partner untereinander zu leiden« (261). Halm suggeriert durch seine Gegenüberstellung heterosexuelles vs. homosexuelles Paar, dass ersteres nur aus männlichen Beute- und weiblichen Raubtieren bestehen kann.

Ihn interessierte am meisten, wie hier geküßt wurde. [...] Erstaunlich, wie die Frauen hier den Mund aufgehen ließen, wie die Männer dann mit ihrem Mund über den offenen Mund der Frauen hinsanken. (220)

Bei einem Zusammenbruch, den Halm in Kalifornien erleidet, will er sehen, wie »[z]irka fünfzig Krankenschwestern [...] sich mit offenen Mündern über ihn« (230) beugen. Er sieht auch, wie sich Frans Mund beim Küssen ihres Freundes wie beim »Hostienempfang« (267) öffnet. Halm sieht »die weiße Brandung als Zahnreihe eines gewaltigen Mundes, der in der Morgensonne lacht« (224). Indem er sich erinnert, dass Frans Mund auch immer lacht und lächelt, wenn sie Halm anschaut (250), und sie als »Fortsetzung der Brandung« (236) stilisiert, vergleicht er Fran mit der Brandung, die er als eine fressende »weibliche« Gestalt erscheinen lässt. Fran isst oft »brownies« (153, 155, 158f). Auch Rainers kalifornische Frau schläft mit einem »Farbigen« (79), oder mit einem »Neger« (258). Sie betrügt Rainer mit einem Mann namens »Othello Jesus« (80). Das »Farbige« wird als »elementschaftend« (62) für die weiblichen Raubtiere und als Chiffre für die Einwanderer inszeniert. Das Haus, in dem der deutsche Rainer mit seiner kalifornischen Frau wohnt, war für ihn einst ein »Hänsel-und-

16 Almut Todorow, »Inszenierungen der Glaubwürdigkeit. Massenmediale Rhetorik zwischen Faktizitätsanspruch und Kontingenz«. In: Stefan Metzger – Wolfgang Rapp (Hrsg.), *Homo inveniens. Heuristik und Anthropologie am Modell der Rhetorik*, Tübingen 2003, S. 237–256, hier 238.

Gretel-Haus«, wie die Amerikaner es nennen – ein Märchen, das Rainer jetzt jedoch als eine »üble Geschichte« (83) denunziert. Die kannibalische Hexe aus dem Märchen *Hänsel und Gretel* der Gebrüder Grimm ist ein weiterer Hinweis auf eine »männerfressende« Frau.

In der Handlung gibt es eine Tarantel, deren Verhältnis zu den Zikaden als vergleichbar mit mehreren Paarbeziehungen dargestellt wird. Die Tarantel bekommt *freitags* lebende Zikaden als Futter. Durch ihre räuberischen Attribute lässt sie sich als Allegorie eines aggressiven, vielleicht auch amerikanischen Feminismus lesen. Nicht nur wegen ihres Namens *Webb* lässt sich vermuten, dass die Studentin Fran in Halms Augen mit einer Tarantel vergleichbar ist. In seiner Wahrnehmung sitzt sie sehr leicht, hat lange »braune Beine« und trägt eine »gestreifte« (49, 52) Turnhose mit runden »Einschnitten«, erinnert damit ihrem Aussehen nach an eine »Tarantel« (52f). Der fünfundfünfzigjährige Halm hört in den Nachrichten, dass Kalifornien »momentan Angst hatte vor einer Spinne, die brown recluse spider hieß und schon einen Fünfundfünfzigjährigen getötet hatte« (239) – dies ist genau auch sein Alter. So wie die »brown recluse spider« *braune* Beine haben muss, so hat auch das Mädchen »braune Beine« (42, 66). Durch das *Tertium comparationis* »braune Beine« lässt sich Fran mehrfach mit einer *Spinne* in Beziehung bringen. Auch deshalb, weil sie innerhalb von Halms Konversationsstunden immer stumm dasitzt und an eine Spinne erinnert.

Vor einem Grabstein lag auf dem Rücken, ein Bein angezogen, das andere gestreckt das Mädchen [...]. Die *braunen Beine* glänzten in der Sonne (41f). Es sah aus, als wolle sie vor allem dieses *bloße braune Bein* beisteuern. Sie umfasste ihr ausgestelltes *Fußgelenk* mit einer Hand. Sie saß sehr leicht auf ihrem Stuhl und schaute manchmal hin [...] aber langsam, als wisse sie selber nichts davon (66).

Am nächsten Morgen saß das Mädchen in der kurzen blauen *weißgestreiften* Hose wieder so weit als möglich vom Tisch, steuerte das angezogene *braune Bein* bei und fragte nachher, ob sie um zwölf in die Sprechstunde kommen könne (70).

So *müheelos und leicht* sie saß, so schwer lag und hing er (117).

Fran Webb saß wie immer, das heißt, sie hatte ein *Bein* angewinkelt und umfasst und folgte dem Gespräch mit leicht verspäteten Kopfwendungen (272).

Nie machte sie den Mund auf, immer zog sie den rechten *Fuß* an, legte ihn aufs linke *Knie*, umfaßte ihr *Gelenk* und schaute den an, der sprach, und man hätte nicht sagen können, ob sie höre, was der sagte. Sie schaute, als genüge es, jemanden anzuschauen (245).

Tatsächlich stand sie *sehr leicht* zwischen den zwei Krücken (299, Hervorhebungen nicht im Original).

Fran Webb, die das »typische[] kalifornische[] College Girl« verkörpert, – »blond, Por-sche, Papapraxis in Pacific Heights, San Francisco, und scharf wie ein Haifischzahn« (43) – verweist auf ein weiteres Raubtier, nämlich auf den Haifisch. Dies soll auch an dieser Stelle die Grausamkeit der kalifornischen Frauen markieren.

Die zweite weibliche Gestalt, die etwas mit einer Spinne gemeinsam hat, ist Rainers kalifornische Ehefrau Elissa, die eine Tarantel als Haustier hält. Sie hat im eigenen Wohnteil ihres gemeinsamen Hauses, statt eines Wohnzimmers, eine imposante »Kapelle« (47), eine »Tarantelkirche« (130, 290).

Wo man hinschaute, sah man etwas, was nicht dem Gebrauch dienen konnte. [...] Das einzig Lebendige in dieser Bizarrerie, eine Tarantel. Jeden Freitag werde die mit einer lebenden Zikade gefüttert (48f, vgl. auch 52f, 62, 79, 97, 220, 292, 293, 295, 315).

Die wie eine Gottheit eine »Kapelle« krönende Tarantel Elissas hat schon einmal ihr »erstes Leibgehäuse verlassen« (49) und hat jetzt ein neues. Ihr altes Leibgehäuse krönt einen echten *Frauentotenkopf*, der seinerseits Elissas Kaminsims schmückt. Der Frauentotenkopf, auf dem sich das alte Leibgehäuse der Tarantel befindet, thront zugleich über ihrem kapellenartigen Wohnzimmer. Die schöne Tarantel ernährt sich von lebendig ergriffener Beute, die sie freitags bekommt, nämlich von »den elementschaffenden Zikaden« (62).

In der Familie der Spinnentiere sind die *Taranteln* Raubspinnen. Sie leben von Insekten und anderen Kleintieren, die sie mit ihrem Gift lähmen und dann aussaugen. Sie fangen ihre Beute oder weben ein Fangnetz um sie herum. Elissa, die in Halms Augen »kühne«, »kühle« und »spöttische« (47) Tarantelzüchterin, die »etwas enges« »Ärmelloses, alles Betonendes« (80) trägt, wird indirekt auch mit einem Wiederkäuer verglichen. »Dieser gänzlich bequeme Körper in *dunkelgrüner Seide*« (49) ist die Wahrnehmung Halms von Elissa. Joyce, eine weitere kalifornische Frau, »ein schöner Totenkopf« (78, 315), die ihre Dissertation über »Hermafrödismus« schreibt, und ihr Mann Leslie, der als Jugendlicher Hochspringer war und jetzt Thomas-Mann-Spezialist (78) ist, lassen eine Umkehrung der Rollenverteilung in ihrer Geschlechtlichkeit vermuten. Es wird angedeutet, dass die Frauen in Kalifornien sehr kühl sind. Rainer beschwert sich bei Halm in Bezug auf Elissa darüber, dass »sie in sich ruhe. Kühl und in sich. Man möchte immer hin zu ihr. Aber das gelinge nicht. Ihm nicht.« (129). Rainer beschwert sich, »Frauen, sagte er zu Sabine, dürfen sowieso, was sie wollen, man verhindert nichts« (83). Er begeht an einem »*Freitagmorgen*« (282) Selbstmord, will heißen, er lässt sich als singende Zikade von der stummen Taran-

tel *am Freitag* ›auffressen‹. Dafür dass Rainer als mit der Zikade, also mit dem lebenden Beutetier, vergleichbar erscheinen soll, spricht die Freitagsmetaphorik, die seinen Todestag an den Tag der »Tarantelfütterung« (79) seiner Frau setzt. So wie die Tarantel die »Zikaden« (48f, 52f, 62, 79, 220, 292, 293, 295, 315) frisst, so isst Fran »brownies« (153, 155, 158f). Diese Tierkonstellation weist auf grausame Götter hin, die ihr Leben auf Kosten der lebenden Opfer, die sie auffressen, verlängern wollen. Die überdeutliche Bestimmung der zwei Tiere, die *Tarantel* und die *Zikade*, erweisen sich als Schlüsselfiguren für die Lektüre des geschlechtsspezifischen Rollenverständnisses, das Halm in Amerika konstruiert. Die christologischen Bezüge lassen die Männer als Märtyrer erscheinen, die zu ›Opfergaben‹ für die weiblichen ›Gottheiten‹ werden. Davon sollen allein die Zikaden Zeugnis ablegen, die einen spezifischen, überall hörbaren »Zikadenton« (52, 62, 84) produzieren. Die im Singular auftretende Tarantel, die sich als Chiffre für die *weibliche Göttlichkeit* lesen lässt, wird den im Plural auftretenden Zikaden als Chiffre für die geopfert *männlichen Helden* entgegengesetzt.

3. WEIBLICHE ›GÖTTINNEN‹, MÄNNLICHE ›BRANDOPFER‹

Die Inszenierung des Raub- und Beutetier-Gegensatzes wird nicht nur durch die Tarantel- und Zikadenallegorie in Bezug auf die Frauen und Männer in Kalifornien, sondern auch durch Anspielungen einer mystischen Suche der Männer nach dem Geist bewerkstelligt. Weil die Erzählperspektive einer männlichen Figur gehört, wird eine Selbststilisierung des Männlichen als Brandopfer erzeugt, die bereits durch den Titel *Brandung* – Brand-ung – angedeutet wird. Durch die allegorische Konstruktion einer Gegenfolie – der Göttinnen-Stilisierung der Frauen – wird so die *Glaubwürdigkeit* der Männer als Brandopfer inszeniert.

Halm geht in ein fremdes Land mit paradiesischer Hoffnung, er erhofft sich eine Erlösung von seiner Unzufriedenheit mit dem Leben in Stuttgart. Er sieht Kalifornien als dem »Gelobte[n] Land« (28) entgegen. Das »helle Land« (298) Kalifornien erlebt Halm zunächst als »Paradies« (28), in dem Frauen durch götterähnliche Eigenschaften auffallen. Eine Versammlung von Mädchen, die auf dem bloßen Rasen sitzen, vergleicht Halm mit einer »Versammlung von Göttern« und mit einem Olymp.

Vor ihm [...] ein paar Mädchen im Kreis. [...] Zehn Mädchen zählte er. Alle im Lotussitz. Drum herum Räder, Abgelegtes, Hunde. Wie man sich eine Versammlung von Göttern vorstellt. [...] im Gras sitzend [...] Wie lange durfte er hier stehenbleiben und diesen Mädchenolymp anschauen? (211)

Der »Mädchenolymp«, setzt sich aus Mädchen zusammen, die, einen Kreis bildend, im Gras sitzen und deren Gesichter »nichts Schweres« (211) haben. Die »Leichtigkeit« und »Leidlosigkeit« (75), die Halm an den Frauen in Kalifornien überhaupt so sehr bewundert, hängt mit ihrem Selbstbewusstsein zusammen, das in Halms Augen durch nichts gestört werden zu können scheint. Das Element *Gras* und die Farbe *Grün* erweisen sich in diesem Zusammenhang als sehr aufschlussreich, weil sie andeuten, dass die kalifornischen Frauen mit ruhigen, auf dem Rasen wiederkäuenden Kühen vergleichbar sind. Dafür sprechen die Eigenschaften der jungen kalifornischen Studentin Fran Webb, in die sich Halm verliebt. In der melancholischen Fran Webb sieht Halm »eine träge Präsenz, eine kuhhafte Größe, fast eine Art göttlicher Gegenwart« (272). Sie kaut wie in Zeitlupe Kaugummi, wird mit den Wiederkäuern verglichen, denn sie liegt mit anderen Studenten gemeinsam auf »bloßem Rasen« »lesend, dösend, wiederkäuend« (41). Sie hat auch »goldgrüne Haare« (314).

Dieses Paradies erweist sich aber für Halm dreimal konkret als lebensgefährlich, dreimal schlägt eine »paradiesische« urplötzlich in eine »höllische« Erfahrung um. Die kalifornischen Frauen werden als Göttinnen inszeniert, die sich in Wirklichkeit für die europäischen Männer als tödlich entlarven. Das Bild von etwas, das wahn-sinnig begehrt und, kaum gehabt, wahn-sinnig verabscheut wird, also ein vermeintliches »Paradies«, ist auf den ganzen Roman übertragbar. Das leitmotivisch plötzlich in Hölle umschlagende Paradies lässt die Frauen aus Halms Perspektive als Opfergaben fordernde Götter, die Männer hingegen als ausgelieferte Brandopfer erscheinen. Dies wird auch durch die *Brandopfer-Metaphorik* bewerkstelligt. Drei Mal inszeniert sich also Halm als Brandopfer, das von göttlichen Mächten heimge-sucht wird. Die erste Versuchung Halms ist die *Brandung* des Pazifiks, die man auch als Präfiguration der gesamten Raum- und Geschlechtskonstruktion des Romans lesen kann. Als Halm, kurz nach seiner Ankunft in Kalifornien, einen Badeausflug in der pazifischen Brandung macht, und der Brandung alles beichten möchte, gerät er in einen »tosend zusammenstürzenden Kristallpalast, in dem man erstickte« (92). Dabei entgeht er nur sehr knapp dem Tod durch Ertrinken, denn die Brandung wirft ihn doch an den Strand zurück.

Einen Augenblick lang war es ihm gegeben gewesen, die Deutlichkeit der Vorstellung des Sterbens zu steigern. Das Hinabgerissenwerden war richtig spürbar gewesen. [...] Der unendlich lange Augenblick, in dem ihn die Brandung gerollt hatte, mußte gemieden werden. (104f)

Halm kommt mit der paradiesischen Erwartung auf die Brandung wie auf eine Gottheit zu, wird aber dabei »gewirbelt, gedreht, geworfen« (92) und fast ums Leben gebracht. Mit einer ähnlichen Erwartung auf eine Erlösung begegnet er auch den

Frauen in Kalifornien. Er denkt die persönlichen Erlebnisse mit mythologischen Bedeutungen zusammen und verdeckt dabei die eigenen Erlebnisse mit den mythologischen Vorkenntnissen. Er hält einen Heine-Vortrag an der Washington-Universität in Oakland, in dem er für die Studentin Fran seine unausdrückbare Liebesbotschaft verstecken möchte. Doch unmittelbar vor seinem Vortrag, als sein Kopf »glüht« und die »Möglichkeit einzuatmen, endlich wieder Luft zu holen« »völlig abgeschnitten, blockiert zu sein« (229f) scheint, wiederholt sich der Sturz mit »Donner« und »Glut« (91) am Rednerpult. Ein drittes mal stürzt Halm auf einer Party bei Fran zu Hause. Halms Kraft nimmt beim Trinken auf Frans Party so deutlich zu, dass er das Wirklichkeitsgefühl vollkommen verliert. Dies führt dazu, dass sowohl er als auch seine Tanzpartnerin in die »Kaminnähe« (295) stürzen und sich dabei verletzen. Der rauschhafte Tanz lässt sich als dritte mephistophelische Versuchung lesen, der ein alternder Halm nicht mehr zu widerstehen vermag. Außer dem »Fräulein Mephisto« (294) ist eine weitere böse-göttliche »weibliche« Gestalt die Stadt Berkeley, die tagsüber wie Gold glänzt und »goldgrüne Patzen« (314) hat, nachts aber ein »höllenhafte[s] Licht« (284) gibt. Der gemeinsame Nenner der »Versuchungen« Halms ist nicht nur, dass sie ihn plötzlich um die Luft und in Erstickungsgefahr bringen, sondern dass sie ihn vielmehr wie das *Feuer*, also wie eine *Hölle*, zu verbrennen drohen, wie es durch die Brandopfer-Metaphorik suggeriert wird. Die *Brandung* des Pazifiks mit »Schaum, Donner, Glut und Salz« (91), der Zusammenbruch beim Vortrag wegen *Sonnenstichs* in Kalifornien und wegen *glühender* Aufregung (228), das *Kaminfeuer* beim Tanz – alle lassen Halm als »Brandopfer«, das Weibliche hingegen als Brandopfer-fordernde »Göttlichkeit« erscheinen.

Frans Hemd trägt die Inschrift »*Federated Fire Fighter*« (57, 183) – ein möglicher Hinweis auf ihre Lust am Feuer, weil Halm in ihrer Gegenwart zum »Fire-Escape-Loch« (153) schaut und auf eine »*chance of rain*« (183) wartet. Durch ihre »goldgrüne[n] Haare« (314) erinnert Fran an das »*grün-weiße* Gewirbel des zusammenstürzenden Kristallpalastes« (93), an die Brandung also, und an die »goldgrünen Patzen« (314) der kalifornischen Stadt. Selbst die Zeichnung auf dem Einband des Romans, die von Alissa Walser stammt, stellt einen kontrastbildenden *roten* Fleck dar, der auch das brennende Herz des *Brandopfers* sein könnte, und der mitten in die zusammenstürzenden *grün-weißen* Wellen der Brandung geschleudert wird. Der Name Fran kann homophonisch-anagrammatisch – *Frun/Furn* – auf das englische *furnace* hinweisen, das auf deutsch *Backofen* heißt. Halm denkt, ihr Name könnte von »Frances« oder »Franziska« (57) kommen – auch ein Hinweis auf den Franz von Assisi. Aber zugleich kann Fran ebenfalls auf die Farnpflanzen oder auf

die Farne, also auf das Lebendige verweisen, wofür auch die in Bezug auf sie oft verwendete Farbe *grün* spricht.

Die ironische Gegensätzlichkeit zwischen weiblichen Göttern und männlichen Brandopfern wird auch durch die Heiligenstilisierung der Männer bewerkstelligt. Beim Tanz mit Fran kommt Halm mit dem Fuß auf die aus schmalen Eisenbändern gekünstelte »Truppe von eisernen Zikaden« (293, vgl. 292, 295) – Chiffre des Opfers – und stürzt dann in Kaminnähe. Rainer Mersjohanns Vorname ist die Steigerungsform des Homophon-Adjektivs rein, das auf eine Aufopferungsbereitschaft und auf eine fortwährende Steigerung derselben verweist. Sein Nachname verweist auf Johannes den Täufer, weil er in seiner Jugend in einer Inszenierung der Apostelgeschichte diesen gespielt hat. Daran erinnert sich Halm, ja er kann den Jugendfreund an den »Johanneshände[n]« (32) erst wieder erkennen. Durch den intertextuellen Verweis, den Halm bei der Beschreibung Mersjohanns auf Johannes den Täufer macht, lässt sich vermuten, dass er sich auf den Isenheimer Altar bezieht.¹⁷ Grünewalds Meisterwerk, entstanden zwischen 1512 und 1516, stellt Johannes den Täufer dar, der »unter dem Kreuz mit der rechten Hand auf Christus, des ersten Propheten des neuen Bundes, weist, während die linke das Dokument des alten Bundes, das Alte Testament hält«¹⁸. Seine Verwandtschaft mit dem Propheten wird auch durch seinen Namen Mersjohann angedeutet, der das Element des Liquiden *Mer* mit dem Namen *Johann* zusammenführt. Der Vorname Rainer kann auch vom englischen *rain* abgeleitet werden, ja von *rainer* – dem Mann, der es regnen lassen kann. Mersjohann trinkt wegen seiner gescheiterten Ehe sehr viel Alkohol, hat wegen übermäßigen Rauchens erkrankte Lungen. An dem kalifornischen Gesetz des akademischen Betriebs, »publish or perish« (76, 219, 286, etc), geht er durch Selbstmord zugrunde – er »hat sich für perish entschieden« (286).

Eine Regisseurin, die Halm in Kalifornien kennen lernt,
verlegt, erzählt sie, Wagner an die Pazifik-Küste. Die Walküren tauchen als eine
Art Brandungs-Minotauren aus den Wellen auf und holen die Helden heim in
ein pazifisches Walhall. (74)

Auch Fran lädt Halm in eine *Walküre*-Inszenierung ein, kommt aber zusammen mit ihrem Freund, was für Halm zu einer Katastrophe wird (264-269). Durch die *Walküre* wird auf den Walkürenmythos verwiesen, so dass Fran nicht nur als ein kaliforni-

17 Vgl. Heiko Hartmanns Untersuchung »während man schreibt, verliert man [...] das Realitätsprinzip«. Schreibender Umgang mit Wirklichkeit und Vergangenheit in Martin Walsers neueren Romanen«. In: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge 5 (1995), S. 646-656, hier 648. Hartmann hat mehrere Stellen in Walsers Werk ausfindig gemacht, wo auf Matthias Grünewalds Gemälde auch ausdrücklich Bezug genommen wird.

18 Ibidem, S. 648.

sches, weibliches sondern als ein *göttliches* Wesen erscheint, das den *Helden* Halm in das pazifische Walhall, in den Tod, hineinziehen möchte. Dies verleiht insbesondere den Frauen eine zusätzliche boshafte Färbung, nämlich die, als grausame, männliche Opfer fordernde Göttinnen zu erscheinen. Es wird suggeriert, dass die Frauen auf ihre Gesundheit, im Hinblick auf die Verlängerung ihres Lebens, Wert legen und über Leben und Tod bestimmen. Die Männer hingegen erscheinen als Opfer, die für sie arbeiten müssen, folglich deshalb auf ihre Gesundheit nicht mehr achten können, ja aufgeopfert werden müssen. Die Männer im Roman trinken Kaffee und Alkohol, Fran hingegen trinkt nur Milch (58) und macht fürs kalifornische Fernsehen einen verführerischen Werbespot mit dem Text:

Milk! It does a body good. (146, Hervorhebungen im Original)

4. DER RAUM ALS HÖHLE/HÖLLE

Durch das zentrale Motiv der *Höhle* inszeniert der Roman *Brandung* eine Raumproblematik, die nur durch die Verschränkung mit der Geschlechterproblematik nachvollziehbar wird. Die Höhle ist zum einen Chiffre für die Vagina, nach der sich die Männer im Roman sehnen. Dies zeigt sich in ihrem sexuellen Begehren nach den schönen Frauen in der Hoffnung auf ihre biologische Fortpflanzung, für die auch die im Roman mehrfach präsente *Milch*-Chiffre spricht. Die Höhle als »weibliche Grotte« (191) kann entweder *gut* sein, weil sie, durch die Aufnahme des männlichen Glieds, eine Fortpflanzung tatsächlich ermöglicht, oder böse sein, weil sie zwar die Männer auf eine Fortpflanzung hoffen lässt, sich aber dennoch als *herrschende, fressende* und *brennende* Höhle entlarven kann, wie bereits ausgeführt. Wie dem auch sei, signalisiert das Motiv des Paradiesischen die Verheißung auf eine biologische Fortpflanzung, wobei die weibliche Höhle nur als Mittel zum Zweck der männlichen Fortpflanzung fungiert. Wird also dieses Ziel nur verheißen aber nicht erreicht, dann ist eigentlich nur die weibliche Höhle daran schuld, sie ist eine »Hölle« (155).

Zum anderen ist die *Höhle* Chiffre für eine Form des Lebens in Stein und Felsen, also im *steinernen Raum*, das eine Alternativfortpflanzung ermöglichen kann, nämlich eine rein geistige Fortpflanzung. Der Preis der geistigen Alternativfortpflanzung, die in einer Felsenhöhle erfolgen kann, ist der Verzicht auf jegliche Männlichkeit, also das Leben als Transvestit. Das Erzählmedium Halm inszeniert, dass der einzige *Raum*, in dem die männlichen Emigranten in Kalifornien der *Hölle* ausweichen können, die *Felsenhöhle* ist, wo es *keine weibliche Versuchung* mehr, sondern nur die Einsiedelei, aber die Hoffnung auf geistige Fortpflanzung gibt. Die in Stein und

Felsen lebenden ›Opfer‹ werden von den ›Göttern‹ zu dieser Askese berufen. Dort ist eine geglückte geistige Fortpflanzung möglich.

Zu Beginn einer seiner Konversationsstunden findet Halm auf seiner Tischplatte eine Zeichnung in Kreide, die ein männliches Geschlechtsteil mit Hoden, an einen Schmetterling erinnernd, darstellt, das auf eine weibliche Geschlechtsgegend zufliegt.

Dieser lächerliche Geschlechtsteilschmetterling flog auf ein nicht ganz so lächerlich aussehendes Labyrinth zu, das eine weibliche Geschlechtsgegend darstellen wollte. (186f)

In Halms Augen ist das männliche *Teil* »lächerlich«, die weibliche *Gegend* »nicht ganz so lächerlich«. Die Gegenüberstellung Teil und Gegend für die Männlichkeit und Weiblichkeit ist eine Geschlechts- und Raumkonstruktion, die darauf verweist, dass Männlichkeit wenig Raum einnimmt, dabei Tätigkeit und Präzision an den Tag legt. Die Weiblichkeit hingegen nimmt viel Raum ein, bleibt passiv und gerät deshalb labyrinthisch. Halm fühlt sich von dieser Zeichnung direkt angesprochen – er hat Angst davor, dass jemand von den Teilnehmern seiner Konversationsstunde sein hoffnungsloses Begehren nach der Studentin Fran durchschaut haben kann und ihn jetzt deshalb provoziert. Deshalb kommt er in die nächste Stunde früher, um das männliche Geschlechtsteil, das er auch »Geschlechtsflugzeug« (191) nennt, zu wischen. Dabei denkt er, dass es »eigentlich schade um den Geschlechtsteilschmetterling, der auf die weibliche Grotte zuflug« (191) sei. Beim Wischen des »Geschlechtsflugzeug[es]« (191) denkt Halm auch an ein anderes Flugzeug, das vernichtet wurde, nämlich an ein »von Russen abgeschossenes koreanisches Passagierflugzeug« (191). Die Debatten über diesen Vorfall, die im Fernsehen laufen, lassen Halm den englischen Ausdruck, »heatseeking missile« (191), also ein *Flugkörper, der die Wärme sucht*, lernen. Der »heatseeking missile« inszeniert die Suche Halms nach einem warmen, weiblichen *Raum* für seine Samen. Der »heatseeking missile«, den Halm andeutungsweise mit dem männlichen Geschlechtsteil vergleicht, möchte also in eine warme »weibliche Grotte« (191).

Halm hat die Erfahrung des in Hölle umschlagenden Paradieses auch in Stuttgart gemacht. Er erinnert sich an eine Schülerin Nicole, in die er sehr verliebt war, und die ihm in einer gemeinsam verbrachten Nacht im Hotel zwar eindeutige Hoffnung auf Beischlaf machte, ihn aber dabei nur stundenlang verspottete (251-254). Durch das Anagramm ihres Vornamens No-cile, könnte Halm auch das Homophon *No [i]sile* meinen – die Abkürzung von dem »heatseeking mis[-]sile« (191), den er mit seinem Geschlechtsteil vergleicht. Halm suggeriert, dass Nicole eine Frau ist, die seine Samen vernichten möchte. Auch ihr Name nach der Heirat, »Schloz-Klinge«

(251), suggeriert, durch die Homophone *schlotzen* und *Klinge* eine fressende und opferfordernde Frau und eine böse Frauen-Höhle – also eine Hölle.

Die Dramaturgie des in Hölle umschlagenden Paradieses wird zum einen durch die Gegenüberstellung Europa-Kalifornien bewerkstelligt, aber damit hat es noch kein Bewenden. Denn es handelt sich dabei nicht einfach darum, dass es in Europa die ›gute‹ Höhle, in Kalifornien hingegen die ›schlechte‹ Höhle, also die Hölle, gibt. Die *Höhle-Hölle* gibt es in den jeweiligen Räumen gleichermaßen. Sowohl in Europa als auch in Kalifornien lauert die *Hölle* auf den nach dem Paradies suchenden Mann. Dies will suggerieren, dass nicht nur die Frauen in Kalifornien die Fortpflanzung vereiteln, sondern dass es sich mehr noch um eine grundsätzliche »Differenz zwischen tatsächlicher und simulierter Wirklichkeit«¹⁹ handelt, was Frauen anbelangt. Dennoch bildet Halm Erinnerung an eine – »Kreuzwegstation« (254) – an die Schülerin Nicole Klingele in Stuttgart, angesichts der Menge an Ereignissen in Kalifornien, nur *qualitativ* ein Gegengewicht. Es ist ein Ereignis, das in einem Roman, der 319 Seiten zählt, auf drei Seiten abgehandelt wird – man könnte auch sagen, es ist die Ausnahme, die eine Regel bestätigt. Die Regel nämlich, dass die *Höhle* der Frauen im Gastland, anstatt den männlichen Emigranten zur Fortpflanzung zu verhelfen, sie verschlingt, sich somit als *Hölle* erweist. Halm konstruiert durch die *Höhle/Hölle*-Dramaturgie ein Weiblichkeitsbild, das sich durch die böse Höhle kenntlich macht. Böse ist diese Höhle, weil sie keine Fortpflanzung des Geistes sondern nur *Körper an sich*, leere Form ist. Um diesen *Körper an sich* am Leben erhalten zu können, werden Knechte, Beutetiere, Brandopfer, kurzum männliche Emigranten aufgeopfert. Gut kann die Höhle nur dann sein, wenn sie sich als leere Form, die sie ist, von den männlichen Samen ausfüllen lässt. Die Männer sind nämlich die einzigen, die mit ihrem Geist den leeren Raum der Frauen ausfüllen können.

Fran möchte zusammen mit dem Dozenten Halm das *121. Sonett* von William Shakespeare ins Deutsche übertragen. Dieses Gedicht ist über »die Himmel- und Hölle-Dialektik des sexuellen Lustverlangens, über Vernunft und Wahnsinn, Wonne und Weh der Betroffenen«²⁰. Im Folgenden wird die im Roman vollständige deutsche Übersetzung Walsers angeführt.

Geistverlust in Schamverschleiß
ist Lust, die loslegt, vorher ist Lust

19 Jürgen Schwann, »Konfliktkonstellationen und rhetorische Strategien in Handlungskontexten jüngerer Werke Martin Walsers«. In: Hans-Peter Ecker (Hrsg.), *Methodisch reflektiertes Interpretieren. Festschrift für Hartmut Laufhütte zum 60. Geburtstag*, Passau 1997, S. 407-428, hier 412.

20 Harald Breier, »Harald Malvolio, ein Mann von (fünfund)fünfzig Jahren: Form und Funktion des Zitats in Martin Walsers Roman *Brandung*«. In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 21 (1988), S. 191-201, hier 197.

verlogen, mörderisch, blutrünstig, kriminell,
 roh, rücksichtslos, primitiv, grausam, unberechenbar;
 wahnsinnig begehrt und, kaum gehabt,
 wahnsinnig verabscheut, wie ein geschluckter Köder,
 gelegt nur, den Geköderten verrückt zu machen,
 verrückt im Wollen und im Haben auch;
 danach, dabei und davor, rücksichtslos;
 das Probieren, Wonne; probiert, das pure Weh';
 vorher ein Freudenbild, nachher, Geträum.
 Jeder weiß das, doch keiner weiß
 wie den *Himmel* meiden, der ihn in diese *Hölle* reißt« (155, Hervorhebungen
 nicht im Original).

Das Verklärungsmotiv, Shakespeares »Köder, gelegt nur, den Geköderten verrückt zu machen«, der »Himmel« und »Hölle« zugleich ist (155, 164, 270, etc.), nimmt im Roman vielerlei Gestalten an, die aber alle weiblichen Geschlechts sind. Alle weibliche Gestalten in diesem Roman haben aus Halms Perspektive den Ködercharakter gemeinsam, den er – so wird suggeriert – nach und nach zu erkennen lernt. Das Sonett selbst umschreibt Halm als »Ohnmacht des Wissens« (102). Halm verhält sich oft in Kalifornien wie ein »Geköderter« im Sinne Shakespeares; er lässt sich vom Wesen des Weiblichen anlocken. Denn der »Himmel« aus Shakespeares *121. Sonett*, das der Gastdozent Halm mit seinen Studenten bearbeitet, wird mit einer »Hölle« gleichgesetzt, weil er als »Köder« aufgefasst werden soll, »gelegt nur, den Geköderten verrückt zu machen« (155, 164, 270). Die männlichen Emigranten werden als Höhlen-Bewohner inszeniert, die nur leben können, solange sie in der Höhle bleiben. Sobald sie sich hinaus trauen und dem Paradies angehören wollen, werden sie zu Brandopfern, weil der Himmel den sie wännen sie eigentlich in eine Hölle reißt.

Auch der kalifornische Raum wird auf einer Party, zu der Halm eingeladen wird, paradigmatisch und auf ironische Weise als Welt des Scheins und als Verklärung, als leerer Raum, beschrieben.

Diese Lebhaftigkeit! Diese Leichtigkeit. Diese Leidlosigkeit! Es gab doch keine Probleme! Bitte, hör das Gesamtgeräusch aller Stimmen im Raum: noch am Ganzen hörst und spürst du, dass es sich zusammensetzt aus lauter Freundlichem. Und das Sichtbare entspricht dem vollkommen; es ist ein Raum, vibrierend mit Seide, Leinen und Frisuren, Haut und Schmuck und Zähnepracht. Wo man hinschaute, sagte gerade jemand zu jemandem genau das, was der am liebsten hörte [...]. Hier paßte überhaupt alles zu allem (75).

Die ironische Beobachtung »[h]ier paßte überhaupt alles zu allem« ist symptomatisch für die Strategie des Erzählers, eine Welt ironisch zu entlarven, die nur so tut als ob. Der Erzähler Halm vermittelt durch seinen Enthusiasmus einerseits die Faszination, und zeigt andererseits durch seine nüchtern-abwertende Einschätzung dessen, was fasziniert, diese als bloße, leere »Feierlichkeit« (48, 134) und Verklärung auf. Durch einen Vergleich der Beobachtung Halms »[h]ier paßte überhaupt alles zu allem« (75) mit Martin Walsers textexterner Kritik in seinen *Frankfurter Vorlesungen* an derjenigen Welt, in der »alles allem«²¹ entspricht, tritt die hiesige Ironie Halms noch deutlicher hervor. In den Vorlesungen kritisiert Walser die Welt aus Wilhelm Meisters Lehrjahren weil sie durchgehend positiv, künstlich, mithin Ausdruck der Herrschaft sei. Die Herrschaft einer Welt, in der »alles zu allem« passt, ist für Halm deshalb eine Verstellung, weil die paradiesische Höhle, die sie verheißt, eigentlich eine Hölle ist.

Halm liest in Kalifornien den Roman eines Kollegen mit dem Titel *Inspiration Inn* (106). Die Handlung dieses Romans, die Halm nacherzählt, fokussiert wie eine Metaerzählung die Problematik des Romans, denn »*Inspiration*« wird sowohl im Sinne von lebensspendender »Einatmung« als auch von »Eingebung« aufgefasst. Die Geschichte der *Swiss Lady* Gret, einer sehr alten schweizerischen Wirtin, die eine Höhle, den »*Inspiration Inn*«, bewohnt, berichtet von ihrem Vater Fred, einem schweizerischen Einwanderer, der Ende des 19. Jahrhunderts nach Kalifornien kam. Nach einer Heimreise wurde er Passagier auf der *Titanic*, wo er sich mit Hilfe von Frauenkleidern rettete und so Kalifornien zum zweiten Mal erreichen konnte. Die *Swiss Lady* hat ihr Wirtshaus, das einem »Indianerquartier« gleicht, im »Felsinnere[n]« und sitzt »an einem Steintisch« (108) wie eine Opfergabe. Die »*Swiss Lady*«, die sich als Freds Tochter ausgibt, ist in der Tat der Einwanderer selbst (110 – 115). Sie/Er führt ein einsiedlerisches Leben. Ihr/Sein Leben ist das eines »Transvestiten« (111), denn er transzendiert sein Geschlecht ins Metaphysische²², genau wie seine nationale Identität. Die »Notwendigkeit« dieser Transzendierung wird durch das Erlebnis auf der *Titanic*, in dem es um die Rettung des nackten Lebens ging, angedeutet. Das Überleben ist nur durch das Aufheben der ursprünglichen männlichen oder schweizerischen Identität möglich. Eine Tochter des Fred gibt es also nicht. Ein weiterer schweizerischer Emigrant John Frey, der die *Swiss Lady* besucht, erkennt nach

21 Martin Walser, *Selbstbewußtsein und Ironie*, S. 193.

22 In diesem Zusammenhang scheint es erwähnenswert zu sein, dass dieses Urteil mir im Gespräch mit Martin Walser, im Juli 2003 in Nußdorf bei Überlingen, nahegelegt wurde. Das Ausleben der nationalen Identität soll demnach mit dem Ausleben der Sexualität Hand in Hand gehen. Dieselbe Kausalität soll auch im Falle der ausbleibenden nationalen Identität gelten.

ihrer/seiner Erzählung: »Gret war Fred. Diese Gret wollte erlöst werden« (115). Ebenso wie es seine Tochter nicht gibt, gilt es für John Frey zu begreifen, dass es auch die »City« (115) nicht gibt, die Gret ihrem Vater als große Hinterlassenschaft verdanken will. Der illusorische Raum Stabler City, über den sie/er – Gret/Fred – unermüdlich erzählt, und die Höhle *Inspiration Inn*, die sie/er – Gret/Fred – bewohnt, suggerieren den lebenslangen, gescheiterten Versuch eines Menschen, sich selbst in einem fremden Raum geschlechtlich zu finden und wirtschaftlich, bzw. beruflich zu verwirklichen. Dafür dass Freds Fortpflanzung zu einer Erzählung verkommen ist, werden aber der fremde Raum und implizit seine kalifornischen Frauen verantwortlich gemacht. Die *Swiss Lady* Gret, also Fred, sagt:

Fred Stabler wäre längst zu Tode präpariert, wenn Gret nicht immer weitererzählte, das Wirkliche, das Wahre, das Unpräparierbare. (114)

Der Notwendigkeitscharakter, den Fred/Gret in Anspruch nimmt – »das Wirkliche, das Wahre, das Unpräparierbare« weitererzählen zu müssen – will eben nicht die Wahrheit der Geschichte, aber die Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit seiner/ihrer Leidensgeschichte inszenieren. In dem mythischen Raum der *Höhle* sucht man/frau nach dem »Gold des Lebens«, nach einem neuen Lebenssinn, nach einer Erlösung – möglicherweise auch nach »ursprünglichen« »goldenen« Worten, denn er/sie trägt einen »Goldfranken« (108f, 114) um den Hals, den sie/er beim Erzählen dauernd betastet. Die Geschichte der *Swiss Lady* aus *Inspiration Inn* ist, statt »Biographie«, »Rehabilitation« (115), denn dem Transvestiten Fred/Gret ist »der Alkohol wichtiger als das Geschlecht« (76). Die Hoffnung der uralten *Swiss Lady* beim Erzählen der Fred-Legende ist,

[i]rgendwann einmal wird ihr Vater in seiner GANZEN Größe in Stabler City gefeiert werden. Vorher wird sie nicht sterben. (114, Hervorhebung im Original)

Die *Ganzheit*, auf die der Transvestit Fred/Gret hofft, ist, dass irgend jemand bei der Erzählung seiner/ihrer Lebensgeschichte sowohl den Mann als auch die Frau, die er hat werden müssen, erkennen möge. Die *Swiss Lady* hofft durch ihre Erzählung, dass jemand dies als Teil der *ganzen Größe* Freds/Grets anerkennt. Eine *Ganzheit* kann also nur unter Hinzuziehung der wahren Männlichkeit erlangt werden.

Auch Mersjohann, der seinem Jugendfreund Halm über den Betrug seiner Frau Elissa erzählt, ist nicht auf die Realität beschränkt. Durch die Suggestion, dass Rainer Mersjohann beim Sprechen eine »*Eingebung*« zuteil wird, bringt Halm die Heiligenstilisierung noch einmal zum Ausdruck. Halm fällt dabei auf,

[d]er Ton schwamm im Alkohol, aber jeder Satz klang unanzweifelbar, stammte aus reiner Gewißheit. [...] Wer hatte das dem eingegeben, jetzt so zu sprechen? (259, vgl. auch 153 etc.)

Rainer Mersjohann, der mit der kalifornischen Frau Elissa verheiratet ist, lebt auch allein in einer »Höhle«, nämlich im Untergeschoss ihres Hauses, »wie im Grab« (163), umgeben von »Mahl- und Kochmulden im Stein« (47). Rainer zeigt seinen Besuchern, dass seine »Höhlen« »schon 50 000 vor Christus ein Indianerquartier« (47) waren – die *Swiss Lady* aus dem Roman *Inspiration Inn* ist auf ihr/sein Indianerquartier auch stolz. Rainers »Emphysem« (48) verweist auf sein ungesundes Leben, auf die Notwendigkeit der »Höhle«, dort will er atmen können und nur dort darf er rauchen. Die »Höhle« wird als Raum, den Rainer in der Hoffnung auf eine geistige Fortpflanzung bewohnt inszeniert, die akademische Welt Kaliforniens hingegen als Raum, zu dem er gegen seinen Willen gehören muss.

Eine Wendeltreppe führte nach unten. Dort schlief, wohnte, arbeitete also Rainer. Von seinen Türen aus ging's in die Natur: auf eine von Büschen und Bäumen gesäumte und von riesigen Efeublättern überwucherte kleine Felslandschaft. Elissa war nicht mit heruntergekommen. Das sei schon 50 000 vor Christus ein Indianerquartier gewesen. Er zeigte die Höhlen, die Mahl- und Kochmulden im Stein. (47, Hervorhebungen nicht im Original)

Die *Höhle/Hölle* Mersjohanns lässt sich daran erkennen, dass er den Vaterschaftsnachweis in Bezug auf seine zwei Söhne für »reine schöne Fiktion« (99) hält. Auch Halm sitzt zusammen mit der Studentin Fran an einer »Steinplatte« (58). Sein Büro an der Washington-Universität nennt er aufgrund seiner einzigen Stammbesucherin, der verführerischen Fran, »Neongruft« (247), »eine Folterkammer« (235), denn Fran »tötet nicht, sie quält« (236) – denkt Halm. Weil er bei Frans Besuchen ihre Absichten nie durchschauen kann, nennt er seinen Raum auch »das 407-Labyrinth« (197). Aber ein »Labyrinth« ist in Halms Augen auch die »weibliche Geschlechtsgegend« (187) auf der Zeichnung. Das *Tertium comparationis* »Labyrinth« zeigt exemplarisch auf, wie Halm Raum und Geschlecht als Höhle/Hölle miteinander verschränkt.

5. WEIBLICHE SCHRIFT, MÄNNLICHE LESER

In Bezug auf den Roman *Inspiration Inn* den er in Kalifornien liest, denkt Helmut Halm:

Ihm fehlte die Höhle, der Zuhörer, die Erzählung, in die er sich verbergen konnte. (125)

Die »Höhle« als »Erzählung« ist ein Hinweis darauf, dass die Weiblichkeitsdimension um die unterschwellig thematisierte *Schrift* bereichert wird. Im Folgenden möchte ich die These diskutieren, dass die binären Rollenzuweisungen auch auf der poeto-

logischen Ebene, als Heldenrolle für die männlichen Dichter und als Götterrolle für die weibliche Schrift, rekonstruierbar sind. Man kann den Roman als Demaskierung der bösen Weiblichkeit und der grausamen ebenfalls *weiblichen* Schrift, aber zugleich auch als Hymne an die Schrift, also auch an die Weiblichkeit lesen. Die Männer werden als geistreiche und inspirierte Dichter inszeniert, Fran Webb lässt sich als Text auffassen, der von Halm gelesen wird, seine kalifornische Katze hingegen als Text, den Halm selber in Kalifornien hervorbringt. Der Köder nimmt also erneut weibliche Gestalt an, er kann der Schrift als zu lesendem Text und der Schrift als zu schreibendem Text innewohnen. Die Katze – vermutlich der zu schreibende Text – ist Halms »Herrin«, Fran – der zu lesende Text – ist »[s]eine andere Herrin« (244).

In Bezug auf Fran, die ihn regelmäßig in seinem Büro besucht, denkt Halm Er hatte mit Wörtern zu tun, die sie zurückgelassen hatte. (159)

Er wollte wegschauen von ihr und bemerkte, dass sein Blick, was er sah, mitnahm. (236)

Das Verhältnis der Tarantel zu den singenden und fliegenden Zikaden, die es in der Handlung gibt, wird als vergleichbar mit mehreren Paarbeziehungen dargestellt. Durch ihre Attribute lässt sich die Tarantel auch als Chiffre für die Textualisierung lesen. Dass die Männlichkeit für eine dichterisch-träumerische Veranlagung steht, wird durch die schöne Töne erzeugenden Zikaden suggeriert, die einen intertextuellen Verweis auf Platons *Mythos von den Zikaden* vermuten lassen. Dieser Mythos aus Platons *Phaidros* erzählt von singenden und fliegenden Wesen, die von den Göttern den Auftrag haben, eine musisch-dichterische Gabe denjenigen Menschen mitzuteilen, die für würdig befunden werden. Würdig heißt, statt in der Mittagssonne selbstzufrieden zu schlummern, sich über philosophische, geistreiche Sachen lebhaft zu unterhalten. Dieses Geschlecht der Zikaden ist zugleich mit einer »Gabe von den Musen ausgestattet, dass sie von der Geburt an keiner Nahrung bedürfen, sondern ohne Speise und Trank sogleich singen, bis sie sterben, dann aber zu den Musen kommen und ihnen verkündigen, wer hier jede von ihnen verehrt«²³. Die Zikaden sind Insekten, die, anders als die Raubspinnen, Pflanzen saugen und deren *Männchen* mit Hilfe von Trommelorganen am Hinterleib artspezifische Schriill- und Zirp-laute erzeugen.²⁴ Halm hört überall einen »Zikadenton« (52, 62, 84), aber zugleich hört er einmal auch ein Klavierstück »*Albumblatt für Elise*« (62). Als Halm das hört, denkt er, »die *Elise* setzt die Zikaden außer Kurs« (62). Zugleich denkt er daran, dass Mersjohanns kühle Ehefrau Elissa, deren Name ein Homophon zu *Elise* ist, *freitags*

23 Platon, *Sämtliche Werke, Band IV*, übersetzt von Friedrich Schleiermacher, Reinbeck bei Hamburg 1966, S. 39.

24 Vgl. *Brockhaus in Text und Bild*, CD-Rom Ausgabe, Bibliographisches Institut, Brockhaus AG, 2002.

ihre Tarantel mit einer lebenden Zikade füttert. Denkbar erscheint, dass die Zikaden als Chiffre für die männlichen Leser des zwar stillen wohl aber seine Leser ›auffressenden‹ Textes steht, was *Elise* auch durch das Anagramm *IEise* ihrerseits suggeriert.

Halm wähnt in Frans Augen immer seine eigenen Augen zu sehen. Dies kann eine Art Selbstbeschreibung des Erzählers und eine Selbstreferenz des Textes sein. Fran Webb liest das 129. Sonett Shakespeares, das Sonett über die Perversität der Lust, auf Englisch. Halm formuliert auf ihre Bitte hin eine deutsche Interlinearversion, die er ihr beim Lesen der englischen Version auf deutsch zeilenweise zwischen ihre Verse schiebt. Dabei bittet er sie,

das Sonett noch einmal zu lesen, er werde dann nach jeder Zeile das Deutsche dazwischenschieben. Er wollte ihr deutsch dreinreden in dieses wilde English.

So geschwollen wie möglich. [...] Sie las jede Zeile, weil er mit seiner Zeile jedesmal so fest dazwischenging, noch lauter. Zum Schluß schrien beide. (155)

Diese Episode inszeniert eine »unio mystica im Land der Literatur«²⁵, eine »Übersetzung als Koitus«²⁶ – es ist keine Vergewaltigung per se, aber in Halms Phantasie ist es eine. Er versucht Fran »wie einen Text zu lesen und zu begreifen«²⁷. Er selbst sagt zwischen ihm und Fran sei etwas »Geistiges« (210), sie haben zusammen »etwas Zusammengehöriges« (238). Nach ihren gemeinsamen Gesprächen über die im Seminar behandelten Texte spürt Halm einen Drang, Fran »seine Antwort« (210) zu geben – man könnte annehmen, *seinen Text* zu schreiben. Halm vergleicht Frans spinnearartige Gestalt ausdrücklich mit einer »Figur« (245) aus einem Buch, die nichts beantwortet, wenn man sie fragt. Wenn Halm in der ohnehin schmal besuchten und trägen Konversationsstunde Fran braucht und zur Diskussion auffordert, dann *schweigt* sie immer, ist unbeweglich und *still*. Unmittelbar danach hingegen geht sie ihm immer nach und spricht mit ihm. Die Konversationsstunde im Roman lässt sich deshalb als *Lesen*, die Zeit unmittelbar danach, wenn Fran Halm folgt, als *Denken* darüber dekodieren. Demnach kann Fran Webb eine Verkörperung des literarischen Textes sein, den Halm in Kalifornien lesen und verstehen muss. Der Erzähler möchte die göttliche Dimension des Leseverstehens suggerieren, das nicht auf Befehl und Aufforderung hin erfolgt, sondern eben ›eingegeben‹ wird. Halms Begehren nach der Studentin, die sich um bessere Aufsätze bemüht und dabei um Halms Hilfe bittet, wird zugleich von seiner Aggression ihr gegenüber begleitet. So wie er keine

25 Breier, »Harald Malvolio, ein Mann von (fünfund)fünfzig Jahren«, S. 198.

26 Udo L. Figge, »Death, Bound to« – Literatur in Martin Walsers Brandung, in: Ilse Nolting Hauf – Joachim Schultze (Hrsg.), *Das fremde Wort. Studien zur Interdependenz von Texten, Festschrift für Karl Maurer zum 60. Geburtstag*, Amsterdam 1998, S. 491–508, hier 494.

27 Aminia M. Brueggemann, *Chronotopos Amerika bei Max Frisch, Peter Handke, Günther Kunert und Martin Walser*, New York/Washington, D.C., Baltimore/Bern, Frankfurt am Main/Berlin/Vienna/Paris 1996, S. 52.

endgültige Befriedigung und auch keine Antwort bezüglich ihrer Absichten finden kann, kann er auch keine Bedeutung sprachlich fixieren oder sichern. Fran Webb lässt sich wie ein *patchwork* beschreiben, das aus übercodierten Elementen besteht, die sich in einer ständig wechselhaften Anordnung befinden. Fran wird eine nicht mehr absehbare Anzahl von konkreten und abstrakten Attributen zugewiesen. Halm vergleicht sie mit der Brandung, mit Richard Wagners Sieglinde, mit einer Katze, mit einer Spinne, mit einer wiederkäuenden Kuh, mit einem Studenten (Jeff), mit einer Tochter, mit einer Geliebten, mit einer Schwester, mit der Großmutter, mit einem Totenkopf, mit dem Leben, etc. Fran Webb lässt sich, wie auch ihr Name nahe legt, durch ihre Vielgestaltigkeit und durch ihren Polymorphismus als Allegorie der post-modernen Textualisierung lesen. Helmut's Begehren nach Fran lässt sich demnach als Begehren nach einem (Roman-)Ausdruck auffassen, der keine Abschießbarkeit des Sinns zulässt. Gerade deswegen empfindet Halm Aggressivität ihr gegenüber. Halms Begehren nach der jungen kalifornischen Frau, das seine Erfüllung nie findet, lässt sich auch als Begehren nach der fremden Kultur, nach der englischen Sprache, ja nach dem endlos gleitenden Signifikanten²⁸, kurzum nach dem ›Anderen‹ in Lacans Sinne verstehen. Mit dem Gewinn der Sprache spaltet sich das Individuum in Lacans Termini in ein bewusstes Ich (je) und ein begehrendes Ich (moi)²⁹. Das Ich, das die Sprache des Begehrens spricht, ist das Unbewusste bei Freud. In dem von Freud erörterten Spiegelstadium erfolgt die erste Setzung der eigenen Identität, in Lacans Worten versucht das bewusste Ich (je) eine Einheit mit dem begehrenden Ich (moi) herzustellen. In der Konzeption Lacans ergeben das Unbewusste und das Bewusste niemals eine Einheit, denn im Mittelpunkt steht immer unumgänglich die Geteiltheit des Subjekts. Ein Leben lang versucht das Subjekt, genährt durch die Illusion des stabilen, einheitlichen Ichs, der im Spiegelbild erscheinenden versprochenen ›Vollkommenheit‹ zu entsprechen. Lacans Betrachtungen, dass das »Begehren sich artikuliert in einem Diskurs, der voll Lust ist« und dass das Unbewusste [...] strukturiert wie eine Sprache«³⁰ ist, führen in seiner Konzeption dahin, dass die Sprache als das Andere (oder das Fremde) von ihren Benutzern *nie* ganz beherrscht werden kann. Folglich bleibt dem sich bespiegelnden Subjekt nur eins übrig: den Umstand zu akzeptieren, dass es »hineingeboren in die Bewegung der Sprache, weder zu verstummen noch in seinem Begehren zu einem Abschluss zu gelangen

28 Vgl. Frank Pilipp, »Zur Subjektivität bei Martin Walser. Ansätze zu einer Lacan'schen Interpretation von Brandung«. In: *Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für Germanistik* 29 (1996), S. 337-349, hier 346.

29 Ibidem, S. 337.

30 Lacan, zit. nach Pilipp, »Zur Subjektivität bei Martin Walser«, S. 341f.

vermag«³¹. Auch Halm trägt mehrere Auseinandersetzungen mit seinen Spiegelbildern aus. Der Roman beginnt und endet jeweils mit einer Selbstbespiegelung, eine Übung die Halm regelmäßig betreibt, und lebt aus der Spannung der Spaltung zwischen einem Ich- und einem Er-Halm. Die Streitgespräche zwischen dem Ich- und dem Er-Halm, die zugleich Streitgespräche zwischen einem keuschen »Heiligen« und einem imaginären ungezügelten Geliebten Frans sind, durchziehen den Roman.

ER-Halm begriff nicht, dass man von einem Tisch wegrennen konnte, an dem man mit so einem Mädchen saß. ER-Halm sagte: Gib zu, dass das elend ist, trottelhaft ist, erbärmlich ist, blamabel ist, gib das sofort und einschränkungslos zu! Halm fühlte sich angeschrien und sagte: Ja, ich gebe das zu, aber nicht einschränkungslos; die Einschränkung spreche ich aber nicht aus, sonst geht dieser unerfreuliche Dialog ewig weiter. ER-Halm: Feigling. ICH-Halm: Nichts gebe ich so gern zu wie das. [...] ER-Halm: Versoffenes Stück. ICH-Halm: Besser als ein blamiertes Ganzes. (60f, Hervorhebungen im Original)

Der Zusammenhang zwischen physischem und geistigem »Gewicht« ergibt eine solche Geschlechtskonstruktion, in der das höhere Maß an Geist den Männern, das niedrigere hingegen den Frauen zugewiesen wird. Die Hauptfiguren des Romans, zwischen denen Halm hin und her gerissen wird, der deutsche Emigrant Professor Rainer Mersjohann und die kalifornische Studentin Fran Webb, bilden in jeder Hinsicht »Gewichtsgegensätze«. Fran Webb ist sehr »leicht« (66, 117, 159, 272, 294, 299), sehr gesund und bemüht sich um bessere Aufsätze. Sie betont ihre »Melancholie« (157, 183), möchte also immer einen sehr »schweren« Ton erreichen, sie nennt ihre »Grundstimmung« (157) »Melancholie« – »I'm somber [...], melancholic. Gloomy« (183). Rainer Mersjohann hingegen ist »ein Riese«, »nicht ganz von dieser Welt« (7), aber er ist »ein Meister« des in Kalifornien erwarteten »leichten Tonfalls« (227, 302). Halm erinnert sich an Rainer aus Tübingen, den »Sonettendichter[]« (69). Der Heiligenschein des *schweren* Reiner wird jedoch durch seine Einschätzung der *leichten* Fran als »schöne Dumme« (146) geschwächt. Über den *leichten Ton*, der nur aus der *Schwere* heraufsteigen kann, möchte Halm vortragen. Die Dichtung hat die Aufgabe, so ließe sich das übersetzen, der *Schwere* einen *leichten Ton* zu verleihen, so wie die springenden Trochäen Heinrich Heines einer hoffnungslosen Liebe Ausdruck verschaffen. Durch das »Heinesche Oxymoron«³² »Schmerzjubele« (238) möchte auch Halm zu einem »leichten Ton« finden, der den Schmerz seiner hoffnungslosen Liebe zu Fran Webb ironisch umschreibt. Er möchte über die »Emigration als Eman-

31 Pilipp, »Zur Subjektivität bei Martin Walser« S. 346.

32 Siegfried Mews, »Ein entpolitisierte Heine? Zur Rezeption Heines in Martin Walsers Brandung«. In: Heine Jahrbuch (1988), 162 – 169, hier 167.

zipation« (153), über den Jubel bei Heine (202) sprechen, der den Anpassungszwang in einem fremden Land, in einer *Höhle/Hölle*, bezeichnet. Der Kampf um den so genannten leichten Ton durchzieht, auch selbstbeschreibend, den ganzen Roman.

Nichts ist etwas Schwerem so angemessen wie ein leichter Ton (302).

6. WEIBLICHE SCHRIFT, MÄNNLICHE DICHTER

Die Auszeichnung einer Katze durch die Anrede »*Herrin*« (244) macht deutlich, dass diese weitere weibliche Gestalt auch göttliche Dimensionen annehmen soll. Zum Göttlichen gehört, dass es sich zu nichts zwingen lässt und dass es immer über seine Gläubigen herrscht. Dies lässt sich auf Halms Auffassung der Textualisierung übertragen. Der zu verstehende wie der zu schreibende Text muss dem männlichen Helden, wie dem Dichter Mersjohann, »*eingegeben*« werden. In Bezug auf sich und auf seine kalifornische Katze (63) denkt Halm »er und sie waren ein Paar« (244). So wie er Fran, die Undurchschaubare, die auch ein »Katzengesicht« (237) hat, begehrt, denkt Halm auch in Bezug auf die Katze, dass er seine Samen, »dieses plagende Gut nirgends so harmlos loswerden konnte wie an diese Freundin« (270). Halms Wunsch, mit der Katze Geschlechtsverkehr zu haben, ließe sich als Sexualisierung des Signifikanten übersetzen. Halms Übertragung seiner Zuneigung zur Katze auf das schlechthin Weibliche gibt uns über sein ganzes schriftstellerisches Programm allegorisch selbstbeschreibend Aufschluss:

Nichts ist so richtig wie das, was unterbleibt. Du bist im Augenblick nicht du selbst. Sobald du keine Frau hast, wird dir klar, was deine erste Bestimmung ist: Fortpflanzung. [...] Das Mädchen ist nur das Objekt, an dem dieser Befehl erfüllt werden muß. Das Mädchen ist Mittel zum Zweck. Köder, gelegt nur, den Geköderten verrückt zu machen. [...] Man spurt. Der Zweck der Verklärung wird erreicht: man vergißt, dass die Verklärung einen Zweck hat. Das Mittel wird zum Einundalles. Da aber auch der regierende Zweck längst um seinen Sinn, die Fortpflanzung, betrogen ist, gilt die Verklärung einem Scheinzweck, das heißt, der Schein arbeitet für einen Schein. Das ist das, was dich Tag und Nacht um deine Zeit bringt, um dein Leben. Ein Scheinschein. (270f)

Der »Scheinschein«, der Halm um sein Leben bringt, ist der *weibliche Körper* oder die *Schrift*. Was er hingegen umsonst fortpflanzen möchte, der *Geist*. Der Leser Halm legt hier nämlich genau dieselbe Mystik an den Tag, die Walser in den *Vorlesungen* Fichte zubilligen möchte. Dennoch macht Menninghaus, ganz unabhängig von Walser, darauf aufmerksam, dass es im Gegensatz zu Fichtes »Anerkennung einer

negativen Unverzichtbarkeit von Darstellung als *Mittel* und *Repräsentation*«³³ auch die Möglichkeit einer positiven Anerkennung der Zeichen-Abhängigkeit und -Notwendigkeit für die Erkenntnis gibt.

Die obsessiv erwähnte »Katzenbuckelbrücke« (43, 67, 87, 103, 119, 126, 263, 273, 279), die Helmut während seiner Kaliforniengastdozentur jeden Tag passiert, und die allmorgendlichen Besuche einer Sprünge machenden Katze in seinem Garten lassen sich auch als Hinweise darauf lesen, dass der Roman unter anderem den Vorgang thematisiert, wie er selbst durch sein Erzählmedium Helmut Halm *zeilenweise* entsteht. Halms »täglich zelebrierte[r] Zärtlichkeitsaustausch mit einer Katze« in seiner kalifornischen Wohnung, die Sätze (!) macht, ist nicht nur ein »Ersatz für Liebe«³⁴, sondern markiert zugleich paradigmatisch die materiellen Zeilen, die Halm gerade im Zuge des Erzählens für den Roman anfertigt. Jede mit der Hand geschriebene Zeile wird vom gleichen ehemals vergötterten Tier auch durch die morgendlichen *Katzensprünge* angedeutet. Eine Selbstbeschreibung par excellence also. Halm beschreibt sein Ritual am Morgen, wie er von der Terrassentür aus eine Treppe stufenweise hinabsteigen und der Katze das Futter hinstellen muss – man kann auch annehmen, wie er sein täglich geleistetes »Schreibpensum« zeilenweise erlebt. Sein Futterritual lässt sich demnach auch als Füllen einer Seite mit Schriftzeichen, also mit der Sprache des Romans selbst auffassen. Dabei ist es immer die Katze, wie auch Fran, die von sich aus kommt, die sich also zu nichts zwingen lässt, man kann annehmen, es ist immer die Sprache selbst, die Halms Hand führt – »er muss sich also nach ihr richten«. Die mystische Selbststilisierung Halms, dem die Schrift so reichlich »einggegeben« wird, dass er sie kaum noch einholen kann, wird in dem Ausruf »Wie soll man auf einer solchen Katzenskala je unten ankommen!« sichtbar.

Mit seinen zwei nackten Füßen turmt sie abwärts. Sie ist immer eine Zehntelsekunde vor dem Fuß auf der nächsten Stufe, liegt schon dort, wo der auftreten wird; er muss sich also nach ihr richten; aber sobald er aufgetreten ist, überfällt sie den Fuß, wirft sich auf ihn, schmiegt sich, wenn der zweite Fuß eingetroffen ist, als könne sie sich vor Hin- und Hergerissensein nicht entscheiden, zwischen beiden Füßen hin, beide durch sich verbindend; merkt, wenn ein Fuß weiter will; schwingt sich vor dem hinab und ist die Zehntelsekunde vor ihm drunten, um ihn gleich wieder wild empfangen zu können. Wie soll man auf einer solchen

33 Winfried, Menninghaus *Unendliche Verdopplung: die frühromantische Grundlegung der Kunsttheorie im Begriff absoluter Selbstreflexion*, Frankfurt/Main 1987, S. 84.

34 Brigitte Weyhmann, Martin Walser: »Brandung«. In: Neue deutsche Hefte 33 (1986), H. 1, S. 142-145, hier 144.

Katzenskala je unten ankommen! (218, vgl. auch 63, 186, 191, 196f, 217, 233, 262, 270, 276, 300)

Die Katze kam. Sobald sie seine Füße auf die Terrasse hinabgeschmeichelt hatte, warf sie sich auf den Rücken, leuchtete mit Rosamund und -ballen herauf, dass Halm nicht anders konnte, als einmal ausgiebig mit seinen Füßen zu antworten. (270)

Die Katze galt im alten Ägypten als heiliges Tier. Bastet war eine ägyptische Göttin der Freude und Liebe in Frauengestalt mit Katzenkopf oder ganz als Katze dargestellt. Ägypten ist aber zugleich das Land, wo Theut die *Schrift* erfand, wie es auch in Platons *Phaidros* nachzulesen ist. Vielleicht darum assoziiert Halm mit seiner kalifornischen Katze etwas »Geistiges«, »etwas Früheres, Verlorengegangenes« (233). Die Vergewaltigungsphantasien werden als rhetorische Strategien ins Feld geführt, um die Verzweiflung des Dichters zu legitimieren und glaubwürdig zu machen.

Durch das Ende des Romans wird die Geschlechtskonstruktion noch einmal reflektiert. Frans Bild rückt von der Rollenzuweisung »schöne Dumme« (146) und männerfressendes, spinneartiges »College Girl« (43) zur Chiffre der Textualisierung. Auch kommt sie – entgegen der Lesererwartung – nachdem sie mit Halm beim Tanzen stürzt und Krücken bekommt, in einem selbstverursachten Autounfall selbst ums Leben. Dies kann man als Botschaft auffassen, dass ein *neuer Text*, Halms Text, *nur* durch eine wenn nicht Vergewaltigung so doch *Verkrüppelung* des gelesenen Textes entstehen kann, die für diesen durchaus »tödlich« sein kann. Man kann dies auch als Selbstreferenz und Selbstkritik des Romans lesen. Denn Frans eigene Gedanken kommen nie zum Vorschein – sie wird somit in der Tat verkrüppelt. Damit ist der Roman nicht nur als Demaskierung der Grausamkeit der Frauen in Kalifornien und der literarischen Textualisierung lesbar, sondern auch als Hymne an die dortige, ohnehin verkürzte Weiblichkeit, wie auch an die ebenfalls verkürzte »fremde« Schrift zugleich.

Schlussfolgernd kann gesagt werden, dass der Roman *Brandung* folgendes inszeniert: ragt innerhalb des Verkehrs zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit, oder zwischen Leser/Dichter und »weiblichem« Text, der leere weibliche *Körper/Buchstabe* über den männlichen *Geist* hinaus, so wird die ein »Paradies« verheißende Höhle (der *Raum*, der die geistig-männliche Fortpflanzung verheißt) zur *Höhle/Hölle* im »Paradies«.

RAUMSEMANTIK IN DER LITERATUR

DER ZUSAMMENHANG VON GESCHLECHT UND RAUM IN FAWZIA ZOUARIS ROMAN *CE PAYS DONT JE MEURS*

Sibel Vurgun

1. EINLEITUNG

In diesem Beitrag sollen am Beispiel eines französischsprachigen Romans die Zusammenhänge von Geschlecht und Raum hinterfragt und erläutert werden. Zudem werden territoriale Verhältnisse auch bezüglich der Migrationssituation problematisiert, da es sich um einen Text handelt, der sich thematisch mit der Situation der ersten Einwanderergenerationen sowie der ihrer Nachkommen befasst.

Wie Deutschland ist das Nachbarland Frankreich ein Einwanderungsland, allerdings mit einer diesbezüglich komplexeren Geschichte und längeren Tradition, da die Arbeitsmigration von Anfang an eng verwoben war mit der Kolonialgeschichte. Insbesondere das Verhältnis zu den so genannten Maghreb-Staaten¹ – den nordafrikanischen Ländern Tunesien, Algerien und Marokko – ist durch die gemeinsame Geschichte sowohl auf europäischem als auch auf afrikanischem Terrain geprägt.²

Die maghrebinische Arbeitsmigration in Frankreich existiert seit etwa 1880 und verstärkte sich unter anderem während der Weltkriege, als wehrhafte Männer aus afrikanischen Ländern eingezogen wurden, um »für das Vaterland« zu kämpfen. Gleichzeitig wurde ein Teil der Männer benötigt, um die französischen Arbeiter zu ersetzen, die aufgrund der allgemeinen Wehrpflicht an die Front geschickt wurden.³ Damit bewährte sich der Rückgriff auf Arbeiter aus anderen Ländern schon relativ früh. Als nach dem zweiten Weltkrieg die europäische Wirtschaft in Schwung kam, wurden erneut Arbeiter aus dem Ausland gebraucht, da die vorhandenen Arbeitskräfte aufgrund der Kriegsfolgen nicht ausreichten, um dem Wachstum zu begeg-

- 1 »Maghreb« heißt »Okzident« und bezeichnet den geographisch im Westen liegenden Teil der arabischen Welt.
- 2 Algerien stand zwischen 1830 und dem 03. Juli 1962 unter französischer Vorherrschaft, Tunesien war von 1881 bis zum 02. März 1956 Protektorat und Marokko 1912 bis zum 20. März 1956.
- 3 Emile Temime: *France, terre d'immigration*. Paris 1999. S. 56f.

nen. Die Algerier bildeten den Großteil dieser Arbeitskräfte, da der Verwaltungsaufwand relativ gering war, denn Auswanderung kam in dem Fall einem Departement-Wechsel gleich. 1974 wurde aufgrund der Öl- und Wirtschaftskrise der Anwerbestopp verhängt, worauf die große Einwanderungswelle an sich auslief. Daneben wurde das Gesetz über die Familienzusammenführung verabschiedet, was aus den ursprünglich bewusst alleine angeworbenen Männern nachträglich doch Familien machte. Das änderte die Situation insofern grundsätzlich, als die Familien andere Wohngelegenheiten brauchten, die Kinder eingeschult werden mussten etc. Die Familien begannen sich in Frankreich zu verwurzeln.⁴

Im Rückblick betrachtet war es nur eine Frage der Zeit, bis sich die Folgegenerationen der Einwanderung künstlerisch zu Wort meldeten und die französische Kulturlandschaft mitgestalteten, ihren Raum innerhalb der Gesellschaft aktiv einfordern. Die Literatur dieser Generationen kam in den 1980er Jahren auf. Als *littérature ›beur‹*⁵ oder, neutraler, *littérature issue de l'immigration* bezeichnet, hat sie seither zahlreiche Autoren und Texte hervorgebracht.⁶ Im interkulturellen Kontext kommt diesen große Bedeutung zu, da sie angesichts gesellschaftlicher Diskussionen ihren Beitrag zur kulturellen Verständigung leisten. Doch noch immer besteht die Tendenz fort, diese Romane als autobiographisch anzusehen und ihnen, als quasi-dokumentarische Zeugnisse, literarische Qualitäten weitgehend abzusprechen. Das Besondere an dieser Literatur ist, im Gegensatz zu anderen frankophonen Literaturen,⁷ dass ihre Autoren in Frankreich leben, häufig die französische Staatsbürgerschaft besitzen, und dennoch als frankophone und nicht französische Autoren betrachtet werden.

4 Überspitzt lässt sich die von der Wirtschaft gewünschte, ja geforderte Immigration als Fortführung des Kolonialismus sehen, denn die Machtverhältnisse – die wirtschaftlich, sozial und kulturell dominante französische Gesellschaft versus die in allen Bereichen dominierte maghrebinische Bevölkerung – setzen sich fort, auf anderem Boden und unter anderem Namen zwar, aber weiterhin sind die ursprünglichen *indigènes* diejenigen, die sich defizitär von der französischen Norm abheben.

5 *Beur* bedeutet *arabe* in der Jugendsprache *verlan* (von *l'envers*, durch Silbentauschung entstanden, Prinzip dieser Sprache), die in den 1980er Jahren aufkam. Die Jugendlichen nannten sich selbst so, um sich sowohl von den Franzosen als auch von ihren Eltern zu unterscheiden.

6 Zu den bekannteren gehören (genannt sind nur die Erstveröffentlichungen): Mehdi Charef: *Le thé au harem d'Archy Ahmed*. Paris 1985; Azouz Begag: *Le gone du Chaaba*. Paris 1986; Mounsi: *La noce des fous*. Paris 1990; Rachid Djaïdani: *Boumkoeur*, Paris 1999; Faïza Guène: *Kiffe kiffe demain*, Paris 2004.

7 Wie etwa die schwarzafrikanische oder kanadische Literatur.

2. FRANKOPHONE MAGHREB-LITERATUR UND *LITTÉRATURE* *ISSUE DE L'IMMIGRATION*

Für eine bessere Einordnung des Textkorpus ist die Unterscheidung zwischen der frankophonen Maghreb-Literatur sowie der Literatur der Folgegenerationen notwendig. Die französischsprachige Maghreb-Literatur kam schon zu Anfang der 1950er Jahre auf, als Autoren aus Algerien, Marokko und Tunesien Texte in französischer Sprache veröffentlichten. Die Schriftsteller meldeten sich zunächst als Kolonisierte zu Wort, nach Erringen der Unabhängigkeit als Algerier, Marokkaner und Tunesier.⁸ Diese Texte setzen sich im Allgemeinen weniger mit dem Thema der Emigration/Immigration auseinander, sondern vielmehr mit der Kolonialzeit, dem Unabhängigkeitskrieg und später dem Postkolonialismus. Einige der Autoren gingen nach Frankreich und schrieben über die eingewanderte Bevölkerung.⁹ Allerdings sind sie aufgrund ihrer Bildung vom Großteil der nordafrikanischen Immigranten zu unterscheiden, der gewöhnlich weder lesen noch schreiben konnte. Folglich waren diese Autoren Intellektuelle, weshalb ihre Erzählungen von außen motiviert sind.¹⁰ Zur frankophonen Maghreb-Literatur gibt es zahlreiche Veröffentlichungen, die sich mit den zentralen Themen auseinandersetzen.¹¹

Von der Maghreb-Literatur ist die Literatur der Folgegenerationen zu unterscheiden, deren erste literarische Texte Anfang der 1980er Jahre veröffentlicht wur-

- 8 Dies geschah zum Teil bewusst, zum Teil aus einem Zwang heraus in französischer Sprache, da das Französische die offizielle Schriftsprache war, die in der Schule unterrichtet wurde. Dennoch bleibt die Frage der Kategorisierung offen, die unterschiedlichsten und kompliziertesten Ausdrücke dienen dazu, sie gegen die französische Literatur abzugrenzen. Einige Beispiele: *littérature maghrébine d'expression française* (Jean Déjeux), *littérature maghrébine de langue française* (Jacqueline Arnaud), *littérature coloniale* oder *littérature francophone du Maghreb*. Andere wiederum sprachen von einer *écriture française*, dann von einer *graphie française d'expression maghrébine*, *littérature de langue véhiculaire française* oder gar von einer *littérature maghrébine d'expression arabe mais de langue française*. Siehe Jean Déjeux: *La littérature maghrébine d'expression française*. Paris 1992. S. 5. Die Frage ist weiterhin aktuell, siehe etwa die Ausgabe »Qu'est-ce qu'un auteur maghrébin?« der Zeitschrift *Expressions maghrébines. Revue de la Coordination Internationale des Chercheurs sur les Littératures Maghrébines*. 1/1, été 2002.
- 9 Beispiele: Driss Chraïbi: *Les Boucs*. Paris 1955. Rachid Boudjedra: *Topographie idéale d'une agression caractérisée*. Paris 1975.
- 10 Nach A. G. Hargreaves kann man sie aufgrund dessen eher mit folgenden Schriftstellern vergleichen, die sich als Nicht-Betroffene literarisch mit dem Thema der Immigration befasst haben: Claire Etche-relli: *Elise ou la vraie vie*. Paris 1967. Michel Tournier: *La goutte d'or*. Paris 1985. Siehe Alec G. Hargreaves: *Voices from the North African Immigrant Community in France*. New York/Oxford 1991. S. 4.
- 11 Für eine ausführliche Darstellung der frankophonen Maghreb-Literatur, siehe: Jacqueline Arnaud: *La littérature maghrébine de langue française*. 2 Bde. Paris 1986. Charles Bonn (Hg.): *Littératures des immigrations 1: Un espace littéraire émergent. Études littéraires maghrébines* no. 7. Paris 1995.

den. Die *beurs*-Autoren zeichnen sich dadurch aus, dass sie als erste aus einer Innenansicht über die eingewanderte Bevölkerung schreiben.¹²

Wie bereits im Fall der frankophonen Maghreb-Literatur angesprochen, ist auch die Namensfindung und Kategorisierung der Literatur der Folgegenerationen nicht eindeutig geklärt. Das zeigt sich etwa in der Schwierigkeit, den Begriff treffend ins Deutsche zu übersetzen. Die im deutschen Sprachraum verbreiteten Bezeichnungen Migrant*innenliteratur oder Migrationsliteratur, die den Begriff der Nationalliteratur untergraben,¹³ sind keine befriedigende Alternative.¹⁴ Auch der häufig verwendete Ausdruck *littérature »beur«* ist kritisch zu betrachten, insofern als »beur« seine ursprüngliche Aussagekraft noch im Laufe der 1980er Jahre verlor und zu einem Etikett verkam.¹⁵ Sobald die »beurs« sich nicht mehr selbst so nannten – im Gegenteil distanzierten sich bald einige Autoren ausdrücklich davon – und der Begriff zunehmend von den Medien instrumentalisiert wurde, verlor er seine mit einem gewissen Selbstbewusstsein positiv abgrenzenden Qualitäten und markierte die Ausgrenzung. Hier wird dem Begriff *littérature issue de l'immigration* der Vorzug gegeben, obwohl eine gewisse Schwerfälligkeit nicht abzustreiten ist.¹⁶

12 Hargreaves, *Voices*, S. 4. Siehe auch Abdelkader Benarab, der in seinem Buch *Les voix de l'exil* (Paris 1994) zwischen dem »Discours traditionnel sur l'immigration« und dem »Discours de l'immigration« unterscheidet.

13 Siehe hierzu: Arnold Rothe: »Türken in Deutschland, Maghrebiner in Frankreich«. URL: http://www.uni-heidelberg.de/uni/presse/RuCa3_96/rothe.htm [28.11.96]. 4. Absatz.

14 »Migrant*innenliteratur« bezeichnet die Literatur von Migrant*innen, doch die Autoren der *littérature »beur«* sind entweder in Frankreich geboren oder als Kinder nach Frankreich gekommen. Ihre Texte werden innerhalb der französischen Gesellschaft sowohl produziert als auch rezipiert. »Migrationsliteratur« bietet eine thematische Deutung und hebt sich damit vom biographischen Zugang ab, der in der Forschung überwiegt, was sich nicht zuletzt in der Definition der »beur«-Autoren zeigt. Abgesehen davon, dass es bisher nur wenige nicht biographisch motivierte Autoren gibt, die sich mit dieser Thematik literarisch befassen, eröffnet die thematische Auslegung zwei Möglichkeiten: Pessimistisch beurteilt, kann darin die Aneignung der kulturellen Diversität durch die dominierende französische Gesellschaft gesehen werden, eine Entwicklung, wie sie exemplarisch am Beispiel der Geschichtensammlung *Les Mille et une nuits* nachgezeichnet werden kann, die durch die Übersetzung in das Französische in das europäische Kulturgut übergeführt wurde. Optimistisch gesehen, birgt die Behandlung der Migrationsthematik durch Angehörige der dominierenden Kultur die Möglichkeit in sich, die Marginalisierung dieser Literatur zu überwinden.

15 Siehe hierzu auch: Sylvie Durmelat: »Petite histoire du mot beur«. In: *French Cultural Studies* 9/1998. S. 191–207. In einem wesentlich weiter gefassten Kontext wird die Frage diskutiert in der Ausgabe »Qu'est-ce qu'un auteur maghrébin?« der Zeitschrift *Expressions maghrébines*.

16 Im deutschen Sprachraum sprechen sich Forscher zunehmend für den Terminus interkulturelle Literatur aus, der jedoch zu weit gefasst ist und keine konkrete Definition bietet. Siehe etwa: Heidi Rösch: »Migrationsliteratur im interkulturellen Diskurs«. Text basierend auf dem Vortrag zu der Tagung Wanderer-Auswanderer-Flüchtlinge 1998 an der TU Dresden. URL: <http://www.tu-berlin.de/fb2/fadi/hr/Dresden.pdf>; Carmine Chiellino (Hg.): *Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch*. Stuttgart 2000.

Häufig wiederkehrende Themen der *littérature ›beur‹* sind das Leben in den cités, und den banlieues sowie die Identitätssuche. Es gibt eine relativ große Zahl an Veröffentlichungen, die sich fast alle auf diese Aspekte zurückführen lassen.¹⁷ Insbesondere die Identitätsproblematik wurde relativ ausgiebig untersucht, oft beschrieben als Zerrissenheit zwischen zwei Welten, die nur eine negative Lösung zulässt.¹⁸ Die Folgegenerationen setzen sich zudem verstärkt mit der Thematik der Rückkehr auseinander – innerhalb der Identitätsproblematik als eine ›Rückkehr zur Ursprungskultur‹, sowie im Zusammenhang mit ihrer ›Familiengeschichte‹, das heißt der Geschichte ihrer Eltern.

Zur Sekundärliteratur in diesem Bereich ist anzumerken, dass es überhaupt nur wenige monographische Arbeiten gibt.¹⁹ Weitaus häufiger finden sich Artikel, die einen oder mehrere Texte behandeln, sich aber auf wenige Aspekte konzentrieren.²⁰

Alle Autoren, ganz gleich welcher Kategorisierung sie entsprechen (oder nicht entsprechen), fassen ihre Interkulturalität nicht als Hemmnis auf, sondern sehen sie als Auslöser und Ausdruck für Kreativität. Während die Gesellschaft den Folgegenerationen vermittelt, dass ihre Situation negativ besetzt ist und Unzulänglichkeiten verursacht, sind die Schriftsteller als Künstler diejenigen, die das kreative Potential ihrer Situation ausschöpfen und damit einen Beitrag zur Integration leisten.

3. FAWZIA ZOUARI

Die für den vorliegenden Beitrag ausgewählte Autorin ist innerhalb der literarischen Landschaft und nach den üblichen Kategorisierungen nur schwer zu verorten. Sie überschreitet Grenzen in mehrerer Hinsicht: Fawzia Zouari ist tunesischen Ursprungs und lebt erst seit 1979 in Frankreich, wo sie studierte und promovierte. Aufgrund ihres Lebenslaufs ist sie keine ›beur‹-Autorin – sie kam erst relativ spät nach Frank-

17 Siehe etwa: Alec G. Hargreaves: *La littérature beur. Un guide bio-bibliographique*. New Orleans 1992. Charles Bonn (Hg.): *Littératures des immigrations 2: Exils croisés. Études littéraires maghrébines* no. 8. Paris 1995.

18 Hierzu ist anzumerken, dass die Darstellungen den Eindruck vermitteln, es handle sich um ein rein biographisch bedingtes Problem, das nur Angehörige der Folgegenerationen betrifft. Dennoch ist die Frage der Identität eine anthropologische Gegebenheit, obgleich richtig ist, dass Angehörige der Folgegenerationen aufgrund ihrer Situation größeren Spannungen ausgesetzt sind, sodass die für die identitäre Entwicklung relevanten Prozesse deutlicher hervortreten.

19 Etwa: Abdelkader Benarab: *Les voix de l'exil*. Paris 1994; Adelheid Schumann: *Zwischen Eigenwahrnehmung und Fremdwahrnehmung. Die Beurs, Kinder der maghrebinischen Immigration in Frankreich; Untersuchungen zur Darstellung interkultureller Konflikte in der Beur-Literatur und in den Medien*. Frankfurt/Main 2002; Cornelia Ruhe: *La cité des poètes. Interkulturalität und urbaner Raum*. Würzburg 2004.

20 Auch die Identitätsproblematik wird üblicherweise am Rande behandelt, obwohl eine systematisch angelegte Untersuchung wünschenswert und sicher sehr ergiebig wäre.

reich und entstammt nicht der Arbeitsmigration – ordnet sich aber thematisch in die *littérature issue de l'immigration* ein. *Ce pays dont je meurs* (Paris 1999) ist der dritte Roman unter mehreren Buchveröffentlichungen.²¹ Die Idee dazu geht auf eine Zeitungsmeldung von 1998 zurück, in der über zwei Schwestern berichtet wurde, die man in ihrer Wohnung fand: die eine bereits verhungert, die andere völlig ausgezehrt.²² Der Roman zeichnet sich durch die hochliterarische Sprache aus, die mit dem tragischen Inhalt kontrastiert.

3.1. *Ce pays dont je meurs* – Das Land, an dem ich sterbe

Ce pays dont je meurs ist die Geschichte der algerischen Schwestern Nacéra, die als Kind nach Frankreich kam, und Amira, die dort geboren wurde. Nacéra erzählt in Rückblenden, sie rekonstruiert nach und nach das Leben der Eltern Djamila und Ahmed sowie das Leben der Familie in Frankreich. Große Teile der Geschichte der Eltern extrahiert die Erzählerin aus deren Blicken und Schweigen, da die Kommunikation innerhalb der Familie weniger verbal als vielmehr über Blicke und Gesten stattfand.

Nacéra erzählt, um ihrer Schwester, die den Lebenswillen verloren hat, verbal Lebensraum zu geben. Der intertextuelle Verweis auf »cette folle de Shéhérazade« (CP 101) ist spiegelbildlich, sie erzählt um das Sterben zu verkürzen, während die Erzählerin der orientalischen Geschichtensammlung das tat, um ihr Leben (und das ihrer Schwester) zu retten. Die Geschichte beginnt und endet in der Gegenwart der Erzählzeit, als die Schwestern aus der Wohnung geholt werden, nachdem Amira sich zu Tode gehungert hat und Nacéra völlig ausgezehrt ist. Der Erzählbogen wird gespannt durch hauptsächlich assoziativ miteinander verknüpfte Erinnerungen, die ein Versuch sind, die tragische Situation zu erklären. Nacéra erinnert die Geschichte ihrer Familie gewissermaßen zum Abschied, da mit Amira die letzte in Frankreich lebende Verwandte stirbt.

21 *La Caravane des chimères*. Paris 1989; *Pour en finir avec Shéhérazade. Essai*. Tunis 1996; *La Retournée*. Paris 2002; *Le voile islamique: histoire et actualité du Coran à l'affaire du foulard*. Lausanne 2002; *Ce voile qui déchire la France*. Paris 2004.

22 Die deutsche Übersetzung, *Das Land, in dem ich sterbe. Die wahre Geschichte meiner Schwester* (München 2000), ist in mehrfacher Hinsicht zu kritisieren: Zum einen müsste der Titel richtig heißen »Dieses Land an dem ich sterbe«, zum anderen suggeriert der Untertitel einen Erfahrungsbericht und schließlich deutet der Text auf dem Buchrücken an, es handle sich um einen journalistischen Bericht: »Die Journalistin Fawzia Zouari geht diesen Fragen nach und erzählt die erschütternde Geschichte einer algerischen Einwandererfamilie.« Der Roman wird also nicht auf den ersten Blick erkennbar als Fiktion präsentiert, obwohl die dem Text vorangehende Bemerkung übersetzt wurde, die explizit auf die Fiktionalisierung hinweist: »Cette histoire est inspirée librement d'un fait divers. Le nom des personnages et les circonstances du récit sont purement imaginaires.« (CP 9).

Die Familie deckt verschiedene Kombinationen ab, die sich in der Migrationssituation ergeben können: der Vater geht zunächst allein nach Frankreich, die Mutter folgt mit dem ersten Kind, das die frühe Sozialisationsphase in der Ursprungsheimat verbringt und eine gewisse emotionale Bindung zur Herkunftskultur aufbaut, auch über den Spracherwerb. Die zweite Tochter hingegen wird in Frankreich geboren und vollständig dort sozialisiert, sodass die Bindung an die Heimat der Eltern sehr schwach ausgeprägt bis nicht vorhanden ist, obwohl sie von ihrer Umgebung beständig darauf verwiesen wird. Es gibt sowohl Unterschiede zwischen den Geschlechtern als auch geschlechtsübergreifende Gemeinsamkeiten innerhalb der Generationen.

Die Figuren bewegen sich nicht nur innerhalb kulturell unterschiedlich besetzter Räume, sondern zusätzlich wird der Körper-Raum zum Kommunikationsmedium, der die Bestätigung der Geschlechtlichkeit sowie die identitäre Verortung sucht. Im Roman verschränken sich die Geschlechterrollen der Figuren eng mit den Räumen. Auf einer ersten Ebene bilden die französische und die algerische Kultur einen Kontrast, der durch geschlechtsspezifische Aspekte des Raums weiter nuanciert wird. Näher betrachtet werden die Territorien Algeriens und Frankreichs sowie, als eine Art Enklave, die Wohnung der Familie. Das Verhältnis zum Raum wird ausgehend von jeder Figur hinterfragt, besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfen und den entsprechenden sozialen Rollen.

Insbesondere was die ältere Generation der Eltern betrifft ist festzuhalten, dass die Geschlechtlichkeit sowie die Sexualität eng verknüpft sind mit dem Verhältnis zum Raum. Hervorzuheben ist vor allen anderen die Mutter, die sowohl traditionell gesetzte Grenzen überschreitet, bzw. aufgrund der Gegebenheiten überschreiten muss, als auch durch Rituale und Strategien ihre weibliche und traditionell geprägte Identität wiederholt einfordert.

3.2. Die Frauen im Raum: »un drôle de harem, sans mâle«²³

3.2.1. *Djamila: Weiblichkeitsverlust, Travestie und Refeminisierung*

Djamila heiratet Ahmed während eines seiner Urlaubsaufenthalte in seinem Heimatort. Er kannte sie nur vom Sehen (als Kind). Da sie zu einer angesehenen Familie gehört, besiegelt die Ehe gewissermaßen Ahmeds sozialen Aufstieg im Dorf. Sie hingegen willigt ein, um ihrem Zuhause zu entkommen, die Ehe ist für sie in erster Linie ein Mittel, um ihren ursprünglichen familiären Raum zu verlassen. Sie ver-

23 CP 55.

wandelt sich von der unverheirateten Frau und Tochter in eine respektable Frau und (zukünftige) Mutter, der Übergang bestätigt durch die Annahme angetragener, sozial anerkannter Rollen ihre Weiblichkeit. Hinzu kommt, dass ihr die Möglichkeit eröffnet wird, als erste Frau aus dem Dorf das Meer zu überqueren und in das von allen idealisierte Frankreich zu gelangen.²⁴ Doch ihre Träume erfüllen sich nicht, weder unmittelbar – sie muss noch sieben Jahre bei ihren Eltern wohnen, da Ahmed sich zunächst weigert, sie mit nach Frankreich zu nehmen – noch langfristig. Denn erst als Djamila mit Nacéra in Paris ankommt, lernt sie die wahren Lebensumstände Ahmeds kennen und erfährt, dass er Hilfsarbeiter in einer Autofabrik ist. Statt des erhofft paradiesischen Lebens erwartet sie eine Realität, die kaum mit ihren gewohnten Lebensweisen zu vereinbaren ist. Die Vorzüge der Wohnung etwa, die Ahmed bei Djamilas Ankunft lobt – die Nähe der Metro und des Supermarktes – sind keine nach den heimatlichen Kriterien: Ihr Elternhaus im Dorf liegt zentral, sowohl gesellschaftlich als auch geographisch, die Räume sind wesentlich größer und der Einkauf ist kein Aspekt ihrer traditionellen Rolle. Das drängt sie in einen Bereich, den sie in ihren Fluchtgedanken nicht anstrebte.

Das Vorgehen der Mutter, die Beziehung zu einem Mann dazu zu nutzen, dem Zuhause zu entkommen, wird später sowohl von Amira als auch von Nacéra imitiert, indem sie ebenfalls Verbindungen mit Männern eingehen, mit deren Hilfe sie ihrer familiären Situation zu entkommen trachten. Doch sie scheitern beide, wie weiter unten erläutert wird.

Das Verlassen des Heimatlandes, ganz gleich aus welchen Gründen, bietet theoretisch die Gelegenheit, überkommene Traditionen ebenso wie Rollenvorstellungen zu hinterfragen und neu zu entwerfen. Allerdings zeigt sich im Fall der Arbeitsmigration, dass das nur selten geschieht, oft ist im Gegenteil eine stärkere Orientierung an Althergebrachtem feststellbar.²⁵ Auch Frauen ergreifen selten die Möglichkeit – wie in den literarischen Texten deutlich wird – den Kulturwechsel für emanzipatorische Ziele zu verwerten. Die außerhäusliche Autorität bleibt auch in Frankreich Sache des Mannes, während die Frau für den Bereich der Wohnung und die familiären Belange zu sorgen hat.

In *Ce pays dont je meurs* legt Djamila zwar den Schleier kurz nach ihrer Ankunft ab, allerdings geschieht das auf Ahmeds Wunsch hin, der will, dass sie sich möglichst

24 Frankreich wurde lange Zeit (und wird zum Teil heute noch) als eine Art Eldorado gehandelt: Es gilt als reiches Land der Freiheit. Dieser Mythos wird perpetuiert, da es unvorstellbar scheint, auszuwandern und arm zu bleiben oder unzufrieden mit der Wohn- oder Arbeitssituation zu sein.

25 Das hängt zum einen mit der Verunsicherung zusammen, die mit dem Verlassen des bekannten Raums einhergeht, aber auch mit dem niedrigen Bildungsniveau der Arbeitsmigranten (die bewusst so ausgewählt wurden).

unauffällig in die französische Umgebung einfügt. Djamila sträubt sich zunächst dagegen, es käme einer Entblößung gleich und wäre Respektlosigkeit ihren Eltern gegenüber. Die Normen ihrer Heimat behalten ihre Gültigkeit, ihr Vater ist weiterhin autoritäre Instanz.²⁶ Eine Freundin überredet Djamila schließlich mit dem pseudo-religiösen Argument, dass die Blicke der Christen nicht zählten, sie vor Gott keine Bedeutung hätten.²⁷

Gleichzeitig passt Djamila ihre Kleidung an, sie trägt Kleider westlichen Typs – wenn auch in knöchellanger Ausführung. Sie fühlt sich dabei jedoch als Fremde und erkennt kaum ihr Spiegelbild. Ihre Selbstwahrnehmung wird gestört, führt zu einer schizophrenen Verdoppelung. Die Selbstidentifikation ist ebenso wenig möglich wie die Identifizierung über eine Gruppe, da sie sich von den Normen ihrer Ursprungsgruppe löst, ohne eine neue Identifikationsgruppe zu haben. Das verunsichert Djamila, sie fühlt sich in ihrer ›Verkleidung‹ unwohl, wagt etwa nicht, sich die Haare aus dem Gesicht zu streichen, da das als verführerische Geste gelten könnte: »maman eut beau changer de pays et de costume, sa pudeur resta aussi indélébile que les tatouages sur ses mains.« (CP 29)²⁸

Zuhause muss sie ihre Schönheit nicht verstecken, sie kleidet und schminkt sich traditionell, schmückt ihre Hände mit Henna. Damit erhält sie die Schönheitsnormen der Heimat aufrecht und bestätigt sich zugleich, dass sie immer noch zu den Frauen aus ihrem Dorf gehört. Indem Djamila sich äußerlich an ihre Umgebung anpasst, sich ihren Möglichkeiten entsprechend in den französischen Raum einfügt, gibt sie ihre Weiblichkeit auf, wird zu einem Neutrum, das das Fremde repräsentiert. Dadurch wird die Geschlechtlichkeit eng mit dem algerischen Kulturraum verknüpft. Da die Wohnung der Familie eine Art kulturelle Enklave bildet, verwandelt sich Djamila dort und bei ihren Besuchen in der Heimat, bei denen sie eine regelrechte Metamorphose durchlebt, wieder in ein weibliches Wesen, refeminisiert sich.

Nach Ahmeds Unfall kann Djamila ihre Weiblichkeit nicht mehr über die Sexualität bestätigen. Dabei ist sie in dieser Hinsicht extrem prüde und hat eine sehr nied-

26 Zumal Djamila aus einer Marabutfamilie stammt, womit der Verschleierungsdruck besonders groß ist, das Gesicht der Großmutter etwa hatte nie ein Außenstehender gesehen.

27 Sie legt daraufhin nicht nur den Schleier ab, sondern lässt sich zudem ihre taillenlangen Haare schneiden, denn sie denkt sich, dass mit der Haarlänge auch die Notwendigkeit des Bedeckens abnimmt. Damit entwickelt sie Eigeninitiative und trennt sich von ihrer Haarpracht, die ein sinnliches und stark weiblich konnotiertes Attribut darstellt. Allerdings überschreitet sie die von Ahmed gesetzte Grenze, der mit seinem Wunsch keine emanzipatorische Absicht verfolgte, und verärgert ihn maßlos: er schlägt sie das erste und einzige Mal.

28 Das *costume* ändert nicht die *coutume*, den Schleier legt sie weiterhin innerhalb der Wohnung an, wenn Landsleute kommen: »Passé le seuil de notre appartement, tout le monde était censé se retrouver en Algérie.« (CP 28).

rige Obszönitätsschwelle – sie stört sich besonders an Zuneigungsbekundungen in der Öffentlichkeit, denn nicht sie sieht hin, sondern: »Ce sont eux qui font semblant que je ne les regarde pas« (CP 48) Ihre eigene Begierde unterdrückt sie im bewussten Zustand, doch ihr Körper überlistet sie – unter anderem bekommt sie nach Ahmeds Unfall öfters nervöse Lachanfälle. Ihre Frustration führt auch zu Wutausbrüchen, in denen sie ihre Töchter beschimpft, diese zur Projektionsfläche ihres schlechten Gewissens macht: »Espèces de débauchées! Femelles sans hommes, comme des maisons sans toits.« (CP 49) In ihren Beschimpfungen bringt sie Sexualität, Weiblichkeit und den Raum des Hauses zusammen, Begriffe, die für sie eng miteinander verknüpft sind. Die Sexualität ist zudem wichtiger Teil ihrer weiblichen Identität, denn für die Rolle der Ehefrau und Mutter ist die Körperlichkeit zentral.

Zu allem Überfluss muss sie nach Ahmeds Tod sogar eine, aus ihrer Sicht, Transgender-Bewegung ausführen und sich ein Stück weit als Mann gebärden. Sie muss mit für die Familie sorgen, obwohl sie nicht darauf vorbereitet ist und es als Perversion empfindet »à revêtir ainsi le costume de son mari.« (CP 105f.) *Costume* kann Anzug oder Kostüm heißen, so dass das evozierte Bild sowohl auf die Übernahme der Aufgabe ihres Mannes hinweist, für die Familie zu sorgen, als auch auf die Überschreitung der geschlechtsspezifisch bestimmten Grenzen: sie muss sich als Mann verkleiden, sich als Mann ausgeben. Das erweitert den ihr zustehenden weiblichen Raum erneut – wie bereits beim Ablegen des Schleiers und dem Einkaufen – ohne dass sie das will.

Die Verkleidung findet in der Form statt, dass sie für die Arbeitssuche Amiras Basketballschuhe anzieht. Dieses maskuline Accessoire gehört dem ›französischen‹ Familienmitglied, und markiert, wie schon im Fall des Schleiers, ihre neue Rolle, sie tritt mit ihnen in die Fußstapfen Ahmeds. Damit steht sie vom Scheitel – dem abgelegten Schleier – bis zur Sohle – Amiras Schuhen – in einem neuen Raum, den sie sich als Frau erobern könnte. Doch das will sie gar nicht, im Gegenteil, sie fühlt sich durch die ihr aufgedrängte Rolle überfordert und sucht weiterhin ihr ursprüngliches Frausein zu bewahren.

Die Übernahme des ausdrücklich maskulinen Bereichs des Broterwerbs lässt Djamila orientierungslos. In ihrem Universum gibt es keine Regeln dafür. Die Schuhe symbolisieren den Anteil an der für sie fremden westlichen Welt und sind zugleich ein Schutz, da sie Regeln übertritt.²⁹ Sie muss sich selbst entfremden, um die neue Rolle annehmen zu können, die sich in der Kleidung spiegelt. Sie findet eine Stelle als Haushaltshilfe und fühlt sich beschmutzt, gibt aber nicht auf. Sobald sich ihr aber

29 Neben dem Verrat an Traditionen ist sie im Begriff, eine Kette ruhmreicher Vorfahren zu durchbrechen.

die Gelegenheit bietet, die Verantwortung für die Familie an Nacéra abzugeben und damit diesen bis zuletzt als fremd empfundenen Bereich wieder aufzugeben, zieht sie sich in die Wohnung zurück, den traditionellen Frauenbereich. Sie kapselt sich wie Amira immer mehr ab, spricht kaum noch, sitzt auf dem zunehmend abgenutzten Schaffell – ein ärmlicher ›fliegender Teppich‹ – und reist im Geiste in die Heimat. Die drei Frauen leben jede für sich ihre Einsamkeit. Die Wohnung als ursprünglich weiblicher Raum wirkt unbelebt, da die Bewohnerinnen weder ihre Weiblichkeit ausleben – Djamila hat keinen Ehemann mehr, Amira bestraft sich selbst, scheint gar nicht zu leben, Nacéra wird von Adel verlassen – noch auf überzeugte Weise traditionell männliche Sphären und Zuständigkeiten übernehmen.

Dabei gelingt es Djamila lange Zeit, sich ihre Weiblichkeit – die sie anfangs durch Neutralisierung, später durch Maskulinisierung verliert – bei ihren Heimataufenthalten wiederanzueignen. Das gelingt ihr durch einen ritualisierten Ablauf, mit dem sie immer wieder von neuem ihren Platz in ihrer Ursprungsgruppe einnimmt.

Zunächst überhäuft sie die Familienmitglieder mit Geschenken, um den Schein von Wohlstand zu wahren,³⁰ aber auch um die Gruppenzugehörigkeit zu bestätigen. Dabei stellt sie die territoriale Bindung symbolisch wieder her, indem sie sich zum Verteilen im traditionellen Schneidersitz auf den Boden setzt. Im nächsten Schritt verwandelt sie sich wieder in eine Frau aus der Dorfgemeinschaft, der Kontakt mit dem Heimatboden eröffnet ihr den Zutritt zur sozialen Gruppe: sozial niedriger situierte Frauen kommen, um sie pflegend zu verwöhnen und nach den Schönheitsnormen der Heimat zu schminken. (CP 76) Es ist klar, dass sie sich in Paris derart zurechtgemacht nicht aus der Wohnung wagen würde. Doch in Algerien findet sie darüber in die Gruppe der Frauen zurück, nachdem sie sich zuvor mit den Geschenken gewissermaßen freigekauft hat. Aus der Sicht ihrer Töchter entfremdet sie sich, was den letzten Transformationsschritt darstellt. Nacéra und Amira erkennen sie kaum, haben Schwierigkeiten, sie zwischen ihren Tanten zu identifizieren, da sie nicht mehr wie ihre Mutter aussieht.

Auch sprachlich macht sich Djamilas Metamorphose bemerkbar: »Elle répondait en arabe, avec une intonation si marquée, un débit si rapide et si imprégné de l'accent local qu'il arrivait même à mon père de ne pas la comprendre«. (CP 76) Die sprachliche Verwandlung ist exzessiv, da Djamila die lange Abwesenheit innerhalb der kurzen Dauer ihres Aufenthaltes nachholen und ihre Zugehörigkeit betonen will. Die Rückkehr soll in Zeit und Raum stattfinden, sie versucht wieder zu der Frau

30 Der in Algerien lebenden Familie wird ein Leben voller Luxus und Reichtum, ohne jegliche Probleme vorgegaukelt.

zu werden, die sie einst war. Dieses Eintauchen in die Gemeinschaft und die Sprache lässt sie wieder aufblühen, refeminisiert sie. Gleichzeitig entfremdet sie das von ihrem Mann und ihren Kindern.

3.2.2. Nacéra

Nacéras Name wird erst sehr spät genannt, auf Seite 126 von 189 Seiten: sie verschanzte sich, wie die traditionelle Frau im Haus, hinter der Erzählung. Der Name kommt erst zum Vorschein, als das Leben der Familie stark zerbröckelt ist.

Nacéra wollte vorgeblich nicht studieren, um sich nicht zu sehr von ihren Eltern zu entfremden. Sie band sie stattdessen in ihre Zukunftspläne mit ein, wollte Krankenschwester werden, was ihr erlaubt hätte, zugleich ihre Pflichten als Tochter zu erfüllen, da im Maghreb üblicherweise die Kinder für ihre alternden Eltern sorgen. Aber es bleibt beim Vorhaben, denn nach Ahmeds Unfall arbeitet Nacéra als Sekretärin in einem Architekturbüro und sorgt finanziell für die Familie. Ferner macht sie dort gelegentlich sauber, übernimmt also Arbeiten, die nicht ihrer Anstellung entsprechen und verhält sich unterwürfig wie ihr Vater: »Je m'en allais en remerciant mes collègues de leur amabilité. Exactement comme papa.« (CP 97) Allein die Tatsache, sowohl für den Schriftverkehr als auch die Reinigung zuständig zu sein ist irritierend, aber vor allem belegt sie damit zwei vorwiegend weiblich besetzte Berufe und unterminiert ein Stück weit ihre Sekretärinnentätigkeit, die als eher untypischer Migrantinnenberuf zur Emanzipation ihrer französisch geprägten Identität beitragen könnte.

Im Gegensatz zu Amira, die gerne provoziert, hat Nacéra ein geringes Selbstwertgefühl. Sie wirkt passiv und scheint nur über ihre Familie zu existieren, über die Rolle, die sie darin spielt. Das bestimmt sowohl ihre soziale Identität als auch ihr Verhältnis zu Anderen. Sie orientiert sich vorwiegend an ihrem algerischen Hintergrund und fühlt sich nicht als Französin.

Als Nacéra dem Algerier Adel begegnet, verliebt sie sich zum ersten Mal. Ihr persönliches Glück ist eine Flucht vor dem tristen Leben zuhause, sie versteckt es, da es ihr angesichts Djamilas und Amiras Depressionen unpassend erscheint. Dieser Ausbruch aus dem Familiengefüge wirkt wie ein Emanzipationsversuch, doch vermutlich rechnet sie langfristig mit einer Heirat, womit sie die Verantwortung für ihre Familie abgeben könnte. Nach anfänglichem Misstrauen ist sie mit der eher traditionellen Beziehung zufrieden – in Gesellschaft gibt Adel sich distanziert, sobald sie alleine sind, ist er sehr zärtlich.

Die Beziehung dauert über ein Jahr, Nacéra verhält sich ihm gegenüber wie zu ihrer Familie, sie stellt keine Ansprüche. Ihr kommt in den Beziehungen nach außen

hin die Rolle der Starken zu, sie sorgt für ihre Familie und auch neben Adel wirkt sie stärker, ist aber im Grunde die Schwächere, da sie sich als Person aufgibt: »Je voulais être sa femme, sa sœur, son Algérie et sa France à la fois.« (CP 151) Nacéra lebt eine ›französische‹ Beziehung mit Adel: Er schläft mit ihr, hat also keine Bedenken ihre Ehre betreffend, eine Haltung, die eher Französisinnen gegenüber verbreitet ist. Zugleich fasst er sie in der Öffentlichkeit nicht an, was darauf hindeutet, dass er sich nicht wirklich zu ihrer Beziehung bekennt. In seinem Abschiedsbrief, den er ihr nach seinem plötzlichen Verschwinden zukommen lässt – er wurde abgeschoben, da er keine Aufenthaltserlaubnis hatte – bezeichnet er Frankreich vorwurfsvoll als ›ihr‹ Land, gibt ihr damit die Mitschuld für seine Ausweisung. Dabei war er ihr gegenüber in jeglicher Beziehung unaufrichtig, sie wusste nichts von seiner prekären Lage und dachte, er würde sie lieben. Nacéra ist infolgedessen verbittert, zumal die im Brief angegebene Telefonnummer sich als falsch erweist. Adel war ihre letzte Hoffnung, mit ihm hätte sie ihre Schwester überredet, nach Algerien zurückzugehen, alleine ist sie nicht bereit, diesen Entschluss zu fassen. In der Folge zieht auch sie sich immer mehr zurück, sodass die Frauen die Wohnung schließlich fast gar nicht mehr verlassen.

Als Nacéra kurz darauf ihre Arbeit verliert, muss sie Gelegenheitsjobs annehmen, da sie keine andere Arbeit findet. Nacéras Verhältnis zum Raum ist gestört, eine Anstellung als Immobilienmaklerin verliert sie, da sie keines der Objekte vermietet oder verkauft. Ohne eigenen Platz innerhalb der Gesellschaft, kann sie offenbar nicht mit Boden handeln. Einmal bieten ihr Obdachlose in der Metro eine Zigarette an als wäre sie eine der ihren. Offensichtlich sehen die *clochards* ihr an, dass sie ihnen in gewisser Weise ähnelt, ebenfalls kein Territorium hat, weder konkret noch im übertragenen Sinn als sozialer Raum.

Nach dem Tod der Mutter verkaufen Amira und Nacéra die Möbel und reduzieren den Lebensraum innerhalb der Wohnung extrem, nur ihr Zimmer bleibt unverändert.³¹ Die räumliche Enge spiegelt die soziale Isolation, die schließlich zur Auszehrung und dem Tod durch Verhungern führen wird.

3.2.3. Amira

Djamila wurde in Frankreich vermutlich geplant schwanger, das Baby sollte die Familie ersetzen und die Migrationssituation erleichtern, indem es die Einsamkeit zerstreut. Dabei hat Amira selbst keinen Bezug zu Algerien und wehrt sich von Anfang

31 Sie verkaufen das Radio, den Fernseher, die Koffer, das Bett der Mutter, den Küchentisch und zwei Sessel. Radio und Fernseher sind Kommunikationsmedien, Tisch oder Sessel normalerweise Orte des Familienlebens, so dass der Verkauf dieser Möbel den Abbruch der Kommunikation unterstreicht.

an gegen diese Erwartungen. Sie ist bereits als Kind eher schwierig, erst als sie in die Schule kommt, und damit weg von der Mutter, wird sie ruhiger und selbstsicherer.

In der schon im Kindesalter angelegten Magersucht Amiras drückt sich die Ablehnung der in sie gesetzten Hoffnungen aus. Im zweiten Jahr des *collège* ist ihre Gesundheit ernsthaft gefährdet als sie eine identitäre Krise durchlebt. Sie lehnt ihre Andersartigkeit ab, will sich von ihren Mitschülern nicht unterscheiden. Das Identifikationsangebot der Familie nimmt sie nicht an, verleugnet schließlich sogar ihren algerischen Hintergrund: Sie nennt sich Marie und erfindet eine neue Identität mit italienischen Ursprüngen, denn das europäische Mittelmeerland stellt eine Zwischenstufe der Integration dar, seine Migranten gelten kulturell als weniger fremd.³²

Die lapidare Diagnose der Krankheit Amiras als Anorexie durch einen herbeigerufenen Arzt stößt auf das völlige Unverständnis der Familie. Da die Krankheit im Maghreb nicht bekannt ist, wird sie von den Eltern als Krankheit der Ungläubigen gesehen, »un mal de romantiques, d'athées, de suicidaires. Un mal français.« (CP 95) Die Krankheit entfremdet Amira den Eltern, selbst Nacéra sieht darin übertriebenen Assimilationsdrang: »J'ai pensé aussi: »Non seulement ma sœur veut vivre *comme eux*, mais elle s'arrange pour souffrir des mêmes maladies.« (Ebd., Herv. Zouari)

Um ihrer Familie und ihren Ursprüngen zu entkommen, flüchtet Amira mit 18 Jahren in die Arme des doppelt so alten Nicolas, bereut das aber bald, da er sie schlecht behandelt und eher dem negativen Klischee arabischer Männer entspricht: Er kommt spät heim, weckt sie, damit sie ihm Couscous kocht und beschimpft sie, wenn es zu lange dauert. Einmal kommt es auch zu einer Vergewaltigung. Er sieht sie nicht als Person, sondern sucht in ihr seine Idealvorstellung der arabischen Frau. Amira lebt damit eine »algerische« Beziehung mit einem Franzosen, der sie auf die Kultur zurückwirft, der sie durch ihn zu entkommen sucht.

Nacéra betrachtet diese Erfahrung als Wendepunkt in Amiras Identitätskrise. Sie vermutet, dass ihrer Schwester da klar wurde, dass sie nie ihre Ursprünge abstreifen und sich in eine Französin verwandeln würde. Darin sieht sie den Grund für die Anorexie. Amira kann sich nicht von ihrem Körper befreien, also kontrolliert sie ihn. Sie lehnt ihren Körper ab, weigert sich, ihn zu versorgen, nur im Ramadan, wenn ihre Essensverweigerung dem religiösen Fasten gleichkäme, setzt ihre Anorexie aus, da sie ihre Ursprungskultur ablehnt. Als sie schließlich erkennt, dass sie nie integriert sein wird, lehnt sie jeglichen sozialen Kontakt ab. Der Schutz und die Bestätigung, die die anderen Familienmitglieder zum Teil in der Ursprungskultur finden, bleibt

32 Das modifizierte Anagramm illustriert die identitäre Defragmentierung. Nacéra verletzt die erfundene Identität, da sie damit verleugnet wird. Sie kommt später darauf zurück, siehe CP 127.

ihr vorenthalten, daher ist sie dieser gegenüber aggressiv, sie stößt alles ab, was an sie herangetragen wird.³³ Sie gibt beide Kulturen auf, da keine ihr den nötigen Halt bietet, und zugleich auch sich selbst. Damit kann ihre Magersucht ebenso als Versuch gesehen werden, sich den Blicken der Anderen zu entziehen, da sie erst dadurch als nicht zum sozialen Körper gehörig und ihr Körper als Fremdkörper erkannt werden kann. Unfähig, eine gesunde Identität zu konstruieren, zerstört Amira ihren Körper, die nutzlose Hülle.

An ihrem 26. Geburtstag ist sie extrem abgemagert. Einmal schafft Nacéra es, sie ins Krankenhaus zu bringen, sie will sie jedoch nicht dort lassen. Zusammen bilden sie einen minimalen sozialen Körper, dessen ist sich Nacéra schmerzhaft bewusst. Sozial völlig isoliert, müssen sie sich in Relation zueinander definieren. Nacéra wird nur von Amiras Augen wahrgenommen, lebt durch sie. Das Imitieren des zerstörerischen Verhaltens dient paradoxerweise zur gegenseitigen Identitäts- und, viel grundsätzlicher, zur Existenzbestätigung. Nacéra respektiert den Wunsch ihrer Schwester zu sterben, und fühlt sich für dessen Erfüllung verantwortlich, obgleich die Selbstaufgabe zerstörerisch ist.

Amira ist die einzige aus der Familie, die in Frankreich territoriale Ansprüche stellt, allerdings in übertragenem Sinn und in bescheidenem Rahmen. Sie wird einmal in der Metro von einer Farbigen angegriffen, nachdem diese sie erfolglos aufgefordert hatte, ihr ihren Sitzplatz zu überlassen. Es kommt zu Handgreiflichkeiten und obwohl Amira körperlich schwächer ist, gibt sie nicht nach. Es kommt zum Streit darüber, welche der beiden ›französischer‹ sei: »Je suis plus française que toi, tu entends, plus française que toi !« (CP 129) Beide Mädchen gehören zu ausgegrenzten Minderheiten, sie verorten sich in Frankreich, werden aber nicht akzeptiert. Statt sich solidarisch zu verbünden, greifen sie sich gegenseitig an. Der Raum, selbst am Rande der Gesellschaft, wird zum hart umkämpften Gebiet.

Es ist interessant, dass sowohl Nacéra als auch Amira die Begegnungen mit anderen sozial Marginalisierten in der Metro erleben. Denn diese hat, neben der offenkundigen Funktion als öffentliches Verkehrsmittel, einen gewissen gleichmacherischen Aspekt. Das ist weniger hinsichtlich geschlechtsspezifischer Fortbewegung gemeint, als vielmehr übergreifend im Kontext sozialer Unterschiede. In der Metro sitzen Angestellte und Akademiker neben einfachen Leuten, Arbeitern und Sozial-

33 Die Absage an ihre Ursprungskultur manifestiert sich ebenfalls in ihrer extremen Magerkeit, die mit dem algerischen Schönheitsideal kontrastiert. Sie verschont mit ihrer Ablehnung auch ihre Schwester nicht und macht sich eine Zeitlang über deren schwarze Locken lustig, die ein Zeichen für Unterentwicklung seien.

hilfeempfängern.³⁴ Die Situierung der Begebenheiten in der Metro unterstreicht die zunehmende Marginalisierung Nacéras und Amiras.

Während der Urlaubsaufenthalte in Algerien werden die Schwestern integriert, solange sie sich anpassen. Ist das nicht der Fall, werden sie auf ihre Andersartigkeit verwiesen – die demnach unterschwellig präsent bleibt – und ausgegrenzt. Ein grundsätzlicher Unterschied zeigt sich bezüglich des Tabuthemas Sexualität. Die Mädchen aus dem Dorf erkunden ihre Körper neugierig, während Nacéra und Amira in solchen Situationen überfordert sind. Es ist ihnen peinlich und sie wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen. Sexualität wird zwischen ihnen nie thematisiert: »La consigne était muette mais pressante. Ma mère y veillait.« (CP 47) Die Schwestern sind durch die soziale Enge aufeinander reduziert, während die Dorfmädchen eine größere Gemeinschaft bilden und sich daher eher austauschen können.

3.3. Die Männer im Raum: »les immigrants anonymes«³⁵

Ahmed, Nacéras und Amiras Vater, wirkt im Familienleben eher passiv und hält sich zurück. Sein Tagesablauf ist monoton, wird bestimmt durch religiöse Pflichten und seine Arbeit, die er mittags für eine halbe Stunde unterbricht. Wie Djamila »verkleidet« sich auch Ahmed, sobald er in die französische Welt tritt, um den Wechsel zwischen den kulturell verschieden besetzten Territorien zu markieren, aber auch um visuell mit seiner Umwelt zu verschmelzen. Die Baskenmütze soll ihn im fremden Territorium schützen. Die Migrationssituation reflektiert Ahmed bewusst nicht, er zieht es vor, nicht darüber nachzudenken, da ihm die Situation unwirklich erscheint. Er hält sich an dem greifbaren Beweis seiner Anwesenheit in Frankreich fest, seinem *béret*.³⁶ Vergleichbar Djamila, muss er sich zum Teil durch sein Spiegelbild bewusst machen, wer und wo er ist.

In der Wohnung schlüpft er in die traditionelle Männerrolle, die für europäische Verhältnisse machohaft ist. Indem er seine Autorität in der Familie ausreizt, kompensiert er die Nicht-Beachtung in der Außenwelt. Ferner versucht er Djamila sein übersteigertes Frankreichbild aufzuzwingen, obgleich die Realität ihm widerspricht. Er idealisiert Frankreich und macht zugleich seine Heimat schlecht, stellt sie als unterentwickelt dar und zählt ihre Mängel auf. So begegnet er der geographischen Distanz

34 Es ist klar, dass ab einem gewissen Einkommen das Auto vorgezogen wird. Ferner sind in der Pariser Metro Unterschiede feststellbar zwischen Wagen, die auf den »Geschäftsstrecken« verkehren und solchen, die eher in Arbeiterviertel fahren.

35 CP 103.

36 Auch Madjids Vater in Charefs *Le thé au harem d'Archi Ahmed* (Paris 1986) hat eine Baskenmütze und weint, als Madjids Freund Pat sie ihm wegnimmt.

der Heimat. Erst nach seinem Unfall erinnert Ahmed sich wieder an das schöne Algerien.

Die Sexualität ist eine weitere Strategie im Umgang mit der Migrationssituation. Sie dient zur symbolischen Wiederaneignung der Heimat:

»[C]es instants d'intimité redonnaient à mon père confiance en lui. Sous son toit, dans son lit, sur sa femme, il redevenait propriétaire de son destin. [...] Emprisonner sous lui le corps de sa femme, c'était aussi sa façon de reprendre possession de son pays. Celui qu'il ne se pardonnerait jamais d'avoir quitté.«
(CP 53)

Auch für Djamila spielt die Sexualität eine große Rolle hinsichtlich der Bestätigung ihrer Weiblichkeit. Das körperliche Beisammensein versichert sie ihrer Rolle als Frau, ihn seiner Rolle als Mann. Ahmeds Selbstwertgefühl ist territorial an die heimatlich geprägte Wohnung gebunden. Das ändert sich völlig, als er sich bei einem Arbeitsunfall das Rückgrat verletzt und nach einem mehrmonatigen Krankenhausaufenthalt an den Rollstuhl gefesselt ist, was die Familie in eine existentielle Krise führt. Der Vater kann seine Rolle als Versorger nicht mehr erfüllen.

Ahmed ist bewusst, dass er in gewissem Sinn nicht mehr existiert, da er seine Funktionen nicht mehr ausüben kann. Er verliert seine Autorität. So wie seine Selbstwahrnehmung seinen Körper und seine Kleidung beeinflusste, modifiziert seine Behinderung sein Selbstbild. Die unfreiwillige Begrenzung auf die Wohnung entwertet deren Effekt im Kontrast zur französischen Kultur. Ahmed wirkt zunehmend apathisch, er scheint die anderen nicht mehr wahrzunehmen, keinen Blick für und damit keinen Anteil mehr an ihrem Leben zu haben. Er weiß, dass er seine Heimat nicht wieder sehen wird, und flüchtet gedanklich in die Vergangenheit.

Das Verhältnis der Eheleute verändert sich durch den Unfall ebenfalls, Ahmed kann seine traditionellen Rollen, auch die des Ehemannes, nicht mehr erfüllen, zumal die Migration aufgrund seiner Invalidität nicht mehr gerechtfertigt ist. Zudem hat er als Migrant versagt, sie sind weder reich noch in die Heimat zurückgekehrt. Der Tod wirkt als unvermeidliche Konsequenz.

Für die im Text erwähnten Männer gilt Vergleichbares wie für Djamila als Frau der ersten Generation: auf französischem Territorium wirken sie eingeschüchtert und ›unmännlich‹, büßen angesichts aufbegehrender Kinder einen Teil ihrer Autorität ein. Besonders deutlich zeigt sich der Verlust der Männlichkeit an einem Grenzort, dem Flughafen, wo diejenigen, die zu Ahmeds Überführung zusammengekommen sind, für kurze Zeit zu ihren traditionellen Rollen finden:

»À l'heure du départ, Béchir et ses amis se sont avancés vers ma mère. Leurs gestes étaient solennels, leur visage fermé. Ce n'était plus les ouvriers de Renault,

les immigrés anonymes, les pères de famille impuissants à commander leur progéniture. Ils redevenaient les hommes de chez eux. Courageux et dignes, prompts à la protection des plus faibles, femmes et enfants.» (CP 103)

In ihren ursprünglichen Rollen wirken sie vorübergehend selbstsicher, sie haben das Gefühl, durch ihren persönlichen Einsatz nützlich zu sein. Doch beim Verlassen des Flughafens, beim Übergang in den Raum, der mehrheitlich von der französischen Kultur geprägt ist, verwandeln sie sich in die unterwürfige, anonyme Gruppe zurück, die sie in Frankreich darstellen. Sie verlieren ihre Individualität, werden zu untereinander austauschbaren Arbeitskräften und dadurch objektiviert. Die auch symbolisch gemeinte Kälte und der Blick von Polizisten bezwingen die Männer. Ihre Körperhaltung spiegelt die Kräfteverhältnisse, sie verwandeln sich in unscheinbare Gestalten zurück:

»Ils tournèrent les talons, virils et décidés, juste le temps de passer les portes coulissantes. Ensuite, le froid glacial d'Orly tassa leur silhouette, le regard de quelques policiers les fit marcher tout petits.« (CP 104)

Auch Ahmed verändert sich in Frankreich, aus dem »beau et fier garçon« (CP 70), der er in seiner Heimat war, wird in der Migration einer unter vielen. Der Arbeitgeber nennt alle Maghrebiner Momo, was die undifferenzierte Wahrnehmung als Arbeitskraft unterstreicht.³⁷ Die Arbeit markiert Ahmeds Körper, seine Hände werden rau, mit der Zeit verändert sich seine gesamte Erscheinung und Körpersprache:

»La silhouette d'Ahmed s'était un peu tassée. Il n'avait plus sa prestance de naguère. Il se tenait le torse plié vers son assiette, comme un myope. Même sa voix, au-dehors, était changée. Elle était devenue gracieuse et fluette. Ses gestes manquaient d'assurance, ses yeux fuyaient devant leurs interlocuteurs auxquels il adressait des » merci » fréquents et rarement justifiés.« (CP 70f.)

Wie Djamila, die in Frankreich verschiedene traditionell weibliche Attribute aufgeben muss und »neutralisiert« wird, die sich sogar – ihrem Verständnis nach – vorübergehend »vermännlichen« muss, gleitet auch Ahmed offenbar in einen Trans-Gender-Bereich ab. Seine zitierte Beschreibung wirkt eindeutig feminin: die hohe, zerbrechliche Stimme, der unsichere, gesenkte Blick und die gehemmte Körpergestik – alles strahlt völlige Unterwerfung aus, wie sie traditionell von Frauen aus dem maghrebinischen Kulturkreis gefordert wird. Der Aufenthalt im kulturell anders geprägten Migrationsraum »verweiblicht« ihn offenbar.

37 Die Töchter erleben in der Schule Vergleichbares: »Certains nous donnaient alors du Ben à tour de bras. Comme on donnait du »Momo« à mon père.« (CP 79)

Ahmed verwandelte sich ebenfalls bei der Rückkehr in die Heimat, gewann seine Maskulinität zurück, allerdings bereits im Flugzeug.³⁸ Beim Start und der Landung bekam er Magenschmerzen, aber »une fois dans le ciel, il était très bien. Personne pour lui dire: ›Ici, tu n'es pas chez toi.‹« (CP 102) Wo kein Boden ist, konnte er ihm auch nicht abgesprochen werden. Befreit von der Schwerkraft, die ihn in Frankreich niederzudrücken und sein unterwürfiges Verhalten zu verursachen schien, schlüpfte er in die Rolle des »vrai patriarche« (CP 102f.) Ahmed flog nie gerne, benötigt aber für seine letzte Rückkehr weder Schlafmittel noch Koranverse. Durch die Migration zum Objekt gemacht, kehrt er schließlich »kaputt« im Laderaum zurück.

4. FAZIT

In Fawzia Zouaris Roman stellen die Hauptfiguren verschiedene Konstellationen der Migrationssituation dar, die zusätzlich mit der Geschlechter- bzw. der Identitätsproblematik verquickt wird. Dabei sind die Unterschiede zwischen den Generationen größer als die zwischen den Geschlechtern.

Der älteren Generation der Eltern ist die Orientierung an den Menschen in der Heimat sowie die Verbundenheit zu Algerien gemeinsam, auch wenn Ahmed letzteres jahrelang leugnet. Frankreich hingegen wird als Raum konstruiert, der ihre Geschlechtlichkeit neutralisiert, sie gar dem anderen Geschlecht angleicht. Auf französischem Territorium gibt Djamila weibliche Attribute auf, ist in ihrem Verhalten gehemmt und wird als Frau nicht wahrgenommen. Auch Ahmed passt sich visuell an die Umgebung an, wird aber vor allem unter dem Blick der Franzosen zum Neutrum, zur objektivierten, fremden Arbeitskraft.

Zusätzlich zum Geschlechtsverlust ist die Verletzung der Geschlechtsgrenzen anzuführen: Djamila muss viele Zuständigkeiten übernehmen, die ihr traditionell als Frau nicht zukommen, sich schließlich gar wie ein Mann verhalten und zur Versorgung der Familie beitragen. Ahmed seinerseits entwickelt über die Jahre ein Verhalten sowie eine Körpersprache, die eindeutig feminine Züge trägt. Die verlorene Weiblichkeit respektive Männlichkeit erobern sie bei den vorübergehenden Aufenthalten in der Heimat wieder zurück. Dabei findet Djamilas Rückverwandlung in

38 Obwohl die endgültige Verwandlungszeremonie in ihrem Elternhaus abläuft, gewinnt Djamila ihre Weiblichkeit ebenfalls bereits am (heimatlichen) Flughafen zurück: »Quelques pas dans l'aéroport d'Alger lui suffisaient pour redécouvrir, à travers les yeux désirants des hommes, qu'elle était encore une femme.« (CP 138f.)

zeremonialisierten Etappen statt. Ferner sind kultureller Raum, Geschlecht und Sexualität miteinander verschränkt und spielen für beide eine wichtige Rolle.

Die Töchter Nacéra und Amira gehören zu den Folgegenerationen der Einwanderung und erleben weniger ihre Geschlechtlichkeit als problematisch als vielmehr ihre Identität. Die Erzählerin Nacéra definiert sich in erster Linie über ihre Familie, doch da diese auseinander bricht und die einzelnen Mitglieder individuell scheitern, überlebt sie zwar, scheitert aber gewissermaßen in ihrem Überleben. Amira hingegen lehnt nicht nur ihre Ursprungskultur ab, sondern irgendwann auch die französische, die sie lange Zeit vergeblich für sich einfordert. Der Hungertod, den sie für ihren Suizid wählt, illustriert ihre Selbstnegation.

Allen Frauen gemeinsam ist der Versuch, ihrer familiären Situation zu entkommen, indem sie sich mit einem Mann verbinden, von dem sie sich eine Verbesserung ihrer Lage erhoffen – alle drei scheitern: Djamila entkommt zwar nach einer Weile ihrem Elternhaus, findet in Frankreich aber nicht das erträumte paradiesische Leben. Amira lässt sich mit einem Franzosen ein, der die Algerierin in ihr sieht und lebt dadurch eine eher maghrebinisch geprägte Beziehung, worauf sie sich enttäuscht zurückzieht. Nacéra schließlich ist für einige Zeit mit einem Algerier zusammen, der sie mit Frankreich assoziiert, und von dem sie sich die Lösung ihrer Probleme erhofft. Mit ihm lebt sie eine eher als französisch zu charakterisierende Beziehung. Als er abgeschoben wird, verliert sie den Glauben an eine Verbesserung ihrer Lage.

LES SŒURS D'ARMES –

FORMEN WEIBLICHEN WIDERSTANDS IM KONZENTRATIONSLAGER

Anne-Berenike Binder

»Chacune de celles qui sont revenues a eu de la chance. [...] La chance d'avoir les autres.«¹

Ravensbrück und Auschwitz² sind zu Symbolen des nationalsozialistischen Terrorregimes geworden. An diesen Orten wurden Frauen und Männer zu Opfern degradiert, ihrer Freiheit beraubt, gequält, gefoltert und ermordet aufgrund ihrer religiösen und politischen Überzeugungen, wegen ethnischer oder kultureller Zugehörigkeiten, wegen ihrer sexuellen Orientierung oder wegen Lebensweisen, die das Regime unter dem Vorwand ideologischer Gründe ablehnte.

Zugleich sind die Konzentrationslager Ravensbrück und Auschwitz aber auch Orte, an denen trotz unmenschlicher Bedingungen moralische Werte unter den Häftlingen aufrechterhalten wurden, an denen Solidarität und Hilfe geleistet wurde und diese zutiefst menschlichen Werte und Grundsätze dem Unrechtsregime entgegengesetzt wurden.

1 Delbo, Charlotte: *Mesure de nos jours*. Paris 1970, 192.

Im Folgenden wird die Autorin und ihre Trilogie (Delbo, Charlotte: *Aucun de nous ne reviendra*. Paris 1970; *Une connaissance inutile*. Paris 1970; *Mesure de nos jours*. Paris 1970.) wie folgt abgekürzt: Delbo, *Auschwitz* I; II; III.

2 Ravensbrück ist das größte Frauenkonzentrationslager aller Zeiten. 132.000 Frauen und Kinder aus 23 europäischen Nationen wurden hierher verschleppt; 92.000 Mütter, Mädchen und Kinder fanden hier den Tod. Im Januar 1945 waren hier bis zu 46.000 Häftlinge eingesperrt. Das angrenzende Männerlager trug den gleichen Namen, hatte aber nie mehr als 7.000 Insassen. Ravensbrück vermietete seine Arbeitskräfte an verschiedene Fabriken. Heute gilt Ravensbrück als nationale Mahn- und Gedenkstätte, die dazu aufruft, Anteilnahme zu leisten und zu verhindern, dass das Geschehene sich nochmals wiederholt.

Der berühmteste Vernichtungsort ist Auschwitz; Birkenau war ausgerüstet, täglich 5.000 Menschen zu töten. Die erschreckende Kombination von Tod und Profit erreichte hier ihren Höhepunkt. Bereits am Bahnsteig wurden die Häftlinge ausgesucht und sortiert in solche, die getötet und solche, die ausgebeutet wurden. Informationen aus Tillion, Germaine: *Frauenkonzentrationslager Ravensbrück*. Frankfurt a.M. 2001. (Orig.: Tillion, Germaine: *Ravensbrück*. Paris 1973) und Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer in der deutschen demokratischen Republik (Hg.): *Ravensbrück*. Berlin 1960.

I. THEMA UND TEXTAUSWAHL

Im Folgenden werden zwei Texte von Frauen vorgestellt, die in den Konzentrationslagern Ravensbrück und Auschwitz interniert waren und ihre Erfahrungen in unterschiedlicher Art und Weise schriftlich dokumentiert haben: Béatrix de Toulouse-Lautrec wählt die Form eines autobiographischen Berichtes, Charlotte Delbo hat ihre Erinnerungen in einer literarästhetischen Biographie verarbeitet.

Béatrix de Toulouse-Lautrec und ihre Mutter wurden von der Gestapo im Juni 1944 in Lyon in Haft genommen, dann in Montluc interniert und schließlich nach Ravensbrück deportiert, wo sie im April 1945 befreit wurden. Die Autorin, die 1944 20 Jahre alt war, schrieb ihre Erlebnisse bereits 1946 auf, um sich ein Stück weit von ihnen zu befreien, jedoch ohne die Intention, sie jemals zu veröffentlichen.

» ... et je vide sur le papier le souvenir trop lourd de toutes ces choses si dures qui m'obsèdent [...]. Je suis prête à regarder l'avenir sans être paralysée par le passé. Ecrire est une excellente thérapeutique.«³

Doch seit 1948 zirkulierte das anonyme Manuskript (das nur mit der Bezeichnung »matricule 75537« gekennzeichnet war) und wurde erst 1981 veröffentlicht. Dieses Dokument zeichnet sich durch einen klaren Stil aus und ist eine bewegende und schmucklose Beschreibung des unmenschlichen Grauens. Béatrix de Toulouse-Lautrec beschwört, ohne zu versuchen zu philosophieren, die tausend Qualen des Gefängnislebens herauf, die Todesangst, aber auch die Hoffnung und die kleinen Freuden, die sich oftmals aus einem Nichts ergaben und das Grauen erträglicher machten. Diesen Episoden gehen einzelne Szenen mit der Vorstellung ihrer Mitinhaftierten und deren Schicksalen und Dialoge voran, die voller Spontaneität, Emotionen, Liebe und Einfachheit sind. Ihr primäres Ziel ist nicht Zeugenschaft abzulegen, sie versucht vielmehr, ihre Gefühle und die Atmosphäre in Montluc und Ravensbrück zu vermitteln.

»Vous qui lirez ceci, vous connaissez, déjà le camp de Ravensbrück [...] Toutes ces choses incroyables, et pourtant vraies, les camarades vous les ont racontées, sous diverses formes. Et je ne veux pas insister sur ce côté tragique. Je veux rappeler à nos camarades qui ont lutté avec moi et qui ont retrouvé leur vie normale et leur équilibre, que nous n'avons pas versé que des larmes, mais que nous avons aussi eu de bons moments« (Toulouse-Lautrec, *Ravensbrück*, 127).

Charlotte Delbo (1913–1985) arbeitete ab 1941 aktiv in der Résistance mit. Sie wurde, zusammen mit ihrem Ehemann Georges Dudach, am 2. März 1942 in das Gefäng-

3 De Toulouse-Lautrec, Béatrix: *J'ai eu vingt ans à Ravensbrück. La victoire en pleurant*. Paris 1991, 9. Im folgenden zitiert als Toulouse-Lautrec, *Ravensbrück*.

nis La Santé in Paris gebracht. Dudach wurde als Staatsfeind am 23. Mai auf dem Mont-Valérien erschossen. Charlotte Delbo wurde am 24. Januar 1943 nach Romainville (einem Durchgangslager) gebracht und dann in das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, zusammen mit 230 Frauen. Sie wurde am 23. April 1945 durch das schwedische rote Kreuz befreit und kehrte im Juni 1945 nach Paris zurück. Charlotte Delbo verfasste das erste Buch *Aucun de nous ne reviendra* (I) ihrer Trilogie *Auschwitz et après* direkt nach ihrer Befreiung, wartete jedoch zwanzig Jahre bis zu seiner Veröffentlichung, um, wie sie selbst sagt, aus der Distanz zu beurteilen. Es erzählt den Lageralltag im KZ. Der zweite Teil der Trilogie *Une connaissance inutile* (II) wurde fünf Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes veröffentlicht und ist weniger eine Fortsetzung als ein wiederholendes, aufnehmendes Erzählen. *Une connaissance inutile* enthält Bruchstücke, Variationen eines »entretien infini«, eines »letztendlich ›unendlichen Gesprächs‹ über das Unendliche in den Lagern.«⁴ *La mesure de nos jours* (III), 1971 erschienen, beschäftigt sich nicht mehr mit der detaillierten Erzählung des Lageralltags, sondern versucht dem Leser anhand von Berichten Überlebender von Auschwitz und Ravensbrück den Alltag nach dem Alptraum zu erklären.

Während *J'ai eu vingt ans à Ravensbrück* von Béatrix de Toulouse-Lautrec das Leben von Mutter und Tochter während der Gefangenschaft in Montluc und im KZ Ravensbrück beleuchtet und somit einen Erhalt eines Teils der familiären Struktur zeigt, ist Charlotte Delbos *Auschwitz et après* vor allem ein großartiges Beispiel für Frauensolidarität und für die Suche nach einem Aufbau familiärer Strukturen. Nicht nur wiederholt Charlotte Delbo mehrfach, dass sie es allein ihren Kameradinnen zu verdanken hat, überlebt zu haben, auch vergleicht sie Fürsorge und Hilfe ihrer engsten Freundin mit der Zuneigung und Sorge einer Mutter. Hier entstehen nicht nur Strukturen, die an die Familie erinnern, sondern die Kameradin tritt sogar an die Stelle der Mutter.

Anhand dieser zwei Schicksale soll die Funktion des Raumes (des Lagers) in Beziehung zur Rolle der Frau als Individuum und in der Gruppe im Lager gesetzt werden. Der Begriff »sœurs d'armes« soll hier sowohl für die Frauensolidarität als auch für die Suche und Konstruktion familiärer Strukturen stehen. Zunächst wird die Bedeutung des Lagers als Raum der Gefangenschaft aufgezeigt sowie die spezifische gender-relevante Position der Frau im Lager. Im Folgenden sollen unterschiedliche Formen der weiblichen Gemeinschaft untersucht werden, wie Frauensolidarität als Mittel zum Widerstand gegen das System eingesetzt wird und inwieweit sich im Lager Beziehungen herauskristallisieren, die an ein Mutter-Tochter-Verhält-

4 Joan i Tous, Pere: »Ecriture de cendres. Zur Problematik der Erzählbarkeit und Ästhetisierung des Leidens in der französischen Literatur.« In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 1997, 167-183, hier: 177.

nis erinnern. Schließlich stellt die Gemeinschaft der Frauen auch einen Akt des kollektiven Erinnerns dar und regt zu »kulturellen« Tätigkeiten im Lager als Mittel des Überlebens an. Diese Grenzüberschreitungen der engen Mauern des Konzentrationslagers werden als »Freiräume« definiert und in Gegensatz zum Gefangenenraum des Lagers gesetzt.

II. BEDEUTUNG DES LAGERS ALS RAUM DER GEFANGENSCHAFT

»Inmitten der Gesellschaft war das KZ ein abgeriegelter Kosmos. Nirgendwo ist die Theorie des geschlossenen Sozialsystems sinnfälliger als im Falle des KZ. Die Grenzen waren unüberwindbar, die Menschen wurden isoliert und in eine Welt des Terrors eingesperrt, in der das Personal freie Hand hatte. Für sie war das Lager eine Kolonie des Terrors am Ende der sozialen Welt.«⁵

Eine Analyse des Lagers als eines Zwischenreiches zwischen Leben und Tod, als eines Raumes der Gefangenschaft⁶ hat nicht nur eine Topographie zu erstellen, sie hat auch den sozialen Funktionen nachzugehen und die symbolischen Implikationen des Ortes verständlich zu machen. Beide Autorinnen sind Vertreterinnen der ersten Generation (Überlebende, die während des Krieges Erwachsene waren). Béatrix de Toulouse-Lautrec entspricht ganz der Tradition der älteren Schreibweisen; der Zeitraum bei diesen Schreibweisen ist meist auf die Gefangenschaft begrenzt, die alle andere Zeit vernichtet. Überschreitungen nach vorne sowie Bezugnahmen auf Folgeereignisse oder gar Schreibgegenwart sind sehr selten. Es gibt nur eine einzige Raumart, bzw. wird das Lager durch andere Orte erweitert, doch sind diese auch Räume der Gefangenschaft (Sammellager, Zug, Konzentrationslager) und können somit als ein Handlungsraum gelesen werden. Delbos Text hingegen zeigt ein bewegliches Raum- und Zeitgefüge, sie verknüpft verschiedene Erinnerungsebenen, stellt

5 Sofsky, Wolfgang: *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager*. Frankfurt a.M. 2002, 24.

6 Die Struktur der Konzentrationslager wurde an einigen mittlerweile zu Referenzwerken gewordenen Beispielen erörtert, u.a. von Wolfgang Sofsky und Daniel J. Goldhagen, die jedoch beide nicht die geschlechterspezifischen Strukturen der Lager und vor allem der Frauenkonzentrationslager problematisieren. Bis Ende der 80er Jahre standen einer umfangreichen Memoirenliteratur nur drei publizierte wissenschaftliche Arbeiten zur Geschichte des KZ Ravensbrück gegenüber, die von Wanda Kiedrzyńska (1961), von Germaine Tillion (1946/1973/1988) und von Ino Arndt (1970/1987). Seit Anfang der 90er Jahre werden KZ als Systeme angesehen, die, in verschiedene gesellschaftliche Bereiche integriert, funktionierten. Nicht nur Überlebende oder die dort erstellten Lagerakten durften Auskunft geben, sondern die Lager wurden zum Forschungsgegenstand.

ihr eigenes Schreibprojekt in Frage und reflektiert über Geschehenes und Geschriebenes.

Erweitert wird der Handlungsraum des jeweiligen Lagers mit dem Ort der Festnahme, der Fahrt in das Lager und der Rückkehr in die Heimat. Da das Lager hier in Verbindung zur weiblichen Identität im Konzentrationslager aufgezeigt werden soll, werden nicht Räume der Vergangenheit und Räume der Gegenwart verglichen (wie sie insbesondere bei Charlotte Delbo eine bedeutende Rolle spielen), vielmehr wird das Lager als einzige Raumart aufgezeigt.⁷ In den untersuchten Textstellen ist der gesamte Blick auf das Leben im Lager gerichtet, das den zentralen und realen Raum der Handlung bildet. Erzähler und erzähltes Ich sind im erzählten Raum und in der Narration gefangen. Der Raum ist geschlossen, er ist ein physisches und psychisches Gefängnis, das auch in der Narration nur selten verlassen werden kann. Ziel der Lagerstruktur ist es, das Individuum in seinem Eigenraum zu zerstören. Grenzerhaltung (verschiedene Grenzen menschlicher und technischer Art verhindern das Entkommen der Opfer), aber auch Grenzüberschreitung (keine Individualität ist aufgrund von unerträglicher Nähe möglich) kollidieren und machen das Leben im Lager unerträglich. Das Wechselverhältnis von Raum und Mensch existiert im Lager nicht mehr, da der Mensch keinen Handlungs- und Lebensraum mehr hat, er ist vielmehr nur noch Objekt im Raum. »Nous sommes des êtres soumis à d'autres lois que celles des hommes, dans un monde qui n'a rien de commun avec celui que nous venons de quitter.« (Toulouse-Lautrec, Ravensbrück, 144). Die Entindividualisierung und auch Entmenschlichung thematisiert Béatrix de Toulouse Lautrec am Beispiel des Appells:

»Sur ces figures émaciées qui se succèdent, on lit la faim, la haine, la peur. La dureté de leurs traits me surprend et aussi une façon très particulière de marcher, avec une brutale lourdeur. Quelques semaines après, je marchais ainsi. La souffrance ne rend pas bon« (Toulouse-Lautrec, *Ravensbrück*, 136).

Der erste Kontakt mit dem Lager zeigt bei Charlotte Delbo und Béatrix de Toulouse-Lautrec bereits die furchteinflößende Ordnung von Raum und Zeit im Lager. »Der Terror prägt sich dem Raum auf und verwandelt ihn zum Medium seiner selbst.«⁸

7 Dies entspricht auch der Schwerpunktsetzung in den Texten der ersten Generation: Rückblicke sind hier selten, der Fokus ist auf den Gefängnisraum gerichtet, während in der zweiten Generation sich eine Spurensuche durch verschiedene Räume und Zeiten durch den Blick auf das Schreiben und die Erinnerung ergibt. Eine zweite Zeit entsteht – die Schreibzeit. Dadurch ist der Umgang mit der Zeit vielschichtiger als in den frühen Texten.

8 Sofsky, 61.

»Devant nous se dresse une muraille noire: – »Qu'est-ce que c'est qu'ça?«, Eh! Bien, ça, c'est le Frauenkonzentrationslager.« [...] la prison sévère et des murs hauts et noirs du camp de Ravensbrück. Pour ma part, j'ai souffert là, plus qu'ailleurs, de la psychose des barbelés« (Toulouse-Lautrec, *Ravensbrück*, 127; 179f.).

Schon beim Einmarsch ins Lager werden die Häftlinge gleichgeschaltet, müssen völligen Gehorsam leisten und sich unterwerfen; der unbeschreibliche Hunger (der eine wichtige Komponente in der KZ-Literatur einnimmt) und der Verlust des Zeitgefühls beherrschen von Anfang bis Ende das Lagerleben (»Nous avons perdu la notion du temps«, Toulouse-Lautrec, *Ravensbrück*, 129). Charlotte Delbo beginnt ihre Trilogie mit dem Bild des Bahnhofs, als Symbol der Ankunft und Abfahrt. Sie stellt den Bahnhof in Auschwitz einem gewöhnlichen Bahnhof gegenüber und beschreibt, dass es in Auschwitz keine Abfahrt und (auch für die Überlebenden) keine Wiederkehr gibt – diese sind auch in der Erinnerung an die grauenhafte und einzigartige Selektion in Auschwitz gebunden.

Auch im Kleinen war der Raum durchstrukturiert und die räumliche Ordnung der Quartiere war eine inkorporierte Klassenordnung (von Holzbaracken bis zum Prominentenlager). Zonierung und Segmentierung, kollektive Klausur und fortwährende Grenzkontrolle, geregelte Fortbewegung und Regungslosigkeit, Privilegierung und Verdichtung, dies sind die strategischen Verfahren der Raumordnung.⁹ Charlotte Delbo greift diesen Gedanken auf und wählt eine Beschreibung, die die Frauenkörper beim Schlafen beinahe zu einem werden lässt:

»C'est un enchevêtrement de corps, une mêlée de bras et de jambes et, quand enfin nous croyons atteindre à quelque chose de solide, c'est que nous cognons contre les planches où nous dormons et tout s'évanouit dans l'ombre où bougent cette jambe qui est celle de Lulu, ce bras qui est d'Yvonne, cette tête sur ma poitrine qui m'opprime, c'est la tête de Viva [...]« (Delbo, *Auschwitz I*, 89).

Als Frau im Lager

Eine Untersuchung von einer genderspezifischen Seite des Lagers beinhaltet zugleich auch das Aufzeigen einer Verknüpfung von persönlichem und kollektivem Schicksal.¹⁰ Die spezifischen Lebensbedingungen internierter Frauen zeigen eine offen-

⁹ Vgl. Sofsky, 87.

¹⁰ Todorov, Tzvetan: *Antesichts des Äußersten*. München 1993, zeigt verschiedene Abwehrmechanismen auf (Abwehr durch Flucht, Abwehr durch Angriff und Abwehr durch Bindungen, die die wichtigste und effektivste Art der Angstabwehr ist). Hierbei unterscheidet er vier Gruppen von Bindungen: Ichhafte, soziale (familiäre), religiöse und ideelle. Die sozialen bzw. familiären Bindungen sind für das Überleben entscheidend.

sichtliche Verbindung von Frau und Raum auf. Hierbei gibt es zwei große Themenkomplexe, die auch als Unterscheidung zu Männer-Konzentrationslagern zu sehen sind: Zivilisationsmängel im weitesten Sinne und der Verlust familiärer Bindungen. Eine Studie über Furcht und Angst im Zusammenhang mit einer Analyse von Lagergefahren ergab, dass Gefahrensituationen, die von Frauen als solche angesehen wurden, weibliche Erlebnisse sind.¹¹ Die gewonnenen Ergebnisse der Studie zeugen an erster Stelle von der Vorrangigkeit und Bedeutung charakteristischer weiblicher peripherer Zeichen für die Integrität der weiblichen Persönlichkeit.

Ohne Haare, ohne individuelle Kleidung, ohne gewohnte Einstellung der Frauen zur Umwelt und dieser Umwelt zu den Frauen hören diese auf, sich als Frauen zu fühlen, sind tief erschüttert, desorientiert und haben Angst.¹² Die Frauen müssen ihre Kleider abgeben und unpassende und unschöne Kleider annehmen; sie sind entsetzt über die hässliche Wirkung: »Nous avons de la peine à nous reconnaître: pauvres marionnettes multicolores, balancées au-dessus de l'abîme« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 144). Nicht mehr der Name (der auch Familienzugehörigkeit zeigt), sondern eine anonyme Nummer definiert nun die Einzelne: »Nous n'avons plus de noms [...] L'échelle sociale est renversée, eux sont les rois et nous la rotüre. Mon numéro est 57978 et celui de Maman 57977« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 144). Den Mangel an Gegenständen des täglichen Gebrauchs ertragen Frauen noch schwerer als Männer. Trotz allem Wert auf Sauberkeit zu legen bedeutete nicht nur eine Verbesserung des Lebens, sondern nicht selten die Rettung vor dem Tod.¹³ Das Schminken für das Weihnachtsfest (Delbo *Auschwitz II*, 6. Kapitel) innerhalb des Sonderkommandos bedeutet für Charlotte Delbo nicht nur die Bestärkung des Wiedergewinns von Weiblichkeit, sondern auch den Gewinn einer anderen Wahrnehmung – nicht mehr die Sorge um das bloße Überleben, wie sie im Todeslager allein möglich war, ist der einzige Lebenszweck, sondern die Eingliederung in ein menschlich(er)es Dasein. Das »redeviener femme« schildert Béatrix de Toulouse-Lautrec an

11 In *Frauenschicksale in Konzentrationslagern* verarbeitet die Jüdin Marta Kos die drei Jahre, die sie in den Konzentrationslagern von Theresienstadt und Auschwitz verbringen musste mit einer Analyse (einerseits oral history, andererseits theoretische Aufarbeitung) von Furcht und Angst aus wissenschaftlicher Perspektive. Zugleich ist das Buch ein frühes und seltenes Unterfangen, die spezifischen Lebensbedingungen internierter Frauen darzustellen. Persönlichkeitsanalysen weiblicher Häftlinge, die das Leben im Lager sowie die Zeit davor und danach umfassen, verschmelzen mit dem theoretischen Ansatz der Psychologie. *Frauenschicksale in Konzentrationslagern* ist als Dissertation 1948 an der Prager Karlsuniversität eingereicht worden und erschien 1998 in überarbeiteter Fassung: Kos, Marta: *Frauenschicksale in Konzentrationslagern*. Wien 1998.

12 Verschiedene Stufen der Entmenschlichung sind zu nennen: Nach der Enthaarung folgt die Entseuchung, dann die Registrierung (von da ab müssen sich die Frauen als Nummern präsentieren) und schließlich der Abschied vom bisherigen Leben.

13 Vgl. Kos, 164f.

einer kleinen Szene: Nach der Befreiung auf dem Weg nach Schweden nimmt eine Kameradin wieder behutsam Kontakt zu Männern auf¹⁴: »Un jeune officier passe. Il nous sourit. Christiane lui répond avec une charmante coquetterie, elle redevient femme. Quelle douce sensation!« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 285). Charlotte Delbo widmet ihr erstes Kapitel des zweiten Bandes dem »Verhältnis« (das nur in Blickkontakten bestand) von Männern und Frauen im Konzentrationslager: Mitleid und Schrecken auf der weiblichen Seite, ein Gefühl der Hilflosigkeit, des Unvermögens, keinerlei Schutz und Beistand für die Frauen sein zu können, auf der männlichen Seite.¹⁵

In vielen Gefahren spielt das Mitleid mit anderen eine große Rolle und nicht nur die Furcht um sich selbst und die Menschen, die einem lieb waren, oder die eigene Angst. Dies stellte einen möglichen Weg dar, um der eigenen Angst zu entrinnen. »Die Situation des Menschen im KZ – das ist die Situation der Einsamkeit, der Fremdheit und der völligen Absurdität von allem, was geschieht, des völligen Zusammenbruchs aller moralischen und sozialen Werte.«¹⁶ Soziale Werte wie zum Beispiel Achtung vor dem Leben, der Familie, dem Alter werden auch in den Frauen-KZ ebenso grausam nicht eingehalten wie in den Männer-KZ. In Frauenkonzentrationslager Ravensbrück unterscheidet Germaine Tillion vier »Kategorien« für Frauen: »Kaninchen« (vor allem junge Polinnen wurden in Versuchslaboren »Operationen« unterzogen, an deren Folgeerscheinungen sie meistens starben¹⁷), »Schmuckstücke«¹⁸ und »Verfügbare.«¹⁹ Prostitution war eine zusätzliche Einnahmequelle für Frauen, denen damit eine vorzeitige Entlassung vorgegaukelt wurde. Béatrix de Toulouse-Lautrec und auch Germaine Tillion hatten das Glück als »Verfügbare« arbeiten zu

14 Der Verlust der Haltung der männlichen Welt gegenüber den Frauen und Verlust der Sexualität bewirkt, wie Kos aufzeigt, dass die Frauen aufhören, sich als Frauen zu fühlen (vgl. Kos, 169ff.).

15 Die Kontakte zwischen Männern und Frauen, die Charlotte Delbo beschreibt (Episode mit Lily, Delbo *Auschwitz II*, 5. Kapitel) enden immer mit dem Tod einer Hälfte des Paares oder mit dem Tod aller Beteiligten. Liebe im Konzentrationslager war unmöglich und wurde strengstens unterbunden – eine weitere Maßnahme, um den Menschen jeglichen Halt und jede Individualität zu entziehen.

16 Kos, 161.

17 Siehe Tillion, 181.

18 »Das ganze Lager benutzte den Begriff ›Schmuckstück‹ als Antiphrase, um die elenden menschlichen Wesen zu bezeichnen, die auf der letzten Stufe moralischen und physischen Verfalls angelangt waren. Das Wort ›Schmuckstück‹ besitzt keine weibliche Entsprechung, denn die so bezeichnete Kategorie Mensch gehörte nicht mehr zu denen, die einem Geschlecht zugeordnet werden könne, sondern zur Neutrums-Kategorie von Gegenständen, von ›Stücken‹ also [...]«. In: Tillion, 210f.

19 »Diejenigen Häftlinge, die nicht in Nachtschicht arbeiteten, nicht im Revier lagen, sich nicht in Quarantäne befanden, nicht Mitglied einer Arbeitskolonne und nicht für den Innendienst eingeteilt waren, mußten ergo in der Kolonne der ›Verfügbaren‹ marschieren, und aus dieser Gruppe suchte sich der Leiter eines Kommandos ohne Vorankündigung immer unvorhergesehen Personal aus, das ihm auf einer Arbeitsstelle oder für einen überraschenden Sondereinsatz fehlte.« Tillion, 175f.

können und bekamen nicht zuletzt dadurch die Möglichkeit, einen Teil der »Kaninchen« bei einer Befreiungsaktion zu retten.²⁰ »Schmuckstücke« und Prostituierte lebten außerhalb der weiblichen Gemeinschaft und wurden auch ganz bewusst ausgeschlossen. Den Zustand eines »Schmuckstücks« kann man als Gegensatz zum Weiblichen sehen und als mögliche Gefahr einer bewussten Isolierung von anderen: Sie waren keiner internen oder sozialen Disziplin fähig, kümmerten sich nicht mehr um Läuse, ihre Körper waren entstellt von Wunden und Krätze, sie hatten keine Kameradinnen, waren ohne Hoffnung und Würde und wurden nur noch von Hunger und Angst getrieben. Die »Schmuckstücke« gingen an Vereinsamung und Selbstaufgabe zugrunde. Diese Selbstaufgabe aufgrund unendlichen Hungers und Durstes beschreibt auch Charlotte Delbo, deren Sinne schwinden und die sich in den Schlamm stürzen will (»Diese armen Kreaturen warfen sich flach auf den Bauch, um aus dem Schlamm einen Napf verschütteter Suppe aufzulecken [...]«²¹). Doch um kein Schmuckstück zu werden bedarf es vor allem der Kameradinnen, die Charlotte Delbo führen und zurückhalten; durch ihre Barackengenossinnen kann sie die Orientierung behalten.

Die Solidarität der Häftlinge untereinander ist im Allgemeinen kleiner als bei Männern. Bei Männern bildeten sich im Vergleich zu den Frauen mehr Solidaritätsgemeinschaften nach politisch-ideologischer Überzeugung. In verschiedenen Arbeiten (u.a. Tillion, Todorov, Kos) herrscht Konsens darüber, dass die Frauen als »Familienwesen« sich angesichts der grausamen Ereignisse auf die erste Stufe der Zusammengehörigkeit besinnen: die Familie. Die durch die Trennung von der Familie hervorgerufene Erschütterung oder die Gefährdung freundschaftlicher Beziehungen zeigt, wie bedeutend die Aufrechterhaltung von Familienbeziehungen ist: Freundschaftliche Beziehungen waren oftmals Ersatz für Familienbände, alte Frauen werden von den jüngeren nicht zur Seite geschoben, sie werden vielfach geliebt und verehrt, denn sie werden zum Gegenstand der Projektion der Liebe zur eigenen Mutter, deren Ersatz und Symbol.

Solange sich kleine Kommunen bilden, die die Familie ersetzen sollen, schaffen ihre Mitglieder wahre Wunder an Selbstopferung, nie aber im großen Maßstab (Ausnahme waren hier die Kommunistinnen). Über die nationalen Grenzen hinaus bildeten sich allerdings selten Kleingruppen: Sobald ein neues Territorium innerhalb des Lagers betreten wurde, war immer die erste Frage: »-Y a-t-il des Françaises?« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 244). Die Frau richtet sich jedes Mal wieder ein,

20 Vgl. Tillion, 190ff; Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 256.

21 Tillion, 211.

immer in engeren Grenzen, wenn ihr die Aufseherinnen die Illusion des Zuhauses wieder zerschlagen. Ihr Leben im KZ, das ist ein ununterbrochener Kampf um dieses kleine »Zuhause«, das sie immer wieder verliert und immer wieder hartnäckig aufbaut. Sie versucht immer wieder in diesen engen Grenzen die Reste der Kultur, ihre Gewohnheiten, ihre innere Lebensart festzuhalten, auch schützt sie sich durch die Etablierung häuslicher Strukturen vor der Bedrohung. Die Schaffung kleiner Territorien versinnbildlicht auch Béatrix de Toulouse-Lautrec, wenn sie beschreibt, wie ein Blockwechsel zugleich immer die neue Eroberung eines kleinen Territoriums bedeutete und das Verlassen eines wieder etablierten Raumes; da die Mutter sehr gut organisieren kann, verschafft sie sich und Béatrix ein gutes Bett (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 244).

III. UNTERSCHIEDLICHE FORMEN DER WEIBLICHEN GEMEINSCHAFT

Frauensolidarität

»Chacune avait appris de dure expérience que l'isolé est sans défense, qu'il est impossible de survivre sans les autres. Les autres, ce sont celles de votre groupe, celles qui vous soutiennent ou vous portent quand vous ne pouvez plus marcher, celles qui vous aident à tenir quand vous êtes à bout de force ou de courage« (Delbo *Auschwitz II*, 132).

Die Gemeinschaft der Menschen im KZ ist erzwungen. Die NS-Gewalt zwingt ihnen direkt und indirekt eine völlig unterschiedliche Bewertung von all dem auf, was in einer normalen Gesellschaft üblich ist.²² Der einzige Wert, der unverändert bleibt, sogar im Wert steigt, ist von sozialem und lebensnotwendigem Rang: die Freundschaft und Gruppensolidarität – beides Werte, die vor allem innerhalb politischer und nationaler Gruppen vorkamen.

»Quant à moi, si j'ai survécu, c'est par hasard. En plusieurs occasions j'ai failli mourir. J'ai été aidée. J'ai aidé des camarades et beaucoup de camarades m'ont aidée. Il y a eu autour de moi une entraide constante.«²³

Solidarität konnte sich in verschiedenen Formen äußern: von reiner Nächstenliebe (Teilen von Brot, Beschaffung von Suppe, Decke, Kleidung), bis hin zur Einreihung

22 Vgl. Kos, 161ff.

23 De Gaulle-Anthonioz, Geneviève (Hg.): *Germaine Tillion – La traversée du mal. Entretien avec Jean Lacouture*. Paris 2000, 76.

in eines der weniger schweren Arbeitskommandos oder Versteck von anderen unter Risiko des Verlusts des eigenen Lebens.²⁴

»Inmitten des grauenvollen Infernos dieser Stätte faschistischer Menschenverachtung verteidigten sie [die Frauen und Mädchen] die hohen Ideale der Menschenliebe und der Menschenwürde, der Treue und der Kameradschaft mit dem Einsatz ihres Lebens (»Erika Buchmann, Häftlingsnummer 2077/1«).²⁵ Zumeist war die Solidarität in Kleingruppen vorhanden, doch zeigte sich auch im größeren Rahmen Hilfsbereitschaft und der Widerstand (beispielsweise die Befreiung der Versuchskaninchen in *Ravensbrück*, die sowohl von Germaine Tillion, als auch von Béatrix de Toulouse-Lautrec (Toulouse-Lautrec Ravensbrück, 256) thematisiert wird).

Die gewaltige Übermacht und der Wahnsinn der Gewalt wird bei beiden Autorinnen vor allem während des Appells deutlich: Die Frauen sind sich nicht nur gegenseitig Hilfe (Appell um 3 Uhr: »Lucette tape des talons, Nicole frotte le dos de sa voisine, moi je souffle dans celui de Maman« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 216), sondern bilden sogar, indem sie ihre Hände unter die Arme derjenigen stecken, die vor ihr steht, einen allen gemeinsamen Kreislauf, wobei, wie Charlotte Delbo schreibt, eine allen gemeinsame Blutbahn entsteht:

»Le cou dans les épaules, le thorax rentré, chacune met ses mains sous les bras de celle qui est devant elle. Au premier rang, elles ne peuvent le faire, on les relaie« (Delbo *Auschwitz I*, 103).

Beide Frauen beschreiben, wie immer wieder eine helfende Hand sie vor der Erschöpfung bzw. Aufgabe (und somit dem Tod) rettet, manchmal auch unbemerkt. (Beim (regelmäßigen) Rennen, bei dem die Gesundheit untersucht wird, verliert Charlotte Delbo ihre Gruppe. Besorgt erwarten die anderen sie bereits im Block. Doch die ganze Zeit ist eine Freundin neben ihr geblieben). Gegenseitiger Schutz ist immer das vorrangige Ziel auch bei der »Selektion«: Jede will dicht bei einer Gefährtin blei-

24 Widerstand in der Rüstung stellte eine Solidarität auf nationaler Ebene dar (Einige Häftlinge werden verlegt, um in einer Waffenfabrik zu arbeiten – die Frauen wagen den Aufstand und weigern sich, Waffen herzustellen: »Il s'est formé deux clans: celles qui subissent et celles qui refusent« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 183). Bei der Arbeit beim Transport können die Frauen Seife entwenden und die Schuld auf die Soldaten schieben (»Organiser«, Cela veut dire: voler, voler le Grand Reich ou, si vous préférez, récupérer«, Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 269), wobei es einen großen Unterschied zwischen stehlen von anderen oder stehlen vom Grand Reich gibt – das eine ist geächtet, das andere wird bewundert – Béatrix de Toulouse-Lautrec wird später für den Diebstahl am »Grand Reich« bei der Beichte vom Priester gelobt.

25 Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer in der deutschen demokratischen Republik (Hg): *Ravensbrück*. Berlin 1960, 9.

ben, die eine vor einer Schwächeren, um sich an ihrer Stelle schlagen zu lassen, die andere hinter einer, die nicht mehr laufen kann, um sie aufzufangen, wenn sie fällt.

Auffallend ist, dass sich die Solidarität nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form widerspiegelt: Das Oszillieren zwischen »je« und »nous« bzw. »on« spiegelt auf der einen Seite den individuellen Kampf, auf der anderen Seite die erzwungene, aber auch lebensrettende Vermischung der Masse wider. »[...] la conscience solitaire qui résiste et l'impersonnalité opaque à quoi la violence de l'oppression réduit les détenus.«²⁶

Das Wesentliche an diesem »nous« stellen zunächst die Körper dar, die der Gewalt ausgesetzt sind, die sie in reines »Menschenmaterial« machen will. Das »je« geht auf in »un essaim de bêtes engluées de cire«, »une masse gélatineuse«²⁷ – verschluckt in einer Masse, aber immer noch da, im Herzen des »on.« Unterscheiden zwischen »on« und »nous« könnte man dahingehend, dass es sich bei »on« zumeist um die Masse der Häftlinge handelt, während bei Delbo mit »nous« vor allem ihre Gruppe um sie gemeint ist. Das »nous« wird zum Rhythmus und zum Körper einer kollektiven Angst: »Nous marchons«/»nous attendons« etc. heißt es bei Delbo immer wieder. Dieses Eingliedern und Verschwinden in der Masse, dieser Wille, sich nicht von den anderen zu unterscheiden, nicht aufzublicken, bedeutet den Verlust der Individualität und des Menschseins. Doch zugleich ist dies auch ein Schutz vor der Bedrohung des Todes. »L'expérience concentrationnaire, c'est en grande partie celle de la puissance écrasante de ce »on«, depuis le simple regard du SS jusqu'à la violence ouverte qui s'exerce sur les corps.«²⁸ Doch gerade in dieser ausgeweglosen Situation, in der die Gewalt immer offener wird und die physische Erschöpfung steigt, verbindet sich das »on« und bewirkt Menschliches.²⁹

Nach der Rückkehr lösen sich zwar die starken Verbindungen sofort auf. Wie Gespenster verfliegen die einst so lebensrettenden Kameradinnen, die Delbo nicht mehr wieder erkennt. Sie tauchen in der Menge der Leute unter und werden von ihr für immer verschluckt (Delbo *Auschwitz* III, 327), doch bleiben die Kameradinnen im Gedächtnis der Überlebenden erhalten: Eine Frau berichtet, wie sie sich völlig hilflos nach der Rückkehr fühlt, als die Kameradinnen zu ihren Familien gehen; in der Gruppe fühlte sie sich beruhigt, getröstet, aufgemuntert, doch jetzt nur noch

26 Parrau, Alain: *Ecrire les camps*. Paris 1995, 299. Parrau behandelt in seinem Werk anhand unterschiedlicher Texte vornehmlich die Frage, wie sich Zeugenschaft und literarische Ästhetik verbinden lassen.

27 Rousset, David: *L'univers concentrationnaire*. Paris 1965, 23.

28 Parrau, 301.

29 Bezeichnenderweise beschreibt Delbo den unstillbaren Durst der Erzählerin und die Rücksichtslosigkeit, mit der sie die anderen durch diesen gefährdet mit einer Konzentrierung auf »je« – die anderen sind verschwunden, es gibt nur noch die eigene Person (vgl. Delbo I »La soif«, 34).

allein. Diese Überlebende holt die Kameradinnen im Gedächtnis zu sich zurück, berichtet, wie sie viel von ihnen gelernt hat und trauert um die verloren gegangene Gemeinschaft. Eine andere Form des Gedenkens der Kameradinnen beschreibt eine Überlebende, die sich schuldig fühlt, überlebt zu haben und ihren Sohn stellvertretend als das Kind aller (Verstorbenen) sieht:

»Mon fils est leur fils à toutes. Il est l'enfant qu'elles n'auront pas eu. Leur traits se dessinent par-dessus les siens, parfois s'y confondent. Comment être vivante au milieu de ce peuple de mortes?« (Delbo *Auschwitz III*, 56).

Ein Wiedersehen der Überlebenden bekräftigt nochmals, dass eine solche Gemeinschaft im Alltag nicht entstehen kann: »Entre nous, il n'y a pas d'effort à faire, il n'y a pas de contrainte, pas même de la politesse usuelle. Entre nous, nous sommes nous« (Delbo *Auschwitz III*, 193f.).

Mutter- und Tochter-Beziehung – Aufbau parafamiliärer Strukturen

Im abgeschlossenen Raum des Lagers, in dem Uniformität und Anonymität die beherrschenden Faktoren waren, bildeten sich Kleingruppen heraus, deren soziale Strukturen an Mutter-Tochter-Beziehungen oder an parafamiliäre Bindungen erinnern und die sich auf verschiedenen Ebenen manifestieren: auf der biologischen Ebene (Béatrix mit ihrer leiblichen Mutter Anne), unter Kameradinnen (Charlotte mit ihren französischen Freundinnen, Béatrix mit Barackengenossinnen), familiäre Strukturen werden nachgespielt (Béatrix und Kameradinnen), die Kameradin wird als Schwester geliebt (Béatrix und Nicole), Frauen im KZ kümmern sich um Waisen, eine Aufseherin sieht die Gefangenen als »ihre Kinder« an. Diese Gegenentwicklung (Formierung von Kleingruppen und familiären Verbindungen) war ein wirksames Mittel gegen die vom Naziregime angestrebte Entindividualisierung der Häftlinge.

Die Frauen überlebten die Lager zahlenmäßig und psychisch besser, was Todorov auf die stärkere Ausprägung der Sorge bei den Frauen zurückführt.

»Die Sorge unterscheidet sich von der Solidarität dadurch, dass ihre Nutznießer nicht automatisch mit ihr rechnen können und darüber hinaus immer individuelle Personen und keine Gruppenmitglieder sind.«³⁰

Sie ist unabhängig von Nationalität, kann aber nur dort wirksam werden, wo Verständigung möglich ist.

Sowohl bei Charlotte Delbo als auch bei Béatrix de Toulouse-Lautrec stehen die Mutterfiguren (leibliche und nur bezeichnete) für Schutz, Hilfsbereitschaft und Aufopferung und entsprechen somit der Idee einer Mutter. Doch bei beiden kommen noch unterschiedliche Komponenten hinzu. Zunächst soll das Spezifische an der Mutter-Tochter-Beziehung bei Béatrix de Toulouse-Lautrec erläutert werden. Anders als bei Charlotte Delbo entwickelt sich im Laufe der Handlung die Mutter-Tochter-Beziehung, zugleich steht die Mutter für die Erinnerung (was auch im sozio-psychologischen Sinne verständlich ist), für Heimat und für die (einzige) Anlaufstelle in lebensbedrohlichen Situationen.

Obwohl Béatrix de Toulouse-Lautrec und ihre Mutter Anne unter extremen Bedingungen leben, lässt sich ein zentraler Punkt der Mutter-Tochter-Problematik, wie sie Caroline Eliacheff und Nathalie Heinich in ihrer Analyse *Mères et filles. Une relation à trois*³¹ beschreiben, erkennen: Denn über den Kampf um Anerkennung hinaus, auf den sich eine männliche Identifizierung beschränken kann, steht das Mädchen vor der »paradoxe[n] Anforderung, sich von der Mutter abzulösen und sich dennoch mit ihr zu identifizieren.«³² Bei der Mutter-Tochter-Beziehung geht es vor allem um Identitätskonstruktion, Rollenzuschreibung und Anerkennung, die für den Abgrenzungsprozess³³ wesentlich sind: Zunächst völlig von der Mutter abhängig (die bis dahin die gesamten Verhöre mit der Gestapo bestritten hat und der Tochter genaue Anweisungen gegeben hat, was zu tun ist), wird sie erstmals von der Mutter räumlich getrennt (nur durch – im doppelten Sinn – »ce lien invisible«³⁴ sind sie miteinander verbunden). Diese Kommunikation ist nicht nur ein unsichtbares Band zwischen Mutter und Tochter, sondern stellt auch einen Akt des Widerstands der Frauen

31 Caroline Eliacheff und Nathalie Heinich befassen sich in ihrer Analyse *Mères et filles. Une relation à trois*. Paris 2002, von einer soziologischen und psychoanalytischen Perspektive aus mit der Mutter-Tochter-Beziehung. Sie untersuchen fiktionale Geschichten aus Literatur und Film. Obwohl sie sich in ihrer Studie nicht mit KZ-Literatur beschäftigen, kann man doch einige grundlegende Muster des Verhaltenskodex auf die konzentrationäre Situation übertragen.

32 Eliacheff, 318.

33 »Die Voraussetzung für eine dauerhafte Beziehung zwischen Müttern und Töchtern – eine Beziehung, der nur der Tod ein Ende setzen kann – liegt in der psychischen Beweglichkeit der Mutter, die bereit sein muss, zunächst ihre vermeintliche oder reale Allmacht und später ihren Einfluss aufzugeben, bis sich schließlich ihre Unabhängigkeit von der Tochter in Abhängigkeit umkehrt.« In: Eliacheff, 291.

34 Im Gefängnis ist zunächst ihre Hauptbeschäftigung, die Mutter zu finden (»Ma principale préoccupation est de découvrir où est Maman«, Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 32) und schließlich wird durch Klopfschläge der Standort der Mutter eruiert: »Le fait d'avoir atteint Maman, de sentir qu'à travers tous ces murs épais, elle est là, quelque part, comme moi, seule dans la pierre et qu'elle a entendu mon coeur vibrer au travers de tous ces autres coeurs qui pleurent, déchaîne une nouvelle vague de sanglots [...] C'est un réconfort qui brise, mais c'est doux de se sentir lié par ce lien invisible: la télégraphie sans fil« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 34).

dar, die sich den Gedankenaustausch nicht verbieten lassen und die den Bezug zum Leben nicht verlieren wollen (durch Klopfschläge wird die Uhrzeit weitergegeben).³⁵

Im Laufe der Monate, die Béatrix von ihrer Mutter räumlich in Montluc getrennt ist, erkennt sie, welche große Einheit sie mit den Frauen in ihrer Gefängniszelle bildet. Die Kameradinnen in der Zelle sind nun Ansprechpartnerinnen und auch Identifikationsfiguren (»[...] et Mado a été plus courageuse que moi! Mado dont j'ai toujours essayé de suivre l'exemple«, Toulouse-Lautrec Ravensbrück, 100). Obwohl sie die Jüngste ist, muss sie schließlich die »Leitung« der Zelle übernehmen (Teilen des Brotes, Regelung der Abortkübelbesuche; sie animiert die Frauen zur Einhaltung von Sauberkeit). Nur kurz denkt sie während dieser Zeit an ihre Mutter – in Augenblicken höchster Gefahr, während eines Verhörs der Gestapo und beim Abtransport einiger Frauen. Die Gegenwart bilden nun die Kameradinnen, die Mutter ist zwar noch fester Bestandteil von Béatrix' Leben, doch gehört diese im Moment vor allem der Erinnerung an. Durch gemeinsames Beten, Singen und auch durch die gegenseitige Aufmunterung und Hilfe verlässt Béatrix am Ende von zwei Monaten Haft ihre Zelle ungern und weint beim Abschied. Ihre Mutter ist völlig verständnislos und erkennt nicht, dass ihre Tochter sich unter den Frauen weiterentwickelt hat:

»– Pourquoi pleures-tu? – Je les aimais. – Ma pauvre petite fille! Comme tu as dû souffrir! Cela a dû être si dur pour toi. – Oh! Non, mais elles étaient très chic, au fond, je l'aimais bien ma cellule. – Maman hausse les épaules. Comment peut-elle comprendre cela?« (Toulouse-Lautrec Ravensbrück, 102).

Beide Zugfahrten nach Ravensbrück (von Montluc nach Ravensbrück, von Torgau nach Ravensbrück) stehen sinnbildlich für einen größer werdenden Abgrenzungsprozess: Während der ersten Zugfahrt nach Ravensbrück zeichnet sich zum ersten Mal eine »asymmetrische Mutterbeziehung« ab: die Tochter muss sich um die mittlerweile krank gewordene Mutter kümmern (»L'officier m'a autorisée à y rester avec elle pour la soigner« Toulouse-Lautrec Ravensbrück, 110). Auch im Zug akklimatisiert sich Béatrix schnell und genießt sogar das »Reisen« mit anderen.³⁶

35 »C'est la résistance d'un seul être, d'une seule volonté, ce n'est plus qu'une énergie tendue vers un seul but: tenir et vaincre. Un cœur qui bat. Le téléphone c'est l'expression vivante de l'union de tous ces êtres qui pleurent et qui ont foi dans la victoire de leur juste cause« (Toulouse-Lautrec Ravensbrück, 34).

36 »Ce n'est plus un train dans lequel on voyage, mais une roulotte de bohémiens où nous nous sommes organisé une nouvelle vie. C'est curieux comme l'être humain s'adapte à toutes les conditions [...] Lorsque la nuit arrive, nous nous installons »confortablement« sur les banquettes, dans les filets, dans les couloirs par terre, et les soldats qui nous gardent sont comme des gouvernantes, et ce rôle les amuse.« (Toulouse-Lautrec Ravensbrück, 119; 120).

Bei der zweiten Zugfahrt nach Ravensbrück wählt Béatrix bewusst einen anderen Waggon, um nicht bei den Kranken (und damit bei ihrer Mutter, die dolmetscht) sein zu müssen und erregt damit den Zorn und das Unverständnis von Anne:

»Que Maman comprenne que pour moi, il vaut mieux être loin de ces pleurs et de ces cris. Il me semble par moment que je perds mon équilibre. [...] – Tu as voulu me lâcher, me lance encore Maman au moment où le train se démarre [...] Profitant des longs arrêts, je vais voir Maman qui ne m’a pas encore pardonné. C’est égal, c’est une grande joie de se retrouver et de se raconter les aventures« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 209).

Beim zweiten Eintritt in das Konzentrationslager ist es dann auch nicht die Mutter, die Béatrix zur Seite steht, sondern eine Kameradin.

Parallel zu dieser Emanzipation von der Mutter bleibt diese jedoch Anlaufstelle bei lebensbedrohlichen und gefährvollen Situationen und steht für die Heimat und Erinnerung:

»Je me serrais contre Maman, je n’avais jamais vu un mort et j’avais peur [...] J’ai pleuré dans les bras de Maman. Il me semble que chacune de nous se sentit submergée cette nuit-là« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 204; 214).

Insgesamt überwiegt die Sorge und die Anteilnahme am Schicksal der anderen ihr Verhältnis: Da die Mutter sehr gut deutsch spricht und als »secrétaire du Block« eingesetzt wird, erhält diese wichtige Informationen, die den anderen Französischen vorenthalten sind und verschafft sich und ihrer Tochter die Vergünstigungen, als »Verfügbare« zu arbeiten. Auch beim Appell hilft die Mutter Béatrix während ihrer Krankheit; immer wieder ist Béatrix froh, dass sie die Selektionen überstehen und zu zweit bleiben dürfen:

»Pour ma part, quel que soit le motif d’appel, l’angoisse étreint mon coeur, c’est que nous sommes deux: Maman et moi. La pauvre Coury, quels que soient ses efforts, n’a pu sauver sa mère, et d’autres sont dans le même cas« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 271).³⁷

Die Mutter-Tochter-Beziehung bleibt bei Charlotte Delbo auf der Ebene des Schutzes, der Hilfsbereitschaft und der Aufopferung.

Charlotte Delbos eigene Mutter spielt in der Trilogie keine Rolle. Diese wird nur kurz erwähnt, wobei hier die Mutter stellvertretend für alle Bindungen, für den

37 Mit »Coury« ist Germaine Tillion gemeint, die ebenfalls mit ihrer Mutter nach Ravensbrück deportiert wurde. Obwohl Béatrix de Toulouse-Lautrec von Selektionen schreibt, bei denen Germaine Tillion große Angst hatte, ihre Mutter zu verlieren und es schließlich nicht verhindern konnte, dass diese umgebracht wurde, so schreibt diese doch in Frauenkonzentrationslager Ravensbrück an keiner Stelle über ihre Mutter. Sie wählt eine andere Form der Erinnerung und des Gedenkens: Sie hat das Buch ihrer Mutter gewidmet, die dadurch im ganzen Text latent präsent ist.

Abschied vom normalen Leben und für die schwächer werdende Lebenskraft steht: »Ma mère c'était des mains/un visage. Ils ont mis nos mères nues devant nous. Ici les mères ne sont plus mères à leurs enfants [...] Je vois ma mère avec ce masque de volonté durcie qu'est devenue son visage. Ma mère. Loin« (Delbo *Auschwitz I*, 23; 104). Überraschend ist es deshalb, warum sie ihre Kameradinnen, die ihr mehrfach das Leben retten, mit ihrer/einer Mutter vergleicht. Der Begriff der Mutter wird hier abstrahiert, bezieht sich Charlotte Delbo doch auf die Idee des Mutterseins: Die Mutter hat Leben gegeben und schützt vor dem Tod, »indem sie durch ihr bloßes Dasein eine Illusion von Permanenz erweckt.«³⁸ Das Fehlen einer Mutter ist zugleich auch ein Verlust von Identitätsbezügen, der Irritationen auslösen kann, bzw. der Identitätsbezug verlagert sich auf andere – im Falle Delbos auf die Kameradinnen. Interessant ist hierbei, dass vor allem der sensitive Aspekt betont wird:

Beim Appell droht Charlotte Delbo das Bewusstsein zu verlieren. Allein durch Vivas Ohrfeigen wird sie wieder aufgerüttelt. Mit aller Kraft schlägt die Freundin zu und sagt wieder und wieder ihren Namen. »Elle dit et dit encore mon nom qui m'arrive lointain du fond du vide – c'est la voix de ma mère que j'entends. La voix se fait dure: »Du cran. Debout« (Delbo *Auschwitz I*, 106). Das Possessivpronomen »ma« (mère) verdeutlicht die hilflose Situation, in der sich Charlotte Delbo befindet – sie ist das Kind und Viva ist die Mutter in diesem Augenblick. Charlotte fühlt (und schreibt selbst), dass sie an Viva hängt wie ein Kind an seiner Mutter (»Et je sens que je tiens après Viva autant que l'enfant après sa mère. Je suis suspendue à elle qui m'a retenue de tomber dans la boue, dans la neige d'où on ne se relève pas« Delbo *Auschwitz I*, 106). Vom sehr persönlichen »ma mère« wechselt Delbo nun zu »l'enfant après sa mère« – diese allgemeinere Form zeigt eine Entfernung und zugleich die Rückkehr der Erzählerin zum Bewusstsein und schließlich zum Weiterarbeiten. »Je suis au milieu de mes camarades. Je reprends place dans la pauvre commune chaleur que crée notre contact [...]« (Delbo *Auschwitz I*, 106f). Der kurze emotionslose Einschub Delbos von Vivas Tod bleibt zunächst isoliert stehen, doch da sich diese Beziehung als Mutter-Tochter-Beziehung definiert hat, rekurriert Delbo nochmals darauf und verwendet eine Metapher für das Sterben Vivas, um ihren Schmerz ausdrücken zu können: Delbo beschreibt, wie Viva vom Tod in Besitz genommen wird. Es ist keine ästhetisierende Beschreibung, doch wird hier der Tod als eigenständige Person gesehen (»La mort a déjà saisi sa main [...] C'est la dernière fois que je verrai Viva. Aucune larme ne m'est venue. Il y a longtemps, longtemps que je n'ai plus de larmes« (Delbo *Auschwitz II*, 67).

38 Eliacheff, 304.

Eine tröstende und zugleich lebensrettende Funktion nimmt auch eine andere Kameradin ein: Bei der Arbeit wendet sich Charlotte Delbo an eine Kameradin (Lulu) und gesteht, dass sie nicht mehr fähig ist weiter zu arbeiten. Tröstend berührt Lulu ihren Arm und schlägt Charlotte vor, dass diese sich hinter sie stellen soll, um weinen zu können. Lulu arbeitet weiter und trocknet mit ihrem Ärmel sanft Charlotte Delbos Gesicht; schließlich kann sie diese zum Weiterarbeiten motivieren.

»Je ne sais plus pourquoi je pleure lorsque Lulu me tire: »C'est tout maintenant. Viens travailler. La voilà.« Avec tant de bonté que je n'ai pas honte d'avoir pleuré. C'est comme si j'avais pleuré contre la poitrine de ma mère« (Delbo *Auschwitz* I, 168).

Hier wird nicht nur körperliche Nähe suggeriert (obwohl realiter keine vorhanden ist und Delbo sich nur ausruhen kann), sondern auch mit der »poitrine de ma mère« ein frühkindliches Stadium signalisiert, das Schutz und Fürsorge zugleich bedeutet.

Varianten parafamiliärer Strukturen

Eine ganz besondere Form parafamiliärer Strukturen stellt die Etablierung einer Kleinfamilie in Ravensbrück dar: Béatrix und einige Kameradinnen geben sich familiäre Namen und verwenden Bezeichnungen des Alltagslebens (zum Markt gehen, putzen, »Faire le ménage, cela consiste à entasser les caisses de telle façon qu'à l'intérieur de la tente on constitue une petite pièce« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 261). Dieses Vorspielen einer Familie³⁹ (Béatrix wird sogar durch einen »offiziellen« Akt von zwei Kameradinnen adoptiert) bedeutet für die Frauen auf der einen Seite ein Suggestieren von Normalität unter abnormalen Umständen, aber auch eine Erschaffung eines eigenen kleinen Territoriums, das außerhalb der Macht der Täter liegt.

Als eine Art Steigerung der Kameradschaft verwendet Béatrix de Toulouse-Lautrec den Begriff »sœurs« für besonders geschätzte und lieb gewonnene Kameradinnen, die ihr Zuversicht und Stärke vermitteln (»Ces compagnes de cellule sont devenues des sœurs, alors tout est facile maintenant que Marthe est là« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 146). Ihre einzige Freundin, die sie in Ravensbrück gefunden

39 »Nous formons là une drôle de famille, mais bien unie. Elle est d'ailleurs très large. Ma mère à moi est le petit-fils de Béangère et de Marcelle. Suzy est notre grand-père à toutes; Lucienne est le gendre. Quant à Wanda, du bureau, elle est notre notaire. Et le 18 avril, jour de mon anniversaire, elle a réussi à dresser un acte notarié sur parchemin, signé et contresigné de mes parents, me reconnaissant pour fille, sinon naturelle, tout au moins légitime. Que de fous rires! Notre famille porte le nom illustre de »Comte de la Couillonade, Marquis de la Porcelaine« et nos armes représentent un écu en bannière »or« sur lequel se détache un pou »gueule.« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 262).

hat, ist für sie der Inbegriff eines guten Menschen und einer Schwester. Bei der Beschreibung ihrer »unique amie« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 203) kommen Béatrix de Toulouse-Lautrec zum ersten (und einzigen) Mal Zweifel, ob sie eine adäquate Form im Schreiben finden kann, um dieser Frau gerecht zu werden

»Peut-on analyser dans un livre le cœur d'une sœur? Je ne m'en sens pas le courage et, pourtant, je voudrais fixer à jamais le visage d'une Française et d'un grand cœur.« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 200).

Sie thematisiert den Verlust dieser »Schwestern« und Kameraden beim Abschied von Ravensbrück.⁴⁰

Wie bereits ausgeführt, spielt die Sorge um die anderen auch für das eigene Überleben eine wichtige Rolle. Die Herausforderung des Lagerlebens bestand darin, in einer unmenschlichen Umgebung Mensch zu bleiben. In einigen Werken der KZ-Literatur findet man Beschreibungen von Frauen, die als Waisenkinder ins KZ gebracht wurden und nicht nur mütterliche Gefühle zu den fremden Kindern entwickelten, sondern auch selbst damit wieder Lebensmut und –willen schöpfen konnten.⁴¹ In Ravensbrück blieben im Durchschnitt von 100 Kindern nur fünf bis zehn am Leben. Seit 1942 waren auch ältere Kinder im Lager, denn viele der evakuierten Frauen aller Nationen hatten ihre Kinder mitgebracht. Eine Zeitzeugin berichtet, wie die Anwesenheit der Kinder in den Frauen mütterliche Gefühle hervorgerufen hat und diese eine Weihnachtsfeier für die Kinder vorbereiten:

»Jahrelang haben diese Frauen nichts gekannt, als ihr eigenes Leid. Jahrelang haben sie keinen anderen Gedanken gehabt, als den, an ihre Lieben zu Hause und den, an das eigene Ich im Lager. Und dann sind die Kinder gekommen. In den Müttern, ja in allen Frauen erwachte ein Gefühl, das sie hinausführte über den engen Kreis des eigenen Ichs.«⁴²

Weihnachten als Fest der Familie wird auch bei Béatrix de Toulouse-Lautrec und Charlotte Delbo thematisiert: Weihnachten dürfen Mutter und Tochter zwar gemeinsam begehen, doch bedeutet es für beide zugleich die schmerzliche Erinnerung an Zuhause (»pour ma part, j'attends avec impatience le lendemain. Ce fut la journée la plus triste de l'année« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 243).

40 »[...] Lorsque les camions blancs nous sortirent de l'enfer, je n'éprouvais pas de joie, seulement une profonde douleur de devoir laisser sur la terre étrangère mon unique amie« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 203.

41 Soazig Aaron schreibt in ihrem fiktionalen Werk *Le non de Klara*. Paris 2002, wie sich die Überlebende Klara an ihre Beziehung zu einem kleinen Jungen im KZ erinnert, wie dieser ihr zur Aufgabe und zum Lebenszweck wird und wie, nach seinem Tod, ihr jeglicher Lebenssinn abhanden kommt.

42 Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Geschildert von Ravensbrücker Häftlingen. Wien 1945, 23.

Eine beinahe grotesk anmutende Form der Mutter-Tochter-Beziehung soll abschließend noch genannt werden: die Aufseherin eines Blockes (Blockova) und ihre ihr unterstehenden Häftlinge (»Je suis votre mère et vous êtes mes chers enfants. Je songeais aux coups de cravache de notre mère« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 242). Diese Mutter-Tochter-Beziehung ist nicht reziprok. Zwar vergleicht die Blockova »mes enfants« (die Häftlinge) mit ihrem eigenen Kind, das sie vor 17 Jahren verlassen hat, und betont den familiären Charakter von Weihnachten, doch wird in ihrer Ansprache an die Häftlinge deutlich, dass sie sich den strengen Lagerregeln unterwirft (»Il me faut parfois être sévère, mais c'est toujours votre intérêt et votre bien que je recherche« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 242) und die Strenge einer Mutter ins Absurde verkehrt wird: das tägliche Sterben und Töten gehört zu den Lagergesetzen.

IV. FREIRÄUME

Subjektives Erinnern und kollektives Gedächtnis

Mehrere Grenzen trennten das Lager von der Außenwelt und das Lager wurde somit ein »verschwiegener Terrorort inmitten der Gesellschaft.«⁴³ Nicht nur physische Schranken und Todesdrohungen, auch eine geistige Mauer riegelte den Lagerraum ab (eine strenge Postzensur, Verbot von Privatgesprächen mit den Zivilarbeitern und das vollständige Schreibverbot für bestimmte Häftlingskategorien, sowie keinerlei Briefkontakt zu Angehörigen verhinderten jeglichen Kontakt). Da den Häftlingen alle Wertsachen beim Eintritt in das Lager abgenommen wurden, konnten materielle Erinnerungen an die Heimat oder die Familie nicht aufrechterhalten werden – somit wurden die letzten Verbindungen an das Leben davor zerstört (»J'ai très envie de pleurer, devant tant de ruines, tant de souvenirs envolés. Et j'ai compris qu'il ne nous fallait plus avoir de souvenirs« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 141).

Die Möglichkeiten, die äußere Welt in die Gefangenschaft hineinzuholen, sind an physische und psychische Bedingungen geknüpft: Die Stellung im Lager war entscheidend, Fluchtgedanken stellen zwar eine Verbindung zur Außenwelt dar, doch wurde die Freiheit immer mehr zum irrealen Begriff. Die freie Welt bot nur am Anfang der Gefangenschaft eine Opposition, schließlich verlagerte sich (zwangsläufig) die gesamte Konzentration auf das Dasein im Jetzt.

43 Sofsky, 70.

»Erinnerung ist offensichtlich nicht nur eine Sache der verlängernden Konservierung oder künstlichen Restitution dessen, was längst vergangen und verloren ist, sondern auch eine Kraft, die sich gegen den Wunsch des Vergessens und Verdrängens zur Geltung bringt.«⁴⁴

Das subjektive Erinnern hängt mit dem kollektiven Gedächtnis zusammen; das persönliche Schicksal ist mit dem kollektiven Schicksal verbunden. Erinnerung bedeutet zugleich, dass Außenräume sich bilden, die im Dialog und in Gedanken entstehen und direkt auf das Erleben und Erzählen des realen Raums einwirken und somit auch die Verfassung der Häftlinge bestimmen.

Grenzüberschreitungen

Der Bezug zu Räumen außerhalb des Lagers kann auf verschiedene Weise funktionieren: sei es durch Erinnerungen an ein Leben in Freiheit, Hoffnung, sei es durch kulturelles Gedächtnis, sei es durch Verfolgung der Nachrichten über die Alliierten, durch Erhalt von winzigen Ritualen der Zivilisation oder durch Aktivierung des kulturellen Gedächtnisses. Angesichts der hoffnungslosen Situation und einer absurden Arbeitssituation (die Arbeit war darauf ausgerichtet, die Arbeitsfähigkeit zu vernichten; durch systematische Überlastung ohne Regeneration und Untertechnisierung sowie durch End- und Sinnlosigkeit der Arbeit) waren Fluchtreservate (wie beispielsweise Religion, Ideologien, Phantasiefluchten) für das psychische Überleben essentiell.⁴⁵

Diese Fluchtreservate oder Freiräume, die nur im Kollektiv verwirklicht werden können, werden von Béatrix de Toulouse-Lautrec und Charlotte Delbo jeweils mit anderer Schwerpunktsetzung beschrieben. Beide zitieren die großen Künstler der Weltliteratur, um dem grausamen Alltag zu entrinnen, und diskutieren bei erschöpfender Arbeit über Literatur und Musik, aber auch über alltägliche Dinge: »On avait besoin de pureté, de clarté, c'était bon, pour des bagnardes, de parler de Bach, de Corneille, de Platon, de Raphael, et aussi d'un bon beefsteak béarnais!« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 219). Bei Béatrix de Toulouse-Lautrec findet der Glaube noch eine zusätzliche Gewichtung – sowohl in Montluc als auch in Ravensbrück finden die Frauen im Glauben die Kraft weiterzuleben (»Il y en a qui ne croient à rien et qui rient, mais beaucoup pleurent et il semble qu'après la messe on se sente plus uni

44 Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999, 336.

45 Sofsky, 107: »Die Abwehr der Vergangenheit war unerlässlich, um sich vor Niedergeschlagenheit und Depressionen zu schützen. So war das Lager ein System des Vergessens.«

et plus fort!« Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 153). Gemeinsames Singen (sowohl bei Delbo als auch bei Béatrix de Toulouse-Lautrec wird mehrfach die Marseillaise angestimmt) richtet die Frauen auf, ordnet sie ihrem vermissten Heimatland zu und lässt sie hoffen, aus ihrer Opferposition irgendwann die Möglichkeit zu haben, selbst zu den Waffen greifen zu können.

Die Weitergabe von Informationen stellt eine wichtige Komponente im Kampf ums Überleben und um das Bewahren des Gedächtnisses dar: »Les nouvelles, c'est l'art d'interpréter« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 97). *Le Verfügbar aux enfers*, das Béatrix während ihres Aufenthalts im Revier II erhält, bietet eine besondere Form der Informationsweitergabe, denn diese Schrift stellt den Versuch einiger Frauen dar, durch eine Art Operette die Missstände im Lager zu thematisieren, die Frauen zu informieren und zu motivieren – »C'est un chef-d'œuvre«⁴⁶ (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 229). Weihnachten wird für alle Anlass, sich der persönlichen und nationalen Wurzeln zu erinnern. Die Russinnen singen nostalgische Lieder, die Polinnen rezitieren Gebete, die Französinnen organisieren eine Séance:

»Stille Nacht, Heilige Nacht, douce nuit, sainte nuit, et il y eut beaucoup de larmes. Les Polonaises aussi chantèrent des Noels, et les Russes, et les Tchèques, et nous nous esquivâmes, Maman et moi, afin de nous rendre à l'invitation de Wanda, au Block 15« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 242).

Mit Weihnachtsbaum und »Weihnachtsessen« wird ein Raum der Vergangenheit suggeriert und es kommt zu einer Verschmelzung zwischen Bestandteilen des vergangenen Lebens und der Grausamkeit der Gegenwart.

Bei Charlotte Delbo sieht man einen deutlichen Zusammenhang zwischen der »Freiraum-Gestaltung« und der Stellung im Lager. Räume, die ausgehend von der Lagerschilderung erinnert werden, wirken auf die Schilderung der Erzählerin und bestimmen deren Verfassung. Erst durch eine Verbesserung der Arbeitssituation ist sie körperlich nicht mehr so geschwächt und für neue geistige Anregungen und Gedanken offen. Die freie Welt wird wieder zur Parallelwelt, in die es zurückzukehren gilt. Während der Zeit im Lager ist diese irrealer und zur Utopie geworden. Delbo konzentriert sich in ihrem Werk auf zwei Begebenheiten, mit denen durch kollektives Erinnern an Räume außerhalb des Lagers die Häftlinge miteinander vereint wer-

46 *Le Verfügbar aux enfers* ist ein Text in Form einer Operette, der in Ravensbrück von einer Gruppe französischer Häftlinge verfasst wurde. Maßgebend an der Entstehung war Germaine Tillion beteiligt, wobei eine andere Überlebende des Lagers (Anise Postel-Vinay) das Manuskript aus dem Lager mitnahm. Germaine Tillion schrieb während ihrer Haftzeit diese Operette (im Schutz eines Verstecks), deren Arien Offenbachs Operetten entlehnt sind und erzählt die Versuche der Verfügbaren, der Arbeit zu entkommen, sowie die Versuche eines Naturalisten, diese noch unerforschte Spezies zu beschreiben. Der Text weist mitunter den Rhythmus der Fabeln La Fontaines auf.

den und zugleich finden sie dadurch ein Refugium, um sich aus der erdrückenden Alltagslast zu befreien und den präsenten Gefängnisraum zu ertragen.⁴⁷ Delbo tauscht Brot für *Le Misanthrope*, was bedeutet, dass sie auf die Hilfe der anderen angewiesen ist. Die anderen Frauen teilen ihre Brotrationen auf, um von Delbo den Text vorgelesen zu bekommen:

»Qu'il parlait bien, Alceste. Que sa langue était précise et ferme, que son allure était simple [...] Depuis Auschwitz, j'avais peur de perdre la mémoire. Perdre la mémoire, c'est se perdre soi-même, c'est n'être plus soi. Et j'avais inventé toutes sortes d'exercices pour faire travailler ma mémoire [...] J'ai appris *Le Misanthrope* par cœur, un fragment chaque soir, que je me répétais à l'appel du lendemain matin« (Delbo *Auschwitz* II, 124f).

Die Inszenierung von *Le Malade Imaginaire* ist ein blendendes Beispiel für die gemeinsame Arbeit der Frauen und der Aktivierung des kollektiven Gedächtnisses: Nach sechs Monaten Todeslager wird eine kleine Gruppe zu einem in einiger Entfernung gelegenen privilegierten Kommando geschickt. Nach einiger Zeit, so schreibt Delbo, gewinnt sie wieder ihr menschliches Aussehen zurück. Auch kommen ihr wieder Gedanken an Kultur, Literatur und Zerstreuung und somit keimt der Gedanke, ein Stück aufzuführen: *Le Malade Imaginaire*. Zum Leben zurückkehren bedeutet zugleich zu Erinnerung und Gedächtnis zurückzukehren.

»Et voilà que dans ce petit camp, nous revenions à la vie et tout nous revenait. Tous les désirs, toutes les exigences. Nous aurions voulu lire, entendre de la musique, aller au théâtre« (Delbo *Auschwitz* II, 91).

Claudette, die im Labor arbeitet, unternimmt es, den *Malade Imaginaire* aus dem Gedächtnis aufzuschreiben; Eva, die Zeichnerin, macht ein Plakat für die Barackentür: »*Le Malade imaginaire*, d'après Molière, par Claudette. Costumes de Cécile. Mise en scène de Charlotte. Agencement scénique et accessoires de Carmen« (Delbo *Auschwitz* II, 92). Die Initiatorinnen suggerieren hier bewusst den gewöhnlichen Ablauf einer Theatervorstellung; sie zeigen einen unglaublichen Erfindungsreichtum bei Kostümen und Kulissen, einen großen Eifer beim Schauspiel. Mit der Erschaffung eines neuen Raumes (der Bühne) gewinnen die Frauen zugleich einen fiktiven Ort als auch einen (umfunktionierten) Raum der Gegenwart. Zum ersten Mal verlieren die Frauen unter der Vorbereitung für die Aufführung die Sorge um Brot, Suppe, um den Dienst.

47 Vgl. auch Levi, Primo: *Se questo è un uomo?* Turin 1958. (Dante und Vergil Metaphernkomplex).

»C'était magnifique parce que, pendant deux heures, sans que les cheminées aient cessé de fumer leur fumée de chair humaine, pendant deux heures, nous y avons cru« (Delbo *Auschwitz II*, 95f).

V. SCHLUSSBEMERKUNG

»Aujourd'hui on sait/On sait que ce point sur la carte/c'est Auschwitz/On sait cela/Et pour le reste on croit savoir« (Delbo *Auschwitz II*, 37).

Von Herkunft, Charakter, Temperament und Ansichten völlig unterschiedlich, haben die beiden Frauenschicksale gezeigt, dass Mut zu menschlichem Verhalten in unmenschlicher Zeit durchaus gezeigt wurde. Die Kausalkette von grauenhafter Entindividualisierung im Gefängnisraum, der Bildung von Kleingruppen und schließlich der kollektiven Erinnerung beinhaltet insgesamt Überlebensstrategien und Formen des Widerstandes. Die Texte zeigen aber auch, dass der Kampf gegen die Unmenschlichkeit noch nicht beendet ist, sondern auf einer anderen Ebene weitergeführt werden muss: in der wachzuhaltenden Erinnerung. »Ob man schweigt oder redet ist, soweit es die Lager betrifft, also keineswegs gleichgültig. Schweigen ist kein neutraler Akt [...] das Schweigen ist das wirkliche Verbrechen gegen die Menschheit.«⁴⁸ Die Texte sind dem Empfindungsvermögen des Lesers angenähert, sie vermitteln Erfahrung, ohne den Leser zur Anteilnahme zu zwingen und zielen darauf ab, den Leser entdecken und reflektieren zu lassen. Sowohl Delbo als auch de Toulouse-Lautrec enthüllen dem Leser schrittweise das Grauen: durch einzelne Episoden, genaue Charakterisierungen von Einzelpersonen und schicksalen, durch Gestik, Mimik und oft nur durch einzelne Worte. Das Weiterleben der »sœurs d'armes« ist geprägt von Gegensätzen – sie bewegen sich zwischen einem »Que c'est bon de vivre!« (Toulouse-Lautrec *Ravensbrück*, 288) und einem aller Illusionen beraubten »Aucun de nous ne reviendra, aucun de nous n'aurait dû revenir« (Delbo *Auschwitz I*, 183).

48 Todorov, 278.

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

- Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999.
- De Gaulle-Anthonioz, Geneviève (Hg.): Germaine Tillion – La traversée du mal. Entretien avec Jean Lacouture. Paris 2000.
- Delbo, Charlotte: Aucun de nous ne reviendra. Paris 1970.
- Dies.: Une connaissance inutile. Paris 1970.
- Dies.: Mesure de nos jours. Paris 1970.
- De Toulouse-Lautrec, Béatrix: J'ai eu vingt ans à Ravensbrück. La victoire en pleurant. Paris 1991.
- Eliacheff, Caroline/Heinich, Nathalie: Mères et filles. Une relation à trois. Paris 2002.
- Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Geschildert von Ravensbrücker Häftlingen. Wien 1945.
- Joan i Tous, Pere: Ecriture de cendres. Zur Problematik der Erzählbarkeit und Ästhetisierung des Leidens in der französischen Literatur. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 1997, 167-183.
- Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer in der deutschen demokratischen Republik (Hg.): Ravensbrück. Berlin 1960.
- Kos, Marta: Frauenschicksale in Konzentrationslagern. Wien 1998.
- Levi, Primo: Se questo è un uomo? Turin 1958.
- Parrau, Alain: Ecrire les camps. Paris 1995.
- Rousset, David: L'univers concentrationnaire. Paris 1965.
- Sofsky, Wolfgang: Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager. Frankfurt a.M. 2002.
- Tillion, Germaine: Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Frankfurt a.M. 2001. (Orig.: Tillion, Germaine: Ravensbrück. Paris 1973)
- Todorov, Tzvetan: Angesichts des Äußersten. München 1993.

IV. Frei-Raum

DEM ETHISCHEN »RAUM« GEBEN

MOTIVIERTES UNBEHAGEN AN DER ZUWEISUNG SYMBOLISCHER UND SOZIALER ORTE *

Mechthild Hetzel

*Es ist ein Bild von der Aufklärung
in die Welt gesetzt, das ihr
alle Zornesröte nimmt: die Vernunft nicht
als Schwester des autoritären Eifers.
P. Ustinov*

Teilhabe verwirklichen, Gleichstellung durchsetzen, Selbstbestimmung ermöglichen – so lauten die Forderungen, mit denen das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen (2003) überschrieben ist. Drei nach vorne gerichtete Pfeile auf zahlreichen Plakaten unterstreichen das Anliegen in der Öffentlichkeit symbolisch. Diskussionen über Behinderung sind nicht neu. Der eingangs angeführte Appell ist nicht zuletzt seit den 1970er Jahren durch die internationale Behindertenbewegung Teil umfangreicher Auseinandersetzungen geworden. Sie betreffen die gesellschaftliche Verortung von Behinderung, die Analyse der Diskriminierung und Benachteiligung und die Suche nach möglichen emanzipativen Auswegen. Die systematische Bestandsaufnahme der sozialen Lage, die diese Auseinandersetzungen begleitet, lassen nach meiner Einschätzung Widersprüche transparent werden. Menschen werden in heutigen Gesellschaften als »behindert« ausgegrenzt beziehungsweise pathologisiert. Zugleich werden sie mit einem Integrations- und Normalisierungsgebot konfrontiert. Was sich an Ambivalenz im Allgemeinen zeigt, bestätigt sich im Besonderen, etwa in der Paradoxie von integrierender Pädagogik und separierendem Schulsystem. Gemeinsames Leben und Lernen muss sich in diesen Widersprüchen bewegen (vgl. Schnell 2003). Dass in unserer Gesellschaft die Bereitschaft zunimmt, Menschen zu verachten, wenn sie anders sind (vgl. Heitmeyer 2003), mag zusätzlich Veranlassung sein, kritisch zu werden. Die manifeste Abwertung und Abwehr von

* An dieser Stelle danke ich der Mikro-AG »Schreiblicht« mit S. Gerner, Th. Markert, A. Poppitz, Chr. Schütte, C. Weigand, S. Yildiz, die diesen Beitrag zu einem frühen Zeitpunkt mit mir diskutierten.

Menschen, die identifiziert werden als die, die von Normalität »abweichen«, beginnt oft mit latenter Ablehnung in Einstellungen und Verhaltensbereitschaften. Es geht hier, so denke ich, entscheidend um die Frage, was zur gesellschaftlichen Normalität wird.

I. WORIN LIEGT MEIN BEWEGGRUND?

Im Rahmen einer umfassenderen Untersuchung zum Thema Behinderung und Ethik¹ nehme ich die gesellschaftliche Durchsetzung der sozialen Reaktion und ihre Konsequenzen für die Betroffenen zum Anlass, um verborgene Motive unseres alltäglichen Denkens und Handelns zu erschließen. Nach meinem Verständnis ist damit eine genuin philosophische Aufgabe benannt, Selbstverständlichkeiten, die unseren Alltag konstituieren, zu befragen. Die systematische Anfrage geht mit einem Nachdenken einher über jene Welt- und Selbstverhältnisse, die gesellschaftlich dominieren. Die Besinnung etwa auf den zwischenmenschlichen Umgang wäre in diesem Sinn zugleich eine Ernüchterung über das Selbstverständnis unseres Zusammenlebens. Durch die Ernüchterung hindurch geht es mir um die Auseinandersetzung mit dem, was hier zur Vernunft kommt. Vernunft geht meinem Verständnis nach über diskursive Erkenntnis weit hinaus. Das Bestreben, latente (folglich undurchschaute) Strukturen explizit zu machen, erweist sich im reflexiven Prozess der Ernüchterung als überzogener Anspruch.² Vernunft konfrontiert mit der Notwendigkeit, urteilen und handeln zu müssen. Das Bemühen, zu dem Zweck menschliche Angelegenheiten auf den (theoretischen) Begriff zu bringen, bleibt letztlich unzureichend. Denn, zur begrifflichen Analyse der Situation tritt noch ein anderes Moment, das sich in ihr selbst bereits ankündigt: Im Anfang steht ein Unbehagen – politisch gewendet: die anhaltende Beunruhigung darüber, dass man sich, verfolgt man die öffentlichen Debatten, auf nichts einigen zu können scheint, ohne ein- und auszugrenzen (vgl. Bahr 1994). Wie die Theoretische Philosophie mit dem »Staunen« anhebt (Aristoteles), beginnt die Praktische Philosophie mit dem was ich hier mit »Unbehagen« bezeichne. Das Unbehagen verweist auf die Vernunft im Sinne einer prak-

1 »Anthropologische Aspekte und politische Dimensionen im Kontext von Behinderung und Ethik«, Drittmittelprojekt gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung am Institut für Philosophie der TU Darmstadt (Prof. Gerhard Gamm).

2 Nach Kant, der sich die Frage vorlegt, was Vernunft sinnvoller Weise zu leisten vermag, kommt der Anspruch des Verstandes einer Hybris gleich. Stets tritt ein Moment hinzu (vgl. Adorno, 2000). In meinem Beitrag nenne ich dieses Hinzutretende »Unbehagen«. Die Leiblichkeit der Worte (Unbehagen, Ernüchterung usf.) deuten auf den Gehalt von Erfahrung in der Bewegung der Kritik.

tischen Vernunft, welche die Perspektive des isolierten Subjekts, das sich erkennend zur Welt verhält, übersteigt.

Fragen, die menschliche Angelegenheiten angehen, sind »keine Sache theoretischer Erwägungen eines Einzelnen« und dürfen es nicht sein (Arendt 2005, 13f). »Denn was immer Menschen tun, erkennen, erfahren oder wissen wird sinnvoll nur in dem Maß, in dem darüber gesprochen werden kann« (ebd., 11). Das eigene Unbehagen bildet folglich weniger den (zeitlichen) Anfang. Es wird, genauer gesagt, für mich zum praktischen Beweggrund für das Bemühen um argumentative Maßstäbe, die es ermöglichen, in Bezug auf Marginalisierung und Diffamierung kritisch zu werden.

In meinen Überlegungen korrespondiert ein praktisch motiviertes Unbehagen (etwa in der Diskrepanz zwischen integrierendem Anspruch und segregierender Wirklichkeit schulischen Alltags) einem epistemologischen (so am Denken in Dichotomien, zentralen Begriffspaaren abendländischer Rationalität: Subjekt-Objekt, Ich-Welt, usf.).³ Dass die Grenze zwischen praktischem und epistemologischem Unbehagen nicht absolut gezogen werden kann, zeigt sich beispielsweise darin, inwiefern sich Ein- und Ausschließung als problematisch erweisen können. Erst die eingehende Analyse von Selbstverständlichkeiten im zwischenmenschlichen Umgang mag möglicherweise ernüchtern in Bezug auf das (politisch und sozial wirksame) Selbstverständnis, niemanden ausgrenzen zu wollen: »Alle Kinder können nach vorne kommen, auch Sabrina!« Sofern in dieser alltäglichen Situation, die Teil meiner Beobachtungen ist, alle Kinder aufgerufen werden, auch die ›schwerstmehrfachbehinderte‹ unter ihnen, so mag das nicht jedem von vorneherein fragwürdig sein. Der Anspruch der Integration wird im vorliegenden Fall performativ unterlaufen, durch die Art und Weise, wie die Aufforderung an die Betroffenen ergeht. Erst das »auch«, das integrieren soll, unterscheidet und diskriminiert. Hier bleibt das Denken in Zugehörigkeiten, die Identifizierung von normal und behindert intakt. (Genauer besehen referieren Abgrenzungen gegenüber Menschen mit Behinderungen häufig auf den begrifflichen Rahmen von Normalität. Innerhalb des Bezugs auf Nor-

3 In der Kritik und im Nachdenken über die Unzulänglichkeit des wissenschaftlichen Denkens und Sprechens (sowie pädagogischen Handelns) in klar umrissenen, eindeutigen Kategorien lassen sich Anschlüsse finden zu benachbarten Projekten qualitativ empirischer Sozialforschung (Marginalisierungsdiskurse vor dem Hintergrund etwa von Migration, Aids usf.). Das ist das Ergebnis eines Austausches in der Mikro-AG »Schreiblicht«. Innerhalb der Hans-Böckler-Stiftung hatten wir, sieben promovierende unterschiedlicher Fachrichtungen, diese Arbeitsgemeinschaft gegründet zu dem Zweck, wechselweise unsere Texte zu redigieren. Im Anschluss an die Präsentation von Teilen meiner Dissertation entstand die Idee, ausgehend davon, dass das »Unbehagen« ein Leitgedanke meiner Arbeit ist, den Begriff für einen Diskussions- und Schreibprozess innerhalb der Gruppe aufzugreifen.

malität werden Menschen als Ausnahme, als »behindert«, identifiziert. Die gebräuchliche Entgegensetzung von normal und behindert, vgl. u. a. Singer 1994, spiegelt auf der symbolischen Ebene, in der Asymmetrie des Begriffspaars erkennbar die soziale Realität wider.)

II. WELCHES VERSTÄNDNIS DES ETHISCHEN BILDET DEN HINTERGRUND?

Heute wird an vielen Stellen eine Ethik für die Heil- und Behindertenpädagogik ausformuliert, die ethische Positionen mit Blick auf berufliches Handeln in den entsprechenden Arbeitsfeldern reflektiert. Damit geht einher, Fragen der Ethik innerhalb des festumschriebenen institutionellen Bereiches nachzugehen, der durch Behinderung näher gekennzeichnet würde. Behinderung wird in »Anwendungsethiken« (vgl. Apel 1988) konzeptualisiert. Das umfasst die Auseinandersetzung mit offenen und verdeckten Tendenzen der Euthanasie, mit der Gentechnologie oder der pränatalen Diagnostik; – stets gemäß ethischer Diskussionen, die im Begriff stehen, für signifikante, festumrissene Gebiete Handlungsmaximen zu erlassen und zu legitimieren. Zu dem Zweck werden etablierte ethische Konzeptionen gleich welcher Provenienz zugrunde gelegt. (Worauf ich mich hier beziehe, sind die Debatten um deontologische oder utilitaristische Ethiken, Ethiken kommunitaristischer oder liberaler Denkart, Ethiken, die in Vertrag oder Verfahren gegründet sind, Ethiken universellen oder partikularen Anspruchs usw. – In diesen Debatten geht es um den Nachweis, wem letztlich Recht zukomme. Das bedeutet, wer den anderen darin überlegen sei, moralisch relevante Probleme zu lösen, die häufig analog zu erkenntnistheoretischen konzipiert werden. Ethik wird damit zum *Know-how* nach Maßgabe eines *social engineerings*. Als technisch aufgefasstem Unternehmen aber droht gerade der Verlust der normativen Dimension.) Das Verständnis des Ethischen, das ich vorzubereiten suche, unterscheidet sich von Anwendungsethiken, die von außen, aus theoretischer (und nicht selten herrschaftlicher) Distanz, an Situationen herantreten, die vorab definiert wurden. Demgegenüber verstehen sich meine Überlegungen nicht begründend, sondern eher rekonstruktiv. Ich frage danach, welche Grundsätze praktischer Vernunft »immer schon«⁴ leitend sind. Sie stehen oft im Widerspruch zum Handeln und erzeugen daher Unbehagen. Ich komme später (IV)

4 Was hier zum Ausdruck kommt, ist eine Vorursprünglichkeit (philosophisch gesprochen »immer schon«), die in der Gegenwart wirksam ist.

auf das rekonstruktive Moment zurück, wenn ich den Status von Ethik näher untersuche.

Vorbereitend formuliere ich jedoch zunächst einige Anmerkungen zu Diskursformationen von Kritik (III). Die Frage, was Kritik sinnvoller Weise leisten kann, führt auf die Unterscheidung zwischen ihren reflexiven Formen und Kritik als bloßer Zurückweisung oder Umwertung. Im Weiteren denke ich über das Verhältnis von Ethik und (Gesellschafts-)Kritik nach (V). Moralische Fragen überhaupt stellen sich unweigerlich im Kontext sozialer Beziehungen. Sinnvoll lässt sich von einem ethischen »Subjekt« nur in der Beziehung zu anderen sprechen. Ethisches Handeln wäre demzufolge immer ein gesellschaftliches Phänomen. Subjektivität aber ist – am Indifferenzpunkt sozialer wie ethischer Anforderungen – weder vollständig determiniert noch (abschließend) konstruiert. Hier eröffnen sich Handlungsspielräume (VI). Die Spiel-Räume oder Inkonsistenzen greife ich ausdrücklich auf, insofern sie die ethische Dimension als solche erst eröffnen. Das Ethische taucht genau dort auf, wo Unbestimbarkeiten virulent werden. Das Unbehagen an der Identifizierung, auf das ich abschließend (VII) näher eingehen werde, ist kein bloßer Affekt. Es »denkt«; es erhebt Einspruch gegen die Unterstellung diskursiver Erkenntnis, mit begrifflichen Unterscheidungen vollständig den Bereich erfassen zu können, in dem wir urteilen und handeln. Das Unbehagen, das hier in Rede steht, ist nicht unmotiviert. Aber es ist in dem Sinne grundlos, dass es nicht darin gründet, bestimmt zu wissen, was (eigentlich) zu tun, was richtig, normal oder natürlich, was notwendig oder entbehrlich wäre.⁵ Von hier aus erweist sich das dem Text vorangestellte Motto, die – im Übrigen in Replik auf Lessing – betonte Verwandtschaftsbeziehung einer Vernunft, die nicht dem »autoritären Eifer« verschwistert ist, als Leitgedanke meines Beitrags.

III. IN WELCHE WIDERSPRÜCHE KANN KRITIK GERATEN?

Entgegnungen auf Argumentationen und ihre Folgen bleiben oft denjenigen Prämissen verhaftet, auf die sie sich in kritischer Absicht beziehen. »Es liegt in der Natur des berühmten Auf-die-Füße-Stellens philosophischer Systeme oder gängiger Wertungen, dass der begriffliche Rahmen, in dem sich diese Umwertungen vollziehen, nahezu vollständig intakt bleibt.« (Arendt 2005, 27) So streiten Kritiker wie Befür-

5 Im Unterschied zu Freuds Unbehagen in der Kultur; vgl. hierzu die instruktive Interpretation von Gamm (ders. 2001).

worter etwa der ›Früheuthanasie schwerstbehinderter Neugeborener‹ um die Kriterien, welche ein Lebewesen zur Person machen, die moralfähig und lebenswürdig ist (vgl. Hetzel 2004). Häufig uneingestandene Voraussetzung in anwendungsethischen Diskursen ist die Idee vom wahren Menschsein, die normativ ausgezeichnet wird.⁶ Meine Untersuchung von Formen des Denkens und Argumentierens orientieren sich an der Perspektive, die Judith Butler in ihren Arbeiten auf den Prozess der Normalisierung eröffnet (vgl. Butler 1997). Zum Thema Sexualität, Geschlecht und Identität sucht Butler den Sinn von Zwang anhand einer »Logik der Verwerfung« ausfindig zu machen, mit der Normalisierung instituiert werde. Sie spricht von der binären Figuration der normalisierten und verwerflich gemachten Sexualität; einem Binarismus, der innerhalb eines »ungeprüften Rahmens« normalisierter Heterosexualität erzeugt werde. Eine Kritik, so möchte ich ergänzen, die sich dann ebenso auf die (ungeprüften) Voraussetzungen dessen stützt, was sie eigentlich abzuwehren sucht, riskiert, sich selbst zu widerlegen. Überlegungen, die den Referenzrahmen des Denkens und Argumentierens beibehalten, auf die sie sich kritisch beziehen, stehen in der Gefahr performativen Selbstwiderspruchs.

Neben der Einsicht in das Problem der Unvereinbarkeiten, das entstehen kann, sofern Position und kritische Gegenposition sich von gleichen Voraussetzungen leiten lassen, möchte ich auf einen weiteren Widerspruch verweisen. Die Einsicht in die Reflexivität des Wissens in der Kritik am Bestehenden, scheint kein Garant dafür zu sein, dass in den letztlich erhobenen Forderungen (nach ›Toleranz‹, ›Solidarität‹, ›Anerkennung sexueller Differenz‹ usf.) nicht erneut »positive Inhalte wieder in eine privilegierte Stelle gerückt werden« (Gamm 2000, 10). Obwohl die Autoren um Reflexivität wissen, entgehen sie nicht der Gefahr, erneut auf etwas Substantielles zu schließen, beispielsweise Toleranz einzuklagen. Das ist ein Gestus, der in seiner Unstimmigkeit befremdet. Texte, die ausgesprochen reflektiert und informiert sind, Denkfiguren im Spiel halten und am Ende – philosophisch gesprochen »schlecht« abstrakt und folglich ohnmächtig – einen Appell formulieren, etwa ›tolerant‹ zu sein. Im Zentrum meines Beitrags steht das Anliegen, ein Unbehagen begrifflich zu artikulieren, das sich Aufschluss gibt darüber, was Kritik sinnvoller Weise zu leisten vermag. Das bedeutet in letzter Konsequenz, nicht vorab bestimmt wissen zu können, was denn eigentlich zu tun sei. Ethische Identität entsteht erst im Handeln. Nichtwissenkönnen wäre hier folglich kein Mangel, sondern ethischem Handeln konstitutiv.

6 Vgl. dazu H.-U. Rösner, der »identifizierende Normalisierungsstrategien« gegenüber dem Anderen in seiner Dissertationsschrift in das Zentrum seiner Kritik stellt (ders. 2002).

IV. ZUM DOPPELSINN VON KRITIK

In den Anfängen meines Projekts zum Thema Behinderung und Ethik stand das Unbehagen an der Darstellungsform etablierter Kritik an Marginalisierungsdiskursen. Mein Impuls richtet sich nicht gegen das Reflexivwerden des Wissens prinzipiell, das sich häufig mit dem Kritikbegriff verbindet. Im Gegenteil, im Anschluss an die Kritische Theorie steht Kritik in meinem Beitrag für mehr als die bloße Zurückweisung. Ich suche an der Bewegung der Kritik gerade ihr konstruktives, reflexives Moment zu betonen. Kritik verstehe ich von hierher in doppeltem Sinn. Einerseits meint Kritik die Analyse der Stabilisierung oder Erzeugung von Marginalisierung. Andererseits wirft Kritik die Frage auf, welche Form eine Moral annimmt, die durch die Kritik der Marginalisierung hindurchgegangen ist. Sie ist nicht mehr das, was sie vorher war. Ich spreche von der Aussetzung moralisch blinden Handelns. Handeln, das sich gegen seinen blinden Fleck abzuhärten versuchte, wird (durch die Bewegung der Kritik) unterbrochen und enteignet. Der spezifische Doppelsinn von Kritik, wie ich ihn hier skizziere, korrespondiert einer zweifachen Aufgabe von Ethik: Einerseits erhält Ethik im Aufweisen von etwas ihren Sinn. Das kann etwa bedeuten, das Moralische in seinem spezifischen Eigensinn aufzuweisen (vgl. Kant, Levinas). Andererseits zeigt sich Ethik affiziert durch das Aufgewiesene. Es geht in ihre Reflexions- und Darstellungsformen ein. In der Erfahrung von Marginalisierung und ihren Diskursen, so meine Argumentation, bleibt Ethik nicht unverändert. Führt ein Nachdenken über Marginalisierungsdiskurse auf die Möglichkeiten und Grenzen der begrifflichen Analyse von Prozessen der Ein- und Ausschließung, so ist Ethik davon nicht unberührt. Ethik selbst hat Teil an der Erfahrung der Unangemessenheit und Gewaltsamkeit des Anspruchs begrifflicher Unterscheidung. Die Einsicht in Mechanismen der Ein- und Ausgrenzung hat die Darstellungsform wie Zielsetzung meines Projekts zum Thema Behinderung stets aufs Neue korrigiert. (Mein Projekt hat einen Prozess durchlaufen. Im Anfang stand, den ethischen Anspruch in aller Deutlichkeit zu formulieren. In der nahezu kompromisslosen Geste im Grunde ein Echo dessen, wogegen sie sich richtete. Darstellung und Zielsetzung haben sich mit Fortschreiten der Arbeit gewandelt. Ganz unabhängig davon aber, wie und worüber ich (öffentlich) spreche: Die Resonanz auf den schließlich bloß unterstellten, aber nach wie vor eingeforderten[!] Anspruch an Ethik, bestimmt zu wissen, was eigentlich zu tun sei, bleibt unverändert empfindlich und reizbar.)

Im Rahmen meiner Überlegungen zu Diskursen über Diskriminierung steht die Kritik im Vordergrund. Was bedeutet das für den Stellenwert von Ethik? Die Denkfigur von Vorder- und Hintergrund verwende ich hier durchaus absichtsvoll, um den

Status von Ethik näher zu beschreiben. Unter den Vorzeichen einer Abkehr von der Möglichkeit »rationalistischer Metaphysik« (vgl. Gamm 1994, 17ff), scheinen mir diese räumlichen Metaphern geeignet, den Stellenwert von Ethik – und korrespondierend von Kritik – zu veranschaulichen. Nach meinem Verständnis ist die Sprache des Ethischen nur als indirekte möglich. Menschlichem Reden und Handeln ist ein Ethisches implizit, das sich nicht vollständig explizit machen, aber durchaus thematisieren lässt. Die Einsicht in diese Struktur hat Konsequenzen: Es eröffnet sich die Möglichkeit der indirekten Bezugnahme, insofern die Wirkung von Ethik auf Kritik näher untersucht werden kann.⁷ Was sich im thematischen Durchgang indirekt abzeichnet, wäre vielleicht als eine »nichtdogmatische ethische Orientierung« genauer beschrieben (vgl. Gamm 2000, 153-159). Das Verständnis des Ethischen, das ich zu denken und vorzubereiten suche, kann nicht als Begründungsprogramm einer für alle gleich gültigen Moral verstanden werden.

Die ethische Dimension, die ich sichtbar zu machen suche, ist bereits unserer Praxis inhärent. Was ich hier anspreche, ist eine andere Umschreibung dafür, Ethik als *prima philosophia* zu deuten (Levinas). Im Anschluss an dieses philosophische Konzept verstehe ich Ethik als grundlegend für unsere Welt- und Selbstverhältnisse, der alles andere nachfolgt, von hier her interpretiert und abgeleitet wird. Dass Ethik grundlegend sei, ist nicht ontologisch zu verstehen, sondern bedeutet, dass Ethik uns immer schon heimgesucht haben wird (Derrida). Das »immer schon« deutet auf eine »vorausprünghliche Vergangenheit«, die in der Gegenwart wirksam ist (Levinas 1992). Dass Ethik unaufhörlich mitläuft, korrespondiert mit dem Status von Ethik als Hintergrund, wie ich ihn in diesem Beitrag skizziere. Von hierher ist mein Anliegen eher die Rekonstruktion, nicht die Begründung von Moral.

V. WIE STEHEN ETHIK UND KRITIK ZUEINANDER?

Mit der Frage, wie Behinderung gegenwärtig in repräsentativen ethischen Diskursen konzeptualisiert wird, gerät eine Verhältnisbestimmung von Ethik und Politik in den Blick, worauf meine Überlegungen letztlich zulaufen. Im Einzelnen untersuche ich zeitgenössische ethische Diskurse über Behinderung in ihren Möglichkeiten und

7 Hier trägt erneut die Unterscheidung von diskursiver Erkenntnis (Verstand) und dem Vermögen, nach Grundsätzen zu urteilen und zu handeln (theoretische und praktische Vernunft). Nach dem »Primat praktischer Vernunft« (Kant) wäre die Wirkung, den Verstand in Grenzen zu weisen. Unter der Perspektive, urteilen und handeln zu müssen, erweist sich der Versuch, menschliche Angelegenheiten auf den theoretischen Begriff zu bringen, letztlich als unzureichend und in seinem Anspruch überzogen.

Grenzen. Das erfasst sowohl den Stand der Ethik, als auch ihre gesellschaftliche Bedingtheit. Die doppelte Perspektive untermauert die Notwendigkeit einer Kritik, wie ich sie formuliere. Die Notwendigkeit, mit eingespielten ethischen Diskursen zu brechen, leitet mein weiteres Vorgehen. So suche ich für mein Thema die Wirkmächtigkeit von neueren Theorieansätzen zu erschließen, die kritisch auf ethikrelevante Leitunterscheidungen gegenwärtigen Denkens reflektieren. Meine Überlegungen gehören in den Umkreis der (insbesondere älteren) Kritischen Theorie⁸, deren Intentionen und Ideen ich durch zeitgenössische Untersuchungen⁹ aus dem angloamerikanischen, französischen und italienischen Sprachraum zu erweitern und fortzuführen versuche. Ethik erschöpft sich hier nicht in der Darstellung von epistemischen Figuren, etwa dem Nachzeichnen von Dichotomien oder dialektischen Reflexionsfiguren. Zwei Aspekte sind mir hier wichtig: i) In der Konstellation von Behinderung, Gesellschaft und Ethik verändert sich, wie ich hier ausführe, das Verständnis von Ethik im Allgemeinen.

ii) Ethische Identität entsteht erst im Handeln, sie gibt es nicht vorab. Im Anschluss an Arendt verstehe ich Handeln als politische Tätigkeit *par excellence*. In diesem Sinn ist es mein Interesse, die Klärung des Status der Ethik über die Ethik hinaus auf Politik zu erweitern. Adorno wie Foucault (worauf ich im nächsten Abschnitt VI näher eingehe) ist gemeinsam, von einem Unbehagen an Machtverhältnissen auszugehen.¹⁰ Das Verständnis des Politischen, das Arendt vorbereitet, steht dazu in großer Nähe, insofern es nicht den Weg der Souveränität und Herrschaft einschlägt: als positiver Modus des Handelns gilt Arendt die Freiheit (Arendt 2005).

Kritik als die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen, ist gegenüber den Gegebenheiten nicht gleichgültig. Die Frage, Kann das denn alles sein?, impliziert eine normative Dimension. »Nur wenn, was ist, sich ändern lässt, ist das, was ist, nicht alles.« (Adorno 2000, 391) Bringt diese prominente Formulierung Adornos eine eher defensive Haltung zum Ausdruck? – eine abwartende Position, die auf die Zuteilung von Lebenschancen wartet? Oder ist sie in dem Sinne realistisch wie deterministische Auffassungen von Wirklichkeit selbst als illusionär zurückgewiesen werden? Die Ernüchterung erst macht Handlungsspielräume transparent und eröffnet Per-

8 Vgl. die Frankfurter Schule, die sich nicht als Denkschule mit genau festgesetzter programmatischer Ausrichtung versteht. Was eine kritische Theorie der Gesellschaft und das Verhältnis von Ethik und Gesellschaftskritik betrifft vgl. Adorno 1997; ders. 2000.

9 Vgl. u. a. Judith Butler, Jacques Rancière, Giorgio Agamben.

10 Foucault deutet Kritik als die »Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden«. Der Frage Kants, was ist Aufklärung?, gesteht er in seiner Untersuchung (wie seiner Zeit, Ende der 1970er in Frankreich) einen zentralen Stellenwert zu. Darin sieht er sich in »brüderlicher Nähe« zur Frankfurter Schule (Foucault 1990). Zum Verhältnis Foucaults zur älteren Kritischen Theorie vgl. weiterführend Butler 2003.

spektiven. Realistisch zu sein hieße demzufolge, von der Unvermeidlichkeit der Begegnung mit den Tatsachen auszugehen. Kommt es nicht aber häufig zu einer (stillschweigenden) Verschiebung des Akzents, insofern nach Maßgabe einer »realistischen« Sichtweise die Tatsachen selbst als unvermeidlich charakterisiert werden? Ist nicht die Forderung danach, (doch) realistisch zu sein, häufig mit dem Argument des »Sachzwangs« identisch? Im Unterschied dazu möchte ich zeigen, wie Gesellschaftskritik eine Dimension des Ethischen impliziert und umgekehrt. Die Frage, Was soll ich tun?, bezieht sich auf eine soziale Welt. Moralische Fragen überhaupt stellen sich unweigerlich im Kontext sozialer Beziehungen.

VI. ZUR KRITIK DER ETHISCHEN GEWALT

Im Anschluss an die ältere Kritische Theorie zeichnet Butler (dies. 2003) die Verknüpfung von Ethik und Gesellschaftskritik nach. Sie sucht mit Adorno zu zeigen, »dass kein einzelnes Leben ohne Bezug auf jene gesellschaftlichen Bedingungen, durch welche Handlungsmöglichkeiten strukturiert sind, moralisch sein kann«. Zugleich weist sie mit Foucault darauf hin, »dass gesellschaftliche Normen nicht wirksam das Subjekt hervorbringen können, ohne dass das Subjekt diese Normen reflexiv in Form einer Ethik artikuliert« (ebd., 9f). Während Adorno im Verweis auf die Bedeutung sozialer Kontexte für moralische Fragen stärker die Bedingungen betone, macht Butler in Foucaults Untersuchung des Verhältnisses von Moral und Selbst Handlungsspielräume aus (das heißt eine gewisse kreative oder produktive Dimension).

Hatte Adorno ohne Umschweife festgehalten, »dass alle Vorstellungen der Sittlichkeit oder der Moral sich beziehen auf ein Ich, welches handelt« (Adorno 1997, 48), so problematisiert Butler, dass es nicht so ohne weiteres verständlich sei, von der Vorrangstellung des Aktivs vor dem Passiv auszugehen oder zunächst und vor allem anderen Erklärungen aus der Perspektive der ersten Person einzufordern. Im Bezug zum Anderen ist das Selbst außer Sich (*extérieur*), eine Fremdheit, die dem Scheitern der Geschichte seiner Selbstwerdung gleichkommt. All unser Bemühen, Einklang mit uns selbst zu erreichen – souverän zu sein –, wird stets von den Anderen durchkreuzt werden. Das heißt moralphilosophisch gewendet: Das »Subjekt« ethischen Handelns wäre jenes, welches nicht vollständig erklären kann, so und nicht anders gehandelt zu haben.

In ihrer ausführlichen Paraphrase der Kritik der Moral von Nietzsche und Foucault setzt sich Butler eingehend mit der Wirkungskraft der Moral bei der Hervor-

bringung des Subjekts auseinander. Doch weder ist Subjektivität durch begrenzende Bedingungen determiniert.¹¹ Noch wird Subjektivität in den Arten ihrer Möglichkeiten vollständig oder abschließend durch Normen konstruiert. Die Hervorbringung des Subjekts als Wirkungskraft der Moral wäre als bloßer Diskurseffekt missverstanden.¹² Neue Arten der Subjektivität werden für uns »zur Möglichkeit«, insofern Normen weder als total noch als invariant verstanden werden können. Demgegenüber möchte Butler mit Foucault zeigen, dass sich das, was uns bedingt und begrenzt als »formbar« erweist. Zusammenbruch, Aussetzung, Aufs-Spiel-gesetzt-Werden in Anerkennungspraktiken eröffnet »einen Schauplatz der Unterbrechung im Horizont der Normativität« und verlangt »implizit nach der Einsetzung neuer Normen« (Butler 2003, 9. 34. 143).

Butler zeigt die problematischen Implikationen von Ethiken auf, die in universellem Anspruch gegenüber dem Verhältnis von Abstraktem und Konkretem indifferent bleiben. Das ethische Verhalten ist immer ein gesellschaftliches Phänomen, das heißt, dass »es überhaupt keinen Sinn hat, vom ethischen und vom moralischen Verhalten unter Absehung der Beziehungen der Menschen zueinander zu reden« (Adorno 1997, 34f). Ethiken aber, die nach vorab festgelegten Prinzipien moralisches Handeln einfordern, sehen ab von den situativen Besonderheiten, die in bestimmter Weise nach ethischen Entscheidungen verlangen. Im Anschluss an Adorno benennt Butler diejenigen Arten von Ethik als »gewalttätig« und »repressiv«, die gegenüber gesellschaftlichen Bedingungen (unter denen die »lebendige Aneignung« von Normen vielleicht möglich würde; Butler 2003, 18), gleichgültig bleiben.¹³

Die Indifferenz gegenüber dem Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem ist auch dem Anspruch moralischer Codes eigen, die von der Selbstbegründung und Selbsttransparenz des moralischen Subjekts ausgehen. Insofern Butler die Tradition der Moralkritik nach Nietzsche und Freud aktualisiert, bleibt sie dem souveränen Selbst und seinen Komposita (d. i. Selbstbegründung, -erkenntnis, -behauptung, -verteidigung, -erhaltung) gegenüber skeptisch. In Referenz auf Adorno und Levinas gilt ihre Kritik ethischen Systemen, die Selbsterhaltung als letzten moralischen Wert annehmen (ebd., 97ff, 104ff). In ethischer Hinsicht wird hier die schroffe Entgegensetzung von Selbstgenügsamkeit und konstitutiver Abhängigkeit, von

11 Worauf Adorno noch verweist, wenn er auf das insistiert, was »einen jeden von uns zu dem gemacht ha[t], was wir sind«, Adorno 1997, 259.

12 Zur Revision einer Theorie diskursiver Konstruktion (Foucault) vgl. Butler 2003, 130.

13 Vgl. »dass wahrscheinlich nichts »zersetzter« ist als die Art von Ethik oder Moral, die fortlebt in Gestalt von kollektiven Vorstellungen [...] Wenn der Stand des Bewusstseins der Menschen und auch der Stand der gesellschaftlichen Produktivkräfte sich von diesen kollektiven Vorstellungen entfernt hat, dann nehmen diese Vorstellungen etwas Gewalttätiges und Repressives an«; Adorno 1997, 32.

Narzissmus und primärem Bezug zum Anderen bedeutsam. Das »Ich, welches handelt« kontrolliert die Handlungssituation nicht von außen. Es erweist sich als affiziert, agiert so wenig autonom, wie es durch die vorgängige Adressierung erst eingesetzt ist.¹⁴ »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« (Adorno 1999, § 18), der Einzelne ist unweigerlich dem Sozialen verknüpft. Daher siedelt Adorno die Ethik konsequent im Bereich der Gesellschaftskritik an. Dort, wo Butler Adornos Beitrag zu einer Theorie der Verantwortung nachzeichnet, versucht sie zu zeigen,

»dass Moral weder bloßes Symptom ihrer gesellschaftlichen Bedingungen noch ein in Bezug auf diese Bedingungen transzendenter Ort ist, sondern dass sie vielmehr unabdingbar [ist] für die Bestimmung der Handlungsfähigkeit.« (Butler 2003, 30f)

VII. WIE LIEBE SICH »UNBEHAGEN« KONZEPTUALISIEREN?

Das Nachdenken über das Verhältnis von Ethik und Gesellschaftskritik zeigt, dass Subjektivität weder vollständig determiniert, noch (abschließend) konstruiert ist. Nur in der Beziehung zu anderen macht es Sinn, von ethischem Handeln zu sprechen. In der Entzogenheit der Anderen eröffnen sich Handlungsspielräume. Sie sind für eine ethische Dimension konstitutiv. Mit ethischen Situationen geht eine (prinzipielle) Unentscheidbarkeit einher. Das Ethische taucht genau dort auf, wo begriffliche Unterscheidung zugleich notwendig und unmöglich ist. Die Inkonsistenz ist indessen keine bloße Unbestimmtheit oder Unschlüssigkeit. Der Zweck meines Vorhabens lässt sich nicht damit identifizieren, nach Maßgabe von – philosophisch gesprochen »schlechter« – Unbestimmtheit, Grenzziehungen entkommen oder Grenzen unterlaufen zu wollen. Notwendig wird es, Identifizierungen nicht zu ignorieren, wo sie praktisch wirksam sind. Die Differenzierung nach Zugehörigkeit konstituiert (politische) Gemeinschaft. Diese Voraussetzung systematisch zu unterlaufen, hieße, die Folgen von Ein- und Ausgrenzungsmechanismen zu entpolitisieren, zur (privaten) Sache einer Einzelnen zu machen.

Mein Anliegen ist es, ein Verständnis des Ethischen vorzubereiten, das nicht davon ablässt, sich der Frage auszusetzen, was es bedeutet, dem Anderen wie dem Selben Orte zuzuweisen. Hier wird die Zuweisung symbolischer wie sozialer Orte gleichermaßen bedeutsam. Die Frage vernehmen heißt, für wahr halten, dass ich

14 Für die Romantiker wie für Foucault kontrolliert der »Autor« – in der weiten Bedeutung des Wortes – seinen »Text« nicht von außen; er agiert so wenig autonom, wie er durch den vorgängigen Text einer Verführung erliegt und in seine Autorposition eingesetzt ist; vgl. Röttgers 2002, 407-470.

mich nicht »werde« aller Differenzierungen »enthalten haben dürfen«, will ich den spezifischen Anforderungen einer Person nachkommen. Zugleich »werde« ich ohne Unterscheidungen, ohne eindeutige Zuschreibungen »ausgekommen sein müssen«. Was normal ist und in Korrelation dazu, was behindert ist, lässt sich nicht ein für alle Mal kriteriologisch feststellen. Das Bemühen um Eindeutigkeit wäre letztlich der Versuch, den drohenden Verlust von Orientierbarkeit definitiv abzuwehren. Analysen der totalitären Züge des letzten Jahrhunderts zeigen die tödlichen Konsequenzen auf, im begrifflichen Rahmen anthropologischer Unterscheidungslogik symbolische und soziale Orte zuzuweisen. Mein Anliegen demgegenüber ist es, unaufhörlich jene Situationen zu markieren, in denen es schlicht belanglos gewesen sein wird, jemanden als »behindert« zu identifizieren.

Als in den 1930er Jahren Universitätsangehörige aus der Hochschule ausgeschlossen wurden, ist als Grund für den Ausschluss ihre jüdische Identität vermerkt worden. Genau genommen jedoch wurde erst im Moment der Ausschließung eine Unterscheidung wirksam, die bis zu dem Zeitpunkt nicht nur belanglos, sondern teilweise selbst für die Betroffenen bedeutungslos gewesen war.¹⁵

Auf die gleichen Jahre bezieht sich auch Geoffrey Bennington in seinen »biographischen« Notizen zu Derrida (Bennington 1994, 332). Algerien um 1942 unter der Vichyregierung beschreibt er als »Entfesselung des nunmehr autorisierten Antisemitismus, physische und verbale Gewalt, auch unter den Kindern«. Zeit und Umstände sind für ihn Anlass, in Bezug auf die Zugehörigkeit eine doppelte Unmöglichkeit herauszuarbeiten:

»Zweifelloos waren es diese Jahre, in denen sich, wenn ich so sagen darf, der besondere Charakter der ›Zugehörigkeit‹ J.D.s [Jacques Derridas] zum Judentum herausgebildet hat: Verletzung, gewiß, empfindliche und engagierte Sensibilität für den Antisemitismus wie für den Rassismus, Antwort eines ›Verwundeten‹ auf die Xenophobie, aber auch Ungeduld angesichts jeder herdenhaften Identität und des militanten Charakters der Zugehörigkeit im allgemeinen – sei es auch eine jüdische. Kurz: eine doppelte Zurückweisung ...« (ebd., 332f).

15 In Untersuchungen zum Verhältnis von Mehrheit und Minderheit und den Mechanismen von Ein- und Ausgrenzung ist der Begriff »Ausschluss« üblich. So verwendet auch Arendt den Begriff der »Ausgeschlossenen«, um das Verhältnis von Juden zur je dominierenden Allgemeinheit näher zu kennzeichnen. Meines Erachtens ist »Ausschluss« doppeldeutig. Jemanden auszustoßen markierte deutlicher, dass es sich um noch Zugehörige handelt. Im Falle des Ausschließens wäre daneben auch die Deutung plausibel, dass die Betroffenen von jeher ausgeschlossen sind. Diese Beobachtung steht im Übrigen im Widerspruch zum synonymen Gebrauch in Arendts Schriften: der Verwechslung von »Ausgeschlossenen« und »Ausgestoßenen«.

Die Zurückweisung jeglicher Zugehörigkeit stellt Bennington anschließend in den größeren Zusammenhang von Derridas Werk. Er prägt für die Arbeit der Dekonstruktion, Derridas Lektürestrategie schlechthin, den Begriff des »denkenden Unbehagens«. Bennington schreibt:

»dass das gesamte Werk J.D.s von diesem Unbehagen an der Zugehörigkeit, man könnte fast sagen: an der Identifikation befallen ist, und die ›Dekonstruktion des Eigen(tlich)en‹ scheint mir das Denken dieses Unbehagens selbst, das denkende Unbehagen zu sein« (ebd., 333).

In welche Richtung kann die Auseinandersetzung gehen? Derridas »denkendes Unbehagen« ließe sich mit dem »Staunen« und »Erschrecken können« (vgl. Ustinov 2005; ein Gedanke, der zugleich philosophiegeschichtlich bedeutsam wurde) und dem, was Arendt politisch gewendet »selbstbewusstes Pariatum« nennt (vgl. auch »mutig bewahrte Naivität«, Young-Bruehl 2004, 283) ins Gespräch bringen und weiter führen. Kennzeichen von politisch relevanter Erfahrung, die nach Arendt »Mut« braucht, insofern sie sich nicht abschließt gegen die Welt, wären ein »unfehlbarer Sinn für Qualität und Relevanz«, ein »untrügliches Urteil« in allen menschlichen Angelegenheiten und zudem die bewahrte Offenheit und Aufgeschlossenheit eines Menschen, der »zu seiner ewigen Überraschung feststellt, dass die Welt so ist, wie sie ist«. ¹⁶

Das Unbehagen wäre folglich Index dafür, noch zu erschrecken und die Resonanz ernst zu nehmen. Das ist sachlich gut begründet. Nur in der »Beunruhigung« (Levinas) wäre Kommunikation möglich. ¹⁷ Die Forderung jedoch, die oft an Ethik herangetragen oder an jemanden »als Ethikerin« adressiert wird, lautet: bestimmt zu wissen und explizit machen zu können, wie das Zusammenleben von Menschen besser funktioniert. Die Sehnsucht nach Unmissverständlichkeit und Bestimmtheit aber geht dann mit der Vorstellung Hand in Hand, das Zusammenleben von Menschen (nach Maßgabe eines Kriterienkatalogs oder Checkhefts, das detailliert Schritte zum Erfolg anweist) handhaben zu können. Der Abwertung und Abwehr von Menschen, die als »abweichend« identifiziert werden, entsprechen Einstellungen und Verhaltensbereitschaften im Referenzrahmen von Normalität und Ausnahme. Das

16 Arendt, H., Waldemar Gurian: 1903-1954, in *Men in Dark Times*, New York: 1968, 258; zit. n. Young-Bruehl 2004, 283. – Vgl. »An der Quelle dieser Begeisterung lagen Naivität und Mut, eine umso fesselndere Naivität, als sie einem Mann zu eigen war, der sich in den äußeren Formen der Welt extrem gut auskannte und der deshalb allen Mut brauchte, den er aufbringen konnte, seine ursprüngliche Naivität lebendig und intakt zu halten.« (Arendt, H., Randall Jarell: 1914-1965, in *Men in Dark Times*, 266; zit. n. Young-Bruehl 2004, ebd.)

17 Vgl. die »Überraschung im Dialog« (Martin Buber). Nur so kann Dialog entstehen, in der Fähigkeit, überrascht zu werden; nur dann ist »Begegnung« möglich.

Bemühen um Eindeutigkeit wäre letztlich eine Strategie, um das, was das Unbehagen verursacht, zu vermeiden oder von sich zu weisen. Hier hat also noch einmal Peter Ustinov das Wort (ders. 2005, 118):

»Da steht ein Mann in Genf am Seeufer und betrachtet diese phantastische Fontäne, die aus dem Wasser hervorschießt. Er hat das Gefühl, nicht allein zu sein. Er schaut sich um, da steht neben ihm ein Schwarzer und schaut die Fontäne ebenfalls an. Der Mann ist ganz verblüfft und wendet sich nach einigem Zögern an den Schwarzen: ›Vous n'êtes pas d'ici!‹ – ›Sie kommen nicht von hier!‹ Der Schwarze: ›Non, aus Lausanne.‹

BIBLIOGRAPHIE

Adorno, Th. W., *Minima Moralia* (1969), Frankfurt a. M.: 1999.

Adorno, Th. W., *Negative Dialektik* (1966), Frankfurt a. M.: 2000.

Adorno, Th. W., *Probleme der Moralphilosophie* (1963), Frankfurt a. M.: 1997.

Apel, K.-O., *Diskurs und Verantwortung: das Problem des Übergangs zur postkonventionellen Moral*, Frankfurt a. M.: 1988.

Arendt, H., *Vita Activa oder Vom tätigen Leben* (1967), München/Zürich: 2005.

Bahr, H.-D., *Die Sprache des Gastes. Eine Metaethik*, Leipzig: 1994.

Bennington, G., *Curriculum vitae*, in Jacques Derrida: *Ein Portrait von Geoffrey Bennington und Jacques Derrida* [Jacques Derrida par Geoffrey Bennington et Jacques Derrida, 1991, dt.], a. d. Franz. v. S. Lorenzer, Frankfurt a. M.: 1994, 331-358.

Butler, J., *Kritik der ethischen Gewalt, Adorno-Vorlesungen 2002*, IFS an der Johann Wolfgang Goethe Univ., übers. v. R. Ansén, Frankfurt am Main: 2003.

Butler, J., *Phantasmatische Identifizierung und Annahme des Geschlechts*, in: *Körper von Gewicht – Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* [Bodies that Matter, New York: 1993, dt.], übers. v. K. Wördemann, Frankfurt a. Main: 1997, 135-170.

Foucault, M., *Was ist Kritik?* (1978) [Qu'est-ce que la critique?, Paris: 1990], übers. v. W. Seitter, Berlin: 1992.

Levinas, E., *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht* [Autrement qu'être ou au-delà de l'essence, Den Haag: 1974, dt.], Freiburg i. B.: 1992.

Gamm, G., *Flucht aus der Kategorie: Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne*, Frankfurt a. M. 1994.

- Gamm, G., Nicht nichts. Studien zu einer Semantik des Unbestimmten, Frankfurt a. M.: 2000.
- Gamm, G., Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur (1930), in ders., A. Hetzel, M. Lilienthal, Hauptwerke der Sozialphilosophie, Stuttgart: 2001, 108-133.
- Heitmeyer, W., Feindselige Normalität: In Deutschland breitet sich die Bereitschaft aus, Mitmenschen zu verachten – wenn sie anders sind, DIE ZEIT 51/2, 2003.
- Hetzel, M., Behinderung und Ethik. Eine Frage der Gerechtigkeit, in: homo perfectus? Behinderung und menschliche Existenz, Kritisches Jahrbuch der Philosophie, Beiheft 5, hrsg. von K.-M. Kodalle, Würzburg: 2004, 43-51.
- Rösner, H.-U., Jenseits normalisierender Anerkennung, Reflexionen zum Verhältnis von Macht und Behindertsein [Zugl. Diss., Freie Univ., Berlin: 2001], Frankfurt a. M.: 2002.
- Röttgers, K., Kategorien der Sozialphilosophie, SO|PHI|ST: Sozialphilosophische Studien Bd. 1, Magdeburg: 2002.
- Schnell, I., Geschichte schulischer Integration. Gemeinsames Lernen von SchülerInnen mit und ohne Behinderung in der BRD seit 1970, Weinheim, München: 2003.
- Singer, P., Praktische Ethik (1984), rev. u. erw. Aufl., Leipzig: 1994.
- Ustinov, P., Achtung! Vorurteile, nach Gesprächen mit H. Wieser und J. Ritte, Hamburg: 2005.
- Young-Bruehl, E., Hannah Arendt: Leben, Werk und Zeit [Hannah Arendt. For Love of the World, New Haven/London: 1982, dt.], übers. v. H. G. Holl, Frankfurt am Main: 2004.

LERNRÄUME FÜR STUDIERENDE SCHAFFEN – SCHREIBFÖRDERUNG AN AMERIKANISCHEN UNIVERSITÄTEN

EIN REISEBERICHT

Katrin Girgensohn

Ich muss gestehen, dass ich erst bei meiner Magisterarbeit gelernt habe, wissenschaftlich zu schreiben. Alle Hausarbeiten in meinem Germanistik- und Hispanistikstudium brachte ich »irgendwie« hinter mich, meist sogar mit passablen Ergebnissen. Doch immer blieb das Gefühl, ich taue eigentlich nicht für die Wissenschaft. Wie kam es zu dieser Einschätzung? Im Grunde hatte ich mich nie mit der Frage auseinander gesetzt, was wissenschaftliches Schreiben ist. Mir hat niemand erklärt, was da eigentlich von mir als Studentin verlangt wird und ich blieb bei meinen vagen Vorstellungen: Wissenschaftliche Texte müssen kompliziert klingen, müssen abstrakt sein und voller Fremdwörter und Fußnoten. Das widerstrebte mir und es schüchtelte mich ein. Ich tröstete mich mit der Vorstellung, ein eher praktischer Mensch zu sein und wäre damals nicht auf die Idee gekommen, mich selbst als zukünftige Wissenschaftlerin zu sehen. Nur meinen Abschluss wollte ich schaffen. Und für den führte kein Weg an der Magisterarbeit vorbei. Erst zu diesem Zeitpunkt schien mir ein weiteres Durchlavieren nicht mehr möglich. Ich hatte dann das Glück, Literatur zu finden, die meine Ängste relativierte,¹ und einen Betreuer, der bereit war mehrere Entwürfe zu lesen und zu kommentieren. Sehr geholfen hat mir außerdem das Feedback vieler Freunde auf die entstehenden Texte.

Nachdem das Werk vollbracht war – phasenweise mit viel Quälerei verbunden – tat es mir plötzlich sogar leid, erst ganz am Ende meines Studiums entdeckt zu haben, wie das wissenschaftliche Schreiben funktionieren kann. Ich hätte wirklich mehr von meinem Studium haben können!

1 Otto Kruses Buch »Keine Angst vor dem leeren Blatt« sollte meiner Meinung nach zur Pflichtlektüre für alle Studierenden werden! (Kruse 1998).

Meine Erfahrungen sind kein Einzelfall. Viele Studierende in Deutschland – nicht nur in den Geisteswissenschaften – haben Schreibprobleme, die häufig zu Verzögerungen oder sogar zum Abbruch des Studiums führen².

In Deutschland entwickelt sich mehr und mehr ein Bewusstsein für diese Problematik. Die Zahl der Forschungsarbeiten rund um die Schreibdidaktik wächst³, auch wenn die praktische Umsetzung an den Hochschulen noch oft genug an deren Finanzpolitik scheitert.

Im Vergleich zum angloamerikanischen Raum ist das Ausmaß der hiesigen Forschung und Praxisarbeit jedoch nach wie vor bescheiden. Die spezielle Förderung der Schreibfähigkeiten von Studierenden hat an amerikanischen Universitäten eine lange Tradition: Bereits im 17. Jahrhundert, noch zu Zeiten kriegereischer Auseinandersetzungen zwischen Ureinwohnern und Einwanderern, gab es erste Versuche, an sogenannten »Grammar schools« rhetorisches Schreiben zu lehren (Bräuer 1996). Seit Beginn des 20. Jahrhunderts ist *Composition* Bestandteil der Curricula *aller* Studierenden: zu Beginn des Studiums wird Schreiben in speziellen Kursen unterrichtet, um ein universitäres Niveau zu garantieren. Mit der Entwicklung dieser Disziplin haben sich auch Berufsverbände, Konferenzen und Publikationsorgane der *Composition*-Lehrenden etabliert, die einen breiten Diskurs zu Fragen der Schreibprozessforschung und Schreibdidaktik fördern und letztlich zur Etablierung der sogenannten »Writing across the curriculum«-Programme (WAC) und von Schreibzentren geführt haben.

Wäre es da nicht nahe liegend, an deutschen Universitäten auf diese reichen Erfahrungen zurückzugreifen? Zu bedenken ist natürlich die kulturell bedingt andere Struktur amerikanischer Hochschulstudiengänge mitsamt unterschiedlichen Genres und Anforderungen an Schreibaufgaben (Hartung 1998) – wobei die neuen BA- und MA-Studiengänge in Deutschland sich tendentiell an das transatlantische System annähern. Es gibt noch ein weiteres Hindernis: Gerd Bräuer berichtet von Vorbehalten seitens der Schulaufsichtsbehörde gegenüber amerikanischen Modellen, es wird ein »Kulturimperialismus« aus Amerika befürchtet (Bräuer 2002, S. 62). Ähnliche Vorbehalte konnte ich teilweise auch in Gesprächen mit europäischen SchreibpädagogInnen heraushören. Deshalb war es mir wichtig, in die USA zu reisen und

2 Vgl. Bräuer 2002, S.68: von 283 befragten Studierenden an der Universität Freiburg hatten 81,2% Schreibprobleme beim Akademischen Schreiben und 21,9% haben ihre Hausarbeit deshalb nicht fertig geschrieben (unveröffentlichte Studie von Dittmann 2001). Ausführlich berichtet auch Gisbert Keseling (2004) über Schreibprobleme deutscher Studierender an der Universität Marburg.

3 Siehe z.B. Kruse et al. 1999, Perrin et al. 2002 sowie Björk, Bräuer (et.al) 2003 für die europäische Ebene.

mir mit eigenen Augen anzusehen, wie dort an Universitäten Schreiben vermittelt wird. Mit Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung konnte ich im Frühjahr 2004 eine Forschungsreise unternehmen und an verschiedenen Hochschulen *Composition*-Kurse, WAC-Programme und Schreibzentren erleben.

Meine Eindrücke möchte ich an dieser Stelle weitergeben und mich dabei jeweils exemplarisch auf eine der besuchten Universitäten beziehen.

1. COMPOSITION

Composition wird im sogenannten »Freshman«-Jahr unterrichtet, also dann, wenn die Studierenden an die Universität kommen und eine Art Studium Generale absolvieren müssen. Die Universitäten wollen so eine breite Allgemeinbildung anbieten und bestehende Bildungsunterschiede ausgleichen, bevor die Studierenden sich auf ihre Hauptfächer konzentrieren. *Composition* besteht als eigene Disziplin, oft unabhängig von den Englischfakultäten. Darin liegt ein wichtiger Unterschied zu Deutschland, wo Schreiberziehung ab der Sekundarstufe I als Bestandteil des Deutschunterrichtes gilt und sich entsprechend vor allem auf schulische Textsorten konzentriert. Eine gezielte Vorbereitung auf das Schreiben in Studium und Berufsausbildung gibt es selten. Die Loslösung der Schreiberziehung von bestimmten fachlichen Inhalten ist für Deutsche ungewohnt. Die Eigenständigkeit der Disziplin *Composition* hat jedoch zu einigen interessanten Entwicklungen geführt:

Im Schreibunterricht wird verstärkt versucht, nicht das Schreiben als Tätigkeit isoliert zu unterrichten, sondern die Studierenden dabei zu unterstützen, sich selbst als *Writer*, als Autoren, wahrzunehmen. Die Klasse als Lerngruppe wird so zu einer »Writer's community«, die vom Dozenten in ihren Lernprozessen begleitet wird. Die traditionelle Lehrerrolle, bei der Wissen sozusagen von oben nach unten weitergegeben wird, verändert sich hin zu der Funktion des Lehrers als Begleiter. Die Studierenden arbeiten viel in Kleingruppen. In sogenannten »Peer conferences« werden die Texte schon während ihres Entstehungsprozesses besprochen. Mit Hilfe gezielter Schreibaufgaben reflektieren die Studierenden außerdem ihre eigene Entwicklung als Autoren.

Schreiben wird als Prozess gesehen und unterrichtet. Verschiedene Stadien des Schreibprozesses werden in den Unterricht einbezogen, auch die Phasen der Ideenfindung und der Überarbeitung. Diese Prozessorientierung zeigt sich ebenfalls bei der Benotung der Arbeiten: Die Texte werden in Portfolios zusammengestellt, in die auch frühere Versionen des endgültigen Produkts aufgenommen werden. In ergän-

zenden Kommentaren reflektieren die Studierenden die Entstehungsprozesse ihrer Texte.

Composition an der University of Arizona/Tucson

Die University of Arizona in Tucson ist eine staatliche Universität, d.h. sie ist für Studierende, die ihren Highschoolabschluss in Arizona gemacht haben, kostengünstiger. (Ansonsten gilt aber auch hier, wie für alle amerikanischen Universitäten, dass Studiengebühren gezahlt werden.)

Schreiben gilt hier als extrem wichtig. Alle sollen sich ausdrücken können, argumentieren lernen. Wer nicht schreiben kann, hat nach Meinung der Lehrenden Gründe dafür: Beispielsweise die Zugehörigkeit zu Minderheiten mit wenig Zugang zu Bildung. Schreiben gilt als die Basis der Kultur, und wer das nicht kann, ist ausgeschlossen. Man braucht es in jedem Beruf, den Akademiker ergreifen. Es gibt keine Entschuldigung dafür, von der Uni zu kommen und es nicht zu beherrschen, wurde mir erklärt. Im ersten Studienjahr sollen alle Studierenden auf das für ein Studium erforderliche Niveau gebracht werden. Alle Studienanfänger müssen *Composition*-Kurse belegen und werden nach einiger Zeit sortiert in »Honour classes« und Förderklassen.

Exemplarisch stelle ich hier den Ablauf einer *Honour class* und einer Förderklasse vor.

Die 24 »Honours« in dieser Klasse hatten vier Stunden *Composition* in der Woche. Zunächst analysierten sie einen Text, um die rhetorischen Mittel zu verstehen. Dann sollten sie selbst einen Essay zu einem frei gewählten Thema schreiben. Nach einer Woche Forschungsarbeit präsentierten sie ihre ersten Entwürfe. Nacheinander und sehr souverän referierten die Studierenden über ihr Thema, die von ihnen geplanten Argumentationsstränge und die Felder, die sie noch vertiefen wollen. Nach den Präsentationen konnten die Kommilitonen jeweils Anregungen oder Nachfragen einbringen. Dieses Feedback wurde später in *Peer*-Konferenzen, die teilweise gleich am Computer stattfanden, vertieft.

Bis zum Ende des Semesters sollten weitere Schreibaufgaben in einem Portfolio zusammengestellt werden. Zusätzlich gab es obligatorische Einzelgespräche mit der Lehrerin zu den Texten, außerdem stand sie jederzeit in ihren Sprechstunden und per E-Mail für Fragen aller Art zur Verfügung.

Die Förderklasse arbeitete ganz ähnlich, hatte aber statt 24 nur 9 Studierende. Die Studierenden waren gerade dabei, mit dem 2. Essay des Semesters zu beginnen. Am Ende des Semesters sollen drei Essays in verschiedenen Stadien der Über-

arbeitung in einem Portfolio zusammengefasst werden. Am Tag meines Besuchs vermittelte die Lehrerin den Studierenden, wie der »Coverletter« des Portfolios aussehen soll, ein formaler Brief mit spezifischen Anforderungen. Die Studenten hatten zunächst zehn Minuten Zeit, den Anfang dieses Briefes zu schreiben. Danach lasen sie ihre Entwürfe der Reihe nach vor. Jeder Vortrag wurde gleich besprochen. Anhand der einzelnen Entwürfe erklärte die Lehrerin nach und nach die Anforderungen des *Coverletters*: die Studierenden sollen darin die Inhalte ihres Portfolios erläutern und erklären, was der Schwerpunkt ihrer Arbeit war. Zum Beispiel könnten sie erläutern, dass sie besonders gründlich an der Einleitung gearbeitet haben und dies anhand von Textstellen aus den verschiedenen Stufen der Entstehung des Essays belegen. Die Lehrerin wies auf die Ähnlichkeit mit einem Bewerbungsschreiben hin: Es muss die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln und ihn auf die Stärken der Bewerbungsunterlagen hinweisen. Schließlich verglich sie den Coverletter noch mit Lyrik: man müsse das Wesentliche erkennen und in möglichst wenigen Worten verdichten.

Die Lehrerin präsentierte selbst einen Entwurf: »*I really made a mess!*«, sagte sie. Sätze und Wörter waren ausgestrichen, korrigiert und neu geschrieben worden. Die Studierenden konnten sehen, dass auch sie nicht auf Anhieb einen guten Text schreiben kann und Revision zum Schreibprozess dazu gehört.

Eher beiläufig kommentierte die Lehrerin in der Vorleserunde die Arbeitsweise der einzelnen Studenten und hob deren Stärken vor den anderen hervor: »Sarah hat es gut geschafft, ihre Sätze zu strukturieren und einen enormen Fortschritt gemacht.« »Tom hat eine exzellente Einleitung geschrieben im letzten Essay«, usw. Ich hatte während meiner Reise noch oft den Eindruck, dass Lob wichtig ist und gerne ausgesprochen wird.

Anschließend las diese Klasse gemeinsam Ausschnitte aus dem Uni-eigenen »Guide to first-year-composition« (Mc Gaffey Sharp et al. 2003). Dieses Buch wird jedes Jahr neu aufgelegt und ist einerseits ein Lehrbuch für das Schreiben, das die Philosophie dieser Uni verdeutlicht: »Writing is revision«. Andererseits dokumentiert dieses Buch auch die Arbeiten der *Freshman*-Studenten vergangener Jahre. So gibt es den Studierenden Beispiele für ihre eigenen Aufgaben in die Hand und ist gleichzeitig ein potientes Forum für eigene Veröffentlichungen. Für das Cover des Buches wird ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich alle Studienanfänger beteiligen können. Zusätzlich gibt es ein »Reference«-Buch⁴ als Unterrichtsmaterial,

4 Es gibt sehr viele dieser Reference-Bücher für Studierende auf dem Markt, z.B. Polnac et al. 1999, Fulwiler and Hayakawa 1999, Hacker 2004, Harris 2000. Diese Bücher bieten z.T. auch Hilfestellungen für Recherchen und Design von Texten oder Formulierungsalternativen für nicht-sexistische Sprache.

in dem die Studierenden die formalen Dinge schnell nachschlagen können. Dazu gehört neben der Grammatik zum Beispiel auch, wie ein offizieller Brief formal auszusehen hat.

Allgegenwärtig ist die Benotung. Mehrfach erläuterte die Lehrerin ihre Kriterien für die Benotung der Essays, damit die Studierenden möglichst genau wissen, was von ihnen verlangt wird. Es ging auch hier um den *Prozess* des Schreibens: Die ersten Entwürfe werden zwar eingesammelt und kommentiert, aber letztendlich wird nur der letzte Entwurf bewertet und vor allem die Entwicklung, die im Fortschritt dieser Entwürfe zum Ausdruck kommt. Die Studierenden müssen diese Entwicklung immer wieder selbst in Worte fassen, um sie so zu reflektieren.

Den größten Teil der Lehre im Bereich *Composition* für die Studienanfänger übernehmen in Tucson Doktoranden. Die Promotionsphase ist eingebunden in eine Anstellung an der Universität. Die Doktoranden lehren in zwei Klassen à vier Wochenstunden pro Semester und müssen selbst an verschiedenen Lehrveranstaltungen teilnehmen. Dafür bekommen sie ein Gehalt und sind versichert. Die lehrenden Doktoranden werden von einem Team Wissenschaftlicher Mitarbeiter betreut, den »Teaching Advisors«.

Wenn die Doktoranden neu an die Uni kommen, findet zunächst ein zehntägiges *Teacher-Training* statt. Auch während des laufenden Semesters werden die Doktoranden betreut. Wöchentlich treffen sie sich zu zehnt mit ihrem *Teaching Advisor* zu einer zweistündigen Supervision. An einer Supervision konnte ich teilnehmen: Reihum berichteten alle, wie es in ihren Klassen läuft, was gerade ansteht, was es evtl. für Fragen gibt. Da die Klassen meistens ähnlich strukturiert sind, ist die Runde sehr hilfreich für alle. Eine Doktorandin hatte Kurzreferate als Wiederholung grammatischer Themen vergeben, andere nahmen diese Idee auf. Ein ausführliches Raster für die Benotung wurde gemeinsam entwickelt. Der *Advisor* erinnerte daran, dass die Benotung sich am »Assignment«, dem Aufgabenblatt, orientieren muss. Alles, was darin gefordert wird, darf in die Benotung einfließen, was dazu führt, dass die Schreibaufgaben meist seitenlang sind.

Eine weitere Doktorandin hatte einen Tipp für eine Übung zur Struktur der Essays: Die einzelnen Absätze werden zerschnitten. Auf die Rückseite wird in ein paar Worten der Inhalt und die Funktion des Absatzes notiert. Dann soll jemand anderes nur Anhand der Rückseiten den Essay sortieren.

Anschließend wurde diskutiert, was die im Lehrbuch vorgeschlagene Aufgabe »personal essay« bedeutet: Die Studierenden sollen sich selbst als »Writer« wahrnehmen und beschreiben, wie es ihnen geht als Schreibende, wie sie sich entwickelt haben, was ihre Schwerpunkte sind. Dabei ist der Aspekt »Audience« wichtig. Die

Studierenden sollen erfahren, dass es einen großen Unterschied macht, für wen man schreibt, also für welches Publikum. Sie können ihren Essay an den Direktor des Schreibprogramms gerichtet schreiben, oder auch an die nächste *Freshman*-Generation. Dieser Essay sollte nicht ins Portfolio kommen, er galt als kleine Schreibaufgabe nebenbei.

Composition in Deutschland?

In privaten Gesprächen jenseits meines offiziellen Besuchs bin ich natürlich auch auf Studierende gestoßen, die das Fach *Composition* nicht mochten und sich z.B. über die zusätzliche Arbeit beklagten. Wenn ich aber erzählte, dass es in Deutschland oft keine Anleitung zum Schreiben an der Universität gibt, war das Erstaunen groß: gar keine Hilfe schien dann doch unvorstellbar.

In Deutschland gibt es unterschiedliche Haltungen zu obligatorischen Schreibkursen an den Universitäten. Der Schreibforscher Gisbert Keseling ist z.B. skeptisch, da die Zerlegung des Schreibprozesses in einzelne Schritte den Blick für den Gesamttext verloren gehen lasse und für die Motivation schlecht sei (Keseling 2004, S.309). Gabriela Ruhmann, Leiterin des Schreibzentrums der Universität Bochum, kommt dagegen zu dem Schluss, dass eine systematische Anleitung im wissenschaftlichen Schreiben zukünftig zu den zentralen Aufgaben der Hochschulen gehören muss (Ruhmann 2003) und hat bereits didaktische Konzepte entwickelt (Ruhmann 1997, Ruhmann 1999, Kruse et al. 1999).

Mich haben meine Beobachtungen in den USA davon überzeugt, dass es auch in Deutschland wichtig wäre, Schreiben gezielt zu unterrichten. Dies könnte durchaus innerhalb der einzelnen Disziplinen geschehen, damit die Spezifik fachlicher Schreibkonventionen berücksichtigt werden kann. Dieser Schreibunterricht sollte jedoch als Ergänzung der Fachseminare behandelt werden, damit eine Konzentration auf die Schreibprozesse möglich ist. Denkbar sind Grundlagenseminare wie »Einführung in das akademische Schreiben für Kulturwissenschaftler«⁵. Eine Prozessorientierung, bei der zu einem ständigen Reflektieren des eigenen Vorgehens angeregt wird, halte ich für sehr hilfreich im Hinblick auf spätere, unangeleitete Schreibprozesse (vgl. dazu Bräuer 2000).

Möglicherweise ließe sich auch in Deutschland dieser Bereich der Lehre durch Doktoranden übernehmen. Eine Beschäftigung mit dem Thema »Schreiben« kommt

5 Meiner Erfahrung nach sind Studierende für solche Seminare dankbar. Entsprechende Angebote im Rahmen von Lehraufträgen wurden an der Europa Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) regelrecht überrannt.

schließlich auch der eigenen Dissertation zu Gute. Wenn es dann noch eine entsprechende Unterstützung der ersten Lehrerfahrungen durch Supervisionsgruppen gäbe, könnte sich das positiv auf die gesamte Hochschuldidaktik auswirken. Denn wenn Lehrende in Deutschland sich von Anfang austauschten über ihre Erfahrungen, ihre Erfolge und Misserfolge, dann würde sich innerhalb der Universitäten viel mehr verändern als durch neue Studienordnungen und Rahmengesetze.

2. WRITING ACROSS THE CURRICULUM (WAC)

WAC gibt es als pädagogische Bewegung in Großbritannien und den USA bereits seit dem Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre. In den USA bedeutet WAC den Versuch, Schreiben als Lernmedium in alle Fächer zu integrieren, statt es in der alleinigen Verantwortung der *Compositionkurse* zu sehen. Schreiben ist eine Möglichkeit, Studierende zum aktiven Lernen und kritischen Denken zu bringen. Es geht also nicht darum *schreiben* zu lernen, sondern *schreibend* zu lernen (vgl. Bean 2001 und McLeod 2002).

Viele Universitäten haben sogenannte »Writing intensive classes« eingeführt. In diesen Seminaren müssen die Studierenden deutlich mehr schreiben als in anderen Kursen. Das gilt auch für Studierende der Ingenieur-, Wirtschafts- und Naturwissenschaften. Sie erarbeiten oder wiederholen den Stoff mit Hilfe verschiedener Schreibaufgaben. Mindestens eine dieser Schreibaufgaben muss über mehrere Versionen hinweg vom Dozenten begleitet werden, da Schreiben als Prozess gilt, der stets mehrere Revisionen braucht.

Je nach Studienordnung sind die Studierenden verpflichtet, eine bestimmte Anzahl der schreibintensiven Kurse zu belegen. Daher müssen auch die Fakultäten regelmäßig die entsprechenden Lehrveranstaltungen anbieten.

WAC an der University of Columbia/Missouri

An der University of Columbia/Missouri ist 1983 von der Universitätsleitung ein Komitee eingesetzt worden, das Wege finden sollte, um die Schreibfähigkeiten der Studienanfänger zu verbessern, die als zu schlecht eingestuft worden waren. Das Komitee plädierte dafür, Schreiben in Form von »Writing intensive Courses« als Lernmedium in allen Fächern einzusetzen und außerdem ein Schreibcenter auf dem Campus zu etablieren – zusätzlich zu obligatorischen *Compositionkursen* (vgl. Campus Writing Program University of Columbia 2004).

Das Prinzip der »Writing intensive Courses« ist inzwischen etabliert und fest in der Universitätsstruktur verankert. Die Studierenden müssen laut Studienordnung mehrere dieser Kurse belegen. Jede Fakultät *muss* einige solcher Kurse anbieten, weil sonst die Studierenden ihr Studium nicht abschließen können.

Lehrende, die schreibintensive Kurse anbieten, reichen zunächst einen Vorschlag beim »Campus Writing Board« ein, einem Komitee aus 21 Mitgliedern der verschiedenen Fakultäten. Folgende Bedingungen müssen gegeben sein: Es sollten nicht mehr als 20 Studierende pro Lehrendem in einer Klasse sein. Bei größeren Kursen werden *Teaching Assistents* eingesetzt, um die Lehrkraft zu unterstützen. In dem Kurs müssen verschiedene Schreib-Lern-Aufgaben erfüllt werden, die komplex genug sind, um durch mehrere Arbeits- und Revisionsphasen hindurch vom Lehrer begleitet zu werden. Diese Schreib-Lern-Aufgaben münden in ein mindestens 20-seitiges Portfolio.

Die Mitglieder des Schreibprogramms empfehlen, dass nur freiwillige Lehrkräfte diese Kurse übernehmen. Offenbar gibt es dafür genug Akzeptanz der Idee an der Universität.

Die Lehrenden, die diese Kurse anbieten, werden vom *Campus Writing Program* unterstützt. Sie werden zunächst in Workshops darin geschult, Schreibaufgaben zu entwickeln und auf pädagogisch sinnvolle und dennoch ökonomische Weise auf die vielen Texte der Studierenden zu antworten. Auch während des Semesters können sie jederzeit Unterstützung vom *Campus Writing Program* bekommen. Neben Einzelberatungen geschieht dies durch regelmäßige »Lunchtime Conversations About Writing«, einen Newsletter, Materialien auf der Webseite⁶ u.v.m.

Lehrende verschiedener Fakultäten haben mir gegenüber in Gesprächen immer wieder hervorgehoben, wie sehr sie den Austausch schätzen, der sich – auch interdisziplinär – durch die Teilnahme am *Campus Writing Program* ergibt.

Für die Studierenden gibt es ein extra Tutoren-Programm, das auf der studentischen Ebene den Erfolg dieser Kurse durch individuelle Schreibberatung unterstützt.

Das *Campus Writing Program* ist eine zentrale Einrichtung. Es untersteht der Universitätsleitung, den Dekanen der verschiedenen Colleges der Universität und dem Campus Writing Board. Diese Struktur sichert das Bestehen des Programms – außerdem spricht der Erfolg der WAC-Arbeit für sich. So wählen inzwischen viele Studierende freiwillig die schreibintensiven Seminare, weil sie deren höheren Lerneffekt spüren.

6 Siehe hierzu URL: www.cwp.missouri.edu

Schreibintensive Seminare in Deutschland?

Mit »Schreibintensiven Seminaren« verbessert sich nicht nur die Schreibkompetenz der Studierenden, sondern sie entwickeln auch ein Bewusstsein für die Potentiale des Schreibens als Medium des Denkens und Problemlösens. Sie werden zu eigenverantwortlichen, aktiv Lernenden. Mit der Entwicklung ähnlicher Konzepte für Deutschland könnte es gelingen, nicht nur auf studentischer Seite ein Problembewusstsein zu schaffen, sondern auch die Lehrenden zu sensibilisieren. Allerdings erscheint es mir eher unwahrscheinlich, dass sich Lehrende zu einem solchen Programm bewegen lassen würden. So würden sie zum einen einerseits sicherlich einen Mehraufwand an Arbeit fürchten. Vor allem aber würden schreibintensive Seminare nach US-amerikanischem Modell bedeuten, dass es zu einem Austausch über die eigene Lehre kommt. Was schon innerhalb der einzelnen Fächer, ja sogar innerhalb der einzelnen Lehrstühle nicht möglich ist, scheint interdisziplinär erst recht schwer denkbar.

3. SCHREIBZENTREN

»Writing centers«, Schreibzentren, sind als zentrale universitäre Einrichtungen Anlaufpunkte für Studierende aller Fachrichtungen und aller Semester. Es gibt sie inzwischen an den meisten amerikanischen Universitäten. Die Schreibzentren bieten schwerpunktmäßig individuelle Schreibberatungen an, die alle Phasen eines Schreibprozesses betreffen können. So sind erste Brainstormings genauso Thema wie Gliederungen, Rohfassungen oder spätere Versionen von Texten. Ziel der Beratungen ist es, die Studierenden in ihrer Entwicklung als Autoren zu fördern, indem in Gesprächen ein Bewusstsein für die individuellen Schreibprozesse geschaffen wird. So geht es niemals darum, einen Text Korrektur zu lesen, sondern darum, gemeinsam mit den Schreibenden die Schwachstellen eines Textes zu finden und ihnen selbst eine Verbesserung zu ermöglichen.

Die Schreibberatungen werden von Studierenden geleistet. Als sogenannte »Peer Tutors« sind sie meistens im Studium nicht viel weiter fortgeschritten als ihre »Tutees«, also die Studierenden, die beraten werden. Ein Grund für dieses *Peer Tutoring* ist in der unter dem Punkt »Composition« erläuterten Tendenz zu sehen, Schreiben lernen als sozialen Akt innerhalb einer *Community* zu begreifen: Schreibkompetenz kann nicht hierarchisch von oben nach unten vermittelt werden, sondern wird von Lernenden gemeinsam entwickelt. Im Schreibzentrum lernen Studierende

von- und miteinander. Die Studierenden fühlen sich in der Regel wohler in einer Lernsituation untereinander und sind in einer solchen Situation eher bereit, auch Schwierigkeiten zu kommunizieren (Bruffee 1973).

Eine wichtige Voraussetzung für den Erfolg dieses Konzeptes ist natürlich eine gute Schulung und Begleitung der Tutoren. Dafür gibt es an den amerikanischen Schreibzentren unterschiedliche Modelle⁷. Die Tutoren werden meistens ähnlich bezahlt wie studentische Hilfskräfte in Deutschland.

Writing Center am Agnes Scott College in Atlanta/Georgia

Das Schreibcenter am Agnes Scott College hat mich sehr überzeugt. Dieses Schreibzentrum ist besonders gut organisiert und vermittelt eine gleichzeitig entspannte und produktive Atmosphäre. Die Leiterin lässt ihren Tutorinnen sehr viel Spielraum in der Gestaltung ihrer Arbeit. Sie sind gefragt bei allen Entscheidungen, nehmen an Forschungsprojekten und allen weiteren Aufgaben teil. Dieses Schreibcenter funktioniert als studentische Einrichtung, als professioneller Ort mit inoffizielltem Charakter.

Das Agnes Scott College ist ein kleines unabhängiges *College* für Frauen, das 1889 gegründet wurde. Neben Studienangeboten in *Creative Writing*, Theater, Musik, Kunst und Tanz (nebst eigener Ausstellungshalle, Konzerthalle und Theater), gibt es auch einen starken naturwissenschaftlichen Zweig. Die jungen Frauen werden ermutigt, Mathematik, Naturwissenschaften und Wirtschaftswissenschaften für sich zu entdecken. Das College besitzt ein eigenes Observatorium mit dem besten Teleskop des Staates. Das Studium am Agnes Scott College ist teuer. Aber auch hier werden die ca. 1.000 Studentinnen auf Grund ihrer Bewerbung ausgesucht und erhalten finanzielle Hilfen. Das College finanziert sich über Stiftungen und Spenden von ehemaligen Studentinnen.

Im *Writing Center* stehen neben einer Sitzgruppe aus Sofas und Sesseln vier Tutoring-Tische. Es gibt eine Sammlung mit Fachbüchern und Fachzeitschriften wie dem »Writing Center Journal« sowie Handouts zu den 50 »Frequently asked Questions« zum Schreiben. Beliebte sind Ordner mit Musteressays aus allen Fächern, in denen die Studentinnen nachsehen können, wie in den Disziplinen geschrieben werden muss und was die einzelnen Professorinnen erwarten.

15 bezahlte Tutorinnen arbeiten zusammen mit der Leiterin, Dr. Christine Cozzens, die das Center vor 17 Jahren aufgebaut hat. Die stellvertretende Leiterin ist eine Stu-

7 Ein Schulungsbuch für Peer Tutoren ist z.B. Gillespie and Lerner 2000.

dentin. Da Dr. Cozzens auch lehrt und forscht ist sie nicht ständig anwesend. So ist das Schreibzentrum ein Ort, der den Studentinnen gehört, er hat nichts an sich von Verpflichtung und von Kontrolle. Vielleicht herrscht gerade deshalb so eine gute Arbeitsatmosphäre dort, obwohl leise Unterhaltungen laufen, abends manchmal auch Musik, und meistens Kleinigkeiten zum Knabbern bereit stehen. Die *Tutoring*-Tische stehen dicht beieinander. Auch wenn sie alle besetzt sind, was durchaus vorkommt, scheint keine die anderen als störend zu empfinden. Manche Studentinnen setzen sich gleich nach der Beratung an einen der bereit stehenden Computer und überarbeiten ihren Text, so können sie Kleinigkeiten sofort bei ihrer Tutorin nachfragen.

Die Beratungen, an denen ich teilnehmen konnte, waren sehr professionell. Ich war erstaunt, wie gut die jungen Tutorinnen ihre Kommilitoninnen unterstützen und sich dabei von einer Beratung zur nächsten auf immer neue Texte einzustellen vermögen. Fragen formulieren und Stärken hervorheben – das sind die Beratungstechniken, die ich am Häufigsten beobachtet habe. Als ich die Frauen fragte, was die wichtigste Qualifikation für eine Schreibtutorin ist, antworteten sie: »Es kommt nicht so sehr darauf an, dass man selbst perfekt schreiben kann. Selbst von sich zu glauben, dass man alles über das Schreiben weiß, ist sogar hinderlich. Wichtig ist, dass man Zuhören kann. Es hilft ja den Studentinnen schon sehr, eine Gelegenheit zu haben, über den eigenen Text zu reden. Und wenn du zu sehr von deinem eigenen Schreiben überzeugt bist, lässt du der anderen vielleicht nicht genug Raum für ihren eigenen Text. Sie ist ja die Autorin, nicht du!«

Oft führen die Beratungsgespräche weg vom Text und werden zu einer Diskussion über das im Text behandelte Thema. Auch das hilft den Autorinnen, sich klarer darüber zu werden, was sie schreiben wollen. Manchmal kommen auch Studentinnen mit Aufgaben aus dem *Creative Writing* Programm. Dann werden Geschichten, Dramen, Drehbuchausschnitte und Gedichte besprochen.

Ein weiteres Angebot des Schreibcenters ist die Lernpartnerschaft, die vor allem für ausländische Studierende gedacht ist. Die Tutorinnen betreuen in den Lernpartnerschaften einzelne Studentinnen kontinuierlich, jede Woche eine Stunde lang. So können sie gezielter dabei helfen, Schreibkompetenz aufzubauen. (Die Tutorinnen lieben diese Aufgabe besonders, weil die Erfolge so deutlich zu sehen sind).

Die Tutorinnen tauschen sich in wöchentlichen Meetings über ihre Tutoringsituationen aus, zum Beispiel über die Anforderungen an die »Research-Paper« aus verschiedenen Fächern, oder über die Frage wie man auf Texte reagiert, die man selbst für perfekt hält.

Außerdem teilen sich die Tutorinnen noch fünf weitere, anfallende Jobs im *Writing Center*: *Newsletter*, *Webpage*, *Publicity*, *Special Events* und *Outreach*.

Der Newsletter »Paper Chase« erscheint in gedruckter Form und wird im College verteilt. Er ist eine »Zeitschrift für Schreiberinnen« und behandelt Themen rund ums Schreiben: Filmrezensionen zu Filmen über Autoren, Gedanken über »Bad Writing«, über Schreibblockaden, Einblicke in Schreibprozesse einzelner Tutorinnen, Übungen, Bücher usw. Die Tutorinnen, die diesen Job übernehmen, arbeiten eigenständig als Redaktion, übernehmen außerdem das Lektorat und die Gestaltung. Sie sind sowohl für den Druck und die Verteilung als auch für die Archivierung verantwortlich.

Die Webpage informiert über das *Writing Center*⁸. Alle Handouts sind auch Online abrufbar, aktuelle Veranstaltungen werden angekündigt. Auch die Webpage wird inhaltlich und technisch von den Studentinnen eigenständig erarbeitet.

Die Studentinnen der *Publicity*-Gruppe übernehmen die Werbung für das ohnehin gut laufende Schreibcenter, indem sie Plakate und Handzettel verteilen oder zu Semesterbeginn in den einzelnen Kursen werben.

Die Studentinnen der Gruppe »Special Events« organisieren Veranstaltungen. Ein Special Event ist zum Beispiel das seit dreißig Jahren stattfindende »Writer's Festival«, bei dem bekannte Autoren und Autorinnen lesen und ein Schreibwettbewerb zu Kurzgeschichten für ganz Georgia abgehalten wird.

»Outreach« bedeutet, dass die Tutorinnen die Lehrveranstaltungen für die Studienanfängerinnen begleiten und dort Tutorinnen sind. Sie nehmen teil, lesen die gleichen Bücher und besprechen mit dem Professor oder der Professorin, was er oder sie für Erwartungen an die *Writing Assignments* hat, die gestellt werden. Die Tutorinnen helfen ihnen auch dabei, die Arbeitsanleitungen für die Essays zu formulieren. So werden die Studentinnen gleich mit der Tutorin und dem Angebot des Schreibcenters vertraut und haben eine Ansprechpartnerin, die zwischen ihnen und der Lehrkraft vermitteln kann. Die Studentinnen der Gruppe »Outreach« koordinieren und betreuen dieses Programm.

Darüber hinaus sind alle Tutorinnen aktiv eingebunden in die Netzwerkarbeit des *Writing Centers*. Die »Southwestern Writing Center Association«⁹ ist ein regionaler Zusammenschluss der *Writing Center* im Südwesten der USA, der jährlich Fachtagungen veranstaltet und die Zeitschrift »Southern Discourse« herausgibt. Die Tutorinnen können, auch mit eigenen Beiträgen, an den Tagungen teilnehmen, sowie im »Southern Discourse« zu ihren eigenen Tutoring-Erfahrungen publizieren.

8 Siehe URL: www.agnesscott.edu

9 Siehe URL: www.swca.us

Eine Besonderheit am Agnes Scott College ist das *Speaking Center* im Raum gegenüber. Es arbeitet ähnlich wie das *Writing Center*: die Studentinnen können mit Präsentationen kommen und üben den Vortrag. Sie bekommen Feedback und haben die Möglichkeit, sich selbst auf Video ansehen. Präsentationsprogramme wie Powerpoint stehen zur Verfügung. Oft gehen die Studentinnen erst zum Schreibcenter, um ihre Präsentationen zu schreiben und kommen danach zum *Speaking Center*, um den Vortrag zu üben. Außerdem bietet das *Speaking Center* Hilfe für Bewerbungsgespräche an – so wie auch das *Writing Center* gerne Bewerbungsschreiben und Briefe unterstützt. Im *Speaking Center* können die Studierenden zudem die Kunst des Smalltalks, der Selbstdarstellung und Etikette lernen. Ergänzend dazu gibt es in Zusammenarbeit mit der Theaterabteilung Kurse für Stimme und Atmung beim Sprechen. Die verschiedenen Center arbeiten gut zusammen, sind aber autonome Einheiten. Das gilt auch für das Sprachlernzentrum und für die Psychologische Beratung.

Das *Writing Center* am Agnes Scott College ist sicherlich ein Musterbeispiel innerhalb eines *Colleges*, das sich auf die Fahnen geschrieben hat, junge Frauen in ihrer Eigenständigkeit zu fördern. Dass Schreibzentren aber auch an riesigen staatlichen Universitäten gut funktionieren, habe ich auf meiner Reise mehrfach erlebt. Mein Eindruck war, dass Schreibzentren umso besser angenommen werden, je mehr Selbstverantwortung den Peer-Tutoren übertragen wird und je stärker sie in die Organisation mit einbezogen werden: Schreibzentren funktionieren nicht als Lernräume für Studierende, sondern als Lernräume von Studierenden.

Schreibzentren in Deutschland

Die Einrichtung von Schreibzentren ist auch für Deutschland wünschenswert¹⁰. Schreibzentren können einem Misslingen der Schreibsozialisation an der Univer-

10 Vereinzelt Universitäten haben damit bereits begonnen:

Schreiblabor Universität Bielefeld: www.uni-bielefeld.de/slab

Schreibzentrum Universität Bochum: www.ruhr-uni-bochum.de/schreibzentrum/index.htm

Schreibzentrum Universität Köln: www.schreibzentrum-koeln.de

Schreibzentrum TU Chemnitz: www.tu-chemnitz.de/phil/germanistik/sprachwissenschaft/schreibzentrum/

Schreibzentrum PH Freiburg: www.ph-freiburg.de/schreibzentrum/

Schreibzentrum Universität Marburg (ohne Website). Individuelle Schreibberatung ist nicht in allen Schreibzentren möglich. Die meisten dieser Schreibzentren existieren nur durch den besonderen Einsatz einzelner Menschen und sind keine zentral geförderten Angebote der Universität. In den deutschen Schreibzentren wird die Schreibberatung in erster Linie von Doktoranden bzw. Lehrenden durchgeführt, die sich bereits als »Schreibexperten« ausgewiesen haben (Bielefeld, Bochum, Essen, Chemnitz, Köln, Marburg), während der amerikanische Peer-tutoring-Ansatz, bei dem peers (allerdings mit einer speziellen Ausbildung) die Beratung absichern, in Freiburg (vgl. Bräuer 2004) praktiziert wird.

sität entgegenwirken und beugen so weiteren Problemen vor.¹¹ So liegt es auf der Hand, »dass Schreibzentren weniger Geld kosten, als sie einsparen, indem sie Studienzeit verkürzend wirken« (Kruse et al. 1999, S. 20).

Der Blick in die USA zeigt, dass es möglich ist, mit studentischen Hilfskräften zu arbeiten, die Kosten also vergleichsweise gering zu halten. Zudem erwerben die dort arbeitenden studentischen Hilfskräfte über das Schreiben hinaus wichtige Qualifikationen. In mehreren Gesprächen, z.B. an der Stanford University und der Emory University, wurde mir bestätigt, dass ehemalige Schreibtutoren deutlich verbesserte Berufschancen haben, weil diese Tätigkeit den Lebenslauf stark aufwertet. Ähnliche Ergebnisse zeichnen sich bei einer breit angelegten Studie ab, die derzeit in den USA die Karriere ehemaliger Peer-Tutoren untersucht (Paula Gillespie, Harvey Kail, Marquette University and University of Maine: The Tutor Alumni Research Project.)¹².

FAZIT

Allein schon um zu erleben, welch großen Stellenwert die Schreibförderung an amerikanischen Universitäten ganz selbstverständlich hat, lohnt sich der »Blick nach drüben«. Ich halte eine Adaption der US-amerikanischen Ideen an deutsche Universitäten für möglich und sinnvoll. Eine eigenständige deutsche Entwicklung wird sich dennoch ergeben, da sich die Studienstrukturen und auch die Textsorten der Länder unterscheiden.

Am nachhaltigsten hat mich die Arbeit in den Schreibzentren beeindruckt, da hier die Studierenden selbst Verantwortung für das Lernen übernehmen.

Denn: mir hat zwar während meines Studiums nie jemand erklärt, was von mir erwartet wird, aber ich habe selbst auch nicht bewusst über mein Schreiben nachgedacht. Gespräche unter Studierenden über meine Hausarbeiten beschränkten sich auf »Oh Gott, ich muss noch drei Hausarbeiten schreiben, hoffentlich gibt mir mein Prof einen Aufschub.« Mich über Inhalte, Gliederung, Herangehensweisen oder gar über einzelne Textpassagen auszutauschen ist mir nie in den Sinn gekommen. In einem Schreibzentrum, im Gespräch mit anderen Studierenden statt mit einem

11 Kruse et. al. benennen als Folgen von Schreibschwierigkeiten im Studium z.B. Probleme in der Leistungsentwicklung, im Studienverhalten (Aufschieben und Vermeiden von Leistungsnachweisen) und emotionale Probleme (Gefühle von Misserfolg, Hilflosigkeit, Versagen) (Kruse et al. 1999, S. 25f).

12 Siehe ULR: www.marquette.edu/writingcenter/PeerTutorAlumniPage.htm
Dass die ehemaligen Tutoren von der Wichtigkeit der Schreibausbildung überzeugt sind, zeigt sich auch an großzügigen Spenden der Alumnis, die ausdrücklich der Schreibdidaktik oder den Schreibzentren gewidmet werden. Das Schreibzentrum an der Stanford University ist z.B. so entstanden.

Dozenten, wäre ich dann vielleicht sogar dahin gekommen, meine diffusen Vorstellungen und Ängste auszusprechen. Selbst wenn das nicht zwingend studienzeitverkürzend gewirkt haben würde – die *Qualität* meiner Studienzeit wäre gewiss eine bessere gewesen, persönlich und fachlich.

Innerhalb der aktuellen Bildungsdebatte in Deutschland wird gerne auf amerikanische Modelle verwiesen. Bachelor/Master-Studienabschlüsse werden als eine Art Allheilmittel propagiert – und wenn man dieses Konzept übernehmen möchte, dann muss man auch das Begleitprogramm wie Schreibberatung/Schreibkurse mit übernehmen! Eigentlich sollten die Zeiten günstig sein, nach Amerika zu sehen, um zu erfahren, welche Lernräume Studierenden dort zugestanden werden und *diese* Art der Ausbildungsverbesserung zu importieren.

Da ich jedoch wenig Vertrauen in diese Entwicklung habe, ist mein persönliches Ergebnis dieser Reise die Motivation, bei den Studierenden anzufangen und sie zu mehr Austausch über das Schreiben zu inspirieren. Meine nächste Lehrveranstaltung wird sich mit der Frage beschäftigen, wie an unserer Universität ein Schreibzentrum als studentische Initiative entstehen könnte – als Studentenfirma, mit studentischen Hilfskräften, mit Unterstützung des AstA o.a.

LITERATUR

- Bean, John C. (2001): Engaging Ideas. The Professor's Guide to Integrating Writing, Critical Thinking, and Active Learning in the Classroom. San Francisco: Jossey-Bass.
- Björk, Lennard; Bräuer, Gerd u.a. (Hg.) (2003): Teaching Academic Writing in European Higher Education. Amsterdam: Kluwer Academic Press.
- Bruffee, Kenneth A. (1973): Collaborative Learning: Some Practical Models. In: College English, 5, 1973, S. 634-643.
- Bräuer, Gerd (1996): Warum Schreiben? Schreiben in den USA: Aspekte, Verbindungen, Tendenzen. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH, Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Bräuer, Gerd (2000): Schreiben als reflexive Praxis. Tagebuch, Arbeitsjournal, Portfolio. Freiburg im Breisgau: Fillibach.
- Bräuer, Gerd (2002): Drawing Connections Across Education: The Freiburg Writing Center Model. In: Learning Across the Disciplines, 3, 2002, S. 61-80.
- Bräuer, Gerd (Hg.) (2004): Schreiben(d) lernen. Hamburg: Edition Körber Stiftung.

- Campus Writing Program University of Columbia (2004): Report on 2002-03 Writing Intensive Curriculum. Columbia, Missouri.
- Dittmann, Jürgen et.a. (2001): Schreibprobleme im Studium. Eine empirische Untersuchung. Universität Freiburg: zur Publikation vorgeschlagen.
- Fulwiler, Toby; Hayakawa, Alan R. (1999): The College Writer's Reference. New Jersey: Prentice Hall.
- Gillespie, Paula; Lerner, Neal (2000): The Allyn and Bacon Guide to Peer Tutoring. Boston: Allyn and Bacon.
- Hacker, Diana (2004): Rules for Writers. Boston New York: Bedford/St. Martin's.
- Harris, Muriel (2000): Prentice Hall Reference Guide to Grammar and Usage. New Jersey: Prentice Hall.
- Hartung, Marion (1998): »The Quintilianic ideal or anything like it«. Zur Ubiquität der Rhetorik in der amerikanischen Schreibpädagogik. In: Wirkendes Wort, 1, 1998, S. 123-147.
- Keseling, Gisbert (2004): Die Einsamkeit des Schreibers. Wie Schreibblockaden entstehen und erfolgreich bearbeitet werden können. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kruse, Otto; Ruhmann, Gabriela (1999): Aus alt mach neu. Vom Lesen zum Schreiben wissenschaftlicher Texte, In: Kruse, Otto, Jakobs, Eva-Maria and Ruhmann, Gabriela. Schlüsselkompetenz Schreiben. Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule. Neuwies; Kriftel: Luchterhand, S.43-50.
- Kruse, Otto (1998): Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durchs Studium. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Kruse, Otto; Jakobs, Eva-Maria; Ruhmann, Gabriela (Hg.) (1999): Schlüsselkomptenz Schreiben. Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule. Neuwies, Kriftel: Luchterhand.
- Mc Gaffey Sharp, Leta; Brobbel, Amanda; Ene, Estela (2003): A Student's Guide to First-Year-Composition. University of Arizona. Boston: Pearson Custom Publishing.
- McLeod, Susan H. (2002): WAC in International Contexts: An Introduction. In: Learning Across the Disciplines, 3, 2002, S. 4-10.
- Perrin, Daniel; Böttcher, Ingrid; Kruse, Otto; Wrobel, Arne (Hg.) (2002): Schreiben. Von intuitiven zu professionellen Schreibstrategien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Polnac, Lennis; Grant, Lyman; Cameron, Tom (1999): Common Sense. A Handbook and Guide for Writers. New Jersey: Prentice-Hall.

- Ruhmann, Gabriela (1997): Schreibproblemen auf der Spur. Handbuch Hochschul-
lehre. Berlin Bonn: S. Teil E25, S.1-26.
- Ruhmann, Gabriela (1999): Schreiben lernen, aber wie? Instrumentenkoffer zur Lei-
tung von Schreibwerkstätten, Handbuch Hochschullehre. Berlin Bonn: S. Teil
E12, S. 1-28.
- Ruhmann, Gabriela (2003): Zur Konzeption des Schreibzentrums an der Ruhr-Uni-
versität Bochum. In: Wildt, Encke, Blümcke. Professionalisierung der hoch-
schuldidaktischen Ausbildung – ein Beitrag zur Personalentwicklung an
Hochschulen. Münster: Bertelsmann.

METHODOLOGISCHER FELD- UND SUBJEKTZUGANG MIT DER REFLEXIVEN PROZESSBEGLEITUNG

AM BEISPIEL EINES ORGANISA- TIONSIKTERNEN FÜHRUNGSKRÄFTE- ENTWICKLUNGSPROGRAMMS

Cornelia Weigand

*»Berücksichtigen Sie die Beschaffenheit der
empirischen Welt und bilden Sie eine methodologische
Position aus, um diese Berücksichtigung zu reflektieren.«
(Strübing, J.; Schnettler, B. 2004, 385)*

ZUSAMMENFASSUNG

Der folgende Aufsatz setzt sich mit einem methodologischen Zugang innerhalb eines Veränderungsprozesses in einem Unternehmen auseinander. In diesem Zuge wird die *Reflexive Prozessbegleitung* auf Basis der *Grounded Theory* definiert und in ihren Bestandteilen exemplarisch anhand der empirischen Einzelfallanalyse dargestellt mit dem Ziel, Anregungen für verwandte Forschungsprojekte zu geben.

Der Fokus der hier betrachteten Untersuchung im Rahmen einer Promotion liegt auf den beteiligten Akteuren eines internen Führungskräfte-Entwicklungsprogramms und dessen Konsequenzen.

1. EINLEITUNG

Unternehmensstrategische Personal- und Organisationsentwicklungsinstrumente, wie interne Rekrutierungsverfahren und anschließende Führungskräfte-Entwicklungsprogramme (FKE), sind inzwischen in vielen großen Konzernen fester Bestandteil.¹ Diese werden in der Regel von externen Berater- und Trainerteams in Zusam-

1 Diese FKE mit unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten und Methoden untersuchen U. Seebacher und B. Wiegel (2003) in einer europaweiten quantitativen und qualitativen Studie.

menarbeit mit den Auftraggebern und weiteren zentralen Entscheidungsträgern eines Unternehmens durchgeführt. Grundsätzlich steht aus unternehmerischer Perspektive das Ziel dahinter, Führungskräfte »aus den eigenen Reihen« auszubilden mit der Chance, in der Zukunft über eine hochqualifizierte interne Führungsriege zu verfügen.

Weniger verbreitet sind FKE in mittelständischen Unternehmen, da hier aufgrund einer geringeren Mitarbeiterzahl Nachwuchsführungskräfte in begrenztem Umfang arbeiten.

Für die Einzelfallanalyse über die Ein- und Durchführung von FKE im Rahmen meiner Promotion ließ sich ein solches mittelständisches Großhandels- und Familienunternehmen *Gebrüder Weber GmbH*² mit 1.500 Mitarbeitern finden. Hierbei handelt es sich um ein tendenziell traditionelles Unternehmen, das bisher keine derartige Personalentwicklung mit der Intervention von Beratern implementiert hat.

Das FKE wird von sechs weiblichen und elf männlichen, zum einen Teil zukünftigen Führungskräften, zum anderen Teil bereits Inhabern von Führungspositionen parallel zum alltäglichen Arbeitseinsatz besucht. Es dauert über einen Zeitraum von 15 Monaten an und beinhaltet:

- a. das erfolgreiche Durchlaufen eines Rekrutierungsprozesses, um in das FKE aufgenommen zu werden;
- b. die Arbeit an einem Gruppenprojekt, das regelmäßig vor einem Lenkungsausschuss verteidigt wird;
- c. die Teilnahme an verschiedenen persönlichkeitsentwickelnden, erfahrungslernorientierten Seminarmodulen³;
- d. eine freiwillige Menteeschaft⁴.

In der Dissertation wird die Einführung des FKE aus Sicht der Akteure rekonstruiert. Dazu muss sich einer Haltung und Methode bedient werden, welche die sozialen Ereignisse in ihrer Komplexität und Dynamik annäherungsweise abbilden kann. Die hierdurch gewonnenen Erkenntnisse zeichnen sich schließlich durch ihren hohen Detailliertheitsgrad aus und nicht etwa durch Repräsentativität in Form einer »allgemeinen Regelfassung«. Dazu wird im Rahmen dieses Aufsatzes der soziologische Begriff der *Reflexiven Prozessbegleitung* erstmalig am Beispiel der vorliegenden Untersuchung eingeführt. Diese soll – metaphorisch formuliert – den »Raum zu

2 Der Name des Unternehmens ist anonymisiert.

3 Themen sind hier: Projektmanagement, Gruppendynamik, Konfliktmanagement, Führen und Delegieren, Präsentation und Moderation.

4 Der FKE-Teilnehmer hat die Möglichkeit sich von einem festen Ansprechpartner seiner Wahl und in gegenseitigem Einvernehmen im Unternehmen beraten und begleiten zu lassen.

einem neuen Zugang« auf die wissenschaftliche Untersuchung von Veränderungsprozessen eröffnen.

2. REFLEXIVE PROZESSBEGLEITUNG

Begriffsdefinition

Mit der *Reflexiven Prozessbegleitung* wird auf Basis eines zentralen Fokus' – zunächst in Form einer weiten Forschungsfrage – in einem Untersuchungsfeld eine Episode mit aufeinander folgenden Zuständen kontinuierlich wissenschaftlich untersucht.

Dabei steht der *reflexive* Charakter im Vordergrund, indem sich die Dauer des zu betrachtenden Zeitraums sowie die entsprechend gewählten Untersuchungsmethoden und -subjekte aus dem Prozess im Feld selbst emergieren lassen.

Im Sinne des Fokus auf die ›Rückbezüglichkeit‹ der Prozessbegleitung der Forschenden muss durchgehend deren Hinterfragung und Distanzierung im Vordergrund stehen. Hier beschäftigen die Forschenden Fragen wie etwa: Wie geht die Prozessbegleitung der Forschenden vonstatten? Nach welchen Kriterien richtet sie sich bei der Untersuchung? Welche Rolle nimmt sie ein? etc.

Ziel bei der Reflexiven Prozessbegleitung ist es hingegen *nicht*, wie etwa in der Evaluationsforschung, die vor einem Prozess festgelegten Erfolgskriterien zu überprüfen (vgl. Rindermann, H. 2000, 438) oder, wie in der Aktions- und Begleitforschung,⁵ in Anlehnung an die Kritische Theorie verändernd und aufklärend einzuwirken (vgl. Raeder, S. 2000, 103).

Basisdesign

Das *Basisdesign der Reflexiven Prozessbegleitung* beinhaltet Aspekte aus einer *Retrospektiven Studie*, wie aus der *Studie mit einer Momentaufnahme von Zustands- und Prozessanalyse zum Zeitpunkt der Forschung* (vgl. Flick, U. 2000, 255).

Ein *retrospektiver Charakter* ist gegeben, da sich im Wesentlichen auf Interviewmaterial der Teilnehmenden ein halbes bis ein Jahr nach dem Programm gestützt

5 Auch die »distanzierte Begleitforschung« von P. Sloane stimmt nicht mit dem hier verfolgten Forschungsstil überein (vgl. Sloane, P. 1998, 31ff.). So bin ich als Forscherin durch meine phasenweise Anwesenheit im Feld auch »Teil des Geschehens« geworden. Diese Involviertheit kann durch den Austausch mit der Forschergemeinschaft zwar neutralisiert, aber nicht grundsätzlich aufgehoben werden und muss immer mitreflektiert werden.

wird. Hierbei wird mit einem heuristischen Analysemodell aus der Biografieforschung von A. Witzel vorgegangen, das der Erfassung von Orientierungs- und Handlungsschritten und dem damit verbundenen subjektiven Handlungssinn dient (vgl. Witzel, A. 2001, 339-355). Ziel ist es, mögliche Umorientierungen, wie veränderte Handlungen während des FKE-Prozesses, verstehend zu rekonstruieren. Dabei können »bestimmte Ereignisse und Prozesse in ihrer Bedeutung für individuelle oder kollektive Lebensläufe« untersucht werden (Flick, U. 2000, 255).

In der Interviewsituation wird der Akteur dazu aufgefordert, sich auf einzelne Stationen im Verlauf von kurz vor der Einführung bis Ende des FKE zu beziehen, »die er realisiert und bewertet« (Witzel, A. 2001, 343). Damit unterscheidet sich die Reflexive Prozessbegleitung von der Biografieforschung insofern, als der Schwerpunkt sich im Interview auf einen kürzer zurückliegenden Zeitraum bezieht.⁶

Die *Zustands- und Prozessanalyse* spielt bei der Analyse des Datenmaterials eine Rolle, da es Beschreibungen über die Wahrnehmung des Unternehmens beinhaltet, wie etwa hinsichtlich des Führungsstils. Dabei werden auch Erfahrungen aus der Vergangenheit berichtet, die aber »nicht primär auf die Rekonstruktion eines Prozesses in retrospektiver Perspektive gerichtet werden« (Flick, U. 2000, 255) und deshalb dem Momentaufnahme-Basisdesign zugeordnet werden können.

Die Nutzung dieser beiden Basisdesigns wird als geeignetes Konzept für die Reflexive Prozessbegleitung bei der Untersuchung über das FKE und dessen Konsequenzen für die Akteure gesehen. So ermöglicht sie einerseits das Nachvollziehen der im Verlauf von FKE gemachten Erfahrungen mit der *Retrospektion* und andererseits die aktuelle Sichtweise auf das Unternehmen mit der *Zustands- und Prozessbeschreibung*.

Forschungsstil

Der Reflexiven Prozessbegleitung liegt ein spezifischer *Forschungsstil* gegenüber dem Forschungsfeld und den -subjekten zugrunde, der sich an der Methodologie der *Grounded Theory* (GT) von Glaser und Strauss (1998) anlehnt. Dieser resultiert aus dem *Symbolischen Interaktionismus* im Sinne H. Blumers, dessen Hauptaussage im Hinblick auf die empirische Forschung zusammengefasst werden kann: »Berücksichtigen Sie die Beschaffenheit der empirischen Welt und bilden Sie eine methodologische Position aus, um diese Berücksichtigung zu reflektieren.« (Strübing, J.; Schnettler, B. 2004, 385)

6 In der diesem Aufsatz zugrunde liegenden Dissertation über das FKE waren es insbesondere die letzten drei Jahre (2003-2005), die im Interview ausführlich beschrieben wurden.

Elemente

Die Anwendung der Reflexiven Prozessbegleitung soll im Folgenden anhand der Untersuchung des FKE durch die Darstellung ihrer Elemente transparenter gemacht werden:

- a. Explorativer Forschungsansatz
- b. Prozessorientiertes Vorgehen
- c. Perspektivenvielfalt in den Samples
- d. Kombination von Aspekten aus dem Problemzentrierten Interview und dem Eroepischen Gespräch
- e. Methodentriangulation
- f. Bewahrung der Metaperspektive und Perspektiventriangulation
- g. Präsenz im Feld und Feldkenntnis
- h. Einbettung der Erkenntnisse

a. Explorativer Forschungsansatz

Mit dem explorativen Forschungsansatz wird im Sinne von K. Gerdes (1979) von einem Forschungsverständnis ausgegangen, bei dem »der Forscher [...] über den zu untersuchenden Wirklichkeitsbereich nicht genügend Bescheid [weiß], um inhaltsreiche und relevante Hypothesen darüber aufstellen zu können« (Gerdes, K. 1979, 5). Auf diese Weise wird sich auch im Rahmen der Reflexiven Prozessbegleitung darauf eingelassen, mittels analysierter Beobachtungen, Gespräche und Dokumente, bestimmte Strukturen zu »entdecken«, aus denen sukzessive eine Theorie mittlerer Reichweite emergiert werden kann. Diese beinhaltet schließlich die zentralen empirischen Erkenntnisse der Untersuchung.

Im Rahmen der GT wird in diesem Zusammenhang von *sensibilisierenden Konzepten* ausgegangen, die es zu vergegenwärtigen gilt, damit die vorhandenen Heuristiken und Theorien den Forscher beim Entdecken von Phänomenen nicht behindern. So bewerten A. Strauss und J. Corbin (1996) die Ausgangslage eines Wissenschaftlers, der empirisch forscht:

»Nicht, dass unsere Vorannahmen, Erfahrungen und unser Wissen aus sich heraus unbedingt schlecht sind. [...] Aber wir müssen unsere Vorannahmen in Frage stellen, über unsere Erfahrung hinaus nach Antworten suchen und über die Literatur hinausschauen, wenn wir Phänomene entdecken und zu neuen theoretischen Formulierungen gelangen wollen.« (Strauss, A.; Corbin, J. 1996, 56)

Demzufolge werden die der Untersuchung zugrunde liegenden Vorannahmen vor dem ersten Feldaufenthalt schriftlich fixiert. Hierzu wird sämtliches persönliches Vorwissen – wie persönliche Vorerfahrungen und Einstellungen zu dem Thema – sowie analytisches und fachliches Vorwissen zum Stand der Forschung in Bezug auf den Forschungsgegenstand mitsamt existierenden Hypothesen verschriftlicht (vgl. Legewie, H. 2003, 11. Vorlesung, 6f). Später dienen diese Aufzeichnungen der Nachvollziehbarkeit auf dem Weg zur entstehenden Theorie mittlerer Reichweite. Darüber hinaus gelingt es durch die bewusste Reflektion dieses Wissens, sich als Forschende auf die Beobachtungen im Feld einzulassen, ohne diese dabei in verschiedenen Situationen mit dem eigenen Vorwissen abzugleichen.

Allerdings wird bei der Explizierung des Vorwissens berücksichtigt, dass das reine Emergieren aus dem Datenmaterial heraus nicht möglich ist. So hält F. Breuer fest: »Wir gehen [...] nicht von der Idee einer Tabula Rasa des Forschers zu Untersuchungsbeginn aus.« (Breuer, F. 1996, 92) Dennoch wird die Vorwissensexplizierung als erster Schritt für die Weitung der Perspektive auf den Forschungsgegenstand und damit Voraussetzung für die Reflexive Prozessbegleitung verstanden.

Theoretische Erkenntnisse aus der Literatur werden hingegen in die bereits herausgearbeiteten Phänomene aus dem Feld mit eingeflochten. Dies geschieht allerdings erst in einem sehr fortgeschrittenen Stadium der Datenanalyse:

» ... we collect the data in the field first. Then start analyzing it and generating theory. When the theory seems sufficiently grounded and developed, then we review the literature in the field and relate the theory to it through integration of ideas.« (Glaser, B. 1978, 31)

Die explorative Haltung des Forschenden wird im gesamten Forschungsprozess beibehalten, so dass während der Untersuchung ein prozessorientiertes Vorgehen notwendig wird. Auf diesem Weg kann das Ziel weiterverfolgt werden, den Gegenstandsbereich angemessen zu untersuchen und zu vermeiden, an diesem »vorbei zu forschen«.

b. Prozessorientiertes Vorgehen

Auch bei der weiterführenden Forschung und damit bei der Erhebung der Daten mit entsprechend zu wählenden Stichproben wird sich von Anfang an nach den vorgefundenen Phänomenen des Untersuchungsgegenstands gerichtet (Theoretisches Sampling): Die Phänomene werden im Datenmaterial durch ihre Hinterfragung analytisch ausgearbeitet, zueinander in Beziehung gesetzt und überprüft. Oder sie werden anhand von weiterem Datenmaterial ausgebaut.

So wird die erste Datenerhebungsphase mittels Interviews auf der Grundlage des explizierten Vorwissens durchgeführt. Hinsichtlich der Konstitution des Unternehmens aus Sicht der FKE-Teilnehmenden wird eine Annäherung an das Feld und deren konstruierte soziale Realität zunächst mit einem dreimonatigen *Feldaufenthalt* im Betrieb vorgenommen. Durch diese Introspektion und damit dem »direkte[n] Kontakt zu Menschen und durch diese Prinzipien der Beweglichkeit und des gegenseitigen Lernens gelingt es, die soziale Wirklichkeit, wie sie Menschen tatsächlich sehen ›objektiv‹ darzustellen.« (Malinowski, B. 1989, 57) Der Feldaufenthalt beruht zu diesem Zeitpunkt auf einer dreimonatigen teilnehmenden Beobachtung und informellen Gesprächen in verschiedenen Abteilungen der Organisation. Hierbei deutet sich bereits an, dass sich bei den FKE-Teilnehmenden Umorientierungen in unterschiedlichem Maße hinsichtlich ihres Denkens und Handelns ergeben haben.

Bei der Hinzuziehung von Literatur beschreibt M. Löw etwa, ab welchem Moment noch nicht die Rede von tatsächlichen Veränderungen sein kann. Dies ist der Fall, wenn Abweichungen oder Aushandlungsprozesse zwar »ein Abweichen von der Regel« darstellen, nicht aber »die in Routinen rekursiv reproduzierten Strukturen« angreifen. [Löw, M. 2001, 185] Hingegen konstatiert sie, dass nachhaltige Veränderungen offensichtlich werden, ...

»[w]enn aber die Abweichungen und Neuschöpfungen regelmäßig werden und nicht individuell, sondern kollektiv im Rückgriff auf relevante Regeln und Ressourcen verlaufen, dann sind Veränderungen institutionalisierter Räume bis hin zu Strukturveränderungen möglich. Dabei beginnt gleichzeitig der Prozess erneut, weil regelmäßige Abweichungen selbst zu Routinen werden. Das heißt, es können institutionalisierte Räume geschaffen werden, die nicht (oder noch nicht) im Einklang der gesellschaftlichen Strukturen stehen.« [ebenda, 185]

Um der empirischen und theoretischen Hypothese auf den Grund zu gehen und von tatsächlichen und nachhaltigen Veränderungen bei *Gebrüder Weber* sprechen zu können, muss sämtliches Datenmaterial nach Phänomenen überprüft werden, ob:

- ... Umorientierungen bei den Teilnehmern beschrieben werden können.
- ... sich die entwickelten Kompetenzen in unterschiedlichen Alltagssituationen im Handeln manifestieren, vorausgesetzt, sie sind im Unternehmen überhaupt einsetzbar.
- ... eine ausreichende Anzahl an (Nachwuchs-)Führungskräften ausgebildet wird, damit das Wissen nicht bei wenigen einzelnen Akteuren bleibt.
- Darüber hinaus ist zu untersuchen, ob diese Kompetenzen einen ›Multiplikatoreffekt‹ haben, indem etwa FKE-Teilnehmer bei ihren Mitarbeitern beobach-

ten, dass diese Teile der veränderten Umgangsweisen an- und schließlich übernehmen.

- Je mehr sich der »FKE-Gedanke« durch seine Anwendung im Betrieb verbreitet, desto stärkere Konsequenzen hätte dies für die Veränderung von sozialen Regeln und vorhandenen Strukturen.

Dazu soll weiterhin in erster Linie die Interpretation über die Lebenswirklichkeit bei Gebrüder Weber aus der Teilnehmerperspektive untersucht werden. Dies geschieht durch die Rekonstruktion der im Verlauf gemachten Erfahrungen von FKE sowie deren Perspektive auf das Unternehmen. Es wird davon ausgegangen, dass sich diese Deutungsmuster wiederum zu einem Gefüge von Regeln zusammenschließen, mit denen sie das Unternehmen verstehen und in ihm handeln. Ferner ist anzunehmen, dass die Teilnehmenden über diese veränderten Regeln hinaus neue Praktiken im Unternehmen schaffen und gestalten, so dass es sukzessive zu einer starken Veränderung im Unternehmen kommen kann. Zu beobachten bleibt dabei, wie dies vonstatten geht.

Die gewählte selektive Stichprobe besteht daraufhin aus sechs Teilnehmenden des FKE⁷.

Zu diesem Zeitpunkt hat die Forscherin bereits Kontakt zu den Gesprächspartnern aufgenommen. Da der Feldzugang der Forscherin seitens der Personalabteilung ins Unternehmen kommuniziert wird, sind Assoziationen bei den Gesprächspartnern vorauszusetzen, wie, dass die Forscherin ihre »Neutralität« nicht bewahrt und ihr übermittelte Informationen an die Personalabteilung weitergibt. Durch den zuvor geknüpften Erstkontakt wird jedoch davon ausgegangen, dass sich diese Voreingenommenheit verringert.

Die formulierte Forschungsfragestellung wird zunächst als »richtungsweisend« verstanden. Ihre Zuspitzung ergibt sich nun im Prozess durch das Vorfinden der zentralen Phänomene. So lautet die Hauptfragestellung für dieses *erste Sample*: *Wie stellen sich Umorientierungen im Erleben und in den subjektiven Deutungsmustern nach einem halben Jahr nach Abschluss des FKE dar?* Entsprechend bestätigt sich die vorläufige Hypothese, dass es den Schilderungen der Teilnehmenden am Führungskräfte-Entwicklungsprogramm zufolge zu verschiedenen Umorientierungen in ihrem Denken und Handeln gekommen ist.

- 7 Die gewählte *selektive Stichprobe* besteht aus sechs der insgesamt 17 Teilnehmenden des FKE. Bei dieser »vorab-Auswahl« stehen folgende Kriterien im Vordergrund: Die Gesprächspartner sind ...
- a) aus unterschiedlichen Niederlassungen;
 - b) unterschiedlichen Geschlechts ungefähr aus dem Verhältnis bestehend, wie dies bei der Teilnehmergruppe der Fall war;
 - c) ungleicher Auffassung über das FKE (kritisch bis hin zu sehr positiv eingestellt);
 - d) nach einer persönlichen Anfrage bereit, mich zu einem Gespräch über FKE zu treffen.

Bei der *zweiten Erhebung* steht daraufhin, mittels weiterer neun Gespräche⁸ mit Teilnehmenden ein Jahr nach Abschluss des FKE, dieselbe Fragestellung im Mittelpunkt sowie die Frage nach der *Nachhaltigkeit* dieser festgestellten Umorientierungen im Denken und Handeln. Zudem wird davon ausgegangen, dass mit der entsprechenden zeitlichen Distanz zum FKE beurteilt werden kann, *welche dieser Umorientierungen und Veränderungen darunter als förderlich und welche als hinderlich für die eigene Arbeitssituation im Betrieb gesehen werden.*

Nicht nur die Bestimmung des Samples kann durch Erkenntnisse aus der vorausgegangen Erhebung vorgenommen werden, sondern ebenso die Formulierung von Hypothesen sowie der zugespitzteren Fragestellungen über den Forschungsgegenstand. Diese lassen sich aus den Daten emergieren, haben vorläufigen Charakter und können mit dem Blick in weiteres Datenmaterial durch spätere Datenerhebungsphasen verifiziert, falsifiziert oder erweitert werden. Zusätzlich können zur Kontrastierung dieser vorgefundenen Phänomene Evidenzen und Gegenevidenzen hinzugezogen werden, um auf diesem Weg die theoretische Sensibilität des gesamten Forschungsprozesses zu erhöhen (vgl. Strauss, Corbin, 1996, 63ff). So berichtet A. Strauss:

»Ich habe immer wieder diese Leute [...] getroffen, die Berge von Interviews und Felddaten erhoben hatten und erst hinterher darüber nachdachten, was man mit den Daten machen sollte. Ich habe sehr früh begriffen, dass es darauf ankommt, schon nach dem ersten Interview mit der Auswertung zu beginnen, Memos zu schreiben und Hypothesen zu formulieren, die dann die Auswahl der nächsten Interviewpartner nahe legen.« (Legewie, H. 2004, 11)

Diese Analyseschritte werden solange durchlaufen, bis schließlich eine *theoretische Datensättigung* erlebt wird und aus den vielen gewonnenen vorläufigen Erkenntnissen aus den Datenanalysephasen während des Forschungsprozesses eine Theorieskizze erhalten wird. Hierbei spielt selbstverständlich ebenso der pragmatische Faktor »Zeit« eine Rolle.

c. Perspektivenvielfalt in den Samples

Wie bereits beschrieben, ergeben sich die Stichproben aus den ersten Datenanalysen. Dabei wird bei der Reflexiven Prozessbegleitung bewusst darauf geachtet, möglichst viele unterschiedliche Perspektiven zu berücksichtigen, um die Komplexität

8 Unter diesen werden im Sinne des Theoretischen Samplings diejenigen Gespräche und Gesprächspassagen als »zentral« gesehen, in denen Phänomene rund um die Hauptfragestellung aufzufinden sind.

des Veränderungsprozesses detaillierter fassen zu können. Die Perspektivenvielfalt resultiert aus den in Relation und Kontrast zueinander gesetzten subjektiven Berichten der Beforschten. Darunter befinden sich die am direktesten mit FKE Konfrontierten, neben den Teilnehmenden des Programms die durch das Rekrutierungsverfahren Abgelehnten, die Auftraggeber, die Arbeitnehmervertretung und die externen Berater⁹.

Aus den ersten Gesprächen der Interessengruppe der Unternehmensleitung geht der Grund für die bewusste *Unternehmensöffnung* mit der Einführung von FKE und der entsprechenden Rekrutierung von Mitarbeitern – auch auf der Grundlage des eigenen Erfahrungsschatzes – hervor:

» ... es gibt aber auch viel Stillstand. Das ist mit die Schattenseite. Und das sind Entwicklungen, die ich so speziell in den letzten kapitalmarktorientierten Unternehmen so nicht mitgekriegt habe. [...] Es gibt einen sehr stark deutschen nationalen Bezug, einen sehr stark regionalen Bezug, ehm die Welt war immer klein und kuschelig und warm, auch, wenn das Unternehmen längst sehr groß war. Aber das sind so wesentliche Veränderungen, die ich gegenüber dem früheren Berufsumfeld, das extrem offen war – wir waren [in der Computerindustrie] weltweit der absolut Größte. War ganz selbstverständlich in englisch arbeiten zu müssen. Da war die Geschwindigkeit viel höher, in 'nem Kapitalmarktunternehmen, wir [haben] auch viel schneller mal 'n Vorstand ausgetauscht und da passiert auch auf der Geschäftsführungsebene drunter was und was weiß ich. Hier ist das sehr viel geduldiger, aber wie in komplexen Systemen auch, es bleibt also ... gibt ein heftiges Beharrungsvermögen.«

Als Beispiel des wenig förderlich bewerteten »Beharrungsvermögens« beschreibt er ferner, dass das Unternehmen durch eine zu späte Reaktion auf das korrupte Handeln eines ehemaligen hierarchisch hoch angesiedelten Mitarbeiters, große Verluste erlitt.

Die Unternehmensöffnung dient einerseits der Überwindung der aus Geschäftsführungsperspektive negativ bewerteten Routinen der Belegschaft in Form einer Abwendung von Erstarrtheit, Willkürlichkeit und Personenbezogenheit. Andererseits wird eine Zuwendung zur Flexibilität, Vereinheitlichung, Demokratie und Leistungsorientierung angestrebt.

Auf diesem Weg ist das Unternehmen zunächst aufgefordert, sich nach innen hin zu öffnen: Für karriereambitionierte Mitarbeiter mit der Motivation auf eine pri-

9 Bei dem Grad der Einbeziehung der Gesprächsinhalte spielt auch hier eine Rolle, wie umfangreich Phänomene rund um die Hauptfragestellung darin aufzufinden sind.

vilegierte Position bedeutet dies erstmalig, sich intern für das FKE zu bewerben und einen leistungsorientierten Rekrutierungsprozess in Form einer schriftlichen Bewerbung wie einer Potenzialanalyse¹⁰ zu durchlaufen. Dieser Prozess ist bei *Gebrüder Weber* einmalig, da interne Personalauswahl bisher über persönliche Kontakte oder Gespräche und insgesamt weniger standardisiert stattfand. So gibt es auffallend viele miteinander verwandte oder bekannte Mitarbeiter und Berichte über häufige Stellenvergaben durch persönliche Empfehlungen. Vakante Positionen wurden bisher inoffiziell nicht ausschließlich durch interne, unbekannte Bewerber besetzt, sondern vorzugsweise durch solche, mit denen ein Vorgesetzter bereits zusammen gearbeitet hatte. Dies geht aus dem folgenden Interviewausschnitt mit einer Führungskraft hervor, die berichtet, wie sie neu ins Unternehmen kam: »Was ich hier erlebte, war, dass mir ganz klar gesagt wurde, das ist der Nachfolger von dem und das ist der Nachfolger von dem und da gibt's den und mit dem kommt der nicht zurecht, deswegen muss der gehen.«

Daraufhin findet ebenso eine Öffnung des Betriebs nach *außen* hin statt, das heißt gegenüber neu einzuführenden Strukturen und dem Vermittelten aus dem FKE. Voraussetzung ist die Akzeptanz gegenüber ausgewählten Akteuren, die sich extern – wie etwa in Seminarsituationen – ein bestimmtes Wissen sowie bestimmte Fähigkeiten aneignen können.

Für die Mitarbeiter und deren Vorgesetzten als Teilnehmer an dem Programm bedeutet dessen starke Eingebundenheit in das FKE ein höheres zu bewältigendes Arbeitspensum als es üblicherweise anfällt. Dabei erfahren sie nur rudimentär, was ihr Vorgesetzter in den erfahrungsorientierten FKE-Seminarmodulen gelernt hat. Dies fasst ein Teilnehmer in die Worte: »Das kann man nicht beschreiben, das muss man erlebt haben.«, und ein anderer in die Aussage: »[...] wir ham ja nicht irgendwie was geschnitzt oder gebaut, wo man tagtäglich in der Hand hat. Des is in einem präsent aber nicht greifbar. Also, ja also ich hoffe, dass Sie verstehn, was ich meine.« Das gesamte Verfahren scheint demnach zunächst nicht ausschließlich für die Teilnehmenden des FKE eine Belastungsprobe darzustellen, sondern auch für ihre Kollegen aufgrund eines höheren zu bewältigenden Arbeitsaufwands, da der Mehrwert des Programms nur schwer plausibel artikuliert werden kann.

10 Die Bewerber präsentieren sich vor einem Beobachtungsgremium – bestehend aus der geschulten Führungsriege von Gebrüder Weber – während des Lösens verschiedentscher Übungen (wie etwa Selbstpräsentationen oder Gruppenübungen). Die Beobachter erstellen nach einer gemeinsamen Abstimmung so genannte »individuelle Stärken-Schwächen-Profile«, deren Aussagen entscheidend für die Annahme oder Ablehnung in das FKE ist.

Das extern vermittelte ›Wissen‹ in Form von ›überfachlichen Kompetenzen‹¹¹ hat Konsequenzen auf Deutungs- und Handlungsmuster der Teilnehmenden des Programms und soll durch ihren Arbeitseinsatz langfristig wieder in die Organisation zurückgeführt werden. Eine zentrale Kompetenz, auf die hingearbeitet wird, ist dabei etwa die ›Eigenverantwortungskompetenz‹. So erwarten die Auftraggeber von FKE, dass die ausgebildeten Teilnehmer des Programms, vor dem Hintergrund ihres nun stärker ausgeprägten Eigenverantwortungsgefühls in ihrer aktuellen oder auch weiterführenden Führungsposition, ihre erlernten Fähigkeiten im Umgang mit den Mitarbeitern sowie bei strategischen Entscheidungen in Projekten einbringen.

Anders formuliert ist es Intention, bestimmte Fähig- und Fertigkeiten von außen zu ›importieren‹, ›innen einzusäen‹, dort zu ›nähren‹ und zu einem späteren Zeitpunkt zu ›ernten‹.

d. Kombination aus dem *Problemzentrierten Interview* und dem *Eroepischen Gespräch*

Auch innerhalb der Datenerhebungssituationen in Form von Interviews und Feldkontakten wird die Haltung des explorativen Vorgehens und der Prozessorientierung bewahrt.

Dazu werden Techniken aus dem *Problemzentrierten Interview* nach A. Witzel sowie dem *Eroepischen Gespräch* nach R. Girtler verwendet.¹²

Das *Eroepische Gespräch* stellt einen Versuch dar, die sozialen und kulturellen Zusammenhänge im Rahmen der Feldforschungsprozesse gezielt nachzuvollziehen und sich zu diesem Zweck der sozialen Wirklichkeit des Gesprächspartners anzunähern. So passt sich die Forschende möglichst der gesprochenen Sprache des Gegenübers an. Hierbei wird das Ziel verfolgt, eine tendenziell symmetrische und »natürliche« Gesprächssituation zu erreichen. Girtler schreibt von einer Fähigkeit des Wissenschaftlers, dem Menschen in der Gesprächssituation »adäquat begegnen« zu können (vgl. Girtler, 2001, 57). Als gesprächsförderlich und für den Gesprächspartner tendenziell vertrauenserweckend kann hier beispielsweise das Erwähnen

11 Diese umfassen aus Sicht der Auftraggeber alle ›nicht-fachlichen‹ Kompetenzen, das heißt insbesondere im Umgang mit Kollegen, Mitarbeitern, Vorgesetzten. Schlagworte sind hier ›Feedbackgeben und -nehmen‹, ›Konfliktfähigkeit‹, ›Eigenverantwortung‹, ›Empathie‹, aber auch methodische Fähigkeiten wie Projekte managen und präsentieren können.

12 Die Begriffe »Gespräch« und »Interview« werden hier gleichermaßen verwendet, ohne sie voneinander zu unterscheiden. Dies resultiert aus der genutzten Kombination des »Eroepischen Gesprächs« und »Problemzentrierten Interviews«.

der Teilnahme an einem Seminarbaustein oder an einer der FKE-Veranstaltungen der Forschenden beschrieben werden.

Zudem spielt die möglichst freie Narration der Interviewten eine Rolle, für die sich erzählgenerierende Fragen als nützlich erwiesen haben. Zugleich erlaubt das Gespräch nach A. Witzel aber auch, mittels eines Leitfadens vorzugehen, damit Vorwissen der Forschenden einzubeziehen und mit den Interviewten im Gespräch selbst zu überprüfen. Den für die Untersuchung geführten Gesprächen liegt ebenso ein Leitfaden zugrunde, dessen Hauptthemenbereiche (veränderte Deutungs- und Handlungsmuster, Anwendbarkeit im Arbeitsalltag, Nachhaltigkeit) in unterschiedlicher Intensität und damit in Abhängigkeit von der Gesprächssteuerung und -fokussierung des Interviewpartners erörtert werden. So werden – je nach Schwerpunktsetzung des Gesprächspartners – einige Fragen intensiver behandelt und andere hingegen weniger intensiv. Der Interviewpartner wird in dieser Hinsicht als Experte verstanden, der den Schwerpunkt von sich aus an die »richtige« Stelle legt. »Der Interviewte wird in diesem Rahmen als Experte der eigenen Tätigkeit, seines Handlungsspielraums, verstanden. Seine Kenntnisse lassen sich für eine theoretisch-wissenschaftliche Aufarbeitung des Gegenstands fruchtbar machen.« (Breuer, F. 1991, 18)

Aufgrund einer fallübergreifenden Darstellung der empirischen Ergebnisse der Untersuchung soll eine gewisse Vergleichbarkeit der Themenbereiche vorhanden sein, so dass auf den Leitfaden nicht vollständig verzichtet werden kann.

Der Interviewpartner wird allerdings auch als »Laie« in dem Sinne verstanden, dass er während des Interviews einen speziellen Rahmen für das Reflektieren und kritische Hinterfragen sowie einer Gesprächssituation mit einem Forschenden – und nicht etwa einem Mitarbeiter oder Vorgesetzten – geboten bekommt. So wird am Ende eines Interviews nicht selten zurückgemeldet, durch das Reflektionssetting zu neuen Erkenntnissen gelangt zu sein.

e. Methodentriangulation

Neben der Verknüpfung des beschriebenen Problemzentrierten Interviews als Erhebungsmethode und des Eroepischen Gesprächs werden weitere unterschiedliche Methoden eingesetzt, um die Genauigkeit und Validität der Untersuchung zu erhöhen. Dazu gehören die Dokumentenanalysen zur Rekonstruktion vorausgegangener Arbeitsschritte und Korrespondenzen im Zusammenhang mit dem FKE, teilnehmende Beobachtungen in Workshops der Auftraggeber und FKE-Baustei-

nen¹³ sowie Protokolle von Telefongesprächen mit Informanten aus dem Feld, zu denen regelmäßig Kontakt gehalten wurde.

f. Bewahrung der Metaperspektive und Perspektiven-triangulation

Da das Forschen in der qualitativen Sozialforschung in erster Linie von Beobachtungen und Interpretationen einer Wissenschaftlerin abhängt und diese gegenüber dem Untersuchungsgegenstand subjektiv als wichtig erachtete Konzepte mit einfließen lässt, bedarf es – als einer der zentralsten Punkte der Reflexiven Prozessbegleitung – einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Herangehensweise und Rolle während des gesamten Forschungsprozesses.

Wie in der anfänglichen Definition der Reflexiven Prozessbegleitung bereits festgehalten, steht weder die gezielte Intervention noch die Evaluation von Erfolgskriterien im Vordergrund. Dies hat zur Folge, dass dem Unternehmen während der zweijährigen Untersuchung keine umfangreichen Ergebnispräsentationen zurückgespiegelt werden, sondern erst nach Abschluss der gesamten Datenauswertung. Die Vereinbarung von Gesprächen und teilnehmenden Beobachtungen ist während der zweijährigen Begleitung mit einer vorausgegangenen Ankündigung meiner Person seitens des Personalleiters stets möglich.

Die Einnahme der Metaperspektive auf das Forschungsvorgehen wird als weiteres elementares Charakteristikum der Reflexiven Prozessbegleitung gesehen. Dabei wird der Kontakt der Wissenschaftlerin mit den Feldmitgliedern und weiteren Involvierten der Untersuchung fokussiert. In einem Forschungstagebuch und in Protokollen werden Kontaktsituationen zu verschiedenen Organisationsmitgliedern verschriftlicht und auf diese Weise die »gemeinsame Geschichte« während der zweijährigen Prozessbegleitung mitreflektiert. Auch bei der Datenerhebung wird die Berücksichtigung der entsprechenden Datenerhebungssituation als zentral gesehen, oder anders gesagt, die Inhalte einer Datenerhebung werden in Abhängigkeit zu der Situation gesehen, in der sie entstehen. Als Instrument wird in der Untersuchung dazu das Verfassen von Prä- und Postskripten (vgl. Witzel, A. 2000, 3f), Feldaufenthalten sowie Protokollen angewendet.

Als weiteres Instrument kann die Perspektiventriangulation dem Forschenden zur kritischen Distanz und zum Reflexionsvermögen verhelfen, die er benötigt, um seinen Forschungsprozess aus einer Metaperspektive zu betrachten. Diese kann

13 Diese umfassen die »Kick-Off« und Abschlussveranstaltung sowie die Potenzialanalyse.

erreicht werden, indem er sich einer Forschergemeinschaft anschließt. Hier kann er sich hinsichtlich seiner Vorgehensweise im Forschungsprozess, seines Forschungsdesigns, seiner Methodenwahl und der Materialauswertung immer wieder mit den anderen Forschenden abstimmen. Es wird zwar davon ausgegangen, »... dass Human- und Sozialwissenschaften in aller Regel autobiographisches Material produzieren, das (meist hinter dem Rücken der Forschenden) am jeweiligen Untersuchungsgegenstand und in wissenschafts(sub)kulturell naheliegender Weise entfaltet wird [...]«.« Dies trifft auch insoweit auf die Arbeit in Deutungsgruppen zu, da die Forschenden hier nicht »[...] jenseits persönlicher und institutioneller Bindungen und Verflechtungen [rekonstruieren], was »eigentlich« [gewesen] ist.« (Mruck, K.; Mey, G. 1997, 302) Mit der Einbeziehung einer Perspektiventriangulation wird jedoch nicht davon ausgegangen, mit den Erkenntnissen die absolute »Wahrheit« über das Material zu erhalten, sondern vielmehr, dieser durch die Reflexionsprozesse im Rahmen der Interpretationsgemeinschaft ein Stück näher zu kommen.

Im Rahmen der Untersuchung wird mit einer fest bestehenden Interpretationsgemeinschaft gearbeitet, die sich wöchentlich trifft, um gemeinsam Datenmaterial auszuwerten oder sich weiterführenden Fragen zum Forschungsdesign oder der Methoden anzunehmen. Damit wird der Versuch unternommen, bei der Erforschung des Wandels in der Organisation nicht in erster Linie die eigene perspektivistische Sichtweise, die sich aus dem vorhandenen Vorwissen und den Erfahrungen ergibt, auf die beobachteten Phänomene zu projizieren.

Durch verschiedene Validierungsinstrumente stehen die subjektiven Interpretationen der Forscherin nicht allein, sondern werden in Form von konsensueller Validierung mit einer Forschergemeinschaft in regelmäßigen Abständen analysiert und abgeglichen.

g. Präsenz im Feld und Feldkenntnis

Um sich reflexiv mit dem Forschungsfeld auseinandersetzen zu können, sollte die Forschende zudem möglichst nicht durchgängig, sondern phasenweise im Feld anwesend sein. Mit dieser räumlichen Distanz wird die Chance gesehen, den hohen Reflexionsgrad durch die zunächst intensive Involvierung, dann aber Distanzierung erreichen zu können.

Innerhalb der Untersuchung wird dies umgesetzt, indem der Forschungsarbeitsplatz bewusst nicht im Unternehmen gewählt wird, sondern außerhalb. Um andererseits in Kontakt mit zentralen Informanten zu bleiben, sind monatliche Telefonate hilfreich sowie die Zusammentreffen mit Interviewpartnern. Innerhalb der

insgesamt zweijährigen Datenerhebungs- und –auswertungszeiträume wechseln sich dementsprechend zahlreiche Phasen des Feldkontakts mit denen der Distanzierung ab.

h. Einbettung der Erkenntnisse

Die soziologische Perspektive auf Veränderungs- und Beratungsprozesse kann schließlich bereichert werden, indem eine Einbettung der Erkenntnisse aus der Untersuchung vorgenommen wird. Im Gegensatz zu vielen Studien, die in Organisationen durchgeführt wurden, stehen bereits vorhandene Konzepte innerhalb der Untersuchung auf Basis der Reflexiven Prozessbegleitung nicht am Anfang, sondern am Ende, nach der Datenerhebungs- und –auswertungsphase, im Vordergrund.

3. RESÜMEE

Die im Aufsatz vorgeschlagene Herangehensweise und Haltung gegenüber dem Forschungsfeld als eine – wie im Eingangszitat benannte – »*methodologische Position*« und der Versuch der Nachzeichnung der »*Beschaffenheit der empirischen Welt*« (vgl. Strübing, J.; Schnettler, B. 2004, 385) wird mit der *Reflexiven Prozessbegleitung* zusammengefasst. Ihre zentralen Elemente sind im Symbolischen Interaktionismus, in der Ethnomethodologie sowie in der darauf aufbauenden *Grounded Theory* verankert. Innerhalb der qualitativen Prozess- und Organisationsforschung hat sie im deutschen Raum jedoch bisher kaum Beachtung gefunden¹⁴.

Die Reflexive Prozessbegleitung umfasst ein Basisdesign aus Retrospektivbetrachtungen, die insbesondere in der Biografieforschung Anwendung finden, sowie aus Momentaufnahmen. Diese werden aus der Sicht der direkt beteiligten Interessengruppen an einem Veränderungsprozess nachgezeichnet. Darüber hinaus kann sie im Wesentlichen durch ihre im Aufsatz dargestellten explorativen, prozessorientierten sowie reflexiven Merkmale während der gesamten Untersuchung beschrieben werden, die es aus der Forscherperspektive zu berücksichtigen gilt. Damit unterscheidet sie sich von anderen Ansätzen, wie etwa der qualitativen Evaluationsforschung oder Aktions- und Begleitforschung.

14 So stellt etwa die Untersuchung von S. Mingers (1996) einen wichtigen Versuch dar, ein ähnlich strukturiertes Beratungsprojekt in einem Unternehmen hinsichtlich der Kommunikation des Berater- und Klientensystems zu beforschen. Die Analyse wird allerdings mit der qualitativen Inhaltsanalyse nach P. Mayring (1983) sowie einem systemtheoretischen Vorverständnis durchgeführt und unterscheidet sich damit wiederum grundsätzlich von der Reflexiven Prozessbegleitung nach der *Grounded Theory*.

Insbesondere für derart mikropolitische, komplexe und vielschichtige Untersuchungsfelder und –gegenstände, in denen Deutungs- und Handlungsmuster bestimmter Akteure prozessual nachgezeichnet werden sollen, stellt der Ansatz der Reflexiven Prozessbegleitung eine Bereicherung dar.

LITERATUR

- Breuer, Franz [1996]: Qualitative Psychologie – Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Flick, Uwe [2000] : Design und Prozess qualitativer Forschung. In : Flick, Uwe; Kardorff, Ernst v.; Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 252-265.
- Gerdes, Klaus [1979]: Explorative Sozialforschung – Einführende Beiträge aus »Natural Sociology« und Feldforschung in den USA. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.
- Girtler, Roland [2001]: Methoden der Feldforschung. Böhlau Verlag, Wien, Köln, Weinheim.
- Glaser, Barney; Strauss, Anselm [1998]: Strategien qualitativer Sozialforschung. Huber Verlag, Bern.
- Glaser, Barney [1978], Theoretical sensitivity; Advances in the methodology of grounded theory. Sociology Press, Mill Valley, California.
- Legewie, Heiner [2003]: Qualitative Forschung und der Ansatz der Grounded Theory. Unveröffentlichte 11. Vorlesung an der FU Berlin, 6f.
- Legewie, Heiner [2004]: »Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen«. Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. Anhang 1: Qualitative Forschung nach der Grounded Theory – Anselm Strauss als Supervisor [9 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [Online Journal], 5(3), Art. 22b. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-04/04-3-22b-d.htm> [Zugriff: 17. März 2005].
- Löw, Martina [2001]: Raumsoziologie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Malinowski, Bronislaw [1986]: Ein Tagebuch im strikten Sinne des Wortes. Neugut 1914-1918. Schriften Bd. 4/1. Syndikat (original 1967), Frankfurt am Main.
- Mayring, P. [1983]: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Beltz Verlag, Weinheim, Basel.

- Mingers, Susanne [1996]: Systemische Organisationsberatung – Eine Konfrontation von Theorie und Praxis. Campus Verlag, Frankfurt, New York.
- Mruck, Katja ; Mey, Günther [1997]: Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozess biographischer Materialien. Zum Konzept einer »Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens« zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In: Jüttemann; Thomae: Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Psychologie Verlags Union, Weinheim.
- Raeder, Sabine [2000]: Wer definiert die Organisation? Konzept einer postmodernen Organisationskultur. Asanger Verlag, Heidelberg, Kröning.
- Rindermann, Heiner [2000]: Evaluation. In: Enninger, Gerd: Lexikon der Psychologie. Spektrum, Heidelberg, Berlin, 437-440.
- Seebacher, Uwe G.; Wiegel, Beatrix J. [2003]: Führungskräfte-Entwicklung – Krisenstrategien für Unternehmen, Manager und High Potentials. USP Publishing International, Europe, USA.
- Strauss ; Corbin [1996]: Grounded Theory – Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Beltz Verlag, Weinheim.
- Strübing, Jörg; Schnettler, Bernt [2004]: Methodologie interpretativer Sozialforschung – klassische Grundlagentexte. UTB Verlag, Konstanz.
- Sloane, Peter [1998]: Distanzierte wissenschaftliche Begleitforschung mit dem phänomenologischen textwissenschaftlichen Vorgehen. In ders.: Forschungsaufsätze in der wissenschaftlichen Begleitforschung von Modellversuchen. Überblick, Differenzierung, Kritik. München, LMU, Inst.; Münchener Texte zur Wirtschaftspädagogik 4, 29-36.
- Witzel, Andreas [2001]: Prospektion und Retrospektion im Lebenslauf. Ein Konzept zur rekonstruktion berufs- und bildungsbiographischer Orientierungen und Handlungen. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 21.Jg., Heft 4, 339 –355.
- Witzel, Andreas [2000]: Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 1 (1). Abrufbar unter: <http://qualitative-research.net/fqs/fqs.htm>.

AUTORINNENVERZEICHNIS

Birgit Bachmann, geb. 1967 in Darmstadt, studierte Rechtswissenschaften in Trier und Lancaster. Danach praktische Tätigkeiten in der Steuerabteilung einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft und als Rechtsanwältin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der JWG-Universität, FfM, Lehrbeauftragte an diversen Fachhochschulen. Seit April 2004 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung, Dissertationsprojekt: Besteuerung Alleinerziehender.

Kontakt: Birgit-Bachmann@gmx.de

Anne-Berenike Binder, M.A. geboren 1977. Studium der Französischen Literaturwissenschaft, Englische und Amerikanische Literaturwissenschaft, Kunst- und Medienwissenschaft an der Universität Konstanz, Royal Holloway, University of London und Université d'Angers. Seit 2004 Promotion in Französischer Literaturwissenschaft über Zeit- und Raumkonstruktionen im französischen Roman und Film der Shoa. Forschungsschwerpunkte: konzentrationäre Literatur, Intertextualität und Intermedialität, gender studies, décadence, Rachilde und Katherine Mansfield.

Kontakt: a.-b.binder@web.de

Judith C. Enders, Diplom-Politologin, geboren in Altenburg/Thüringen, Jg. 1976 lebt in Berlin. Nach ihrem Studium der Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin war sie u.a. beim Bundesvorstand Verdi und dem Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen (WBGU) tätig. Seit 2002 Lehraufträge am Otto-Suhr-Institut der FU-Berlin und der Rutgers University, State University of New Jersey. Nach der Rückkehr von einem Forschungsaufenthalt in New York 2004 arbeitet sie jetzt am Abschluss ihrer Promotion zum Themenbereich »Wissensnetzwerke und Klimapolitik« am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel.

Kontakt: antike_fontane@yahoo.de

Katrin Girgensohn erarbeitet für ihre Dissertation ein innovatives schreibdidaktisches Seminarkonzept für Hochschulen. Sie leitet seit 13 Jahren kreative Schreibwerkstätten, autobiografische Schreibgruppen und Schreibstadt-rundgänge. Für Stiftungen und an Hochschulen unterrichtet sie wissenschaftliches Schreiben. www.girgensohn.schreibreisen.de

Kontakt: girgensohn@schreibreisen.de

Patricia Gozalbez Cantó, geb. 1975 in Osnabrück. Studium der Kunst/Kunstpädagogik und Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Fotografie und Frauenforschung an der Universität Osnabrück. 2001/02 Postgraduierten-Studium im Bereich Fotojournalismus an der »Universidad Autónoma« in Barcelona. 2003 Fotoassistentin bei der Fotografin Bettina Flitner in Köln. Seit 2004 Promotionsstipendium der Hans-Böckler-Stiftung. Thema der Dissertation: De-Konstruktion von Weiblichkeit in den Bildern deutscher und spanischer Fotografinnen der 20er und 30er Jahre.
Kontakt: patricia_canto@yahoo.de

Christa M. Heilmann, Dr. Christa Heilmann studierte Sprechwissenschaft und Germanistik an der Universität Halle und beendete dort 1970 ihr Studium mit dem Diplom in Sprechwissenschaft. 1972 promovierte sie und war anschließend als Lektorin für Rhetorik und Phonetik an der Universität Halle beschäftigt. Von 1973-75 leitete sie die Linguistische Abteilung des Germanistischen Lehrstuhls der Universität Torun in Polen. 1989/1990 lehrte sie an den Universitäten Münster, Göttingen und Marburg, bevor sie 1990 Leiterin der Abteilung Sprechwissenschaft am Institut für Germanistische Sprachwissenschaften der Universität Marburg wurde. 2001 habilitierte sich Christa Heilmann mit dem Thema »Neue Ansätze sprechwissenschaftlicher Gesprächsforschung« an der Universität Jena.
Kontakt: heilmann@staff.uni-marburg.de

Margarethe Herzog, Dr. phil., studierte Lateinamerikanistik und Germanistik (M.A. 1992) sowie Deutsch als Fremdsprache (Zertifikat 1995) in Berlin. 1997-2001 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung mit der Dissertation »Lebensentwürfe zwischen zwei Welten. Migrationsromane karibisch-US-amerikanischer Autorinnen in den USA« (erschieden 2003 im Peter Lang Verlag). Tätig als Vermittlerin deutscher Sprache und Kultur in Athen sowie als Lehrbeauftragte und Publizistin in Berlin. Arbeitsschwerpunkte: karibische Literaturen, hispanisch beeinflusste Kulturen Nordamerikas, feministische und postkoloniale Theorien, Frauen- und Geschlechterforschung. Zwei Söhne geb. 2001 und 2003.
Kontakt: mherzog@zedat.fu-berlin.de

Mechthild Hetzel, Dipl.-Päd., Lehrbeauftragte am Institut für Philosophie der TU Darmstadt; Studium der Theologie und ihrer Didaktik, Schwerhörigenlehrausbildung (Staatsexamen 1996); im Anschluss Studium der Erziehungswissenschaft, Soziologie und Philosophie (Diplom 2000). Nach erstem Hochschulabschluss drei Jahre Mitarbeit in Drittmittelprojekten (Diskursanalyse;

erkenntnistheoretische Evaluation eines Beobachtungsmanuals); Arbeitsschwerpunkte: Sozialphilosophie, Kritische Theorie und Marginalisierungsdiskurse, Disability Studies; arbeitet z. Zt. an einer philosophischen Dissertation zum Thema Behinderung und Ethik.

Kontakt: hetzel.m@phil.tu-darmstadt.de.

Polly Kienle ist Doktorandin in Osteuropäischer Geschichte an der Universität Konstanz. Im Rahmen ihres Promotionsvorhabens untersucht sie Vorstellungen vom sowjetischen Feind bei einer Infanteriedivision der deutschen Wehrmacht von 1941 bis 1945 und die Rolle von militärischer Propaganda bei deren Vorstrukturierung.

Kontakt: Polly.Kienle@web.de

Christine Kirchhoff, Jahrgang 1974, Dipl.-Psych., promoviert an der Universität Bremen über das psychoanalytische Konzept der Nachträglichkeit. Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalyse und Gesellschaftskritik, Psychoanalyse des Geschlechterverhältnisses. Letzte Veröffentlichung: Die Möglichkeit als eine der Wirklichkeit fassen. Über den Erfahrungsbegriff Theodor W. Adornos. In: Kirchhoff, Meyer u.a. (Hg.): Gesellschaft als Verkehrung. Freiburg: Ca ira. 2004. Kontakt: CKirchhoff@gmx.net

Bettina Kremberg. Nach einem Volontariat beim ADN in Erfurt/Berlin und mehrjähriger Tätigkeit als Redakteurin bei verschiedenen Zeitungen studierte sie ab 1990 u.a. Philosophie, Kulturwissenschaften und Kunstgeschichte in Leipzig und Berlin. Gegenwärtig ist sie Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung. Ihre Dissertation beschäftigt sich mit der Kritik an positivistischen Sprach- und Denkstilen in Geschichtswissenschaft und Philosophie. Arbeitet mit Wirtschaftsinformatikern und Volkswirten in der Forschungs-kooperative »Soziopragmatischer Konstruktivismus« zusammen, hat eine Promovierendengruppe am Institut für Philosophie der Universität Leipzig gegründet und zeichnet außerdem für das künstlerische Konzept und die Pressearbeit des Vereins »KunstRäume Leipzig e.V.« verantwortlich. Darüber hinaus ist sie seit zwei Jahren im Internationalen interdisziplinären Arbeitskreis für philosophische Reflexion (liaphR) aktiv. Engagiert in der Universität, im Leitungskollektiv der Hans-Böckler-Stiftung, als Frau mit Gender-mainstreaming-Überzeugung und auch als Mutter von zwei Kindern.

Kontakt: BettinaKremberg@aol.com

Galina Leonjtij, (geboren in Chernowitz, Westukraine) studierte Sprachwissenschaft, Soziologie und Jura an der Universität Konstanz (Abschluss M.A.). Derzeit Doktorandin und Mitarbeiterin am Lehrstuhl Kultursoziologie in Konstanz

(Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner). Schwerpunkte: Interkulturelle Kommunikation (Kultursoziologie/Soziolinguistik), Gender-Studies, Methoden der Qualitativen Sozialforschung sowie interpretative Soziolinguistik (Letzteres unter Betreuung von Prof. Dr. Helga Kotthoff, Universität Freiburg). Dissertation zum Thema »Deutsch-ukrainische interkulturelle Wirtschaftskommunikation. Eine Fallstudie«.

Kontakt: galina.leontij@uni-konstanz.de

Christiane Mattiesson, geb. 1969 in Wuppertal. Nach dem Abitur 1989 dreijährige Ausbildung zur Schreinerin, danach zwei Jahre Festanstellung als Gesellin. WS 1994/95 bis November 1999 Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Germanistik an der Ruhr-Universität Bochum, Abschluss M.A. Ab Frühjahr 2001 zunächst ideelles Promotionsstipendium der Hans-Böckler-Stiftung, Dissertation: »Die Rationalisierung des Menschen. Zu den Architekturkonzeptionen der ersten deutschen Arbeitsämter 1890 bis 1945«. Abgabe an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig, Prüfung Juni 2005. Aktuell: wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentrum für Lehrerbildung der Ruhr-Universität Bochum.

Kontakt: christiane.mattiesson@rub.de

Monica Neve, geb. 1977, studierte Geschichte, Germanistik und VWL in Melbourne, Australien und ist derzeit Doktorandin an der Universität Konstanz. In Ihrer Arbeit untersucht sie die Konstruktion der weiblichen Konsumentin in München 1900 bis 1914. Forschungsinteressen: Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Australische Stadtgeschichte, Immigrationsgeschichte und Geschichtsdidaktik.

Kontakt: monicaneve@gmx.net

Ana-Maria Palimariu, geboren 1976, Studium der Germanistik und Anglistik an der Universität Alexandru Ioan Cuza in Iassy/Rumänien und an der Universität Konstanz, anschließend Magister im Hauptfach Germanistik in Iassy. Seit 2001 Promotionsstudium mit einer Arbeit zum Thema »Ironie bei Martin Walser« an der Universität Konstanz. Seit 2005 Assistentin an der Universität Iassy, Lehrstuhl für Germanistik. Arbeitsgebiete: Ästhetik um 1800, Poetik und Rhetorik, neuere deutsche Literatur, Exilliteratur, Gedächtnisforschung, Geschlechterforschung. Veröffentlichungen: »Kein Schlussstrich: Norman Maneas Die Rückkehr des Hooligans. Ein Selbstportrait«. In: Andrei Corbea-Hoisie/Alexander Rubel (ed.), Czernowitz bei Sadagora, Iassy 2005; »Inszenierungen des Ethischen. Martin Walsers Ironiebegriff in seinen Frankfurter Vorlesungen und in der Novelle Ein flie-

hendes Pferd«. In: »transcarpathica«. Germanistisches Jahrbuch. Rumänien 2005.

Kontakt: ana-maria.palimariu@uni-konstanz.de

Jinae Park, geb. 1968 in Seoul, Korea. Lebt seit 2001 in Berlin. Jurastudium an der Ewha-Frauen-Universität in Seoul. (Bachelor of Law). Master of Education (Major: Law) mit dem Thema »Cyberpornographie und Kinder- und Jugendschutz« an der Graduate School of Education, Korea-Universität in Seoul. 1997-1999 Chefredakteurin der »Korea-University-Education-Monthly«. Jurastudium an der Graduate School, Korea-Universität in Seoul (Postgraduate Studies mit den Schwerpunkten Öffentliches Recht, Verfassungsrecht). Seit 2001 Promotion bei Prof. Dr. Gunnar Folke Schuppert an der Humboldt-Universität zu Berlin, Dissertationsthema: »Ehrenschaft im Internet am Beispiel »Hassrede« – Die verfassungsrechtliche Untersuchung von Ehrenschaftsverkehrungen im Cyberspace im Zusammenhang mit § 11 MDStV und §§ 8 ff. TDG/§§ 6 ff. MDStV«. Seit 2002 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung.

Kontakt: jinwayek@hotmail.com

Dipl. Soziologin **Angela Jenny Poppitz**, geboren 1975 in Annaberg-Buchholz, studierte von 1994 bis 1999 in Leipzig, Chemnitz und Hatfield (GB) im Diplomstudiengang Soziologie, Öffentliches Recht und Betriebswirtschaftslehre. Ihre vertiefenden Interessen im Rahmen ihres Studiums galten der Industrie- und Techniksoziologie sowie Regionalforschung & Sozialplanung. Nach Abschluss ihres Studiums war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt »Dienstleistung als Interaktion« an der TU Chemnitz und Quartiermanagerin im Bund-Länder-Programm »Die soziale Stadt« in Chemnitz tätig. Seit August 2003 wird sie von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert und ist Doktorandin der TU Chemnitz, Professur Industrie- und Techniksoziologie. Der Titel ihrer Dissertation lautet: »Bahnalltag im Arbeitsalltag. Über Organisation und (Er-)Leben des Bahnfahrens bei arbeitsbedingt Bahnreisenden.« Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich personenbezogene Dienstleistungsarbeit, Verkehr/Mobilität/Bahn, Entgrenzung von Arbeit sowie städtebauliche Sozialplanung.

Kontakt: angela@poppitz.net

Melanie Stadermann, geb. 1976, Dipl. Päd., 1995-2000 Studium der Pädagogik, Psychologie und Soziologie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 2000-2003 Mitarbeit im Projekt SITES (Second Information Technologies in Education Studies) am Institut für Schulentwicklungsforschung (IFS) der Universität Dortmund, seit 2003 Promotionsstipendiatin bei der HBS, Arbeits-

titel: Interaktionsmuster beim gemeinsamen Lernen in offenen Lernumgebungen unter Integration Neuer Medien.

Kontakt: mel.stadermann@web.de

Marion Stadlober-Degwerth, Mag. phil. geb.1961, studierte in Regensburg und Wien Geschichte, Volkskunde, Europäische Ethnologie und war mehrere Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Museum für Volkskunde und am Pathologisch-Anatomischen Bundesmuseum Wien. Arbeitsschwerpunkte zu Museumsprojekten, Ausstellungen und Veranstaltungsreihen zu den Themenbereichen: Geburtshilfe und Gynäkologie, Volksmedizin und Volksheilkunde, Gesundheits- und Pflegeforschung, Provenienzforschung und Psychiatrieforschung. Promotion seit 2003 zum Thema »Professionalisierung geschlechtsspezifischer Arbeitswelten: Die Gebäranstalt am Sinngrün«, gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung. Mitarbeiterin an der Professur für Gender Studies an der Universität Regensburg.

Kontakt: marion.stadlober-degwerth@paedagogik.uni-regensburg.de

Agnieszka Vojta, studierte in Warschau, Bern und Konstanz Germanistik und Politik. Zurzeit arbeitet sie an ihrer Dissertation zum Thema »Rhetorische Weiblichkeitsentwürfe – Selbst- und Fremdwahrnehmung bei Reisereporterinnen« an der Universität Konstanz.

Kontakt: Agavojta@aol.com

Luzia Vorspel, Dr. phil., geb. 1958. Studium der Germanistik, Hispanistik und Erziehungswissenschaft (Abschluss: Staatsexamen für das Lehramt Sek. II, Promotion) sowie Deutsch als Fremdsprache und Englisch als 3. Fach. Nach verschiedenen Tätigkeiten in Forschung, Lehre und Administration innerhalb und außerhalb der Hochschule ist sie seit Anfang 1999 als Geschäftsführerin des Zentrums für Lehrerbildung der Ruhr-Universität Bochum tätig.

Sibel Vurgun, geb. 1972, studierte Mathematik und Französisch an den Universitäten Konstanz und Aix-en-Provence. 2001 bis 2004 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung, Dissertation zur Gegenwartsliteratur: »Die Thematik der Rückkehr in der französischsprachigen Maghreb-Literatur und insbesondere in der »littérature beur««. Abschluss der Promotion im Januar 2005.

Kontakt: sibel.vurgun@gmx.de

Cornelia Weigand, Dipl.-Soz., Sprecherz. (DGSS), geboren 1976 in Heidelberg. Von 1997 bis 2001 Studium der Soziologie mit dem Nebenfach Psychologie sowie parallel dazu von 1998 bis 2002 universitäre Ausbildung der Sprechwissenschaft und Sprecherziehung an der Philipps-Universität Marburg. Seit 2003 Promotion in der Soziologie der Wirtschaft und Arbeit bei Frau Prof. Dr. Maria

Funder an der Philipps-Universität Marburg über organisatorischen Wandel und die Konsequenzen für die beteiligten Akteure anhand eines Fallbeispiels.

Kontakt: weigand.c@gmx.de

edition der Hans-Böckler-Stiftung
bisher erschienene Reihentitel ab Band 92

	Bestellnr.	ISBN	Preis/€
<i>Hans-Erich Müller</i> Übernahme und Restrukturierung: Neuausrichtung der Unternehmensstrategie (Handbuch Fusionsmanagement)	13092	3-935145-68-3	8,00
<i>Christian Timmreck</i> Unternehmensbewertung bei Mergers & Acquisitions (Handbuch Fusionsmanagement)	13093	3-935145-69-1	10,00
<i>Volker Korthäuer • Manuela Aldenhoff</i> Steuerliche Triebfedern für Unternehmensumstrukturierungen (Handbuch Fusionsmanagement)	13094	3-935145-70-5	6,00
<i>Dieter Behrendt</i> Ökologische Modernisierung: Erneuerbare Energien in Niedersachsen – Chancen für neue zukunftsfähige Arbeitsplätze	13095	3-935145-73-X	11,00
<i>Ingolf Rascher • Uwe Wilkesmann</i> Wissensmanagement. Analyse und Handlungsempfehlungen	13096	3-935145-71-3	12,00
<i>Tanja Klenk • Frank Nullmeier</i> Public Governance als Reformstrategie	13097	3-935145-72-1	12,00
<i>Reiner Hoffmann • Otto Jacobi • Berndt Keller • Manfred Weiss (eds.)</i> European Integration as a Social Experiment in a Globalized World	13098	3-935145-74-8	14,00
<i>Angelika Bucerius • Diether Döring • Richard Hauser (Hrsg.)</i> Alterssicherung in der Europäischen Union. Perspektiven der Finanzierung	13099	3-935145-75-6	25,00
<i>Werner Killian • Karsten Schneider</i> Die Personalvertretung auf dem Prüfstand	13100	3-935145-76-4	12,00
<i>Nils Fröhlich • Jörg Huffschmid</i> Der Finanzdienstleistungssektor in Deutschland	13101	3-935145-77-2	15,00
<i>Susanne Felger • Angela Paul-Kohlhoff</i> Human Resource Management	13102	3-935145-78-0	15,00
<i>Paul Elshof</i> Zukunft der Brauwirtschaft	13103	3-935145-79-9	16,00
<i>Henry Schäfer • Philipp Lindenmayer</i> Sozialkriterien im Nachhaltigkeitsrating	13104	3-935145-80-2	19,00

	Bestellnr.	ISBN	Preis/€
<i>Rainer Frentzel-Beyme • Boris Oberheitmann</i> Arbeiten mit Styrol. Neuropsychologische Störungen bei niedriger Dosierung	13105	3-935145-82-9	12,00
<i>Axel Olaf Kern • Ernst Kistler • Florian Mamberger • Ric Rene Unteutsch • Bianka Martolock • Daniela Wörner</i> Die Bestimmung des Leistungskatalogs in der gesetzlichen Krankenversicherung (Band 1): Definitionsprobleme und Implikationen von Leistungsausgrenzungen in der gesetzlichen Krankenversicherung	13107	3-935145-84-5	18,00
<i>Dea Niebuhr • Heinz Rothgang • Jürgen Wasem • Stefan Greß</i> Die Bestimmung des Leistungskatalogs in der gesetzlichen Krankenversicherung (Band 2): Verfahren und Kriterien zur Bestimmung des Leistungskatalogs in der Gesetzlichen Krankenversicherung vor dem Hintergrund internationaler Erfahrungen	13108	3-935145-85-3	28,00
<i>Yasmine Chahed • Malte Kaub • Hans-Erich Müller</i> Konzernsteuerung börsennotierter Aktiengesellschaften in Deutschland	13109	3-935145-86-1	14,00
<i>Klaus Löbbe</i> Die europäische Chemieindustrie. Bedeutung, Struktur und Entwicklungsperspektiven	13110	3-935145-87-X	25,00
<i>Friedrich Hauss • Dörthe Gatermann</i> Schaffung von Handlungs- und Unterstützungsstrukturen zur Erhöhung der Nutzerkompetenz von Krankenversicherten	13111	3-935145-88-8	10,00
<i>Andreas Diettrich • Korinna Heimann • Rita Meyer</i> Berufsausbildung im Kontext von Mobilität, interkulturellem Lernen und vernetzten Lernstrukturen	13112	3-935145-89-6	16,00
<i>Uwe Fachinger • Anna Frankus</i> Selbständige im sozialen Abseits	13113	3-935145-90-X	13,00
<i>Frank Havighorst</i> Jahresabschluss von Krankenhäusern. Betriebswirtschaftliche Handlungshilfen	13114	3-935145-91-8	14,00
<i>Achim Sollanek</i> Versicherungsbilanzen nach deutschem Handelsrecht	13115	3-935145-92-6	10,00
<i>Kuno Schedler • John Philipp Siegel</i> Strategisches Management in Kommunen	13116	3-935145-93-4	28,00

	Bestellnr.	ISBN	Preis/€
<i>Marita Körner</i> Riesterrente, Eicheförderung und geschlechtereinheitliche Tarife	13117	3-935145-94-2	10,00
<i>Arno Prangenberg • Manuela Aldenhoff</i> Steuerliche Grundlagen der Umwandlung von Unternehmen	13118	3-935145-95-0	12,00
<i>Andrea Jochmann-Döll • Karin Tondorf</i> Monetäre Leistungsanreize im öffentlichen Sektor	13119	3-935145-96-9	16,00
<i>Andreas Boes • Michael Schwemmler</i> Herausforderung Offshoring. Auslagerung von IT-Dienstleistungen aus Unternehmen	13120	3-935145-97-7	15,00
<i>Wolfgang Gerstlberger • Wolfram Schmittel</i> Public Private Partnership	13121	3-935145-98-5	15,00
<i>Barbara Sternberger-Frey</i> Finanzwirtschaftliche Kennzahlen als Basis von Erfolgsbeteiligungen	13122	3-935145-99-3	10,00
<i>Johannes Koch • Winfried Heidemann • Christine Zumbeck</i> Nutzung elektronischer Netze zur Unterstützung des Lernens im Betrieb	13123	3-86593-001-8	12,00
<i>Wolfgang Däubler</i> Kontrolle von Arbeitsverträgen durch den Betriebsrat	13124	3-86593-002-6	12,00
<i>Klaus Hess • Siegfried Leittretter</i> Innovative Gestaltung von Call Centern – Kunden- und arbeitsorientiert	13125	3-86593-000-X	10,00
<i>Margarethe Herzog (Hrsg.)</i> Gender Mainstreaming	13126	3-86593-003-4	28,00
<i>Elke Wiechmann</i> Lokale Gleichstellungspolitik vor der Trendwende oder die modernisierte Tradition	13127	3-86593-004-2	18,00
<i>Christoph Andersen • Marcus Beck • Stephan Selle (Hrsg.)</i> Konkurrieren statt Privatisieren	13128	3-86593-005-0	18,00
<i>Bernhard Hillebrand</i> Ökologische und ökonomische Wirkungen der energetischen Sanierung des Gebäudebestandes	13129	3-86593-006-9	10,00
<i>Angela Wroblewski • Andrea Leitner</i> Lernen von den Besten. Interdependenzen von Frauenerwerbsbeteiligung und Geburtenzahlen im Ländervergleich	13130	3-86593-007-7	i. Vorb.

	Bestellnr.	ISBN	Preis/€
<i>Hartmut Küchle</i> Rüstungsindustrie transatlantisch? Chancen und Risiken für den deutschen Standort	13131	3-86593-008-5	12,00
<i>Klaus Maack</i> Wachstumspol Stettin und Auswirkungen auf die Entwicklung der deutschen-polnischen Grenzregion	13132	3-86593-009-3	i. Vorb.
<i>Herbert Baum • Klaus Esser • Judith Kurte • Jutta Schneider</i> Regionale Entwicklung und der Frankfurter Flughafen	13133	3-86593-010-7	15,00
<i>Anita Pfaff • Gert G. Wagner • Jürgen Wasem</i> Zwischen Kopfpauschale und Bürgerversicherung	13134	3-86593-011-5	24,00
<i>Hartmut Küchle</i> Die Neustrukturierung des deutschen Rüstungsmarktes als industriepolitische Aufgabe	13135	3-86593-012-3	20,00
<i>Mechthild Kopel • Sandra K. Saeed • Dietrich Englert</i> Gender Mainstreaming	13136	3-86593-013-1	i. Vorb.
<i>Mathias Hein • Gertrud Hovestadt • Johannes Wildt</i> Forschen Lernen	13137	3-86593-014-X	12,00
<i>Oliver Farhauer</i> Humanvermögensorientierung in Grundsicherungssystemen	13138	3-86593-015-8	18,00
<i>Andreas Pentz • Achim Sollanek</i> Cash-Pooling im Konzern	13139	3-86593-016-6	15,00
<i>Volker Eichener • Rolf G. Heinze</i> Beschäftigungspotentiale im Dienstleistungssektor	13140	3-86593-017-4	i. Vorb.
<i>Peter Kalkowski • Otfried Mickler</i> Projektorganisation in der IT- und Medienbranche	13141	3-86593-018-2	28,00
<i>Rıza Gürel</i> Betriebsverfassungsgesetz in türkischer Sprache	13142	3-86593-019-9	15,00

Ihre Bestellungen senden Sie bitte unter Angabe der Bestellnummern an den Setzkasten oder unter Angabe der ISBN an Ihre Buchhandlung.
Ausführliche Informationen zu den einzelnen Bänden können Sie dem aktuellen Gesamtverzeichnis der Buchreihe **edition** entnehmen.

Setzkasten GmbH
Kreuzbergstraße 56
40489 Düsseldorf
Telefax 0211-408 00 90 40
E-Mail mail@setzkasten.de

Hans-Böckler-Stiftung

Die Hans-Böckler-Stiftung ist das Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Gegründet wurde sie 1977 aus der Stiftung Mitbestimmung und der Hans-Böckler-Gesellschaft. Die Stiftung wirbt für Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft und setzt sich dafür ein, die Möglichkeiten der Mitbestimmung zu erweitern.

Mitbestimmungsförderung und -beratung

Die Stiftung informiert und berät Mitglieder von Betriebs- und Personalräten sowie Vertreterinnen und Vertreter von Beschäftigten in Aufsichtsräten. Diese können sich mit Fragen zu Wirtschaft und Recht, Personal- und Sozialwesen oder Aus- und Weiterbildung an die Stiftung wenden. Die Expertinnen und Experten beraten auch, wenn es um neue Techniken oder den betrieblichen Arbeits- und Umweltschutz geht.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu Themen, die für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer von Bedeutung sind. Globalisierung, Beschäftigung und institutioneller Wandel, Arbeit, Verteilung und soziale Sicherung sowie Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik sind die Schwerpunkte. Das WSI-Tarifarchiv bietet umfangreiche Dokumentationen und fundierte Auswertungen zu allen Aspekten der Tarifpolitik.

Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung (IMK)

Das Ziel des Instituts für Makroökonomie und Konjunkturforschung (IMK) in der Hans-Böckler-Stiftung ist es, gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge zu erforschen und für die wirtschaftspolitische Beratung einzusetzen. Daneben stellt das IMK auf der Basis seiner Forschungs- und Beratungsarbeiten regelmäßig Konjunkturprognosen vor.

Forschungsförderung

Die Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu Mitbestimmung, Strukturpolitik, Arbeitsgesellschaft, Öffentlicher Sektor und Sozialstaat. Im Mittelpunkt stehen Themen, die für Beschäftigte von Interesse sind.

Studienförderung

Als zweitgrößtes Studienförderungswerk der Bundesrepublik trägt die Stiftung dazu bei, soziale Ungleichheit im Bildungswesen zu überwinden. Sie fördert gewerkschaftlich und gesellschaftspolitisch engagierte Studierende und Promovierende mit Stipendien, Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktika. Insbesondere unterstützt sie Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

Öffentlichkeitsarbeit

Mit dem 14tägig erscheinenden Infodienst »Böckler Impuls« begleitet die Stiftung die aktuellen politischen Debatten in den Themenfeldern Arbeit, Wirtschaft und Soziales. Das Magazin »Mitbestimmung« und die »WSI-Mitteilungen« informieren monatlich über Themen aus Arbeitswelt und Wissenschaft. Mit der Homepage www.boeckler.de bietet die Stiftung einen schnellen Zugang zu ihren Veranstaltungen, Publikationen, Beratungsangeboten und Forschungsergebnissen.

Hans-Böckler-Stiftung
Hans-Böckler-Straße 39
40476 Düsseldorf
Telefax: 02 11/77 78-225
www.boeckler.de

**Hans Böckler
Stiftung** 

Fakten für eine faire Arbeitswelt.

